UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Moderne Culturzustände

im

Elsaß

von

Ludwig Spach.

Erster Band.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1873.

11698
2/1/91
3 Bde.
6

Inhalt.

Seite

1. Die Reihenfolge der Präfekten des Niederrheinischen Departements 5
2. Die Reihenfolge der Maires von Straßburg . . 29
3. Eine Bilderreihe alsatischer deutscher Dichter . . 65
4. Moderne französische Dichter im Elsaß 133
5. Die modernen alsatischen Historiker 176
6. Historisch-archäologische Gesellschaft im Elsaß . . 198
7. Die literarische Gesellschaft von Straßburg . . . 210
8. Die Conférences littéraires 226
9. Die Revue d'Alsace 236
10. Die Revue catholique 247
11. Die bisherige Academie von Straßburg 260
12. Die Gazette médicale de Strasbourg 277
13. Die naturwissenschaftliche Gesellschaft von Straßburg 288
14. Die Ackerbaugesellschaft des Niederrheins 294
15. Die Société industrielle de Mulhouse . . . 304

Einleitung.

Nachfolgende gesammelte Aufsätze über die Kulturzustände im Elsaß erschienen zuerst einzeln in der „Straßburger Zeitung" während dem bedeutsamen Jahre 1871, das heißt während der Uebergangsperiode aus dem französischen Régime in die deutsche Verwaltung. Der Verfasser dieser Skizzen verfolgte dabei systematisch einen Hauptzweck; er wollte ein summarisches, aber wo möglich genaues Verzeichniß der Arbeiten aufstellen, die ungefähr seit dem Anfang des laufenden Jahrhunderts und besonders in den letzten Dezennien auf wissenschaftlichem und literarischem Boden sich lebensfähig erwiesen, folglich auf den Geist der gebildeten Bewohner des Elsasses einigen Einfluß geübt. Somit war die Uebersicht der gelehrten Vereine und ihrer Leistungen, der in denselben thätigen Männer und der periodischen Zeitschriften vor allem geboten. Gleichsam als Portal zum aufzuführenden Gebäude schien ein Ueberblick der administrativen, in des Elsasses Hauptstadt gipfelnden Verhältnisse geeignet. Nicht unbeachtet durften die religiösen

Zustände bleiben; auch ein Seitenblick auf die artistischen lag nicht außerhalb dieses Planes. Besprechung einzelner Werke, die in allerletzter Zeit über Straßburg und das Elsaß, sei's hier zu Lande, sei's im transrhenanischen Deutschland veröffentlicht worden, reihten sich an die angedeuteten Erörterungen. Der Verfasser darf sich das Zeugniß ausstellen, daß er bei abgegebenem Urtheil gewissenhaft und unparteiisch verfuhr. So anspruchslos seine flüchtige Zeichnung, so war ihm doch daran gelegen, den neuangesiedelten Einwanderern ein Bild der mannigfachen intellektuellen Thätigkeit der Elsässer vorzuhalten, mithin zu zeigen, was hier zu hoffen, zu pflegen, weiterzuführen bliebe, oder was nach Ermessen als veraltete Form bei Seite zu schieben, und bloß als Unterlage künftiger Bauten zu betrachten seie.

In bewegten Zeiten, wie die unsere, in einem, wie das Elsaß, aufgewühlten Lande, als Vermittler entgegengesetzter Ansichten und Tendenzen aufzutreten, ist immerhin mißlich und es läuft der ungelegene Mittelmann Gefahr, von keiner der streitenden Parteien mit günstigem Auge betrachtet zu werden. Wenn er aber bei diesem Verfahren einem angebornen Triebe folgt, mag er sich immerhin mit dem Gedanken trösten, unter der aufgeregten, leidenschaftlichen Menge einzelne günstige Hörer zu finden, die, sein Streben nicht verkennend, mit ihm einverstanden sind.

Auf absolute Vollständigkeit macht der Sammler dieser Skizzen keinen Anspruch; er durfte es nicht. Seine Aufsätze waren für ein Publikum berechnet, das sich nicht ausschließlich in akademischen Kreisen bewegt. Geflissentlich ließ er unbeachtet, was in den erwähnten Fächern ihm

geringfügig schien, aber vielleicht von andern nicht als solches angesehen würde. Er schrieb kein Buch; er befliß sich aus einer unendlichen Zahl von Elsässischen Produkten einige allgemein genießbare hervorzusuchen und in einer der angezogenen Zeitschrift gemäßen Form vorzulegen. Was solchen essays an erschöpfender Gründlichkeit abgeht, ersetzen sie wohl durch den lebhafteren Ton der Mittheilung. Es erfordert schon einige bescheidene Ausdauer, im politischen Gewühle und unter den verworrenen feindlichen Stimmen der Gegenwart, für einen friedlichen Zweck nur auf wenig Augenblicke die Aufmerksamkeit der Leser und Hörer zu fesseln.

Die
Reihenfolge der Präfecten
des
Departements Niederrhein.

Es dürfte nicht zwecklos sein, am Vorabend*) der Einführung einer neuen Verwaltungsmethode in Straßburg und im Elsaß einen besondern Rückblick zu werfen auf die Behörden, die, als Präfekten, seit dem Anfang des Jahrhunderts an der Spitze des schönen Niederrheins standen. In solchen Persönlichkeiten spiegelt sich mehr oder minder der Zeitgeist ab. Wir werden dabei so viel als möglich unparteiisch und doch schonend zu Werke gehen. Als Repräsentanten der alles an sich ziehenden Central-Regierung blieb diesen Verwaltern der in Departemente zersplitterten ehemaligen Provinzen kaum in untergeordneten Zweigen des Staatshaushalts das Recht einer freien Bewegung. Um so verdienstlicher erscheint der Einfluß den sich einige ausgezeichneten Männer inmitten dieses Zwanges zu verschaffen gewußt; um so segensreicher und in gutem Andenken bleibt ihr Gedächtniß. — Die sich hergaben zu willenlosen Werkzeugen der pariser

*) Geschrieben im Dezember 1870.

Machthaber, nun die haben ihren Lohn dahin. Ihr Name lebt ebenfalls fort in der Erinnerung der Verwalteten — aber wie? —

Nur wenig Worte, als historische Einleitung.

Mit dem Ausbruch der Revolution von 1789 fiel von selbst die Verwaltung der ehemaligen Intendanten zu Boden; ihr ausgedehnter Wirkungskreis — er umfaßte, z. B., auch das Justizwesen und die Finanzen — war geschmälert. Zuvörderst wurden sie, im Elsaß und in den übrigen Provinzen des erschütterten Königreichs; durch Departemental-Kommissionen ersetzt. Es war eine Interimsperiode, die in die sogenannten Directorien überging.*) Der breite Fluß der Intendantur verlief in die Sandrinnen einer vielköpfigen Verwaltung.

Die Consular-Regierung machte diesem Zwitterwesen ein schnelles Ende. Durch das Gesetz des 18. Pluviôse an VIII (6. Februar 1800) traten die Präfekten an die Stelle der Directorien; die kräftige Hand des Herrn und Meisters legte sich auf die Schultern der neugeschaffenen hohen Beamten, gab den electrischen Impuls zu jeder Maßregel, und von einem Ende zum andern des nur dem Namen nach republikanischen Reiches wurden Gedanken und Wille des künftigen Imperators zur That. Schon mit dem 11. Pluviôse an VIII (2. März 1800) war der erste Präfekt des Niederrheins ernannt, in der Person eines Herrn Laumond, oder Citoyen Laumond, wie man sich damals noch betitelte. Derselbe war bereits als junger Mann in der königlichen Verwaltung

*) D. h. die Commissions départementales intermédiaires wurden durch die Directoires des départements ersetzt.

angestellt gewesen, und bekleidete unter dem Directoire den Posten eines französischen Consuls in Smyrna (1795—1797). In Straßburg griff er, als tüchtiger Administrator, in die Geschäfte, ordnete die Präfektur und das Räderwerk dieser gewaltigen Verwaltungsmaschine, und hatte das Glück, das Versöhnungswerk der Parteien in dem Unterelsaß mit Rath und That zu vollziehen. Er öffnete die seit 1793 geschlossenen Tempel dem Gottesdienste wieder, und erlöste den Ueberrest der politischen Gefangenen aus ihrer Haft. Von den Umständen begünstigt war es ihm leicht sich beliebt zu machen; er sonnte sich in dem ersten Schimmer der Morgenröthe einer kräftigen Regierung, und wurde, nachdem dritthalb Jahre verstrichen, in den Staatsrath versetzt. Später verwaltete er ein Departement in den Rheinprovinzen (1804—1806), hierauf die Präfektur von Versailles, wurde mit dem Grafentitel belehnt, und starb, vereinsamt, siebenzigjährig, unter der Regierung der Bourbonen (1825). Ein Andenken seiner Wirksamkeit im Elsaß hinterließ er durch die Bearbeitung einer Statistik des Niederrheinischen Departements.

Sein Nachfolger Shee, (den 26. Sept. 1802 ernannt), stammte aus einer irländischen Familie, hatte in seiner Jugend und im Mannesalter in der französischen Armee gedient, war 1796 bis zum Brigadegeneral vorgerückt, und trat erst etwas später, als Präfekt des Departements Donnersberg ins Civilfach. — In Straßburg warf man ihm seine Kargheit bei Feierlichkeiten, Abendgesellschaften u. s. w. vor. Zweimal hatte er die erwünschte Gelegenheit das Haupt des Staates zu empfangen; Napoleon reiste zum Feldzuge von 1805 und 1809 durch die Haupt-

stadt des Elsasses, und während dem Sommer des letzteren Jahres bewohnte Josephine den hiesigen Palast. Eine weiß und blau uniformirte Ehrenwache zu Pferd und zu Fuß war für sie errichtet worden, aber es scheint nicht, daß Baron Shee sich besser in der Hofatmosphäre als in der bürgerlichen zu bewegen wußte. Im Februar 1810 wurde er von Straßburg abberufen und in den Senat versetzt; es war für den noch rüstigen, siebenzigjährigen Alten eine Invalidenversorgung; nur widerstrebend fügte er sich den Befehlen des Ministers des Innern.

Als der an seine Stelle tretende Marquis de Lezay-Marnesia im Präfekturgebäude ankam, konnte dieser noch jugendliche Nachfolger mit Mühe sich eine erträgliche Aufnahme sichern, und den Baron Shee nur nach mehrtägiger Zögerung zur Uebergabe der Geschäfte bewegen. Der Alte glaubte sich zu Ausflüchten aller Art berechtigt, und hoffte, indem er Zeit gewann, auch seine Stellung zurück zu erobern. — Zehn Jahre später segnete er das Zeitliche als Mitglied der Pairskammer.

Hätte Lezay-Marnesia bei seinem Eintritt in das hiesige Hotel geahnt, welches Ende ihn hier erwarte, wohl wäre er an der Schwelle umgekehrt.

In dem ersten Kaiserreich haben sich wohl keine Civilbeamte vorgefunden, deren Popularität nur von weitem an die von Lezay-Marnesia reichte. Er hinterließ im Elsaß einen hochgeschätzten Namen, und verdankte diesen Nachruhm seinem persönlichen Auftreten sowohl, als den Eigenschaften und Fähigkeiten des Administrators.

Adrian von Lezay-Marnesia stammte aus einer adeligen spanischen Familie, die sich in St. Julien bei Lons-le-Saulnier niedergelassen. Im Laufe des 18. Jahrhunderts bekleideten mehrere seiner Vorfahren höhere Stellen in der Armee und in der Klerisei. Er selbst war im Jahr 1770 geboren, widmete sich, zwanzigjährig, dem vorläufigen Studium der Diplomatie, und besuchte einige Zeit die Universität Göttingen. Dort bewohnte er das Haus des berühmten Dichters der Lenore, und befreundete sich — wohl unter Bürger's Leitung — mit deutscher Literatur. Während der Schreckenszeit glückte es ihm in der Umgebung von Paris unbekannt und verborgen bessere Tage zu erwarten. Nach Robespierre's Sturz trat er als Publizist, als Pamphletschreiber, in die Oeffentlichkeit, flüchtete anno 1797 in die Schweiz, und kehrte in sein Vaterland zurück, als mit der Consular-Regierung geregelte Zustände eintraten. Aus seinem Exil brachte er eine Arbeit mit, die ihm den Weg zu Amt und Ehren bahnen sollte. Das war eine Uebersetzung in Prosa des Schiller'schen Don Carlos, mit einer merkwürdigen Vorrede, welche dem ersten Consul durch einen hohen Gönner des Uebersetzers in die Hand gespielt wurde. Daß in jener Zeit Napoleon Bonaparte noch nicht ganz für freisinnige, großherzige Ideen verschlossen war, beweist die Beförderung Lezay-Marnesia's als Bevollmächtiger (membre plénipotentiaire) am Hofe des Erzherzog's Ferdinand, Kurfürsten von Salzburg. Die Stellung schien unbedeutend und war es im Grunde keineswegs. War doch von Salzburg aus die Wiener Hofburg zu überwachen! Der junge Lezay-Marnesia zog sich mit merkwürdigem Takt aus der schweren Lage, aber fiel in tem-

poräre Ungnade als er sich während dem Feldzuge von 1805 der systematischen Plünderung einiger französischen Generäle muthig widersetzte.

Im Mai 1806 wurde Lezay-Marnesia indeß zum Präfekten des Rhein- und Mosel-Departements ernannt, und machte nun zu Coblenz seine Vorschule als kaiserlicher Civilbeamter. Auch dieses war keine leichte Sache. Durch seine Herzensgüte und sein Mitgefühl mit den Leiden des Volkes kam er oftmals in Conflikt mit den Pflichten seines Amtes und mit der eisernen Consequenz des pariser Ministeriums. Schwer lastete die Conscription auf den Rheinprovinzen; die Militärgesetze ließen sich nicht umgehen. Doch scheute Lezay-Marnesia kein persönliches Opfer, wenn er die Leiden einer armen, ihres Sohnes beraubten Familie zu lindern hoffte. Und so legte er den Grund zu seinem zerrütteten Vermögen, zu der Schuldenlast, die störend in seine Laufbahn und seine persönliche Ruhe eingriff.

Von den ihm untergeordneten Beamten verlangte er strenge Arbeit, und gegen Vernachlässigung oder Untreue war er unerbittlich. Und doch war er beliebt. Der „rheinische Antiquarius" gibt über diese Periode seiner Laufbahn belehrenden Aufschluß.

In seinem Departemente schuf er zuerst Vizinalwege, die das Innere der Bezirke, das öde, unwirthliche Berg- und Waldland, und die Seitenthäler des Rheins mit der großen Verkehrsader, mit dem Hauptstrome verbanden. Vor dem südlichen Thore vor Coblenz schuf er herrliche Garten- und Park-Anlagen, befeuerte die Stadtbewohner zu freiwilliger Arbeit, und legte selber Hand an's Werk.

So viel es die Verhältnisse gestatteten, beförderte er Viehzucht und Ackerbau; gemeinnützige Gesellschaften rief er in's Leben, stiftete eine Hebammen- und Normalschule; es war ihm Ernst in seinem Amte, und so mußte er, auch auf deutschem Boden, in günstigem Lichte erscheinen. Er machte seine Lehrjahre in Coblenz durch; selbstständig trat er auf in Straßburg, wohin er mit einigen Freunden im März 1810 aufbrach. Hier erwartete ihn, wenig Wochen nach seiner Ankunft, die angenehme aber schwierige Pflicht, den Empfang der kaiserlichen Braut, der Erzherzogin Marie Louise vorzubereiten. Er entledigte sich dieses Auftrages, als geübter Ceremonienmeister; noch jahrelang nach der Durchreise der Kaiserin sprachen Straßburgs Bewohner von dem festlichen Aufzug der Gewerbe und der Kochersberger Landsleute vor dem Balcon der Fürstin; nur schade, daß auch für diese Tochter des Hauses Habsburg ein schweres Verhängniß auf dem Fuße folgte. Das Loos aller deutschen, auf Frankreichs Thron oder Thronesstufen verheiratheten Fürstinnen war kein beneidenswerthes. Man denke nur, ohne in die Geschichte früherer Jahrhunderte sich zu versteigen, an die Tochter Maria Thresia's, an die unglückliche Marie Antoinette, die, fünfzehnjährig, in demselben Pallaste, vierzig Jahre vor ihrer Nichte, die Huldigung der Elsässer empfing, und nicht wie Marie Louise Deutschlands Grenze wiedersehen durfte. Man denke an Helene von Meklenburg, die siebenundzwanzig Jahre später als Herzogin von Orleans, in das herrliche Moselthal einzog, nach kaum vierjährigem Ehebündniß, als Wittwe in den Tuilerien ein freudloses Dasein führte, und nach dem 24. Februar, flüchtig, im Thüringerwalde, am Fuße der

Wartburg ein Asyl aufsuchte. — Man verzeihe uns diese Abschweifung; wir kehren zu Lezay-Marnesia zurück.

Es war dieser Mann eine merkwürdige Erscheinung. Durch seinen Aufenthalt in Göttingen und Salzburg, und die vierjährige Verwaltungszeit in einem rheinischen deutschen Departemente hatte er deutsches Wesen schätzen gelernt, und sich manches angeeignet, was ihm in andern Umständen fremd geblieben wäre. Wohl lag das sympathische Wesen, das ihm in jeder Gesellschaftsklasse verwandte Seelen gewann, in seinem ursprünglichen Temperamente und Charakter; aber die offene Herzlichkeit, das Sichgehenlassen, die Hingabe, die menschenfreundliche Gesinnung hatte er vorzüglich, wie bessere Nahrungssäfte, auf deutschem Grund und Boden gesogen. Die ausgezeichneten Persönlichkeiten der Stadt Straßburg traten ihm auf der Stelle näher; Türckheim, Arnold waren ihm befreundet; errathen hatte er Humann's aufstrebendes Genie; dem Barrer philantropischen Arzte, Sulzer, griff er, aufmunternd, unter die Arme; mit dem christlich-praktischen Oberlin im Steinthale trat er in amtliche und intime Beziehung. — So von den Besten umgeben und unterstützt, von den Dorfbewohnern leidenschaftlich geliebt, konnte er in der Stadt und auf dem Lande sich an Neuerungen wagen, wozu kein anderer befähigt gewesen wäre. An die ersten Vizinalwege legte er unaufgefordert, vielleicht insgeheim von der Centralbehörde mißbilligt, die thätige Hand. — Mit Proviant und Champagnerflaschen füllte er den Wagen, wenn er an Ort und Stelle die ländlichen Arbeiter anzuspornen unternahm. Baumpflanzungen an Chausseen und am Eingange der Dörfer betrieb er mit fieberhafter Hast; Ruhebänke aus rothem

Sandsteine erhoben sich in regelmäßiger festgesetzter Distanz. Der Tabakbau gedieh unter seiner Verwaltung zu einer nie geahnten Ausdehnung, und durch öffentliche Festlichkeiten gab er den preisgekrönten Ackersleuten die schlagendsten Beweise seiner Theilnahme an ihrem Gedeihen und Fortschritte. Die Gegenwart des schon berühmten Alexanders von Humboldt bei einem dieser Präfekturfeste ließ bei zahlreichen Mitgliedern der Versammlung einen unauslöschlichen Eindruck.

Noch herrschten zu Lezay-Marnesia's Zeit die fürchterlichen Pocken. Unermüdlich kämpfte der philantropische Präfekt mit dem Vorurtheile des Volkes, das sich gegen die Impfung sträubte. Mußte es sein, da war er streng in der Handhabung der ärztlichen Vorschriften, und durch unerbittliches Abschließen der Erkrankten setzte er seine Popularität auf's Spiel. Was kein Anderer, durfte er sich erlauben; in den furchtbar schweren, verhängnißvollen Wintermonden von 1813 auf 1814, während der ersten Blokade von Straßburg, als eine typhusartige Pest in Spitälern und Privatwohnungen wüthete, als die deutschen Vorposten fast an die Thore der Festung reichten, hob Lezay-Marnesia die Gemüther durch Rath und That, vertheidigte mit männlicher Entschlossenheit die Bewohner der umzingelten Stadt gegen die Willkühr des kaiserlichen Bevollmächtigten, Senator Röderer, und wand sich klug und entschlossen zugleich durch die Uebergangsperiode, die mit der Restauration der Bourbonen endigte.

Damit war auch dem schönen Wirkungskreise Lezay-Marnesia's ein frühes Ziel gesetzt. Die wenigen Lebensmonate, die ihm das neidische Geschick noch gönnte, ver-

flossen schnell und gingen hin in der nothgedrungenen Pflege der vielfachen Wunden, die der Krieg dem Lande geschlagen. Als der jüngste Prinz der regierenden Familie, als der Herzog von Berry, gegen Ende Septembers das Elsaß bereiste, war Lezay-Marnesia sein Begleiter auf dem eintägigen Ausflug nach Landau. Bei der nächtlichen Heimkehr, in der Gegend von Hagenau, ereignete sich der bekannte tragische Unfall. Die Chaise des Präfekten, auf einem Nebenwege dem Prinzen vorauseilend, stürzte in den Straßengraben, und der unglückliche Lezay, von seinem eigenen Galladegen in der Hüfte grausam verwundet, kam nach langer Zögerung, um zwei Uhr Nachts in Straßburg an. Er sollte sich nicht mehr von seinem Schmerzenslager erheben; er verschied den 9. Oktober 1814, bei vollem Bewußtsein. Bei seiner Leichenfeier, die wenig Tage nachher stattfand, erschienen in Straßburg Abgesandte aller Landgemeinden, die Behörden beider elsässischen Departemente, und Straßburgs ganze Bevölkerung. Es war ein öffentlicher Trauertag. Ernst und Schmerz lagen auf jedem Gesichte, und die Gebete, die für den edlen Verblichenen und seine Hinterlassenen gen Himmel stiegen, wurden sichtlich erhört; das Andenken Lezay's erlosch nicht mit seinem Tode; es lebt fort unter der Landbevölkerung; denn im Charakter Lezay-Marnesia's lag, neben dem männlichen, etwas idyllenhaftes, und in der Hauptstadt des Elsasses, bei der Enthüllung seiner Bildsäule, frischte vor 15 Jahren ein Volksfest die Erinnerung an ihn von Neuem auf.

Lezay's Nachfolger zu sein, war unter allen Umständen keine leichte Aufgabe. Dem Grafen Kergarion, der am 13. Oct. 1814 zum Präfekten des Niederrheins ernannt

wurde, blieb nicht einmal die Zeit, sich in seine neue Lage zu finden. Die Regierung der Bourbonen war in Straßburg übel angesehen. Kergariou, das treue Conterfei der damaligen officiellen Gesinnung, brachte die Vorurtheile, das hochtrabende Wesen der Emigrantenwirthschaft in das Elsaß. Man wandte sich von ihm ab, und bei der Rückkehr des Kaisers von der Insel Elba wurde der bourbonische Statthalter in seiner hiesigen Residenz beschimpft und zur schnellen Abreise gedrängt.

Auch seinem imperialistischen Nachfolger war nur kurze Zeit beschieden.*) Es weiß jeder Geschichtskenner, daß Jean de Brie als einer der drei französischen Delegirten dem Rastatter Congreß beiwohnte und am Abend des 28. April 1799 mit seinen beiden Collegen Roberjot und Bonnier die Stadt gezwungen verließ; daß er vor den Thoren der Festung in die Hände der gedungenen Meuchelmörder fiel, und nur durch eine bewunderungswürdige Geistesgegenwart, glücklicher als seine Gefährten, sein nacktes Leben rettete. Als energischer Charakter wäre somit der kaiserlich-republikanische Präfekt in den Mauern von Straßburg ganz an seiner Stelle gewesen; aber den Weltereignissen des Sommers 1815 blieb auch der begabte Mann kaum gewachsen. Allmächtig schaltete die militärische Behörde; bei dieser zweiten Blokade Straßburg's hatte Jean de Brie das Zusehen; er griff nicht ein wie Lezay-Marnesia achtzehn Monate zuvor.

Ludwig der XVIII. war unterdeß zum zweitenmal in Paris eingezogen. Graf Bouthillier, als königlicher Prä-

*) Jean de Brie war Präfekt des Niederrheins vom 22. März bis zum 12. August 1815.

fekt des Niederrhein's bezeichnet, ließ sich nicht auf der Stelle sehen. Der Soldatenaufstand vom 2—3. September 1815 gegen General Rapp und die königliche Regierung ging unerwartet schnell vorüber; der bourbonische Präfekt hatte sich nicht mehr damit zu befassen. Auch ihm wäre es Pflicht gewesen, die Wunden des Krieges zu heilen: aber dazu war er ebensowenig als Kergariou befähigt; überdies war das Elend und die Hungersnoth der Jahre 1816 und 1817 im Elsaß der Art, daß keine administrative Maßregel dagegen anzukämpfen vermochte. Schnelle Verkehrsmittel waren noch nicht in's Leben getreten, und die vom Krieg erschöpften Vorräthe reichten nicht aus zur Linderung der Noth. Aus den Vogesen riefen die unglücklichen, ausgehungerten Bewohner um Hilfe, und aus dem südlichen Deutschland herüber strömten Züge von Auswandernden, die in Amerika eine neue Heimath aufsuchten. — Bessere Tage kamen mit dem Jahre 1818, und erleichteren die Aufgabe der Departementsbehörden. Ein freisinniger Hauch wehte aus den höheren Regionen nieder. Der Minister des Innern, Graf, später Herzog Decazes, der bevorzugte, glänzende Günstling Ludwig's des XVIII. sandte seinen älteren Bruder, den Vicomte Decazes als Präfekten nach Straßburg (24. Februar 1819).

Aber auch diesem befähigten Beamten wurde das Leben im Elsaß erschwert. Die Oppositionspartei regte sich mehr und mehr, und forderte erweiterten Einfluß. Eine noch unbewußte Tendenz nach lokaler Freiheit bemächtigte sich der Gemüther in Straßburg; man verkannte die wohlthätigen Absichten des Ministers des Innern, und ließ den Bruder diese Abneigung entgelten.

Der Sturz des Ministeriums Decazes zog die Entfernung des Präfekten des Niederrheins nach sich; es wurde dieser durch den Baron Malhouet ersetzt. (19. Juli 1820.)

Dieser ausgezeichnete Mann stammte aus einer Familie, deren Name schon früher in den höheren Regierungskreisen gut angeschrieben stand. Malhouet's Vater hatte in der ersten Revolution eine rühmliche Rolle, als constitutioneller Volksrepräsentant gespielt, und sogar unter Ludwig dem XVIII. die Stelle eines Marineministers begleitet. Sein Sohn war in gleichem Grade ein umsichtiger politischer Gehülfe der Regierung; er wünschte die Bourbonen auf die Charte zu stützen, erlebte aber damit keinen Beifall am Hofe. Nicht unbeliebt in Straßburg, und als geistreicher Gesellschafter in den höheren Zirkeln wohlgelitten, mit einer Freundin Göthe's, mit der Gräfin Lewezow engbefreundet, ließ er eine Lücke in der hiesigen Welt, als ihn eine Kabale der Tuilerien aus dem niederrheinischen Departement verdrängte.

Auf beschränktem Felde einer Provinzialstadt wurde hier dasselbe unselige Spiel gespielt, welches Carl dem X. wenig Jahre später die Krone kosten sollte. Beinahe als ein Abtrünniger wurde der liberale Beamte behandelt, der sich nicht unter das Joch einer wohlbekannten Partei schmiegte, und im prophetischen Geiste die Zukunft der Dynastie voraussah.

Der Marquis de Vaulchier (23. März 1822) Malouet's Nachfolger war dagegen ganz dem Willen der Camarilla hingegeben. Sein Verwaltungstalent gipfelte in der Polizei, die er, während den Militärverschwörungen im Elsaß (1822) und dem spanischen Feldzuge (1823) nicht ohne

Geschick leitete. Durch höhere Aemter belohnt, und nach Paris gezogen, wurde er durch einen tüchtigen Geschäftsmann, Esmangart ersetzt (7. April 1824 bis zum 30. August 1830), der sich unter den verschiedensten Ministerien (Villele, Martignac, Polignac) durchzuwinden wußte und sogar nach der Julirevolution eine Weile im Amte blieb.

Unter Ludwig Philipp's Regierung erschien zuerst als neuer Präfekt des Niederrheins Baron Nau de Champlouis, ein rechtlicher, sanftmüthiger Mann, wohl nicht ganz geeignet, in stürmischen Augenblicken das Steuer zu führen. Im Elsaß spielte von jetzt an die republikanische Partei eine doppelte Rolle: mit offenem Visir in den Lokalblättern und den Wahlkämpfen; hinter den Coulissen, in geheimen Gesellschaften. Diesen Tendenzen die Stange zu bieten, war Nau de Champlouis zu schwach. Er scheiterte hier in einem Volksauflauf, wegen vermehrter Einfuhrsteuer auf Mastvieh, wurde zwar in einem anderen Departement wieder angestellt, hatte aber durch seine schwankende Haltung die Gunst des Bürgerkönigs verscherzt.

Unter der Verwaltung des fähigen Choppin d'Arnouville (30. Sept. 1831 bis 23. Juli 1837) sollte jedoch in hiesiger Stadt ein Empörungsversuch stattfinden, der bei nachfolgenden Ereignissen eine beinahe weltgeschichtliche Bedeutung gewann. Es war das verhängnißvolle Ergebniß des 30. Octobers 1836. Was zuerst als das tolle Experiment eines jugendlichen Abenteurers erschien, erwies sich später als der fein angelegte, systematische Plan eines Kronprätendenten. Louis Napoleon war schon früh Morgens in die Wohnung des im Elsaß kommandiren-

den Divisions-General eingedrungen, und hatte ihn auf seine Seite zu bringen gesucht, während einer seiner Gefährten das benachbarte Präfekturgebäude überrumpelte, den überraschten Choppin d'Arnouville aus dem Schlaf aufrüttelte, und als Gefangenen in eine Kaserne fortschleppte. Die Begegnung, die unterwegs dem Präfekten in den morgendlich schon belebten Straßen widerfuhr, die Kolbenschläge der soldatischen Begleitung waren keineswegs geeignet, den Unglücklichen in vortheilhaftem Lichte zu zeigen; doch nur vorübergehend sollte sich die Waffenthat des Prinzen erweisen. Seine unblutige Niederlage und Gefangennahme im Hofe der Finkmattkaserne ist ein wohlbekanntes Faktum. Choppin d'Arnouville war nach wenig Stunden durch eine Abtheilung der treugebliebenen Besatzung aus seiner Haft erlöst; aber das Prästigium des unverletzlichen Ansehens war für ihn verloren. In dem Criminalprozesse der gegen die Mitverschworenen Louis Bonaparte's eingeleitet, und öffentlich verhandelt wurde, büßte Choppin d'Arnouville noch den Rest seines gerühmten diplomatischen Rufes ein. Er hatte die Pläne der Verschwörer in nächster Nähe nicht errathen, nicht durchschaut, nicht mit seiner Hand die Fäden der Verschwörung entwirrt und durchschnitten; er war, mit einem Worte, unmöglich geworden, und übergab seine Stelle (im August 1837) an einen jüngeren Collegen, der vor wenig Jahren (1834) in der Fabrikstadt St. Etienne, als Präfekt, einen bewaffneten Aufstand der Arbeiter niedergeworfen. Es war dies Herr Louis Sers, nach Lezay-Marnesia wohl der ausgezeichnetste Verwalter, den Straßburg seit dem Anfang des 19. Jahrhundert gesehen.

Herr Sers verdankte, wie Lezay-Marnesia, den besseren Theil seiner Bildung dem früheren Aufenthalt in Deutschland. Sein ältester Bruder war Unterpräfekt in Worms, und hatte für die Erziehung seines jüngeren Lieblings Sorge getragen. Er nahm ihn zu sich, übergab ihn dem Wormser Gymnasium, und später seinem Obern, dem Mainzer Präfekten Jean Bon St. André. Darauf machte Louis Sers den Feldzug von 1813 in Deutschland mit. Im ersten Jahre der Restauration zog er unter dem Fürsten Talleyrand, als Gesandtschaftsattaché, nach Wien. So wurde auf seinen südlichen Stamm — die Familie Sers lebte in Bordeaux — ein nordisches Propfreis gepflanzt, das zu vollem Laub und Früchten sich entfaltete. Es war kein übler Gedanke der Juli-Regierung, einen solchen Beamten, der Beweise seiner Befähigung in mehreren Unterpräfekturen, dann in den Landes und der Loire gegeben, in das elsässische Grenzland zu versetzen. Die Einsicht in den hiesigen Volkscharakter hatte Herr Sers in hohem Grade, und gefiel absonderlich den bürgerlichen Kreisen und den Landbewohnern, mit denen er sich geläufig in ihrer Muttersprache unterhielt. Nur war er auf einer andern Seite ein leidenschaftlicher Franzose, wünschte gelegentlich die Incorporation und die Verspeisung der Rheinprovinzen, und gab sich alle Mühe — ohne den Gebrauch des Deutschen zu verdrängen, — die junge Generation vertraut zu machen mit der Sprache jenseits der Vogesen. In dem Wesen des Herrn Sers liegt uns eine Doppelnatur vor, die der Eigenthümlichkeit der Elsässer entsprach, und unstreitig, durch ihren Einfluß, zur Entgermanisirung des Elsasses nicht wenig beitrug.

Wie dem auch sei, er entfaltete während seinem zehnjährigen Aufenthalt in Straßburg in allen Zweigen der Verwaltung eine praktische Thätigkeit, die selbst seinen politischen Gegnern — und er hatte deren in Hülle und Fülle — Anerkennung abzwang. — Straßenbauten, besonders Vizinalwege, Canalisirung,*) Dampfschifffahrt, Eisenbahnen,**) öffentliche Bauten aller Art, wurden zum Theil geangegriffen, zum Theil vollendet. Nur vergendete er, zwungen, einen Theil seiner Zeit, bei jeder Deputirtenwahl, im Kampfe mit den politischen, feindlichen Parteien; die Municipalität von Straßburg, mit oppositionellen Mitgliedern reichlich versehen, gab dem Präfekten auch viel zu schaffen; in Cultusangelegenheiten, fand er sich beständig im Widerspruch mit der katholischen Klerisei; was ihm, dem Protestanten, als Parteilichkeit für seine Religionsgenossen ausgelegt wurde. Der Hauptstreit entspann sich in den Jahren 1842—1845, wegen dem Gebrauch des Chors (dem sogenannten Simultaneum) in den getheilten Kirchen; peinliche Vorfälle ereigneten sich in mehreren Dorfgemeinden; es war schwer beiden Parteien gerecht zu werden, bis das Prinzip des Neubaus der Kirchen für jeden besonderen Cultus festgesetzt, und zum Theil schon durchgeführt wurde.

Ein schweres, sorgenvolles Jahr (1846—1847) durchlebte Herr Sers noch zuletzt im Elsaß; es war die drohende beinahe in Hungersnoth übergehende Theuerung; es war das nahe Ungewitter, das sich über dem Hause

*) Ein Theil des Rhein- und Rhonekanals, der Rhein- und Marnekanal.

**) Der Schienenweg von Straßburg nach Basel; die Decretirung und der Beginn der Ostbahn.

der d'Orleans zusammenzog, und mit unwiderstehlicher Elementarkraft hereinbrach. In dem allgemeinen Sturm, der auf den 24. Februar 1848 folgte, trat Herr Sers von der öffentlichen Schaubühne; er wich, den 26. Februar, vor der schnellgebildeten Nationalgarde und vor dem ausgesprochenen Willen eines Theiles der aufgeregten Bevölkerung, die sich an der Pariserbewegung betheiligte. Doch ging diese gewaltige Umwälzung ohne Blutvergießen, ohne Eingriff in das Besitzthum vorüber. Herr Sers blieb ungefährdet noch einen Monat lang in Straßburg, und siedelte dann auf seine Ländereien im südlichen Frankreich, wohin er schon früher elsässische Ackersleute berufen, und weitgreifende Verbesserungen eingeführt. Dort im Departement „du Gers" starb er in philosophischer Einsamkeit, im Geiste sich herübersehnend nach seiner zweiten Heimat, in das schöne Elsaß.

Die ganze Interimsperiode vom März bis in den September 1848 verlief in Straßburg und im Elsaß so ziemlich ohne heftige Zuckungen. Diesen relativ und ausnahmweise friedlichen Zustand verdankte unsere Provinz dem Bemühen der lokalen Behörden. Ein ehrenwerther Bürger, ein ausgezeichnetes Mitglied der Opposition, Herr Advokat Liechtenberger übte, an der Spitze der republikanischen Verwaltung, während den ersten Monaten, einen wohlthätigen Einfluß auf die Leidenschaften des Volkes; er beschwichtigte die Einen, versöhnte die Anderen mit der neuen Lage der Dinge, und als er Anfangs Mai's in die konstituirende Versammlung nach Paris abging, befolgte sein temporärer Nachfolger, Dr. Eissen, ungefähr dieselbe Richtung. Keine gewaltsamen Auftritte, wie deren in anderen Städten, in Lyon

z. B., sich ereigneten, störten hier die öffentliche Ruhe; die furchtbaren Junikämpfe in Paris endeten rasch, und Straßburg ward davon nur vorübergehend, in abgeschwächtem Grade berührt; die Mäßigung behielt die Oberhand; und als ein, vom Cabinet Cavaignac ernannter Präfekt, Herr Renauldon, am Anfang Octobers hier erschien, herrschte ein Waffenstillstand zwischen den feindlichen Parteien, nur von den revolutionären Zuckungen im großherzoglichen Nachbarstaate auf Augenblicke unterbrochen.

Herr Renauldon war mit den Volksbewegungen vertraut. Aus dem Dauphiné gebürtig, hatte er, unter der Restauration, sich an Verschwörungen betheiligt; hatte, nach der Julirevolution, die Präfektur des Oberrheins verwaltet, und war gegen Ende der Regierung Ludwig Philipp's in Ungnade verfallen, weil er, als Präfekt in Bourges, dem Entrinnen eines hohen politischen Gefangenen, Don Carlos, nicht zuvorkam. — Arbeitsam, unparteiisch, bieder im schönsten Sinne des Wortes, erwarb Herr Renauldon in kurzer Zeit viele Freunde in den damals obenanstehenden Behörden, Bürgern und Nationalgarden, glaubte sich aber verpflichtet, im Juni 1849, seine Entlassung bei dem Ministerium Odilon Barrot einzureichen. Er hatte zwar als die radikale Partei im Großherzogthum Baden die Leitung der Geschäfte an sich riß (April bis Juni 1849) seine Pflicht gegen die Umtriebe auf französischem Boden erfüllt; war aber nach der Ansicht des Präsidenten der Republik nicht energisch genug verfahren. Nun kam die Schilderhebung des 13. Mai's in Paris und veranlaßte eine Copie in Straßburg. — Die Mißbilligung seiner Obern zu ertragen,

fühlte sich Renauldon zu alt und zu welterfahren; er eilte, aufgebracht, in die Hauptstadt, und kündete seinem ehemaligen Freund und Bundesgenossen, Odilon Barrot den Dienst auf.

Hr. Chanal, ein ehemaliger Artillerie-Officier, der sich ebenfalls unter der Juliregierung in Verschwörungen eingelassen, ersetzte Herr Renauldon, und trat, ungewitzigt, in dieselben Fußtapfen. Nach der Februarrevolution hatte er die Epauletten bei Seite gelegt und war, als Commissar der republikanischen Regierung in das Departement der Oberalpen abgereist. Allein den Vorschriften Ledru Rollin's konnte dieser liebenswürdige Charakter nicht nachkommen; er wurde abberufen; hierauf von Cavaignac als Präfekt nach Nimes geschickt, und von dort nach Straßburg verpflanzt.

Hier erschöpfte sich seine Thätigkeit in den widerwärtigen, complicirten Anliegen der politischen Flüchtlinge. Deren Internirung, das heißt, ihre Versetzung in das innere Frankreich ward vom Ministerium des Innern befohlen. Diese Pflicht gegen Kranke und Unbemittelte auszuüben, fiel Herrn Chanal schwer; im Kampfe zwischen seiner officiellen Lage, und seiner Theilnahme für die Verbannten, wurde seine Stellung mehr und mehr schwankend. Beinahe ein Jahr hielt er sich aufrecht; aber der Boden unter seinen Füßen war unterhöhlt. Ein specieller Commissar und Aufseher war ihm in der Person Herrn Romieu's, im Laufe des Winters (1849 bis 1850) über den Hals gesandt; seine Tage waren gezählt; er wurde von Straßburg im Laufe des Mai's abberufen, etwas später (1851), in Bourg als Präfekt angestellt; nach dem Staatsstreich des 2. Decem-

bers zum zweitenmale seiner Stelle entsetzt, und trat am Ende in seine ehemalige militärische Laufbahn zurück. Herr Chanal besaß alle die glänzenden Eigenschaften des Galliers; sie wurden ihm, in seiner schwankenden Lage, zur unheilvollen Beigabe. Man glaubte nicht an seine Befähigung zum Civilfache, und doch hatte er sich mit Leichtigkeit seiner vielfachen Pflichten entledigt. An seine Stelle trat der Präfekt des Oberrheins, ein Elsässer, Herr Cesar West, in gleichem, noch jugendlichem Alter wie sein Vorgänger, doch schon länger in der administrativen Laufbahn, und fest entschlossen, die ministeriellen Befehle rücksichtslos gegen die politischen Flüchtlinge und unzufriedenen heimischen Schullehrer zu vollstrecken.

Zweimal hatte Herr West das Glück, den Präsidenten der Republik zu empfangen, (im Monat August 1850, und im Juni 1852) und sich in sein Gedächtniß einzuprägen. Die erste Durchreise hatte zu einer ungefügigen Demonstration der Artillerie der Nationalgarde Anstoß gegeben, ging aber im Grunde doch glücklich vorüber. Im Juni 1852 war die Stimmung im Volke umgeschlagen, und am Eisenbahnhof der Empfang des Prinz-Präsidenten beinah enthusiastisch; man errieth das nahe Kaiserreich. Dem jungen Präfekten erwies sich das Oberhaupt des Staates gnädig und gewogen; er hielt ihn aufrecht, als zwei Jahre später confessionelle Zerwürfnisse in Straßburg ausbrachen und die Entfernung des leidenschaftlichen, erregbaren Departementalchef's als ein Heilmittel erschien. — Herr West wurde im Monat April 1855 nach Toulouse versetzt; es war dies keineswegs eine Ungnade, er „permutirte", wie der französische euphemistische Ausdruck solchen Act bezeichnet, mit

einem Collegen: Herr Migneret kam von Toulouse nach Straßburg.

Seine Verwaltungsperiode (April 1855 bis October 1865), ist wie die des Herrn Sers, eine zehnjährige, und zeichnet sich ebenfalls durch eine vielseitige Thätigkeit aus. Bei seiner Ankunft gelang es diesem Beamten, die aufgeregten Gemüther im Elsaß etwas zu beschwichtigen. Der Streitpunkt über die protestantischen Stiftungen reichte schon einige Decennien aufwärts, und kam blos in den letzten Jahren zu heftigerem Ausbruch. Kein Wunder! Die Erörterungen über politische Fragen waren verpönt; das Napoleonische Regierungssystem hielt jeden Aufschwung in höhere, allgemeine Gebiete nieder; so mußte dann hier im Elsaß eine confessionelle Frage herhalten, und den Stoff zu leidenschaftlichen Debatten liefern.

Herr Migneret hatte schon als Unterpräfekt vor 1848 in das Räderwerk der Regierung eingegriffen; war somit, mehr als andere geeignet, die Gegensätze zu versöhnen, die Ecken abzustumpfen, die Unebenheiten zu glätten. Doch in der zweiten Hälfte seines Hierseins erneuerten sich die Wahlkämpfe, es regte sich das politische Leben; und so ward auch sein Standpunkt verschoben, und mit jedem Jahre, mit jedem Monat schwieriger. In den Reihen der Imperialisten selber brach der Zwiespalt aus; die Regierungspartei spaltete sich und wühlte in ihren eigenen Eingeweiden; persönliche Rivalen stritten um die Parlamentssitze, und der Präfekt des Niederrheins, heruntergezogen in diesen widerwärtigen Strudel, von oben her gezwungen, sich rücksichtslos auf die eine Seite zu werfen, alle Minen spielen zu lassen, wenn es sich um

den Gewinn einiger Wahlkantone oder Gemeinden handelte, verlor an Popularität und Würde, was er an erkauften Stimmen gewann. Der Niederrhein zählte vor allen unter die Departemente, worin das unstatthafte, gefährliche der allgemeinen Stimmenwahl an den Tag kam.

Verlassen wir dies unerquickliche politische Getriebe, so finden wir Herrn Migneret auf anderen Gebieten nicht zwecklos beschäftigt. Er war der Begründer der Vizinaleisenbahnen. Diesem Unternehmen wurde zuerst ein schlechtes Prognostikon gestellt; man zweifelte sehr an der Rentabilität dieser Verbindungsschienen in zweiter oder dritter Linie; allein die pessimistische Voraussicht wurde Lügen gestraft.

Oft hatte das Eingreifen des Präfekten in geringfügige Theile der Verwaltung etwas mandarinenartiges; nicht jede Verordnung war ausführbar; doch bethätigte er sich im Ganzen als tüchtiger Verwalter und die Aufstellung der Bildsäule Lezay-Marnesia's an einem Vorsprung des Präfekturgartens wurde füglich von ihm mit einer schwungvollen Rede eingeleitet. Hr. Migneret besaß eine französisch-rhetorische Bildung und kam den Ansprüchen der gelehrten Welt bereitwillig entgegen. Als junger Mann hatte er eine Municipalgeschichte seiner Vaterstadt Langres verfaßt, und brachte ein offenes Gemüth für die historische Erinnerung des Rhein-Departements mit; er begriff die Vorliebe der hiesigen Bevölkerung für die Annalen ihrer Stadt und ihrer Provinz; so wurde er der intelligente Gründer einer „Gesellschaft zur Erhaltung der geschichtlichen Monumente des Elsasses", die er den 5. December 1855 in's Leben rief. Später wagte er einen anderen Versuch mit der Stiftung „einer

literarischen Gesellschaft von Straßburg." — Hier war aber das Feld enger begrenzt, und konnte sich nicht, wie obige Schöpfung, des Zuspruchs des größeren Publikums erfreuen. Doch begünstigte er, so viel an ihm lag, die öffentlichen Vorträge (conférences), die zu Straßburg, wie in anderen Städten, in's Leben traten.

Den prachtvollen Aufschwung aber, den Deutschland auf allen Gebieten der wissenschaftlichen Forschung und auf dem Felde der Einigungspolitik nahm, verstand er ebensowenig als seine Vorgänger in den Rhein-Departementen; die transrhenanischen und nördlichen barometrischen Veränderungen in der geistigen Athmosphäre blieben auch für ihn, den ausgezeichneten, wißbegierigen Mann, das verschlossene Buch der Apokalypse. Das gereicht ihm keineswegs zum Vorwurf; er war der treue Repräsentant seines Landes, seiner Nation; hätte er einen anderen Stempel getragen, nicht drei Monate wäre er im Amte geblieben.

Seine Versetzung in den Staatsrath, im Monat November 1865, kam unerwartet. Wenig Monate zuvor hatte er das kaiserliche Ehepaar empfangen; er schien gut angeschrieben; im Wahlkampfe war er im Grunde nie unterlegen; auf dem Lande hatte er der Freunde und Anhänger viele; die Beamtenwelt horchte auf sein Wort; nach Maßgabe der Umstände war er unparteiisch; zur Geselligkeit trug er das Seinige bei. Warum wurde er aus diesem angemessenen Wirkungskreise, mit dem er auf alle Seiten hin verwachsen, warum wurde er daraus entfernt?

Diesen Schleier zu lüften ist noch nicht an der Zeit. Das Nächstvergangene hat noch mit der Gegenwart all-

zuviel Berührungspunkte; unser Rückblick auf eine beinahe siebenzigjährige lokale Verwaltung schließt füglich ab mit dem allzunah gerückten Horizonte. Nicht daß eine unparteiische Würdigung und Ansicht der jüngstverflossenen Jahre unmöglich wäre; doch ist in diesem Augenblick Beschwichtigung und nicht Erregung die Pflicht eines Jeden, der es gut meint mit seiner elsässischen Heimat. So Gott will, werden ruhigere Zeiten kommen, und mit einer heiteren Atmosphäre eine ruhigere Einsicht in das Getriebe der menschlichen Leidenschaften, welches immer der Hauptgegenstand der individuellen, lokalen und allgemeinen Geschichte bildet.

Die Reihenfolge der Maires von Straßburg.

Gleich am Eingang der Bilderreihe der Straßburger Maire's oder modernen Bürgermeister erscheint ein Mann mit eigenthümlichen Zügen, ein Charakter und ein Talent zugleich; aber ein unglücklicher Charakter und ein incompletes Talent. Die Laufbahn des ersten Maire von Straßburg, Friedrich von Dietrich beginnt im glänzenden Sonnenscheine des Glücks und schließt im höchsten Grade tragisch. Für die höchsten Würden des Staates scheint dieser Urenkel des Ammeisters Dominikus Dietrich bestimmt; schon hat er die Hand ausgestreckt nach dem Portefeuille eines Ministers des In-

nern; da ereilt ihn das Schicksal und stürzt ihn von der schwindelnden Höhe in den Kerker und den unfreiwilligen Tod auf dem revolutionären Blutgerüste . . . Ich will indeß den Begebenheiten nicht weiter vorauseilen und bescheide mich, sein faktenreiches Jugendleben zuerst kursorisch zu erzählen.

Er stammte — das weiß jeder alsatische Geschichtsfreund — aus einer Familie, die im Anfange des 17. Jahrhunderts, den religiösen Verfolgungen zu entgehen, aus Lothringen nach Straßburg eingezogen war, und sich hier durch Familienverbindung und glückliche Handelsgeschäfte zu den ersten städtischen Würden emporschwang. Den ursprünglich gallischen Namen Didier hatte sie germanisirt.

Dominikus Dietrich spielte in den Jahren, die der Uebergabe von Straßburg an Ludwig XIV. vorausgingen, eine Hauptrolle im kleinen Freistaat und vermittelte, als der Widerstand gegen die Uebermacht des französischen Königs unmöglich schien, die günstigsten Bedingungen der Capitulation. — Straßburg fiel ohne Schwertstreich, ohne einen einzigen Kanonenschuß; aber der Sieger, unbekümmert um die gewährleistete Gewissensfreiheit, begann durch Louvois und untergeordnete Agenten seine Plackereien gegen den lutherischen, angesehenen unbeugsamen Würdenträger. Dominikus Dietrich wurde nach Gueret in's Centrum von Frankreich verwiesen, und kehrte erst nach Jahren, gebrochenen Herzens, todtkrank in seine Vaterstadt zurück. Seine Nachkommen blieben dem Glauben ihrer Väter treu, arbeiteten sich langsam, aber stetig fortschreitend, wieder empor. Deren einer, Johannes Dietrich, Besitzer der ausgedehnten Hütten-

werke des Jägerthals, erwarb die Herrschaften Reichshoffen und Steinthal, wurde zugleich in Frankreich und im deutschen Reiche geadelt. Der zweite seiner Söhne, Friedrich, aufstrebend, geistig hoch begabt, in beiden Sprachen gewandt, durch weite Reisen gebildet, in der mineralogischen Wissenschaft und der Bergwerkskunde wohl zu Hause, als Schriftsteller seine ausgedehnten Kenntnisse bethätigend, stand, als er kaum zum Mann herangereift, zu Paris schon in großem Ansehen. War er doch Mitbesitzer und Beförderer der metallurgischen Werkstätten des Jägerthals, bekleidete er doch als Secrétaire interprète des Suisses in der Hauptstadt einen diplomatischen Posten. Auf ihn, den Vielversprechenden, trug der Vater all' seine Zuneigung über und spornte den Ehrgeizigen noch zu größerer Thatkraft. Als die Revolution von 1789 ausbrach und Fritz von Dietrich sich zu den neuen reformatorischen Ideen bekannte, war er durch die Lage selbst bezeichnet und als königlicher Kommissar nach Straßburg abgesandt, die Mißhelligkeiten beizulegen, die sich in der ehemaligen freien Reichsstadt zwischen dem alten Magistrat und der aufrührerischen Bürgerschaft erhoben. Er langte hier in den ersten Julitagen (1789) an; die Volksgunst und die Freundschaft vieler Notabilitäten hatten ihm zum Voraus die Bahn geebnet. Schon manchem seiner Mitbürger hatte er in Paris Gefälligkeiten und Dienste erwiesen. Als er, den 6. Juli, in Begleitung des Prinzen Max von Zweibrücken, Obristen des Regiments Alsace und des Vice-Intendanten, Herrn von Chaumont, vor dem Gesammt-Magistrat erschien, war die Aufnahme eine herzliche. — „Mein verehrtester Vater hat von jeher die Interessen meiner

Vaterstadt befördert; ihm verdanke ich diesen gütigen, unerwarteten Empfang. — Meinerseits soll jede Stunde des Tages dem öffentlichen Wohle gewidmet sein; doch werde ich die Rechte der Centralbehörde ebenfalls wahren . . . Ich werde meine Sendung nur dann erfüllt glauben, wenn ich das Wohlwollen des Magistrats und meiner Mitbürger errungen."

Fr. v. Dietrich ersetzte sogleich den kränkelnden Gerard, den königlichen Prätor, und suchte die steigende Fluth der Forderungen der Bürgerschaft und des Proletariats zu dämmen. Aber schon vor seiner Ankunft war das Vermittleramt ein schwieriges, wo nicht unmöglich; die Kunde von der Stürmung der Bastille verbreitete sich schnell und fiel wie eine Brandrakete auf entzündbare Stoffe. Die Plünderung des Straßburger Rathhauses (21. Juli 1789) durch einen ungezähmten, rohen Pöbelhaufen folgte dem Pariser Aufstand wie ein unabwendbares Naturereigniß.

An der provisorischen, aber regelmäßigen Verwaltung, die nach diesem verhängnißvollen Tag eingesetzt wurde, nahm Dietrich selbstverständlich eine einflußreiche Stellung. Sein Bestreben ging immer darauf hin, den beiderseitigen Ansprüchen, vermittelnd, gerecht zu werden: den älteren, patrizischen Geschlechtern Zugeständnisse abzunehmen, die emporstrebenden, plebejischen Bewerber, die arbeitenden Klassen in ihren Forderungen zu mäßigen, beide Parteien mit den unwiderruflichen Anordnungen der Constituante zu versöhnen. Im Anfang der Revolution war nämlich Straßburg keineswegs gesonnen, seine alten Munizipalprivilegien auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern. Die Stadt hoffte im Gegentheil auf

eine größere Unabhängigkeit, auf eine bevorzugte Stellung; es leuchtete unsern damaligen Vorfahren keineswegs ein, daß die Mauthlinie von den Vogesen nach dem Rheine zum Besten des französischen Vaterlandes vorgerückt werden sollte. Fr. v. Dietrich machte auf das unnütze eines einseitigen, lokalen Ankämpfens aufmerksam und bestimmte seine Mitbürger zur Nachgiebigkeit. Mit diplomatischer Gewandtheit hielt er die schmale Mittellinie inne, ohne sich die Gemüther zu entfremden. Als ein Dekret (des 15. Dezembers 1789) im ganzen Reiche die neue Munizipalverwaltungen in's Leben rief, und dadurch in jeder Gemeinde einen Maire mit ausgedehnten Befugnissen an die Spitze der Lokalität stellte, wurde Fr. v. Dietrich fast einstimmig von seinen Mitgliedern zu dieser Würde bezeichnet und im Laufe des folgenden Maimondes (1790) durch die Constituante bestätigt.

Wir stehen hier schon beinahe am Gipfelpunkt seiner Laufbahn. Es war für ihn wohl ein doppelt herrlicher Tag, als er auf dem Rathhause (dem jetzigen Palais) den Eid leistete: „Treu zu sein dem König, der Nation, dem Gesetze", und er einige Stunden später, vor dem Altar der protestantischen neuen Kirche dieselben Verpflichtungen feierlich einging. Der Tempel war bis in die letzten Räume angefüllt von den Glaubensgenossen des Bürgermeisters; eine athemlose, andächtige Stille herrschte in der ganzen Gemeinde, als der Maire die Hand erhob und die feierlichen Worte sprach:

„Brüder, Mitchristen, Mitbürger, den Eid, den ich heute vor dem Volke abgelegt habe, ich wiederhole ihn an dieser geheiligten Stätte. — Vertheidigen will ich die

Constitution und die Freiheit mit Gut und Blut, ich bin bereit mein Leben zu lassen für die Nation, für das Gesetz und den König! All' mein Streben soll darauf ausgehen, die Rechte der Bürgerschaft zu wahren; mein eigenes Glück soll abhängen von dem Glücke meiner Mitbürger."

Auf den Lippen des Maire's waren diese Worte keine leere Formel; er legte dafür Zeugniß ein mit Gut und Blut; er opferte dafür sein häusliches und zeitliches Glück.

Die erste Sitzung des Munizipalraths ward am 19. April gehalten. — In den ersten Honigmonden der Verwaltung Friedrichs v. Dietrich herrschte Einstimmigkeit in der Versammlung; allgemein war er geschätzt und geachtet. Von außen her, aus den Rheinlanden, aus der Schweiz kamen ihm vielfache Beweise der Zuneigung und der innigsten Theilnahme. Lafayette schrieb ihm einen herzlichen Brief; Ramond beglückwünschte ihn, aber gab ihm den wohlgemeinten Rath, mit der Milde die Festigkeit zu paaren. In demselben Sinne schrieb ihm Herr von Flachslanden aus Paris.

Der Maire von Straßburg vereinigte damals in seiner Hand beinahe all' die Befugnisse der späteren Präfekten; seine Autorität ging weit hinaus über das Weichbild der Stadt, diplomatische, militärische, finanzielle, juristische Angelegenheiten wurden an ihn befördert, bei ihm berathen. Entfalten konnte er, mußte er ein organisatorisches Talent; sein Einfluß, sein Ansehen war groß, aber noch größer seine Verantwortlichkeit; und nur allzubald sollte er den Umschlag der Volksgunst erfahren!

Ein schöner Tag war für ihn der 13. Juni 1790. Das Föderationsfest unserer östlichen Departements wurde auf der Metzgerau, im Süden der Stadt gefeiert; es war von vier Seiten her das Zuströmen einer großen Masse aus Lothringen, der Freigrafschaft, der Schweiz, des überrheinischen und des pfälzischen Deutschlands; die kürzlich errichtete Nationalgarde paradirte neben der königlichen Garnison in ihrer nagelneuen Uniform und schloß Brüderschaft mit den nachbarlich herbeigeeilten Legionärs. — Dem Bürgermeister von Straßburg war die erste Rolle vorbehalten; sein Angesicht strahlte vor Freude, als er auf dem ländlichen Rasenaltar, mit weithintönender Stimme die Eidesformel der Berufstreue wiederholte. Allein es tauschten schon im Verborgenen der Neid und die Mißgunst; schon deutete ein Fehltritt auf naheliegende Gefahren. Etwas unbesonnen ließ er sich in den neu gestifteten Constitutionsclub aufnehmen; dies führte bald für ihn zu einem gefährlichen Umschlag. Auch ließen sich treue Freundesstimmen vernehmen: „Er setze sein eigenes Vermögen auf's Spiel." Aber diese Warnungsstimmen verhallten in dem Taumel und Gewerre der täglichen Geschäfte. Stand er doch aufrecht als thätiger Schiedsrichter in den innern Zwistigkeiten der Städte des Unterelsasses, übte er doch auf die Constitutionsfreunde im Club einen großen Einfluß, warf er sich doch, sein eigenes Leben in die Schanze schlagend, zwischen Offiziere und Soldaten bei einer Empörung der letztern (August 1790); organisirte er doch die Verwaltung der Distrikte, griff er doch, er der Protestant, mit kräftiger Hand in die klerikale Verwaltung. Aber auch hier beging er einen unverbesserlichen Fehler. Die renitenten katholischen Geistlichen

zur Eidleistung auf die Constitution zu zwingen, lag außer dem Bereich und der Macht der Civilbehörde! Indem Dietrich die Wahl eines constitutionellen Bischofs von Straßburg (Brendel) befürwortete und im katholischen Seminar fremde deutsche Geistliche, wovon einer (Eulogius Schneider) von zweideutigem Ruf, anrieth und einführte (1791), erschütterte er sein eigenes Ansehen und grub selbst die bodenlose Grube, die ihn verschlingen sollte. Der nach Straßburg entsandte Ausschuß der Constituante mußte einschreiten zwischen dem Maire und dem gereizten katholischen Pöbel, um den erstern vor persönlichen Insulten zu schützen.

Glücklicher war er unstreitig in den Vertheidigungsanstalten, die er längs dem Rheine während dem Sommer 1791 traf. Die französischen Emigranten sammelten sich damals schon auf dem rechten Ufer und bereiteten sich bei Markolsheim und Rheinau zu einem Uebergang auf französisches Gebiet. Diesem Plane kam Dietrich zuvor durch Bildung eines Corps von Freiwilligen und durch Mobilisirung der jüngeren Nationalgarde. Ihn unterstützte bei den getroffenen Vorkehrungen sein Schwager Ochs, der Kanzler der Stadt Basel; bei diesem thätigen und intelligenten Manne fand F. v. Dietrich in jener verhängnißvollen Epoche Rath und Hülfe.

Zum letzten Mal schien dem Straßburger Maire ein Hoffnungsstrahl, als er am 25. September 1791 das Constitutionsfest feierte und auf der Terrasse des Rathhauses die Findelkinder und einen Theil der ärmeren Bevölkerung Straßburg's bewirthete. — An demselben Tage übergab eine Damen Deputation dem Maire eine eigens für ihn geprägte Denkmünze, die er aber mit

wehmüthigem Lächeln auf das Exemplar der neuen Constitution niederlegte.

Noch einmal, im November desselben Jahres (1791), wurde seine Wahl durch eine imposante Mehrheit seiner Mitbürger bestätigt. Aber zu selbiger Zeit trat Eulogius Schneider im Seminar seine Stelle als Professor der geistlichen Beredtsamkeit an; dieser Günstling des Maire sollte bald sich gegen seinen Beschützer wenden; er war, ohne Metapher, die Schlange, die der unglückliche Dietrich an seinem Busen nährte. — Im Club spalteten sich zum ersten Male die Mitglieder; es stifteten die exaltirten Patrioten eine Jakobinergesellschaft. Von diesem Augenblick an wurde Dietrich beargwohnt, verläumdet, verpehmt, so sehr er sich bemühen mochte, im großen Fahrwasser der öffentlichen Meinung zu bleiben. Von Paris empfing er immer noch Beweise des Zutrauens von hochstehenden Freunden; der Kriegsminister, Herr v. Narbonne, ließ den Bemühungen des Straßburger Maires für die Sicherheit der Grenze volle Gerechtigkeit widerfahren; doch Narbonne selber sollte nicht mehr lange auf seinem Posten bleiben und in der Legislatur erhielten nach und nach die anarchischen Elemente die Oberhand.

Wenig Tage nach der Kriegserklärung gegen Oesterreich (April 1792) und dem nicht erkünstelten Enthusiasmus, der sich dabei in der Bevölkerung Straßburg's kundgab, wurde im Salon des Maires die von einem jungen Offizier, Rouget de l'Isle, komponirte Marseillaise zum ersten Male gesungen und mit begeistertem Applaus aufgenommen. Von diesem bescheidenen Kreise ausgehend, machte die furchtbare Kriegshymne den Umlauf durch Frankreich und die Hälfte Europa's. — Die

Controverse über die Entstehung der Worte und Composition der Musik ist durch unwidersprechliche Beweisgründe entschieden. In der zweiten Hälfte des Aprilmonds 1792 ertönte zum ersten Male der ehrende Aufruf und erschreckte wohl späterhin durch seine stürmische Verbreitung und Anwendung den Dichter und Componisten selber.

Auch dem Maire wurde es keineswegs zu gute gehalten, daß in seiner Wohnung zuerst die Revolutionshymne als Signal zum Krieg gegen das monarchische Europa wie eine Feuerglocke ertönte. Die Jakobiner Lavaux, Simond, E. Schneider verleumdeten im Elsaß und in Paris den offenherzigen Dietrich; vergebens vertheidigten ihn Freunde und unparteiische Deputirte; vom 20. Juni an war Straßburg's Maire zum Voraus dem Ostrazismus verfallen. Gegen die Anarchie in der Hauptstadt protestirte er, thatkräftig einschreitend, und bewog den Munizipalrath zu gleicher Erklärung (7. Aug. 1792). Noch am 13. August, also drei Tage nach dem Sturze des Königs, schloß Dietrich die Clubs in seiner Vaterstadt. Ein unverzeihliches, politisches Verbrechen in jener bewegten Sturmperiode! Von jetzt an überstürzen sich die Begebenheiten in Straßburg wie in Paris.

Am 19. August beschließt das republikanische Direktorium der Hauptstadt die Auflösung des Straßburger Munizipalrathes und schickt einige Delegirte in's Elsaß zur Vollstreckung seiner diktatorischen Befehle. Dietrich wird vor die Schranken der gesetzgebenden Versammlung geladen; er resignirt, unter dem unzweideutigen Beileid des besseren Theils der Bevölkerung, sein mühebeladenes Amt, das er während dreißig Monaten (vom 18. März

1790 bis zum 22. August 1792) unter mannigfacher Prüfung und Gefahr treu verwaltet und verläßt als politisch Beschuldigter seine Vaterstadt. Nach fruchtlosem Ankämpfen gegen die Anarchie, tritt er, statt Eichenlaub eine Dornenkrone in den halbgebleichten Locken, seine verhängnißvolle Reise an.

Nach dem Abschied von Straßburg, wendet er sich aber nicht direkt der Hauptstadt zu; er gönnte sich zuvorderst einige Rasttage in seinem Schlosse zu Reichshoffen und im Jägerthal. Es war eine Galgenfrist! — Mit den Belegen zu seiner Vertheidigung versehen begab er sich am Anfang Septembers über Bitsch auf den Weg nach der revolutionären Capitale. Da begegnete ihm, halbwegs Metz, ein ergebener Freund, der ihm die Hiobspost über die Septembermeßeleien in der Abbaye und den andern Pariser Gefängnissen überbringt. Auf seinem ersten Vorsatze zu beharren, das, fühlt er, wäre Wahnsinn; er greift zu einem fast ebenso verzweifelten Ausweg. Mit seiner treuen Gattin, mit Louise von Dietrich, flüchtet er, unter Lebensgefahr über die deutsche Grenze, schleicht auf Seitenwegen, durch die Pfalz, nach Frankfurt und von dort wieder rheinaufwärts durch Hessen-Darmstadt und die badischen Lande auf neutrales Gebiet nach Basel. wo er, aufgerieben durch die Seelenkämpfe der letzten Monate, durch Entbehrung, durch schlaflose Nächte, erschöpft in die Arme seines Schwagers sinkt. Vorderhand ist er geborgen; aufathmen kann er wieder, einige Tage, einige Wochen; aber den treuen Freund und Verwandten will er nicht hereinziehen in Verantwortung und Verunglimpfung; er zieht sich vorerst in das einsame, stille Winterthur zurück, und gibt dem Gesandten der franzö-

fischen Republik die Erklärung ab: „Er sei bereit, sich in Paris vor der Convention zu vertheidigen, sobald die öffentlichen Zustände sich geklärt und die Herrschaft des Gesetzes über die Frevel der Septembermorde gesichert sei."

Mit den ersten Novembertagen hatte sich der ehemalige Maire wieder nach Basel begeben und von dort an den Commandanten von Bourglibre (St.-Louis) an der französischen Grenze geschrieben: „Er möge ihm Ort und Stunde bestimmen und ihn mit einem Offizier nach Paris befördern." — Eine einfache, aber doch großmüthige Erwägung trieb den Verbannten zu diesem gewagten Schritte. Blieb er länger auswärts, so traf das gegen die Emigranten erlassene Gesetz nicht nur ihn selbst; die Confiskation seines Vermögens, das schon in Beschlag genommen war, fiel auf seinen unglücklichen Vater, auf Gattin und Kinder zurück; die Seinen im Elend, beargwohnt, geächtet zu wissen, das ging über seine Kräfte. Freiwillig, offenen Auges, stürzte er sich in den Rachen des Löwen; denn seine Hoffnung auf strikte Gerechtigkeit mochte nach der Erfahrung der letzten Jahre auf ein Geringes herabgesunken sein.

Den 4. November 1792 überschritt er die Grenze. Sein Loos war in den Sternen geschrieben. Von diesem Augenblicke an verlor er auf immer die freie Verfügung über seine Person; nicht der parteilosen Gerechtigkeit verfiel er, sondern der blinden Parteiwuth und dem Beile des Henkers.

Kaum angelangt in Paris, wollte er sich vor die Schranken der „Convention nationale" stellen; abgeschlagen wurde ihm seine Bitte. Des Verrathes am Vaterlande und des Auflehnens gegen die Centralgewalt an-

geklagt, sollte er sich vor dem Gerichte in Straßburg verantworten. Dorthin wurde er im Dezember 1792 gebracht.

Hier aber hatte sich, seit dem verflossenen Augustmonat die politische Scene verwandelt. Die wahre öffentliche Meinung hatte sich bei den neuen Munizipalwahlen im Spätjahr Bahn gebrochen. Gegen die abscheulichen Septembermetzeleien pro'estirte der bessere noch nicht geknebelte Theil der Bürgerschaft. Die Mäßigung, die Rechtlichkeit hatten einen, leider nur temporären, Sieg errungen.

Nach einer vorübergehenden Verwaltung von Lauchaur ward Herr v. Türckheim, F. v. Dietrichs Freund, zum Maire erwählt. Als nun sein unglücklicher Vorgänger im Gasthof zum Geist, mit beigegebener Wache abgestiegen, bis ihm ein Gemach im Arresthaus bereitet, erfolgten Auftritte, unerwartet für die Machthaber in Paris, schmeichelhaft, berauschend für den Betheiligten, schändlich Angeklagten; aber um so gefährlicher für den Austrag seines Criminalprozesses. — Freunde, Bekannte, vielleicht auch verkappte Gegner beeilten sich, dem tapferen Ehrenmanne ihre Hochachtung, ihre Theilnahme zu bezeigen; die Findelkinder wollten ihren väterlichen Beschützer begrüßen; Frauen und Jungfrauen schmückten mit Blumen das für ihn bestimmte Gefängniß; sie schickten ihm täglich die für ihn bereiteten Speisen, nicht mit Unrecht eine Vergiftung vom Parteihasse befürchtend. Aber gerade diese unvorsichtigen Aeußerungen besiegelten zum Voraus F. v. Dietrich's Schicksal. — Daß ihn kein Gericht in Straßburg verurtheilen würde, sah man höhern Orts voraus; man verwies deßhalb die Anklage an die Ge-

richte von Besançon. Es wurde dadurch den neuesten Verfügungen Hohn gesprochen, denn es gestattete das Gesetz dem Angeklagten das Recht, vor seinem natürlichen Richter oder vor dem Tribunale eines der nächstgelegenen Departemente zu erscheinen. In Besançon herrschte damals ein Lokaltyrann, ein fürstlich-hessischer Bastard, als Gouverneur; er war, seit den vorjährigen Auftritten in Straßburg, Dietrich's persönlicher Feind. Vor den Assisen von Besançon hoffte er, den Armen zu vernichten. Dorthin wurde F. v. Dietrich in engeres Gewahrsam gebracht, nachdem er in Straßburg wiederholt seine Freunde und Verwandte zur Ruhe und Unterwerfung ermahnt.

Ich habe mich am Eingang dieser Skizzen zu einer Reihenfolge der Maire's von Straßburg und nicht zu einer ausgedehnten Biographie jedes einzelnen verpflichtet. F. v. Dietrich's Leben ist mehrfach erzählt worden.*) Ich darf somit nur erwähnen, daß der Gefangene in seiner Haft, von seiner ihm freiwillig folgenden Gattin unterstützt und getröstet, eine meisterhafte unwiderlegbare Vertheidigungsrede ausarbeitete und im Monat März vor den Schranken des Criminalgerichts erschien, nach kurzer Berathung freigesprochen, aber nichtsdestoweniger als Emigrant festgehalten wurde. In dieser nunmehr trostlosen Lage erfuhr er nach und nach das über seinen ebenfalls incarcerirten Vater hereingebrochene Unheil, die Verdächtigung seiner Freunde und Parteigänger, das

*) S. Engelhard, Geschichte der Revolution im Elsaß; sie bildet einen Theil des V. und VI. Bandes der vaterländischen Geschichte des Elsasses von Strobel. — Oeuvres choisies de Louis Spach. Vol. 1, p. 187—323.

unsichere Loos seines vor wenigen Jahren geborenen jüngsten Kindes, die Gefahren seiner beiden älteren Söhne, die für das undankbare Vaterland in den Reihen seiner Vertheidiger kämpften. Sein Herz war zerrissen; die Aufregung der ersten Monate hatte sich gelegt und war einer unwillkürlichen Niedergeschlagenheit gewichen; er ahnte das kommende, unwiderrufliche Geschick; die sonnenhellen Tage des Glanzes büßte er, buchstäblich, ab in dem unheimlichen Dämmerlichte des Kerkers. Doch seine Gattin stand ihm noch zur Seite; da traten eines Morgens, den 31. August 1793, die Gerichtsdiener in das Gefängniß; Dietrich wurde in das Vorzimmer abberufen, in einen Wagen genöthig und mittlerweile seine Papiere und Effekten versiegelt. Louise von Dietrich ahnte den Vorfall; sie fiel wie vom Schlage gerührt zu Boden; kein Abschied war gestattet; der Wagen entführte ihren Gatten nach Paris.

Als Dietrich in den ersten Septembertagen die Schwelle der Mördergrube, Abbaye geheißen, überschritt, konnte er mit den Worten des Dichters der Bürgschaft sprechen: „Ich bin . . . zu sterben bereit.“ — Seinen letzten Willen hatte er schon, den 7. Februar, im Arresthause zu Besançon niedergeschrieben; diese tragischen Blätter legen für die Heldenseele Fr. v. Dietrich's ein beredtes Zeugniß ab. Der Mann, der Dulder, der am Vorabend seines unverschuldeten Todes so denken, so fühlen konnte, war, obgleich er der Tröstungen des Christenglaubens entbehrte, eines besseren Looses würdig und durfte sich — hätte er auf Erden noch weitere Ansprüche gehegt — getrost an die Seite der Märtyrer stellen, die zu einem edlen Zwecke sich geopfert.

Mit seiner Gattin blieb Dietrich während den vier letzten Monaten seines geprüften Lebens in stetem Briefwechsel. Es war mir vergönnt, mehrere dieser Abschiedsbriefe zu durchgehen; eine unwillkürliche Rührung ergriff mich wiederholt bei so großem, unendlichem Schmerz, bei dieser fast zum Wahnsinn gesteigerten Liebe und Verehrung seiner Lebensgefährtin. Kein von den größten Dichtern geschildertes Seelenleiden reicht an den Ausdruck dieses reellen, fürchterlichen Duldens. Halberstickte Seufzer brechen sich unwillkürlich Bahn und von unsichtbaren Händen gegeißelt, kann der Gefangene, so sehr er dazu gewillt ist, die Striemen seiner wunden Brust nicht verbergen. — In der ehemals gepflegten Musik sucht der Unselige einigen Trost: aber die melodischen Töne rufen ihm nur die Vergangenheit wach.

Für seine Rettung blieb nur die einzige Aussicht: mit hundert andern eingekerkerten Leidensgefährten der Vergessenheit anheimzufallen. Diese vielleicht schüchtern gehegte Hoffnung wurde ihm versagt. — Eulogius Schneider, von St. Just und Lebas in Straßburg gestürzt, kam in der zweiten Hälfte Dezembers in dieselbe Abbaye, wo Dietrich schmachtete, in Verwahrsam. Mit der verschärften Anklage Dietrich's hoffte der wüste Mönch bei Robespierre sich selber zu retten. Es gelang ihm nur, das Ende des Maire's von Straßburg zu beschleunigen. Fr. v. Dietrich bestieg das Schaffot den 29. Dezember 1793; den Tod begrüßte er nach langem Seelenleiden als einen Retter und sandte seine letzten Grüße mit einer Haarlocke an die verzweifelnde Gattin. „Ich habe diese Locke", so schrieb sie auf die Rückseite des Abschiedsbriefes, „so lange auf meinem Herzen getragen, bis

die Auflösung diesem letzten Andenken des Verewigten drohte."

Ich kehre auf das Rathhaus von Straßburg zurück.

Die Tage der provisorischen Verwaltung v. Türkheim's waren bald zu Ende. In den Augen der Partei Danton's und Robespierre's war ein gemäßigter Republikaner nicht weniger als ein verkappter Monarchist. Der Stern der Girondisten war nahe am Untergang. Die Delegirten der Convention, Couturier und Denzel, ersetzten den aristokratischen Türkheim durch den fanatischen Demokraten Monet, „ein hergelaufener Savoyarde," nach der Ansicht der Straßburger von altem Schrot und Korn. Keineswegs schläfrig wie das Maulthier seiner Heimath, aber unwissend und einseitig, leidenschaftlich, keck, hatte der fremde Eindringling die Gunst von St. Just und Lebas erschlichen und sich auf den Präsidentenstuhl des Municipalraths geschwungen. Aber auch seine Stunde sollte schlagen; mit der thermidorischen Reaction fiel er zu Boden, und in totale Vergessenheit. Dem Schaffot entging er vermuthlich durch seine Nullität; er stand Niemand im Wege, und verlor sich als untergeordneter Beamter im Kriegsministerium. Unter der Restauration besuchte ihn der junge Geschichtsschreiber Thiers, als er Notizen zu seinem Erstlingswerke über die französische Revolution aus Journalen und bei noch lebenden Zeugen sammelte.

Monet wurde auf der Mairie von Straßburg ersetzt durch André (1794), hierauf durch Mathieu, Keppler, Desmichel (1795). Von diesen Namen ist mir nur Mathieu bekannt. Dieser Ehrenmann, ein älterer Bruder des kaiserlichen Armee-Intendanten Mathieu de Faviers,

war am Eingang der Revolution Syndikus der Commune gewesen, dann eingekerkert mit seiner Gattin. — Mit der Napoleonischen Periode kam er als kaiserlicher Rath an den Appelhof in Colmar. Er starb in hohem Alter (1841), nachdem er als anonymer Schriftsteller durch gemeinnützige Vorschläge sich bethätigt. Eine seiner Flugschriften befürwortete die Einführung der egyptischen Brutöfen und erregte durch die Originalität des Vorschlags einiges Aufsehen. Mathieu war mit Metzger, dem Repräsentanten des Oberrheins, welcher Mülhausen inkorporirte, eng befreundet und hinterließ, wo nicht als vorübergehender Maire von Straßburg, so doch als tüchtiger Jurist im Elsaß einen geschätzten Namen.

Mit der Direktorialregierung (1795) trat in den Departementen an die Stelle des Maire's eine Munizipalverwaltung mit einem Präsidenten. Eine schnell auf einander folgende Namenreihe fällt in diesem Zeitraum von fünf Jahren. Der letzte dieser Präsidenten, Grandmougin, ein Lothringer aus Luneville, stiftete unter dem ersten Kaiserreich hier in Straßburg ein französisches Pensionat mit legitimistischen Tendenzen. Einige Söhne adeliger Familien und militärischer Würdenträger fanden sich mit Bürgerlichen und ausnahmsweise Protestanten unter demselben Dache. Ich erwähne diesen Umstand, denn er läßt einen Seitenblick werfen auf die sonderbaren Mischlingsverhältnisse des damaligen Straßburgs. Grandmougin begnügte sich unter der Restauration mit einer besoldeten Adjunktenstelle in der Mairie.

Mit der Consularregierung (Dezember 1799) treten wieder die eigentlichen Maire's hervor. Die Reihe eröffnet Livio (1799—1800), der Besitzer des ehemali-

gen Klinglin'schen Schlosses in Illkirch, Direktor der Münze. Ihm folgte ein einheimischer, der Jurist Herrmann (1800—1806), der seine Musestunden zu Forschungen über alsatische Geschichte benützte,*) und späterhin als Dekan der juristischen Fakultät seine Laufbahn schloß. Der Ehrenstelle als Maire wurde er nach einer Durchreise des Kaisers enthoben; auf eine ungestüme Frage des Herrschers hatte er unbefriedigend geantwortet; in den Augen des scharfblickenden und streng beurtheilenden Despoten ein unverzeihlicher Fehler.

Ihm folgte Herr Wangen von Geroldseck, aus alter elsässischer Familie (1806—1810); es war diesem Herrn ebenfalls die Ehre beschieden, den Kaiser und die Kaiserin Josephine (1809), und zehn Monate später die jugendliche kaiserliche Braut, Marie Louise (März 1810), zu bewillkommnen. — Die Munizipalverwaltung hatte lange schon den Ueberlieferungen der Reichsstadt entsagt. Da sie nur ein Ausfluß und abgeschwächter Ausdruck der Centralgewalt war, beschränkte sie sich auf die höchst unschuldige Berathung vorgelegter Verschönerungspläne, auf Straßen- und Brückenbauten, Versorgungsanstalten und persönliche Desiderien. Keine Spur von innerer Vertheidigung und Opposition, oder gar von Auflehnung gegen die Departementalbehörde. Adlig oder bürgerlich war der Maire „der treue Diener seines Herrn".

Brackenhoffer, der vom September 1810 bis September 1815 im Amte blieb, hatte im Jahr 1797 schon

*) Notices historiques, statistiques et littéraires sur la ville de Strasbourg par Jean-Frédéric Herrmann. 2 vol. Strasbourg, 1817, in-8.

die Stelle eines Munizipalpräsidenten versehen. Er stammte aus alter protestantisch-patrizischer Familie und hatte, vor 1790, im Rathe der XIIIer gesessen. In späterer Zeit, unter der Restauration, als Deputirter des Niederrheins fühlte er sich geschmeichelt, wenn Freunde und Bekannte ihm diese reichsstädtische Würde in's Gedächtniß riefen. Die gefährlichen bewegten Jahre von 1813—15 durchsteuerte er nicht ohne Geschick, mußte aber von 1815 ab seinen Edilitätssitz an einen katholischen Mitbürger, Herrn v. Kentzinger, abtreten. Wie einer seiner Vorgänger, beschäftigte sich Kentzinger ebenfalls mit Lokalgeschichte*) und hatte somit das Verdienst jüngere Kräfte zu ähnlichen Forschungen anzuregen. Auch wurde dieses engbegrenzte Feld der historischen Wissenschaft nach seinem Beispiel mannigfach gepflegt.

Die Zahl der alsatischen Geschichtsfreunde heißt Legio: meist sind ihre Bestrebungen etwas weitschweifig und aus zweiter Hand geschöpft; doch bezeugt dieser Eifer eine rührende Pietät für die Schicksale der heimischen Provinz.

Als Maire von Straßburg hinterließ Herr von Kentzinger bei Glaubensgenossen und Nichtkatholiken einen gleich guten Ruf. Er war unparteiisch, zuvorkommend. Das genügte. Seine Verwaltung fiel noch in eine Periode, worin sich die confessionellen Gegensätze weniger feindlich gegenüber standen. — Unter unseren Augen gestalteten

*) Strasbourg et l'Alsace, ou Choses mémorables des vieux temps, par le chevalier de Kentzinger, maire de Strasbourg. Strasbourg, 1824, 1 vol. in-8. — Documents historiques, tirés des archives de Strasbourg. 2 vol. 1828.

sich seit einem Vierteljahrhundert die Verhältnisse ganz anders und drängten selbst friedliche Charaktere und Gemüther auf Abwege.

Herr von Kentzinger hatte keinen kaiserlichen Gebieter zu empfangen, wie vordem Herrmann und Brackenhoffer; doch war ihm beschieden, Karl den X. und Herr von Martignac hier zu sehen, in der schönen, kurzen Periode, die friedliche, parlamentarische Zeiten in Aussicht stellte (1828). Auf einem glänzenden Ball im neuausgestatteten Theater geleitete Herr v. Kentzinger den alten chevaleresken König durch die Reihen der blühenden Damenwelt und rief die Aufmerksamkeit des Kenners auf die schönsten Gestalten, oder beiläufig, belehrend, auf die merkwürdigsten, lokalhistorischen Namen. Herrn von Kentzinger's Entsagung nach der Julirevolution, wurde als eine nicht zu umgehende aber schmerzhaft empfundene politische Nothwendigkeit angesehen.

Im September 1830 trat Herr Friedrich von Türkheim ins Amt. — Seiner neuen Pflicht obzuliegen, entsagte er seinem Mandat als Deputirter des Departements. Der Tag seiner Ankunft in Straßburg war vielleicht der Glanzpunkt seines Lebens. Freunde und Bekannte strömten seinem Wagen entgegen, als er durch das Weißthurmthor einfuhr; aus den Fenstern der besetzten Häuser begrüßten ihn freundliche Gesichter; im Directorium, dessen Präsidentenstelle sein Vater versah, sank er freudetrunken in des Greisen Arme.

Herr von Türkheim war ein Sohn der von Göthe als Lili gefeierten Fräulein v. Schönemann aus Frankfurt. Einen Theil, den bessern, seiner Entwicklung, verdankte er der mütterlichen Pflege und deutscher Wissen-

schaft. Auf der Universität von Erlangen hatte er vorläufig studirt, aber von seinem Vater zum Nachfolger seines Bankhauses bestimmt und diesem Wunsche sich fügend, ward er in Amsterdam zu seinem künftigen Berufe gebildet. Auch mit Landwirthschaft gab er sich frühzeitig und leidenschaftlich ab, und kam durch diese Tendenz mit dem Präfekten Lezay-Marnesia in nähere Berührung. Fr. v. Türkheim war ein vielseitig gebildeter Mann, wohlwollend, dienstfertig; als Deputirter auf der Seite der gemäßigten Opposition, mit Humann gegen die gefährlichen Rückschritte der Regierung ankämpfend; mithin bei der Thronbesteigung Ludwig-Philipp's zum Voraus bezeichnet in das neue Räderwerk der Regierung thätig einzugreifen. Von seiner Verwaltung in Straßburg hoffte man viel, hoffte man alles.

Nun ging es ihm, dem aufrichtigen Volksfreunde, wie vielen politischen Notabilitäten seinesgleichen, wenn sie nach langem Streben an das erwünschte Ziel gelangen; die Realität legt dem philantropischen Wollen einen Hemmschuh unter. In Straßburg war die Lage des neuen Maire's keineswegs eine bequeme. Im Munizipalrath und in der Bevölkerung zeigten sich unverhohlen republikanische Tendenzen. Es galt, solche zu bekämpfen und dennoch manchen lieberalen Forderungen gerecht zu werden; für einen friedseligen Charakter ein schwer zu lösendes Problem. Der Gährungsprozeß in den untern Schichten trat immer mehr zu Tage. In den ersten Zeiten der Juliregierung war, am Rheine wenigstens, der Handel gelähmt. Als der Bürgerkönig mit seinen ältesten Söhnen im Sommer 1831 nach Straßburg kam, durfte der Maire von Straßburg auf fehlgeschla-

gene Hoffnungen anspielen und taktlose Führer der Nationalgarde accentuirten noch mehr die Wünsche oder die republikanischen Ansichten ihrer Kommilitonen.

Ludwig Philipp zeigte sich bei solchen Gelegenheiten als trefflicher Schauspieler; doch mochte er dem Bürgermeister und dem Präfecten, die solchen Scenen nicht vorzubeugen gewußt, insgeheim etwas gram bleiben.

Fr. v. Türkheim erfüllte seine Pflichten ängstlich gewissenhaft, behielt sich aber ein persönliches Urtheil vor. So brachte er das Gesetz des 28. Juni 1833, welches die Volksschulen einer neuen Organisation unterwarf, nur unfreiwillig und mit Vorbehalt in Anwendung. Hier in Straßburg nämlich standen besonders die protestantischen Pfarreischulen auf ganz respektablem Fuße und der Unterricht der hiesigen Volksklassen ließ wenig zu wünschen übrig. Kein Wunder, wenn sich der Maire nicht beeilte, Maßregeln zu ergreifen, welche in die Beaufsichtigung der Schulen ganz neue weltliche Elemente einführten. Das gereichte ihm beim französischen Ministerium und sogar in seiner Vaterstadt zum Vorwurf. Unbedingt günstig aufgenommen wurde dagegen die Stiftung einer industriellen Schule, und einer Zufluchtsstätte (maison de refuge) für arbeitslose Bettler; — hiezu fand er im Munizipalrath und bei der Bürgerschaft willige Hülfeleistung.

Erholung suchte der leider schon alternde und in der Dienstpflicht sich aufreibende Verwalter auf seinem selbstgeschaffenen Landsitze. Zwei Meilen südlich von Straßburg hatte Herr v. Türkheim, in unfruchtbarer Rheinwaldung einen herrlichen Park angelegt; dichte Baumgruppen zeichneten, in der weiten Ebene emporstrebend,

ihre dunkeln Massen gegen den Horizont; ein einfaches Herrenhaus, ein Meyerhof mit Scheune und Stallung, erschienen vor den Augen des Besuchers erst, nachdem er abwechselnd Boskette, Alleen, Wiesengründe durchwandert. Die leider jetzt ausgeholzte Thumenau zählte unter die schönsten, landschaftlichen Schöpfungen des Elsasses.

Im Herbste 1835 resignirte Herr von Türkheim seine Edilitätsstelle; er war seinem verstorbenen Vater als Präsident des protestantischen Direktoriums gefolgt, und fühlte seine Kräfte nicht mehr der öffentlichen Doppellast und seinen Privatgeschäften gewachsen. Die nachfolgenden fünfzehn Jahre seines leider sehr getrübten Lebens gehören nicht mehr in den Bereich dieser Skizze. — Zweimal suchte der einfache, liebenswürdige aber schwergebeugte Greis eine Zuflucht im südlichen Frankreich; im December 1850 schloß er seine Tage im Direktorium. Auch in dieses Asyl hatte ihn das Geschick verfolgt. Im Schooße der protestantischen Kirche war seit Jahren ein Zwiespalt ausgebrochen, es verlangten viele Mitglieder ausgedehntere Befugnisse für die Laien; die Angriffe gegen das Direktorium waren oft gehässiger Art und mußten Türkheims letzte Tage verbittern. Die glücklichen Jugendjahre büßte er, dem neidischen Schicksal seinen Tribut bezahlend, durch ein gedrücktes Alter.

In der Mairie von Straßburg war ihm ein ehemaliger Notar, Herr Lacombe (1835—1837) im Amte gefolgt. Er gehörte zu der katholischen Fraktion der Bevölkerung. Aber der Haupteinfluß unter seiner Verwaltung ging schon von einem jüngern Mitglied des Munizipalrathes aus. Friedrich Schützenberger, einer der Adjunkte des Maire's, hatte die öffentlichen Arbeiten

übernommen. Er war der älteste Sohn eines populären Bierbrauers, und repräsentirte von Grund aus das ächte bürgerliche Element. Seine Bildung war auf französische und deutsche Seite hin berechnet; aber in früheren Jahren blieb noch der deutsche Einfluß überwiegend. Eine Zeitlang hatte Schützenberger zwischen Jurisprudenz und Theologie geschwankt und sich einmal auf dem Felde der deutschen dramatischen Literatur versucht. Von gerechtfertigtem Ehrgeize getrieben, hatte er der germanischen Muse entschlossen Valet gesagt und vor den französischen Gerichtshöfen als Advokat eine Stellung erkämpft. Daneben gab er sich, wie Türkheim, mit Landwirthschaft ab; in seinen Mußestunden vertiefte er sich gern in das Studium der deutschen Philosophie.

Der Kern seines Wesens blieb ächt germanisch und auch in der Form konnte er nie seinen Ursprung ganz verleugnen.

Im Frühjahr 1837 folgte er Herrn Lacombe als Maire. Seine Ernennung war ein feiner Griff des damaligen Präfekten. Schützenberger behauptete unter den Mitgliedern der gemäßigten republikanischen Opposition eine Hauptstelle; indem er die königliche Delegation annahm, wandte er, vielleicht unbewußt, seinen ausschließlichen Doktrinen den Rücken. Er hatte überdies nicht umsonst die Geschichte Frankreichs studirt und sah wohl ein, wie unausführbar sein jugendliches Glaubensbekenntniß war. Ich will damit kein schiefes Licht auf die Tendenz und den Charakter eines Mannes werfen, der Schönes und Ersprießliches in seiner Eigenschaft als Maire leistete, die Ideale seiner Jugendzeit noch in treuem

Herzen zu bewahren wußte und auch theilweise praktisch ausführte.

Anderthalb Stunden südwestlich von Straßburg, bei dem Dorfe Ostwald, besaß die Stadt ausgedehnte wüste Baumstrecken und unfruchtbare Ackergründe. Seinem Grundsatze treu, die Ansprüche der Proletarier, sofern sie berechtigt, zu befriedigen, faßte Schützenberger im vierten Jahre seiner Verwaltung den Plan, diese Steppen zu befruchten, diese verkrüppelte Waldung auszureuten und dort im eigentlichen Sinn eine Ackerbaukolonie zu gründen. Und es blieb nicht bei dem Plane; rasch wurde in den Jahren 1840—41 zur Ausführung geschritten. Einfache Gebäulichkeiten, zum künftigen Wohnorte der herrenlosen Arbeiter bestimmt, erhoben sich mit Stallung und Scheunen; der unfruchtbare, ungesunde Boden wurde entwässert, urbar gemacht; unter guter Aufsicht ging die Installirung der Kolonisten vor, die zum Theil aus der von Türkheim gegründeten »maison de refuge« herstammten. Leichter als zu erwarten stand, wurde die Disziplin in dieser zusammengewürfelten Menschenrasse durchgeführt. Der Ertrag des Garten- und Ackerbau's und der Meierei fanden auf dem Markte von Straßburg leichten Absatz. Nur darf ich einen kapitalen Umstand nicht verhehlen; der Reingewinn war nicht ganz den Auslagen des ganzen Unternehmens entsprechend, und es gab dies den Pessimisten oder den Gegnern des Maire's eine erwünschte Gelegenheit, seine Schöpfung zu bemäckeln. Ueber dieser Kritik wurde die ächt philantropische Seite des ganzen Unternehmens verschleiert und bei Seite gelassen: das Straßburger Pflaster von bettelhaften Kumpanen gesäubert zu haben, war doch keine

Kleinigkeit. Dem Vorwurf eines verfehlten pekuniären Unternehmens zu entgehen, kam der Maire im Jahr 1847 auf einen untrüglichen Ausweg; er schlug dem damaligen Präfekten einen Kontrakt vor; die kleinen im Zuchthause eingeschlossenen Sträflinge sollten zum Theil, nach dem Vorbilde von Mettray und Petitbourg nach Ostwald verpflanzt und dem Departement eine Kopfsteuer für den Unterhalt eines jeden einzelnen geleistet werden. Auch dieser Plan wurde ins Werk gesetzt; mit dem 1. Juni 1847 kamen vorerst zwanzig Sträflinge in die Kolonie und diese Zahl wurde nach und nach auf das Zehnfache vermehrt. Der Stadtkasse erwuchs daraus eine nicht zu verachtende Einnahme und unter freiem Himmel waren die jungen Sträflinge auf jeden Fall besser aufgehoben, in gesunderem Zustande, als hinter Schloß und Riegel. Wenige entzogen sich der Aufsicht durch die Flucht und es wurden auch in dieser Hinsicht die pessimistischen Ansichten Lügen gestraft. — Die Kolonie Ostwald verbreitete Schützenbergers Name in Frankreich und den naheliegenden deutschen Bezirken.

Dies blieb nicht die einzige Seite seiner Wirksamkeit. Schützenberger liebte den Gartenbau; er war in diesem Fache mehr als Dilettant. Hätte er in England gelebt, oder wäre ihm ein großes Vermögen zur Verfügung gestanden, er hätte Bedeutendes geleistet. Was in seinen Kräften stand, führte er aus; die schattigen Anlagen der Orangerie verdankten ihm das Dasein; er verschönerte die jetzt leider gelichtete Umgebung des Contade, und die jetzt verwüsteten Gottesäcker; mit eigenen Mitteln gab er dem jetzt in andere Hände übergegangenen Waldhof in der Ruprechtsau eine pittoreske Gestaltung; an Loth-

ringens Grenze versuchte er sich in der Ausreutung von Waldgründen . . . . er glaubte, dem Wahne seiner Zeitgenossen entgegentretend, daß Kapitalien, auf Verbesserung von Grund und Boden verwendet, mehr als Staatspapiere in die Wagschale fallen, worin Bürgerpflicht abgewogen wird. Gaben ihm hierin die Zeitereignisse nicht vollkommen Recht? . . . . Auch auf die Bauten seiner Vaterstadt war sein Sinnen unablässig gewendet; nur ließen sich hier, auf beschränktem Raume, und mit beschränkten Mitteln keine großen, in die Augen fallenden Schöpfungen ins Werk setzen; er bequemte sich eben zu einer bescheidenen Rolle.

Mit der Präfekturbehörde kam er in offenen Conflikt. Seine Wege waren nicht immer die, welche die Centralverwaltung einzuschlagen wünschte. Der republikanische Oppositionsmann erging sich manchmal in alten Geleisen und Gelüsten. — Als der Finanzminister Humann eine Revision der Immobilien vornehmen ließ (1841), in der Absicht, die direkten Steuern einträglicher zu machen, wurde der Straßburger Maire unwirsch und stellte sich ganz auf die Seite des unzufriedenen Stadtraths. — Während der Theuerung von 1846—47 rannte er ebenfalls der Regierungsbehörde gegen den Kopf, indem er, mit einem Ausschuß von angesehenen Bürgern, große Kornzufuhren aus Odessa vermittelte, und die herbeigeschafften Früchte zum Abschlag der lokalen Taxe auf den Markt werfen ließ.

Es steckte bestimmt etwas von altem deutschem Reichsbürger in ihm, und sein dreijähriger Aufenthalt in Paris als Deputirter des Niederrheins (1842—45) brachte in seinen Charakter und seinen Ansichten keine sichtbare

Veränderung. Erschrocken sah er in den gähnenden Abgrund der französischen Finanzen und sprach sich darüber freisinnig und unverhohlen aus. Guizot, Salvandy, Lamartine schätzten ihn; auf der Tribüne erschien er selten, aber als Sachkundiger, wenn er sprach, und hätte, bei längerer Ausdauer, eine vorzügliche Stelle unter den Geschäftsmännern eingenommen. Seine Privatumstände zwangen ihn zum Rücktritt (1845); er war, so einfach er sich einrichtete, den unsinnigen Anforderungen eines Aufenthalts in der Hauptstadt nicht gewachsen.

Seit dem Jahre 1838 war Schützenberger, von Salvandy, dem Minister des öffentlichen Unterrichts, zum Professor des administrativen Rechts an der Akademie von Straßburg ernannt. Seine Wirksamkeit war somit eine dreifache, wohl seine Kräfte zuletzt übersteigend. Theoretischen Studien glaubte er mit Recht als öffentlicher Lehrer obliegen zu müssen; aber auch schriftstellerischer Thätigkeit wendete er sich zu, und förderte im Jahre 1850 das Resultat eines vieljährigen Denkens über die sozialen Verhältnisse der modernen Welt in einem zweibändigen Werke zu Tage.*) Das Werk ist gut gegliedert und enthält praktische Vorschläge; nur war es, für ein französisches Publikum, in allzu reizlosem Gewande vorgeführt, blieb somit in der bewegten Zeit unbeachtet. Einzelne, ermunternde Briefe von gleichgesinnten Freunden boten keinen Ersatz für die vom Verfasser gehegten Hoffnungen. In der Voraussicht eines schwer zu erringenden schriftstellerischen Erfolgs hatte Schreiber dieser Zeilen dem Maire von Straßburg den wohlgemeinten

*) Les lois de l'État social.

Rath ertheilt, den Pflichten seines Doppelamtes unwandelbar obzuliegen und seine Mahnung schüchtern in das Gewand folgender versifizirten Epistel gehüllt:

An Schützenberger,
Maire von Straßburg.

Du fiedelst Dich im Reiche der Gedanken,
Ein müder Pilger, an! O höre meinen Rath!
Die Zeit will mehr — sie will die That.
So lang die Schicksalslooſe schwanken,
Verlaß' mir nicht des Kampfgerüstes Planken,
Bevor der Schnee des Alters Dir genaht:
So lang des Lebens Pulse pochen,
Laß Dich vom Hamletsgeist nicht unterjochen,
Dem Schwindel trotze auf der Felsen Grat.

Der Mann gehört dem Leben, der Minute,
Dem Mahnungswort, das jede Stunde bringt;
Es gleicht die That der jungen, trächt'gen Stute,
Die Füllen wirft und weiter springt.
Beim Lampenschein, auf Polstern, ruht bequem,
Mit blendend-bleicher Stirne das System,
Und saugt dem Mann, der es umschlungen,
Das letzte Wort des Räthsels losgerungen,
Es sauget ihm das Herzblut ab,
Entwindet ihm den knot'gen Wanderstab,
Und lullt ihn ein, mit Schmeichelzungen,
Vom Dank der Nachwelt über'm Grab!

Die Nachwelt! markverzehrender Gedanke!
Wir träumten Dich in früher Jugendzeit,
Als unser Geist sich regte, ohne Schranke,

Das Herz im Busen schlug, noch unentweiht.
Die Nachwelt! nun verflüchtigt wie im Nebel
Ein wesenloses Dunstgebild! . . .
Wer sucht bei ihr zum Handeln einen Hebel,
Wer gegen Drang und Noth bei ihr den Schild?
Die Nachwelt! — wird sie willig wohl erblinden,
Durchstöbernd, was die Vorwelt emsig schrieb?
Wird sie im Zeitenstrom die Titel finden,
Die tausendfacher Wellenschlag zerrieb?

Die Zeit erfüllt sich bald, wo beutetoll der Russe,*)
Den schweres Gold, nicht der Gedanke reizt,
Mit unsrer Bücherlast die Oefen heizt;
Die Zeit ist nah! — gleich schwerem Regenguss
Mit Hagelschlag vermischt, wird sich das Steppenpack
Herunterwälzen auf die langgepflegten Saaten.
Entgeht Dir nicht die Lust, so nimm den schweren
Spaten
Im Feld des Denkens — auf! es erntet der Kosack. —

Nein! handle! während Dir die Lebenssonne leuchtet;
Das schönste Werk bleibt oft gestillte Noth.
Wenn Dankgefühl des Armen Auge feuchtet,
Das ist ein Silberthau, der kündet Morgenroth,
Verjüngtes Leben nach dem Greisentod.

Du kennst den Landstrich wohl, der ausgereutet
Nicht fern von Straßburg's Mauern liegt.
Wenn auf dem Schienenweg die Abschiedsglocke läutet,
Die Höllenpfeife gellt, der Dampfer schnaubt und fliegt;

*) Geschrieben im Jahre 1846.

Da schweift der Blick auf immergrünen Wiesen,
Die Blume blüht und duft'ge Kräuter sprießen
Empor aus frischbezwungenem Sand;
Das Kornfeld wogt, wo dürres Strauchwerk stand;
Im Sonnenlichte prangt die schmucke Schweizerhütte;
Zur Arbeit drängt sich der Gesellen Schaar,
Die ohnlängst noch, entfremdet jeder Sitte,
Mit trotz'gem Blick und unverschämter Bitte,
In Lumpen halb verhüllt, der Straßen Abschaum war.

Du kennst den Geist, der beides rasch vollendet,
Der eine Friedensflur und frohe Menschen schuf.
Verstehe meinen Wink, und horch auf meinen Ruf:
In Ostwald liegt der Pfad, der sich zur Nachwelt wendet.

Der Maire drückte dem Schreiber herzlich die Hand und . . . beharrte auf der Herausgabe seines „Systems".

In den ersten Jahren seiner Verwaltung hatte er ein anderes wissenschaftliches Unternehmen befürwortet. Auf seinen Antrag bewilligte der Munizipalrath eine beträchtliche Summe zur Herausgabe der Straßburger Chronisten. Es blieb bei dem ersten, mit allzugroßem typographischem Luxus ausgestatteten Quartbande, welcher die Chronik von Klosener-Königshoffen, Maternus Berler, Ellenhart, Sebastian Brant, enthielt und mit einer vom Maire geschriebenen Einleitung über die Verfassungsgeschichte Straßburgs versehen war.*)

Die Februar-Revolution schob den ehemaligen Republikaner in das Privatleben zurück. Der Tod über-

*) Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg 1843.

raschte ihn im Januar 1859, an der Eintrittsstufe in das höhere Alter.**) Die Zurücksetzung, die er von der Republik und dem Kaiserreich erfuhr, hatte ihn frühe zum Greisen gemacht. Er hinterläßt einen geachteten Namen im Kreise seiner Mitbürger; war er doch der treueste Ausdruck und Vertreter der hiesigen Mittelklasse.

Die Interimsjahre der zweiten französischen Republik wurden auf dem Straßburger Rathhause durch Interimsmaire's ausgefüllt; während den ersten auf die Februar-Revolution folgenden Monaten von einem protestantischen Handelsmann, Herrn Lauth, der alsbald in die National-Versammlung gewählt wurde; hierauf von Herrn Kraß, (1848—1851, einem ehemaligen Notar, dessen nicht zu unterschätzendes Verdienst um die Handhabung der öffentlichen Ruhe in der bewegten Zeit mit der Popularität, die er genoß, in engem Zusammenhang stand. — Vom Frühjahr 1851 bis in das Spätjahr 1852 bildete ebenfalls ein ehemalig r Notar, Herr Chatelain, den Uebergang zu einer längeren administrativen, von Herrn Coulaux ausgefüllten Periode (1852—1864). Dieser letztere, ein ehemaliger Zögling der polytechnischen Schule, und Mitbesitzer der Waffenfabrik des Klingenthals, erhielt, bei oder vor seinem Eintritt in's Amt, den Auftrag, gemeinschaftlich mit dem Präfekten, die Revendikation der protestantischen Stiftungsgüter zu betreiben. Dieser innere konfessionelle Zwist führte sehr unerquickliche Scenen mit sich, die indessen, nach kurzer Zeit (1855) durch die Entfernung des Präfekten beigelegt wurden und einer versöhnlichen Stimmung wichen.

**) Fr. Schützenberger war im Jahre 1799 geboren.

Herr Coulaux, intelligent und thätig, vereinigte wie Schützenberger, mit seinem Munizipalamte die Ehrenstelle eines Deputirten. Der kaiserlichen Regierung war er ergeben, mißfiel aber in höheren Kreisen, als die Spaltung der imperialistischen Partei fühlbar wurde und ein freisinniger Hauch durch die politische Atmosphäre zog. Herr Coulaux wurde durch einen vom Präfekten erwirkten Machtspruch bei Seite geschoben und durch den Sohn des verstorbenen Finanzministers Humann ersetzt. — Als reicher Kapitalist hatte der abtretende Maire die Einführung der Vizinaleisenbahnen im Niederrhein betrieben und der undankbaren Verwaltung hiebei recht sehr unter die Arme gegriffen. Es wäre vermessen und lächerlich zu behaupten: solche Lokalconflikte hätten auf das Loos des innern Frankreichs irgend einen Einfluß ausgeübt; aber sie mögen doch gelten als Symptome der Auflösung des Cäsarismus. Schreiber dieser Zeilen erlaubte sich, einem hochstehenden Beamten diesen Umstand zu betonen, wurde aber barsch zurecht gewiesen, denn es spielten die kaiserlichen Emissäre mit offenen Augen die Rolle des Vogelstrauß.

Herr Theodor Humann, der letzte kaiserliche Maire von Straßburg (1864—1870) hatte unter Ludwig Philipp die Stelle eines General-Einnehmers im Niederrhein versehen und in den letzten Jahren der Juliregierung, als Deputirter desselben Departements dem Sturze der constitutionellen Monarchie beigewohnt. In der welthistorischen Sitzung des 24. Februar 1848 blieb er bis zum letzten Augenblick in der Nähe der todesmuthigen Regentin und bewahrte der ausgestoßenen Königsfamilie lange ein treues Andenken. Diese Erinnerung betonte

er, als er Mitte Septembers 1870 sein Amt auf der Mairie niederlegte, nachdem er wenig Tage zuvor (Sonntags den 11. September) die Schweizerdelegirten bei ihrem Einzuge in die belagerte Stadt bewillkommt und den Biedermännern den tiefgefühlten Dank der beängstigten Bevölkerung ausgedrückt. Auf die in der Nähe sich Befindenden machte diese Scene einen tiefen ergreifenden Eindruck. Die Umstände waren darnach! — In den Sitzungen des Munizipalraths, die während der ersten Septemberwoche in einem mit Granaten heimgesuchten Saale der Mairie gehalten wurden, hatte der Maire schon seine Geistesgegenwart bethätigt.

Ueber die letzten Jahre der Munizipalverwaltung und die jetzige Führung der Geschäfte durch den ehrenwerthen mit Recht populären Dr. Küß, enthalten wir uns jeder Bemerkung; in die öffentliche Tagesgeschichte einzugreifen steht uns durchaus nicht zu. Die tragischen Incidenzen der Belagerung und Beschießung Straßburgs haben bereits ihre Annalisten gefunden; auch die militärische Seite dieser merkwürdigen Lokalgeschichte sind vorläufig schon besprochen und beschrieben; noch mehr als ein leidenschaftlicher Eindruck wird dem oder jenem deutschen und französischen Schriftsteller die Hand führen, bei Schilderung des Erlebten und Erlittenen; für eine ruhige, objektive Abspiegelung dieser Angst- und Brandwochen ist die Zeit fürwahr noch nicht da. Wer dürfte, ohne einer gehässigen Anklage sich auszusetzen, kaltblütig und unparteiisch, hier in diese Arena der Oeffentlichkeit heruntertreten? Wer dürfte es wagen, die ungetrübte Wahrheit auszusprechen?

* * *

Obige Zeilen waren seit Kurzem niedergeschrieben, als die Trauerkunde von dem schnellen Hinscheiden des Hrn. Dr. Küß in Straßburg sich verbreitete. — Mehr als einem seiner Freunde kam die Nachricht keineswegs unerwartet; mit dem langwierigen, muthig bekämpften Leiden des Verblichenen wohl vertraut, hatte man nicht ohne Beklemmung seine Annahme der Deputirtenstelle in der Nationalversammlung vernommen, nicht ohne Beängstigung seiner Abreise nach Bordeaux beigewohnt. Der beschleunigte Tod des treuen, intelligenten Stadt-Verwalters, bestätigte leider diese Ahnungen. Wenn die öffentliche Trauer, wenn die Betheiligung der ganzen Bürgerschaft, in Straßburg und im Elsasse am Endpunkte einer ehrenvollen Laufbahn sich ausgesprochen, wie am Grabe von Hrn. Küß geschehen, so durften sich die näheren Verwandten, und die fernestehenden Mitbürger am Gedanken aufrichten, daß hier dem Verdienste seine Kronen zu Theil wurden, daß hier ausnahmsweise Freunde und frühern politische Gegner sich über dem Sarge des letzten französischen Maire von Straßburg brüderlich die Hand reichten.

Eine Bilderreihe alsatischer deutscher Dichter.

I. Allgemeines.

Mehr als je ist es zeitgemäß, zurückzukommen auf die deutsche Dichtung im Elsaß. Sonderbare Erscheinung! Seit fünfzig Jahren nahm der Gebrauch des Deutschen als Geschäfts- und Umgangssprache in den beiden rheinischen Departementen zusehends ab, und dennoch bestand eine Sängerschaar, die unbekümmert um den Beifall der Menge, um Lob oder Unterstützung der Centralbehörden, gleichgültig gegen akademische Pariserpalmen, den Gebrauch der Muttersprache für den Erguß der innigsten Gefühle, für den Ausdruck der schwungvollsten Gedanken treu festhielt. Und nun findet sich, daß ihre dunkle Ahnung sie keineswegs betrogen; in der Mitte oder am Ende ihrer Laufbahn begegnet ihnen ein eigenes, seltsames Geschick: Die Töne, die sie der einsamen, scheuen, verschwiegenen Muse vertraut, oder in zerstreuten, von wenigen Lesern aufgehobenen Blättern wie verlorene Brieftauben in die Welt geschickt, diese selben Töne umschwirren jetzt ihr Ohr im thätigen Verkehr auf Straßen und Märkten, in den Häusern und in den Hütten. Verkörpert steht vor und neben ihnen der ehemalige ideelle Schatz einer literarischen Sprache; das Gold der Rede-

und Dichtkunst kömmt nun in kleiner Silbermünze in ihre Hand, und staunend, ob der plötzlichen, unberechenbaren Metamorphose fragt sich der Sänger, wie der prosaische Erdensohn, ob er wache oder sich in einem Traum befangen finde!

Wir greifen hier nicht an die politische Seite dieser gewaltsamen Umwälzung. Auf diesem Lavaboden bekämpfen sich jetzt noch unvermittelte Gegensätze und Widersprüche. Wir wollen blos retrospektive Gerechtigkeit ausüben, einigen Musensöhnen gegenüber, die in dunkelm Drange, uneigennützig und unangefochten von dem spöttisch-verächtlichen Mitleid des keltischen Colonisten „den Gehalt im Busen", und „die Form im Geist" sich nicht rauben ließen: die nicht einstimmten in den Chor der Modewelt, der eitlen Duodezwelt, der Anbeterin des goldenen Kalbes und der aufgeblähten Krinoline. Unsre Mission ist eine Mission des Friedens; wir betreten die Rotunde des vestagleichen Musentempels und nicht die ehernen Stufen und den riesenhaften Portikus, hinter welchem der Gott des Krieges thront.

Von jeher, seit dem Ursprunge der deutschen Sprache, war Elsaß, war ganz Allemanien die Heimath des Gesanges und der Dichtkunst . . . Der Benediktinermönch von Weißenburg, Otfrit, eröffnete diesen Reigen; ein Chor von Minnesängern erschallte in der Periode der schwäbischen Kaiser; der räthselhafte bürgerliche Gottfrit von Straßburg erzählte in seinem verführerischen Epos die sündige Liebe Tristans und Isoldens; Richard Löwenherz schleuderte von der Bergfeste, an Alsas Grenze, seine misantropischen Verse gegen seinen fürstlichen Feind und seine vergeßlichen Freunde; in

Straßburg gedeiht der Meistersang wie in Nürnberg; von hier aus läßt Sebastian Brant sein übervolles Narrenschiff vom Stapel; Murner grinst ihm neidisch nach; Fischart, der deutsche Rabelais, besingt die vogelschnelle Fahrt des „Glückhaften Schiffes" auf dem Rheinstrom; Moscherosch geißelt die Gebrechen des lasterhaften, im dreißigjährigen Krieg verwilderten Volkes; durch den Mund des Simplicissimus bringt Grimmelshausen die traurigen, schreckhaften Erfahrungen derselben Epoche in einer tragikomischen, romanhaften Selbstbiographie zum Bewußtsein der Mit- und der Nachwelt. Im 18. Jahrhundert schreibt hier der halbwahnsinnige Lenz seine dramatischen und lyrischen Fragmente, und im fernen Rußland tritt der Elsässer Nicolai nicht talentlos in Wielands Fußstapfen. Der früherblindete Pfeffel bewahrt in seiner langen Nacht die Jugendfrische der Erinnerung, und legt in unzähligen Apologen, Fabeln und Erzählungen die Früchte seines Denkens, die Empfindungen seiner schönen Seele nieder. Lamey besingt als Jüngling den ersten vielversprechenden Aufschwung der Revolution, und in spätern Jahren die romanhaften Großthaten unserer Ahnen. Ehrenfried Stöber, der Vater zweier jüngerer Sänger, dichtet in Straßburger Mundart, einfache Lieder, die in der Bürgerwelt von Mund zu Munde gehen; und Arnold adelt denselben Dialekt durch seine weltbekannte dramatische Schöpfung.

Nicht alle hab' ich sie aufgezählt in dieser kurzen Uebersicht, und ebensowenig kann ich in den folgenden Blättern alle vorführen, die sich auf alsatischem Boden der Gabe des Gesangs erfreut. Ohnlängst hat in einer vielgelesenen Zeitschrift ein strenger Kritiker dem jetzigen

alsatischen Sängergeschlecht das höhere Talent der Dichtkunst abgesprochen. Darüber beginne ich keinen Streit; seine Behauptung ist nicht unrichtig, wenn man unsre bescheidenen Sänger mit den Dichtergrößen Deutschlands in Parallele setzt. Aber unbillig wäre es jedenfalls, sollten die Ansprüche nicht berücksichtigt werden, die im Elsaß an jeden Gebildeten durch den Gebrauch zweier Sprachen gestellt sind. Eine unvermeidliche Zersplitterung der geistigen Kräfte war davon die Folge; denn der alsatisch-deutsche Sänger konnte sich den Verpflichtungen des täglichen Lebens nicht entziehen, und mußte bald versuchsweise, bald mit ganzem Willen Gutes zu leisten, sich des gallischen Idioms bedienen. Etwas Nachsicht dürfte somit wohl dem deutschen Aristarchen an das Herz zu legen sein. Eine Berufung an die Zukunft ist hier am Platze. Mit diesem Vorbehalt führen wir denn, ohne strenge, chronologische oder systematische Gattungsordnung einzuhalten, einige zeitgenössische Dichter vor.

II. F. Otte.

Da zeigt sich uns dann, wohl einer der ersten unter den lyrischen Dichtern: Friedrich Otte, im gewöhnlichen Alltagsleben Zetter geheißen. Mit seinem Bändchen gesammelter Gedichte „Aus dem Elsaß", hat er gewiß den Zirkel seiner früheren Freunde bedeutend ausgedehnt. Otte ist selbständig; er hat sich keiner Schule ganz anheimgegeben; doch schließt er sich unverkennbar an Uhland Schwab und Kerner an. Die Form, d. h. den Rythmus und den Reim beherrscht er

wie wenige: ein ungesuchter musikalischer Wohllaut liegt in jeder Strophe verborgen, und erklingt bei mündlichem Vortrag, wie eine gesprochene Melodie. Den alltäglichen, unvermeidlichen Reim füllt er mit neuem, unerwartetem Stoff aus und der selten oder vor ihm nicht gebrauchte prägt sich schnell in's Ohr und in's Gedächtniß. In dreifacher Abtheilung erscheint der Inhalt des Bändchens: Von den „gemischten Gedichten" ist die Mehrzahl echt lyrisch; dann folgen die „Alsatischen Denksteine" in einer Reihe von gediegenen Sonetten; die „epischen Gedichte" reproduziren in Balladen- und Romanzenform legendenartige Sagen aus dem Oberelsaß und der Schweiz.

Ich habe eine besondere Vorliebe für die zweite Klasse, für die lakonisch gefaßten, oft epigrammatisch zugespitzten Sonette. Es sind Votivtafeln in der alsatischen Walhalla zur Erinnerung an hingeschiedene historische, literarische, dichterische Celebritäten. Aus allen Jahrhunderten und aus allen Ständen hat sie der patriotische Schreiber (scrivaere) entlehnt. Er beginnt mit Otfrit, endet mit Arnold, und zwischen beiden begrüßen uns Namen von Minnesängern, von Bischöfen, von Dynasten, von Chronisten, von Satyrikern, von Predigern und Geistlichen. Eine weibliche Büste, mit den Zügen Friederikens von Sessenheim, zeigt sich anmuthstrahlend und siegesgewiß neben diesen ernsten Vertretern der Wissenschaft, der Kunst, der Poesie und der Beredsamkeit. Wie könnte ich mich enthalten, das ganze leidenschaftliche Sonett zu wiederholen:

Das ewig Weibliche, das ewig Schöne,
Du holdes Kind! laß mich's in Dir begrüßen,

Ob auch der Haß, die schnöde Lust zu büßen,
Dein Leben und Dein Lieben noch verhöhne!

Horch! sind das nicht des Kirchlein's Glockentöne?
Die Laube rauscht und sieh'! Dir liegt, der Süßen,
In seiner Liebe Seligkeit zu Füßen
Der glücklichste der deutschen Musensöhne.

Erröthend neigst Du, zwischen Ernst und Scherzen,
Dein Haupt hernieder zum geliebten Gaste,
Dem unumschränkten Herrn in Deinem Reiche.
Genügsam thront er noch in Deinem Herzen,
Er, dessen Herz, das hohe, göttergleiche,
In spätren Zeiten eine Welt umfaßte.

Ja! so steht sie herrlich gezeichnet, die liebliche, wie sie uns in der Selbstbiographie des großen Dichters und in mehreren eigens für sie verfaßten Liedern entgegentritt, oder, richtiger gesagt, wie sie uns entgegenschwebt. Wem ist sie nicht gegenwärtig, die Beschreibung, die Göthe uns von dem sechzehnjährigen, liebreizenden Mädchen gibt:

. . . . . „In diesem Augenblick trat sie wirklich in die Thüre; und da ging fürwahr an diesem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf. Beide Töchter trugen sich noch deutsch . . . und diese fast verdrängte Nationaltracht kleidete Friederiken besonders gut. Ein kurzes, weißes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettesten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes weißes Mieder und eine weiße Taffetschürze; so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin . . . Schwebend leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe

schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen." (17, p. 391.)

Welcher Götheverehrer hat sie nicht vielfach wiederholt, die bezaubernden Verse der Nachtreise;

Es schlug mein Herz! geschwind zu Pferde! . . .

Wer folgte nicht dem Hufschlag seines Renners auf der Rheinstraße über die Wanzenau und Truisenheim!

. . . Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht!

Und die Wonne des Willkomms! der Schmerz des schnellen gezwungenen Abschieds!

Ich ging, du stand'st und sah'st zur Erden,
Und sah'st mir nach mit naßem Blick;
Und doch! Welch' Glück geliebt zu werden,
Und lieben, Götter! welch' ein Glück!

Sonderbares Schicksal dieses elsässischen, bürgerlichen Landmädchens! Jetzt noch, jetzt, nach gerade hundert Jahren, kettet Friederike, entzündet sie die Herzen, wie die verführerische Marie Stuart in ihrem Leben und in der Geschichte. Friederike von Sessenheim begeistert die Neuzeit zu lyrischen und dramatischen Gedichten und wird fortleben, so weit und so lang die deutsche Sprache ertönt.

Ein transvogesischer Kritiker hat auch diese liebliche Gestalt, wie weiland Voltaire die Jungfrau von Or-

leans, in den Staub heruntergezogen. Wie schwer und wie oft hat sich nicht schon die fränkische Frivolität an der Frauenwelt versündigt, bis sie zuletzt in Dumas-Romane und in Offenbachgeklimper ausartete!

Um Otte gerecht zu werden, müßten wir jedes einzelne dieser kernigen Sonette bezeichnen. Wie trefflich schildert er nicht Vater Oberlin, den eigentlichen Gründer der Steinthalsgemeinde:

Wohl mogten manche weit dich überragen
An Scharfsinn und an umfangreichem Wissen;
Wo aber kam dir Einer gleich an Liebe?!

Und Abbé Grandidier, den eruditen bischöflichen Archivar, den französischen Chronisten.

Vom Forschergeist, vom mächtigen, durchdrungen,
Stiegst du hinab in der Geschichte Tiefen,
Und zogst an's Licht, aus modernden Archiven,
Den Hort, den eine finstre Zeit verschlungen.

Ich hebe absichtlich diese Zeilen aus dem ganzen Sonettenkomplexe heraus, weil sie einem französischen Schriftsteller gelten, und Otte vielleicht unbewußt hier seine Unparteilichkeit bekundet; denn wenig Seiten zuvor, als er den nach Rußland verpflanzten Nicolaï in's Gedächtniß der Leser zurückruft, lobt er den Entfremdeten, daß er der deutschen Muttersprache treu blieb:

„Der Sprache, die an deiner Wieg' erklungen,
Du bist ihr nicht, wie manche, untreu worden.
Wie einst am Rhein, hast Du im fernen Norden,
In Rußlands Eis Dein deutsches Lied gesungen."

Die lyrischen Ergüsse in den „Vermischten Gedichten" sind alle rein und frisch, wie der Bergquell im Tannenwald. In allen offenbart sich ein kerngesunder Sinn,

eine treue Anhänglichkeit an das Vaterhaus, an das engere alsatische Vaterland, an Freunde und Gönner. Hin und wieder vernehmen wir einen elegischen Anklang, einen Ausfall gegen das jetzt lebende verwöhnte Geschlecht; aber alles in allem herrscht ein gewisses Jubiliren vor. Manchmal wäre man versucht, diesen alsatischen Sänger einer schmetternden Frühlingslerche zu vergleichen.

Hoch auf dem Berg an grüner Halde,
Da steht das kleine Försterhaus,
Und schaut aus seinem dunkeln Walde
Weit in die klare Luft hinaus.

Von seiner Schwelle, hocherhoben,
Send' ich dir jubelnd meinen Gruß,
Mein Elsaß, das ich ewig loben,
Land, das ich ewig lieben muß.

Mein Auge kann nicht satt sich schauen,
An deiner Wälder Strahl und Glanz,
Am gold'nen Segen deiner Auen
Und deiner Dörfer schmuckem Kranz.

Keck stürzt der Strom, voll muth'gen Strebens
Von deiner Berge hohem Wall;
Der Pulsschlag deines reinen Lebens
Regt sich vernehmlich überall.

In den „epischen Gedichten", das heißt, in den Romanzen und Balladen, offenbart sich ein gestaltendes Erzählertalent, das sich ebenbürtig den besseren Balladendichtern im deutschen Musenhain an die Seite stellt. Auch hier ist die Wahl schwer. Wenn Otte die späte

Hochzeit des Kaisers Rudolf von Habsburg oder seines Sohnes Albrecht's gewaltsamen Tod poetisch verklärt, wenn er den Moriz von Oranien bei der Belagerung von Nimwegen besingt, oder das „Henkermahl in Graubünden" erzählt oder vor unserem Auge der Holzstoß des Johannes Huß auflodert, in jedem dieser geschichtlichen Gemälde offenbart sich ein pittoresker, verskundiger Erzähler. Ein Hauptgedicht, ein treffliches Schlußgedicht, welches die ganze Sammlung krönt, ist unstreitig der „Weiberkrieg von Buchsweiler." — Der anziehende humoristische Stoff hat offenbar den „Schreiber" zu einer längern Erzählung verleitet. Etwas streng scheint er mir zu verfahren gegen die arme „Bärbel von Ottenheim". Wenn die Dorfmagd sich auf den gepolsterten Sitz einer halben Burgdame aufschwang, und dem alten Grafen Jakob von Lichtenberg seine letzten Tage versüßte, so hatte das seine guten Gründe, die keineswegs mit Hexerei und Zauberei zusammenhingen, und keineswegs auf den Scheiterhaufen gehörten. Auch galt der Zorn und die Rache der Frauen von Buchsweiler vermuthlich weit weniger den muthwillig erhobenen Steuern, als dem anormalen Emporkommen der Bauerndirne. Doch vergessen wir es nicht: der Dichter ist kein Geschichtschreiber; er ist von Haus aus leidenschaftlich und nimmt nach Jahrhunderten Partei, je nachdem ihn der Geist treibt.

In dem ersten Theile der Gedichtsammlung Otte's finden sich zerstreute Reiseerinnerungen. Er ist oder war ein tüchtiger Fußwanderer; gerne begleitet der Leser den lebensfrohen Führer im Geist auf seinen Spaziergängen. Das sind nicht die „Spaziergänge eines Wienerpoeten",

der vor vierzig Jahren Gift und Galle spie gegen Metternich; es sind Naturtöne, wie sie einer gesunden, vollen Brust entströmen. Oefters auch knüpfen diese Lieder sich an irgend ein geschichtliches Faktum, oder an eine Sage. Ich möchte hier den „Mummelsee" nennen, eines der lieblichsten Lieder . . . vielleicht die Perle der ganzen Sammlung. — Nicht immer und ewig darf ich herausschreiben; ich bescheide mich dem Leser zu rathen: Sieh' doch selber nach! Er wird mir's Dank wissen und mit mir ausrufen:

O! nimmer kann ich dein vergessen,
Du holde Fee vom Mummelsee!

III. Die Familie Stöber, Vater und Söhne.

Unter dem ersten Kaiserreich und der Restauration stand Ehrenfried Stöber, der Vater der beiden Lyriker, ich will nicht sagen an der Spitze, doch in der ersten Reihe, der elsässischen deutschen Dichter. Auf allen Feldern der Literatur, der Wissenschaft und der Kunst ist es ein großes Glück, zu rechter Zeit zu erscheinen. Es gibt Jahre, wo eine mittelmäßige Begabung auf allseitige Anerkennung hoffen darf; dann kommen wieder zur Abwechslung Tage, an denen das Publikum übersättigt, matt und müde, sogar talentvolle Schriftsteller keines Blickes würdigt, und gar lyrische Gedichte naserümpfend zur Seite schiebt. Ehrenfried Stöber war in besserer Stunde geboren, als seine Söhne. Da er seinen Eintritt hielt in den engbegrenzten literarischen Zirkel, war Arnolds Stern noch nicht an unserem Horizonte aufgegangen;

Lamey hatte nicht seine schönste produktive Periode angetreten; ziemlich gehaltlose Gelegenheitsdichter streuten ihre deutschen carmina in die bürgerlichen Familienkreise. Ehrenfried Stöber dagegen schlug eine Saite an, die Wiederklang fand im Herzen seiner Mitbürger. Hebel hatte in jener Zeit den allemanischen Dialekt zu Ehren gebracht; warum sollte es nicht mit dem Straßburger Patois dieselbe Bewandtniß haben? . . . So himmelweit auch der Straßburger Poet vom Sänger der „Wiese" abstand, gelang es ihm doch, mit einigen lokalen Liedern die Gunst seiner deutschredenden Mitbürger zu gewinnen. Einige seiner Strophen wurden zum Klavier oder in gesellschaftlichem Kreise gesungen, und in dieser engern Ruhmeshalle befand sich der Verfasser leidlich wohl. Den Effekt erreichte er mit elementaren Mitteln:

Und's Elsaß, unser Ländel,
Es isch meineidi schön;
Mer hewwes fest am Bändel,
Mer lohn's bi Gott nit gehn!

Wie hätten Elsässer bei solchem Aufruf die Ohren geschlossen, oder die Hände weggewandt? Sie legten sie treuherzig in die Hand des heimischen Biedermanns, der ihnen ihre Sonntagsausflüge auf den Ottilienberg poetisirte, manche Ortsage in Reime brachte, Elsässer Wein und Reben, wie später Magister Friedrich that, hochleben ließ, in seinem eigenen Hause Gatten- und Vaterfreuden besang, und sich sogar einmal herbeiließ, in einem Lustspiel die Ehrenhaftigkeit der Straßburger bürgerlichen Sitten dramatisch zu bearbeiten und hervorzuheben. Glücklicher Ehrenfried! der an einem seligen Abende, im

neueröffneten Schauspielhause, den Traum, der Liebling seiner Zuhörer zu sein, träumen konnte.

Für seine Söhne waren die Wege bei weitem nicht so geebnet. Als die Gebrüder August und Adolph zum ersten Mal im Jahr 1838 mit einem gemeinsamen Bändchen Gedichte sich hervorwagten, hatte die Entgermanisirung des Elsasses schon bedeutende Fortschritte gemacht; französische Literatur und Sitten gewannen zusehends die Oberhand. Deutsche lokale Gedichte ließ man wohl im engeren Kreise der Straßburger Gelehrtenwelt und einiger auf zwei Seiten hin gebildeten Familien gelten; aber ins eigentliche Volk drangen sie nicht mehr, und die höhern Zirkel holten sich ihre geistige Nahrung bei Alexander Dumas, Balzac, Eugene Sue, George Sand und Genossen. Mit der Verwelschung ging die Entsittlichung Hand in Hand. Wer hätte bei dem überflutheten Büchermarkt Zeit oder Lust gehabt, sich im deutschen lyrischen Dichterwalde zu ergehen! . . . deutsche Verse verschwanden unbeachtet.

Eine Warnungsstimme richtete sich an die wackern jungen Brüder. Sie ließ sich vernehmen in einer damaligen französischen Zeitschrift: «L'Album alsacien» betitelt. „Ich will euch nicht abhalten," rief der getreue Eckart den beiden Adepten zu, „ich will euch nicht entmuthigen. Singt immerhin, wie die Vögel im Walde, eure deutschen Lieder; aber wenn ihr nach Ruhm geizt, werdet ihr, in eurem Streben, nicht an das Ziel gelangen. In unserer Grenzprovinz findet ihr nur eine kleine Zuhörergemeinde; jenseits des Rheins ertönen wohl klangvollere Stimmen als die euern, und überdies in Unzahl! Wollt ihr euch aber genügen lassen mit dem

Lohne der eigenen Dichterbrust, in einem verwandten Freundeskreise, dann fahrt immerhin fort, dieser Lohn wird euch nicht entgehn."

Es wurde dem getreuen Eckart dies abmahnende Wort sehr übel genommen; und im Grunde hatte er Unrecht: die deutschen alsatischen Sänger, die unverdrossen unter französischer Herrschaft fortfuhren, in deutschen Rythmen ihre Gedanken und Gefühle zu gießen, hatten sie nicht ein dunkles Vorgefühl der Tage, die auf einmal kommen würden? Sahen sie nicht ahnungsvoll den alten Barbarossa in seinem Kyffhäuser sich rütteln, und in geeigneter Stunde seine Felsenfesseln durchbrechen, mit Reichsapfel, Scepter und Krone? Doch nein: sie folgten einfach dem Drang ihres Herzens; unbekümmert um die äußern Verhältnisse, dichteten sie ihre einfachen Lieder und Sprüche, ihre Balladen und Legenden. In Deutschland aber heftete man ein aufmerksames Auge auf diese anspruchslosen alsatischen Gedichte; nicht ungern sah man im Elsaß dieses treue Festhalten an der deutschen Muttersprache; es schien das geistige und materielle Band ein Zeugniß, daß die Stammesgemeinschaft zwischen den Bewohnern des rechten und des linken Rheinufers nicht ganz und gar durch die politische Demarkationslinie geschieden sei . . . Man zog sogar aus diesem bloß literarischen Symptom gewisse Folgerungen, die sich bis jetzt in der Realität nicht ganz bewährt haben.

Gehen wir nun von dieser allgemeinen Bemerkung auf die Eigenthümlichkeit der obengenannten Verfasser über, so treffen wir bei August Stöber auf einen Dichter, der von seinem Vater die Lebensfröhlichkeit als Erbe überkam, aber dabei viel mehr Gemüthstiefe als der selige

Ehrenfried besitzt. Auch ist seine poetische Sprache viel gebildeter, regelmäßiger, klang- und umfangreicher. Zwar hat August Stöber in seinem Styl nicht das kernhafte, abgerundete, das seinen Freund Otte kennzeichnet; in längern Gedichten dehnt er sich allzusehr in's Weite; die klassische Rundung geht ihm ab. In seinen kleineren lyrischen Ergüssen dagegen ist er bisweilen allerliebst.

Zur Probe davon das folgende von Albert Braun in Musik gesetzte Lied:

Mein Herz ist ein Vogel,
Es flattert hinaus,
s'ist Frühling, da mag es
Nicht bleiben zu Haus.

Es sind ihm die Flüglein
Gewachsen erst recht,
Doch fliegt's um die Wette
Mit Vögeln nicht schlecht . . .

Hat mit den Gespielen
Zu wechseln manch' Lied,
Waldein und Waldweiter,
Wird nimmermehr müd.

Auf schwebendem Wipfel
Hoch oben allein,
Da steigt es beseligt
Zum Himmel hinein.

Da guckt's in die Nestlein,
So heimlich und traut,
D'rin kosen und küssen
Sich Bräut'gam und Braut.

Mein Herz, wie ein Vogel
Flieg' weiter zur Zeit!
Flieg' weiter, dir ist ja,
Kein Nestlein bereit.

August Stöber wäre kein elsässischer Dichter, wenn er nicht in mehr als einem Liede den heimathlichen Münster besänge. Wie Berg und Wald und Fluß übt die Münsterpyramide eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf alle poetisch gestimmten Seelen; sie ist gleichsam der Blitzableiter für ihre innere Glut;

Ich steh' so gern auf deinen Zinnen,
Du Tempelhaus! Du Heimathaus!
Es geht des Herzens freudig Sinnen
Weit über Berg und Thal hinaus.

Da rollt mit seinen Wundersagen
Der alte, thatenvolle Rhein;
Die dunkelgrünen Wellen schlagen
Hochau im gold'nen Sonnenschein.

Der Wasgau schüttelt seine Eichen,
Der Schwarzwald rauscht im Tannenkleid .....

..... Fest wurzelt es im Himmelsgrunde,
Der Väter Geist und Sinn vertraut,
Und wahrt in des Alsaters Munde
Auf ewig deutschen Wortes Laut.

Glaubt man nicht in den letzten Worten die Ahnungsstimme zu vernehmen, die vielleicht dem Sänger selbst unbewußt aus seinem Busen drang?

Ein ähnlicher Hauch weht aus dem Liede von den „vier steinernen Reitern" in Musik gesetzt von Neu-

komm . . . . Ja! vom alten ehrwürdigen Neukomm, der in zwei Hemisphären zu Hause war! Ja! ich sehe ihn, wie er sich angeheimelt fühlen mußte, bei dieser wilden Jagd um den Straßburger Dom. Es lag ein absonderlich tiefer Zug auf dem Gesichte des Meisters, als er mir vor etwa siebzehn Jahren, schon halb erblindet, zum letzten Mal bei seiner Durchreise die welke Hand reichte. Er ist noch bei Zeiten abgetreten, dieser Repräsentant der ernsten Kirchenmusik, ehe das moderne sinnekitzelnde Offenbach'sche Geklimper zu seinem Ohre dringen konnte. August Stöber ist beneidenswerth. Ich denke mir, die Komposition der „vier steinernen Reiter" war für ihn der Gipfelpunkt seiner Poetenlaufbahn.

Auch an das alte Uhrwerk des Münsters knüpft er eine Erinnerung; einige Verse sind an den kunstreichen Mechaniker gerichtet, auf dessen Geheiß der verstümmelte Hahn wieder zu krähen anfing. Für Geiler von Kaisersberg hat er eine rythmische Rede bereit, und verbindet den Namen des Kaisers Max mit der Kanzel des beredten Münsterpredigers . . . Zwischen unserer und der nahen Freiburger Pyramide läßt er ein Zwiegespräch hören, wie zwischen Wasgau und Schwarzwald.

. . . Inzwischen rauscht der alte Rhein,
Der sagt: Ihr müsset Brüder sein!

. . . Ihr Menschen, zwischen d'rinn im Land,
So reicht euch denn die Bruderhand!

Wer möchte nicht diese versöhnenden Worte bei jetzigen Neujahrswünschen aussprechen!

Unter den lyrisch-epischen-Gedichten sind mehrere recht launige, wie der Wind, z. B. und der Teufel sich um

den Münster herum balgen . . . und der kurze, bündige Dialog Kaiser Karls des fünften mit unserm Stättmeister, Jakob Sturm, auf dem Augsburger Reichstag . . . Doch wir müssen uns bescheiden, und nur nachholend zur Erinnerung bringen, daß August Stöber noch andere Verdienste um das literarische Elsaß aufzuweisen hat. Mehrere Jahre lang war er der Herausgeber und Hauptredaktor der „Alsatia", dieser faktenreichen Sammlung historischer, archäologischer, philologischer Aufsätze; im „Samstagsblatt" hatte er ein wahres Volksblatt gegründet, das aber leider, durch Mangel an Subskribenten sein wünschenswerthes Dasein nicht fristen konnte. Auch einzelne Monographieen, z. B. über den Kochersberg (1857) das vordere Illthal (1861) u. s. w. hat er herausgegeben. Die Doppelkrone dieser Abhandlungen aber bilden zwei Aufsätze: 1) „Der Dichter Lenz und Friederike von Sessenheim", 2) Der Aktuar Salzmann". Freilich wurde dabei der Verfasser von seinem Gegenstande selber getragen; denn berührt man hier zu Lande irgend einen auf Göthe und seine Freunde oder Freundinnen bezüglichen Punkt, so folgt die Theilnahme des Publikums von selbst, womit ich aber Herrn August Stöber nicht sein Verdienst als Herausgeber dieser Biographien wegnehmen will.

Sein Bruder, Adolph Stöber, wie er, ein Zögling der schwäbischen Dichterschule, verdient eine eigene Charakteristik.

Beide Brüder gehören in dieselbe Sängergilde; es besteht zwischen ihnen ein unbestreitbarer, gleicher Familienzug: dann aber läßt sich wieder bei jedem eine eigne Physiognomie nicht verleugnen. Es sind mit

einem Worte keine Menächmen. Beide haben miteinander die leidenschaftliche Liebe für Berg und Wald und Flur gemein; beide hängen fest, wie schon ihr Vater, am Elsaß, und seinen Sagen und seinen Bewohnern. Die reinste Quelle ihrer Begeisterung sprudelt aus dem Wasgau und seinen Tannen hervor, oder ergießt sich in die Fluthen des Rheins und strömt so, beseligt, dahin. Sie kleiden ihre Gedanken, Gefühle und Wünsche, jeder in seine eigene Sprache: denn jeder denkt und fühlt auf seine Weise.

Ist August vorherrschend lebensfroh, so kehrt sich der Blick des Bruders mehr nach Innen; eine ungeheuchelte, religiöse Empfindungsweise leitet bei Adolph Stöber fast jeden Eindruck auf ein höheres, unsichtbares Gebiet hinüber. Er ist nicht nur in seiner Laufbahn ein Diener des Herrn, er ist es in den schönsten Stunden der Weihe. Auf die Grundprinzipien des Christenthums führt er die Erscheinungen der äußern Welt, und die Erfahrungen der innern zurück; er predigt, wenn er dichtet, und ich bin davon überzeugt, ohne ihn je auf der Kanzel gesehen oder gehört zu haben, er ist ein begeisterter Dichter wenn er predigt.

In dem Bändchen seiner im Jahr 1849 erschienenen Gedichte kömmt kein frivoles, kein tändelndes Wort über seine Lippen; die Liebe ist in seinen Versen geadelt und idealisirt, und der Wein verliert seine tellurischen Bestandtheile, seine mythologische, heidnische Bedeutung; er wird für unsern Dichter das Symbol eines überirdischen Heilungsmittels.

Die Belege zu meiner Behauptung ließen sich beinah auf jeder Seite des niedlichen Bändchens herbeischaffen.

Die klangreichen Strophen ertönen fast immer wie sonntägliche Glockentöne, und der Vorwurf der Monotonie, der solchermaßen den Sänger treffen könnte, wäre ungerecht; denn für's erste ist die Sammlung von so mäßigem Umfang, daß der Leser keine Ermüdung fühlt, wie dies bei längern religiösen Gedichten der Fall ist — und dann entspringt jedes einzelne Lied aus einer präzisen eigenen Stimmung.

Wie lieblich ist doch seine Sonntagsfeier auf den Alpen, die der Wanderer erklimmt, während die Hirten abwärts in die Thalkirche ziehen! — Der Dichter läßt sich die Herrlichkeit Gottes verkünden vom Wasserfall, vom Gletscher, von den Alpenrosen, und ruft plötzlich aus:

. . So heil'ge Stätte fand ich nie:
Der Herr ist hier an diesem Orte;
Gewißlich ist nicht anders hie
Denn Gottes Haus und Himmelspforte.

Und wieder aus dem Thal herauf
Hör' ich die helle Glocke schallen,
Die Hirten drängen sich zu Hauf',
Aus ihrem Kirchlein heimzuwallen.

Nun zieht von diesen Höhen mich
Die Liebe zu den Brüdern nieder:
Hinab! hinab! wie treibt es dich
Mein Herz in ihre Nähe wieder!

Für jeden Wechsel der Jahreszeit, für jede Stunde des Tages und der Nacht, für jeden Vogelsang, für jeden Naturlaut, findet er sinnreiche Sprüche, und wenn er sich dankbar an seinen Lehrer in Apollo, wenn er sich

an Ludwig Uhland wendet, der ihm die Dichterzunge löste, dann wird sein Lied zur Hymne. — Erzählt er die Sagen des elsässischen Heimathlandes, da schlägt er meist den Ton der einfachen Volksballade an; auch erkennt man sehr wohl seine Vorbilder in den „Stimmen der Völker", von Herder, oder in einzelnen Balladen des Großmeisters Göthe. Aus seinem Mund erfahren wir so die Sage von der Gründung des Klosters zu Erstein, des Münsters zu Thann, der Klöster von Hohenburg und Niedermünster; denn als Dichter ist Adolph Stöber berechtigt an den Wortlaut der Tradition zu glauben und anzuknüpfen. Der festliche Aufenthalt des Kaisers Sigismund in Straßburg, das Freischießen mit dem Zürcher Hirsbrei hat er sich ebenfalls nicht nehmen lassen. Die bekannten, aber schön aufgefrischten Erzählungen kann ich blos zitiren und den Leser darauf hinweisen. Aus der benachbarten Schweiz, aus Frankreich und Norddeutschland holt er legendenartige Sagen herbei.

Meine Vorliebe für die kleineren Gedichte aber bekenne ich freiweg und kehre willig mit ihm in unsere Tannenforste, und in die Wiedertäuferhöfe zurück.

Ich tret' aus dunkelm Walde
In's lichte Feld heraus,
Da steht auf grüner Halde
Das Wiedertäuferhaus . . . . .

Zum Spiel in Hofesmitten
Steh'n Kinder froh geschaart;
Großvater kommt geschritten
Der Greis im weißen Bart . . . . .

Dort unterm Halmengiebel
Erbt' er kein ander Gut,
Als seines Vaters Bibel
Und frischen Christenmuth.

Die Wiedertäufer verschwinden nach und nach aus unserm Lande. Es ist an der Zeit, daß der Sänger sich ihrer im Liede annimmt, und die Erinnerung an das friedfertige Völkchen festhält.

IV. August Lamey.

August Lamey trat wie Ehrenfried Stöber zu günstiger Stunde in die Reihen der alsatischen Lyriker. Als die erste Revolution ausbrach, durchlebte er gerade die glücklichen Jugendjahre, begrüßte das Morgenroth der Freiheit und besang die ersten Tagesstunden, die ersten Errungenschaften in deutschen Hymnen. Hatte doch Klopstock ebenfalls für die verjüngten Franken geschwärmt und schwunghafte Oden an ganz Deutschland gerichtet; aber durch die Schreckensperiode entzaubert, verwünschte er wissentlich seinen kurzen Irrwahn. — Lamey blieb seinem Freiheitsideale treu; das politische Glaubensbekenntniß, das er in einer der letzten Ausgaben seiner gesammelten Gedichte (1852) ablegt, läßt darüber keinen Zweifel. Was nun die aus jener Periode stammenden Verse betrifft, kann ich mich nicht enthalten, solche als deklamatorische Gemeinplätze zu kennzeichnen. Bei ihrem ersten Erscheinen waren sie dies selbstverständlich nicht. Die neue republikanisch-philantropische Münze hatte noch nicht ihren Glanz, nicht ihr erstes Gepräge verloren.

An Lamey's Stelle hätte ich aber diese patriotischen Ergüsse keiner Reproduktion werth gehalten. In deutschen Rythmen nehmen sich heutzutage diese Dekadengesänge des „Franken am Rhein" ganz absonderlich aus.

Aber der Name Lamey's war somit bekannt. Der Verfasser, obgleich deutscher Poet in Frankreich, machte eine Carriere. — Mit der französischen Beamtenwelt durchlebte er die grausame Belagerungsperiode in Hamburg. Unter der Restauration trat er in die Magistratur, und wurde als Richter am Straßburger Tribunal in spätem Alter in Ruhestand versetzt. Vor wenig Jahren starb er als „Neunziger". Unbedingt hoffte er, hundertjährig zu werden.

Er war ein lebensmuntrer, aufgeweckter Greis, der sich bis in's höchste Alter jugendfrisch zu erhalten wußte, und gerade am Wendepunkt seiner langen Laufbahn als Dichter sich am Born der alsatischen Legende und der chronikartigen Landesgeschichte gleichsam verjüngte. — Seine kleinern epischen Versuche, z. B. die Schlacht bei Hausbergen, der Bauernkrieg ꝛc. ꝛc. sind in kräftiger, kerniger Sprache geschrieben, und wohl das Beste, das er dem Kreise seiner treugebliebenen Freunde vor zwanzig und einigen Jahren verehrte. Eine seiner schönsten Balladen erzählt das Ende eines alten Napoleonischen Kriegers, der auf seinem Invalidentodbette den Gefährten, den blinden Hund nicht unter Fremden zurücklassen mag, und den treuen Pflegling mit zitternder Hand erschießt. Dieses kleine Genrebild ist ergreifend tragisch und zart zugleich. Es ist ein glücklicher Griff des ergrauten Dichters.

Weniger behagen mir seine sogenannten philosophischen

Gedichte. Der Gedanke tritt nicht immer prägnant und deutlich hervor. Das mag mit der Sinnesart des Verfassers zusammenhängen; er kam wohl nie, auf philosophischem oder religiösem Gebiete, zu einem bestimmten Abschluß. — In den vermischten Gedichten findet sich mancher gute Gedanke, aber auch viel Mittelgut. Unter den Uebersetzungen oder Nachahmungen ist manch gelungenes; doch wer könnte sich vermessen, Lafontaine oder Beranger nur annähernd rein und frei zugleich wiederzugeben.

Meines Erachtens bleibt Lamey's Name an die alsatischen Chroniken geknüpft. — Dann läßt er auch in der Straßburger akademischen Welt ein dauerndes Andenken durch die Stiftung einer Preisschrift für ästhetische oder philosophische Aufsätze. Bei dieser Gründung gab er sich kund als freidenkender, nicht engherziger Bürger der Gelehrtenrepublik, indem er nicht ausschließlich in französischer Sprache verfaßte Dissertationen vorschrieb. Wenn ich nicht irre, wurde vor bald fünf Jahren bei der ersten Preisaustheilung die Palme einem deutschen Konkurrenten zugesprochen.

Der liebenswürdige Greis ließ wohl keinen Sommer vergehen, an dem er nicht, sei's im Schwarzwald, sei's in den Vogesen, dem Verjüngungsprozeß oblag. Auf einem dieser Ausflüge traf der Schreiber dieser Zeilen mit ihm zusammen; Lamey theilte mir die letzte Ausgabe seiner gesammelten Gedichte mit, und ich erlaubte mir als Gegengabe folgende Zuschrift:

An August Lamey.

Dank, Sängernestor, für die Gabe,
Die Du mir freundlich zugesandt.

Du bist fürwahr kein Unglücksrabe,
Der heißer krächzt am Grabesrand.

Nein, singend wie ein Frühlingsfinke,
Betrügst Du lang den Rippenmann,
Und, zieht er spät an Deiner Klinke,
Rufst Du: Ich komme, wenn ich kann.

Zwar ahnst Du jener Welten Schöne,
Die einst der Geisterfuß betritt;
Doch von der Erde nimmst Du Töne
Und Farben auf die Reise mit.

Der Honig, den wir hier gesammelt,
Es folgt sein Duft uns immer nach:
Die Lieder, die wir hier gestammelt,
Sie halten uns im Grabe wach.

Noch lang' besing' die Eisenpanzer,
Und unsrer Ahnen Herz von Stahl.
Die Thaten jener wackern Schanzer,
Sie sind in unsrer Brust ein Pfahl.

Zwar kränzen wir, wie sie, die Becher; –
Wenn Eigensinn und Noth gebeut
Sind wir auch tücht'ge Rippenbrecher,
Und schlagen d'rein recht ungescheut.

Doch was uns mangelt, hatten jene:
Den Glauben an das ew'ge Recht!
Es spannte **Da**für jede Sehne
Sich dort beim Ritter und beim Knecht.

D'rum, Sängergreis, führ' unsern Enkeln
Dies Bild vor den getrübten Blick;
Und wenn wir zweifeln, wenn wir kränkeln,
Bring' uns die alte Zeit zurück!

V. Candidus. *)

Candidus! ein viel verheißender Name! Wer ist wohl dieser Candidus? Fast klingt es wie ein Pseudonym, und doch ist es ein reeller Name, der sich seit drei Jahrhunderten, seit der Reformationszeit mit dem Predigeramte von Vater auf Sohn vererbt. Damals hieß der Urahne des Dichters: Weiß, und latinisirte seinen Namen, als er zu der neuen Lehre übertrat.

Der heutige Candidus, Theologe und Pfarrer, wie seine Vorfahren alle, versah eine Zeitlang die protestantische Seelsorge in Wälsch-Lothringen, in Nanzig; von dort siedelte er über an die Ufer des schwarzen Meeres, in die Handelstadt Odessa, wo er das Pfarramt bei der deutschen protestantischen Gemeinde versah [1]). In dieser etwas anormalen Lage, dem elsässischen Heimathlande fast entfremdet, fern vom deutschen Verkehr, mußte schon, so will mir bedünken, Charakter und Denkart eine eigene Form annehmen; wenn der in Lothringen oder Rußland Lebende zum deutschen Dichten sich berufen fühlte, mußte er seine eigene Bahn wandeln.

Candidus, der Dichter hat auch eine originelle Farbe.

*) Gedichte von Candidus. Leipzig 1869. 1. Band.

[1]) Candidus ist ohnlängst in der Krim gestorben.

Er ist mir nicht immer und in jeder Hinsicht sympathisch; aber ein bestimmtes Gepräge erkenne ich an der poetischen Münze, die er Fremden und Bekannten austheilt.

Ehe ich mir erlaube, das elegante Bändchen seiner Gedichte zu besprechen, bitte ich den Leser um eine Minute Nachsicht, und Geduld; ich wünsche ein poetisches Formbekenntniß abzulegen allererst.

Transvogesische Kritiker haben oft und langeher der deutschen Dichtung und Prosa vorgeworfen: es entgehe ihr die Klarheit — und dies strenge Urtheil ist oder war nicht ganz ungerecht. Es lag und liegt in der deutschen poetischen Sinnesweise und im prosaischen Gedankengang eine Tendenz, den Leser zuvörderst zum Nachdenken, oft zu sehr anstrengendem Nachdenken zu reizen. So viel Löbliches eine solche Zumuthung in sich schließt, so wird dies Ansinnen doch oft zu weit getrieben; unfertige Gedanken verbergen ihr defektes Wesen unter der Hülle des Tiefsinns. Nun fordert aber mein Denkvermögen vor Allem vom Schriftsteller, und sei er der größten einer, die Limpidität, die Durchsichtigkeit des Ausdrucks, was keineswegs die Tiefe ausschließt. Dem azurblauen oder grünen Wasser eines Gebirgsee's blickst du auf den Grund und doch ist es viele Klafter tief. Göthe, Schiller und Jean Paul geben oft seltsame Räthsel aufzulösen; allein ihre Ausdrucksweise ist keineswegs unklar. Der flüchtigste Leser fühlt ganz wohl: „Es müsse sich bei ihren Worten etwas denken lassen; errathe ich nicht, so liegt die Schuld an mir."

Ich komme auf diesem Umwege zu unserem Odessaer lyrisch-didaktischen Dichter zurück. — Er ist unstreitig ein Denker; manch' schöner, wahrer, origineller, weiser Ge-

danke liegt in seinen Versen geborgen; aber die schönsten Gedanken, sind doch gewiß solche, die er am einfachsten ausdrückt. Das ist aber nicht überall der Fall: ich würde ihm — dürfte ich als obskurer Kritiker eine unmaßgebliche Meinung äußern — hin und wieder das etwas orakelhafte seiner Sprüche vorwerfen. — Nun, da ich diese Bemerkung vorausgeschickt, behalte ich auch das Recht, ohne Rückhalt zu loben, das charakteristische dieses Cyklus von Sprüchen, Sentenzen und lyrischen Versen anzudeuten.

Mit Wenigem viel zu sagen, ist bei Candidus ein durchgehendes Bestreben. Es ist eine geistreiche, sinnende, liebende Natur. Seinem Amte gemäß, hat er sich in die Grundgedanken des Christenthums vertieft, und er verwerthet sie auf eine eigenthümliche Weise in seinen Sprüchen. So nehme ich gleich zum Beispiel die prägnante Parabel:

Ein Mann ging über Feld mit seinem Kind,
Erst sprang das Knäblein vor dem Vater her,
Doch bald ermüdet faßt es dessen Hand,
Und später noch, da blickt es zu ihm auf:
„Trag mich!“ Er nimmt's und fest umhalst es ihn.

Du bist das Kind, das Leben ist die Reise,
Vollkommenheit das Ziel, und Gott Dein Vater.

Wenn nicht das längere Gedicht „der deutsche Christus“ vor mir läge, so würde ich sagen: Der leicht hingeworfene Eindruck passe am besten zu dem Charakter dieses Dichters. Aber auch eine humoristische Fiber zuckt in ihm; mehrere Gedichte dieser Art sind geistreich zu nennen; nur möchten sie nicht alle für christliche

Confessionen sich gleichmäßig schicken. Wir verweisen deßhalb nur auf „den hohen Besuch." — Dem „Husarenabzug" habe ich mich vergeblich bemüht, eine ästhetische Seite abzugewinnen.

Dagegen versetzt „das verfluchte Dorf", in eine besondere aschgraue, unheimliche Stimmung. „Die Wallbilder", hat sie etwa der Dichter in schöner Friedenszeit, auf den heimathlichen Wällen von Straßburg gesehen? . . . Die Strophen: „Alte Liebe" betitelt, lassen beinahe einen Eindruck wie manches kleine Lied von Heinrich Heine zurück. — „Die Invokation an die Harmonie" hat lyrischen Schwung, originellen Rythmus und Gedankentiefe. — „Das Gewitter" ist ein wahres Genrebild, anmuthig, sinnig, in bestimmten Konturen gezeichnet, durchaus nicht wie andere seiner Gedichte verflüchtigt. Ich muß mich auf diese Andeutung beschränken, und zu dem Hauptwerk des Herrn Candidus übergehen.*)

Sein „deutscher Christus"; in fünfzehn Kanzonen ist eine Schöpfung eigenster Art. Es erschien diese lyrisch-didaktische Komposition im Jahre 1853, mit einem Vorwort als Einleitung und Erklärung von Jakob Grimm; zugeeignet ist es drei Jugendfreunden des Verfassers; zwei derselben, Reffzer und Mühl sind, der erstere als französischer Publizist, der zweite als deutscher Lyriker in weiteren Kreisen bekannt. Jakob

*) Ich erfülle nicht gern das Amt eines Silbenklaubers: hätte ich indeß Muße und Raum, so würde es mir zur Pflicht gereichen, auf manche prosaische Fehler und Vergehungen gegen die Cäsur aufmerksam zu machen.

Grimm, der Introduktor, geht aus von Otfrit und vom sächsischen Dichter des Heliand; knüpft sodann einige schöne Gedanken an den leider fast verschollenen Dichter der Messiade, und bezeichnet endlich den neuen Messiasdichter als einen aus der deutschen Reformation hervorgegangenen lyrischen Schwärmer und Denker. Die Gefühls- und Gedankentiefe, die im „deutschen Christus", wie eine Doppelperle geborgen liegt, erschließt sich nur dem ernsten Leser; Manchen wird die etwas abstrupe und allzu kunstreiche Form abstoßen. Wahrlich es ist schade, um das sinnreiche Gedicht! es ist schade um die Kenntniß der altdeutschen Sprache, um die seltsamen, neuen Reimverschränkungen, die der Verfasser für seine Ausführungen zu verwerthen weiß. Aber hier im „deutschen Christus", wie in dem obenbezeichneten Bändchen lyrischer Gedichte, trifft es sich, daß in den einfachsten, ungeschraubten Stellen das Schönste sich vorfindet. Die zwölfte Kanzone, wie schon Jakob Grimm bemerkte, zur Taufhandlung des Sohnes des Verfassers gedichtet, ist ein Muster christlicher Vaterliebe und Begeisterung. — Sollte ich mit Herrn Candidus selber nicht einverstanden sein, so bitte ich von fernher um Entschuldigung; aber in ruhigen Stunden, wenn er sein eigenes Dichten übersieht, müßten, denke ich, diese aus innerstem Herzen stammenden Gedanken ihn jetzt noch am meisten anmunden.

Zum Belege meines Ansinnens müßte ich die 14. und 15. Kanzone ganz ausschreiben. Wie herrlich ist in der 14. die Beschreibung des Sturmes! Eine Beethoven'sche Symphonie! und der Schluß dieser lyrischen Begeisterung:

. . . . Der Aufruhr der Natur hat ausgewüthet
Und freundlich schließt der Himmel seine Schleuse.

So trei' ich denn heraus, euch, Balsamwogen
Des Waldes frisch zu trinken, denn behütet
Hat seinen frohgemutet (??)
Dankbaren Knecht der Herr auch diesmal wieder.
O Amselschlag, o volles, reiches Tönen!
Und rings, wie viel des Schönen!
Erquickung strömt durch Herz und Haupt und Glieder.
Mit mark'gen Knochen steht zugleich im Leben
Wer wahrhaft sich dem Himmel hat ergeben. – –
O Freudigkeit des Glaubens!
Den Satan sah auch ich vom Himmel fallen
Wie einen Blitz. Was bleibt vom Wetterscheine
Wenn er erlosch? — Das reine,
Das heit're Blau, wo ew'ge Sterne wallen . . . .

Von einem Anflug von Pantheismus möchte ich den Verfasser nicht ganz freisprechen. Dieser Tendenz entgeht wohl keiner, der sich leidenschaftlich in die Naturphänomene versenkt. Doch werde ich mich wohl hüten, den ersten Stein gegen ihn aufzuheben. Das religiöse Naturgefühl führt ihn zu seinem Urprinzip, seinem Schöpfer zurück.

VI. Mühl.

Gustav Mühl ist mit Candidus verschwägert, und zugleich, als Dichter, etwas geistverwandt. Wie Candidus vertieft er sich gern in die Natur und symbolisirt die beobachteten und durchgefühlten Phänomene. Ein genaues Bild von diesem Sänger zu entwerfen, ist gerade nicht leicht; seine Produkte liegen in keiner Sammlung

vor; sie sind nur in Musenalmanachs und in Flugblättern zerstreut. Er hat aber eine persönliche Farbe und Geltung. Warum er seine Weihestunden nicht zu einem zusammenhängenden Cyklus, zu größern Aufsätzen benützte, wird er wohl auf Berufsgeschäfte oder Familienpflichten zurückführen?

Hat er gewisse Inspirationen mit Candidus gemein, so fällt auch auf ihn, doch nicht in demselben Grade, derselbe Vorwurf. Seine Ideen, seine Gefühle sind nicht immer plastisch abgerundet, nicht immer durchsichtig klar wie der Bergquell. Was überhaupt der Mehrzahl unserer alsatischen Dichter abgeht, ist eine strenge, klassische Bildung, ein Heranreifen an den Mustern der antiken Griechen- und Römerwelt. Ich meine hiemit nicht ein sklavisches Nachahmen; aber wer sich mit den Meisterwerken der hellenischen Dichtkunst befreundet, wer an den römischen Sängern des Augustinischen Zeitalters sich herangebildet, wird sich nie der abgerundeten Form entschlagen, nie sich den oft getrübten, einherschleichenden Gedankenwellen der modernen Dichtung überlassen; er wird mit Wenigem Vieles ausdrücken; die kleinern Dichtungen, die aus seiner Feder fließen, werden wie schöngeschnittene Kamee'n, die größern wie schöngemeißelte Götter und Heroenbilder vor die Augen der Leser treten.

Dies Prinzip schob die romantische Schule allzuoft bei Seite, und führte ihre Jünger auf Abwege. — Ueberseh' und untersuche ich genauer die Gedichte von Gustav Mühl, so bevorzuge ich solche, die erzählend oder beschreibend einen bestimmt abgegrenzten Stoff behandeln, und weniger solche, die ein Sichgehenlassen, ein Hingeben verrathen an verschwimmende Eindrücke.

Auf einem Flugblatt „Neue Bahnen" betitelt, tritt uns die lebhaft kolorirte Beschreibung einer Schienenfahrt entgegen; das Drängen vor der Abfahrt, die Zwischenfälle der flüchtigen Reise, und die Rückkehr. Einzelne Gemälde heben sich besonders ab von dieser im Vorüberfausen besuchten Galerie. So das schlafende Kind an der Mutterbrust, auf dem Heimweg; eine liebliche, ruhige Idylle in diesem tosenden Wirrwarr. Der poetische Eindruck, der sich auf der Eisenbahn auch dem ungebildeten Reisenden aufdrängt, ist mit Talent wiedergegeben. Eine unerschöpfliche Gedankenquelle — wie der Eindruck des Meeres oder der Berge — bietet übrigens diese moderne dämonische Dampfmaschine. Unser alsatischer Dichter ist nur Einer von den Vielen, die sich am schnaubenden, wüthenden Renner bei jeder wiederholten Fahrt ergötzten; doch unter diesen Vielen ist er der Erwählten Einer; die volle Bedeutung der revolutionären Metamorphose im Reisesystem hat er durchdacht und durchschaut.

Auch der elektrische Draht begeistert unsern Sänger zu einem sinnreichen, halb elegischen, halb descriptiven Gedicht. Einige unklare Verse oder Strophen weniger und es wäre ein kleines Meisterstück . . . . . .

Die Drähte, kaltgeschäftig,
So unscheinbar und stumm,
Jetzt schuf der Bergwind kräftig
Zum sel'gen Spiel sie um . . . . . .

Die Waldesriesen lauschen
Dem neuen Saitenschwung,
Und ihre Kronen rauschen
Ihm neue Huldigung . . . .

Eine anmuthige Erzählung, wenn gleich mit tragischem Ausgang, trägt den einfachen Titel Marietta. Eine Jahrmarktsscene, vielleicht in dem heimathlichen Straßburg aufgezeichnet, bildet den Eingang. Marietta selber, die liebliche kühne Seiltänzerin, ist ein Abbild, eine jüngere Schwester von Mignon, von Fenella .... Das ist das eigene jeder von großen Dichtern in's Leben gerufenen Charakterbilder, daß sie unbewußt sich in den Schöpfungen der Epigonen aussprechen und wiederspiegeln. Es sind keine photographischen Abzüge, aber durch den Anblick jener ätherischen Gestalten begeistert, schafft der jüngere Dichter, der Epigone, aus ähnlichen Stoffen ähnliche Gestalten, und diese Spiegelbilder treten mit einem Lebenspasse versehen, in den Kreis der willigen Beschauer.

In zehn, seiner Gattin gewidmeten Gedichten (ohne Jahreszahl) finden wir das schon bemerkte Sichversenken in die großen, oder anmuthigen Naturphänomene. In solchem Sinne gehalten ist das mitunter schöne Gedicht: Pan schläft, oder des Mondes Gang am Abend.

Ihr Blumen meiner trauten Flur,
Wie schaut ihr jetzt mit fremdem Schimmer,
So zart und fremd, wie Schatten nur,
Doch heilig (?) lächelnd wie fast nimmer!

Geheime Lust bei euch zu ruhn!
Doch will ich keine von euch pflücken,
Nur reine Geister sollen nun
Mit euch die heit're Stirne schmücken .....

oder „das erste Finden im Lenze" — sinnige Anspielung auf die ersten Violen:

Immer tiefer laßt mich schauen,
Wie in Augen der Geliebten,
Klar, verschwiegen und unergründet
Hin in euer zartes Glühen.

Ich ende mit dem Aufruf des Dichters an den Giftbecher des Socrates:

Trink Socrates! . . . . .
Bring's jenem Tage, wo der Geist der Liebe
Versöhnend auf uns alle niedersinkt!

Dazu hat es aber leider noch lange Zeit!

VII. Dürrbach.

Von den bis jetzt vorgeführten alsatischen Dichtern durchaus verschieden ist der jüngst verstorbene Dürrbach, Verfasser einer episch-romantischen Erzählung, die vor siebenunddreißig Jahren unter dem Titel „Rappoltstein" in einem starken Oktavbande an das Licht trat. Es wäre eine Unterlassungssünde, diese Epopöe nicht zu besprechen, denn Rappoltstein ist das Produkt eines gewissenhaften, begabten Versifikators und Erfinders, und möchte ich doch in jetziger Zeit Niemand zur Lektüre dieses fünfhundertseitigen Gedichtes antreiben. Doch einige Vorbemerkungen über den Dichter selbst.

Pfarrer G. Dürrbach war eine originelle Natur; deutsch vom Wirbel bis zur Zehe; was ihn indeß nicht hinderte, vor fünfundfünfzig Jahren für Frankreich zu schwärmen. Als Kandidat der Theologie hatte er, in

den ersten Jahren der Bourbonenherrschaft, ein satyrisches Gedicht geschrieben: „Wehklage armseliger Poeten", worin ein Passus vorkam, den ein geistlicher Straßburger Würdenträger auf seine eigene Person bezog:

. . . . Die Stelle zu erhalten,
Fehlt nur noch ein Besuch,
Beim hochgelahrten, alten
Assessor Wolkenbruch . . . .

Diese kleine unselige Strophe, und die folgenden, wurden dem jungen anonymen Satyriker schwer angerechnet; sie versperrten ihm, so sagt man, die akademische Laufbahn.

Er wurde in eine einsame Pfarrei gleichsam relegirt; und dort am Fuße der Vogesen, dichtete er den Rappoltstein. Das war ein zweiter Mißgriff. An dieses durchaus nicht talentlose Epos verschwendete der Verfasser viel Zeit und Kraft. Der Gegenstand des langathmigen Gedichts ist eine mittelalterliche Sage, die an die drei Felsenschlösser oberhalb Rappoltsweiler anknüpft, und in kunstvollen, doch bisweilen ungelenken ottave rime durch zwanzig Gesänge hinzieht. Der Dichter schien völlig zu vergessen, daß die Wieland'sche Schule schon einer vergangenen Zeit anheimfiel. Im Jahre 1836 war schon längst das durch Walterscott'sche und andere historische Romane angeregte Publikum unempfänglich geworden für den Reiz eines gereimten erzählenden Gedichts. Rappoltstein wurde in die weitausgedehnte Nekropole der gleichzeitigen Heldengedichte eingereiht. Mit Unrecht. Aber wer gebietet über den Modegeschmack des lesenden Publikums? Der Wind blies nun einmal von

einer anderen Seite her und Dürrbach steuerte gegen den Wind.

Einzelne Theile des Rappoltsteins sind nichtsdestoweniger gelungen zu nennen. Die Naturgemälde sind lebhaft, in bestimmten netten Konturen gezeichnet; einzelne Vorkommnisse, zum Beispiel gleich am Eingang die Weinlese, meisterhaft. Aber die Charaktere der handelnden Personen tragen kein individuelles Gepräge; sie erstehen nicht vor unserm leiblichen Auge, wie Shakespearische Gestalten, die Handlung wird mit ermüdender Langsamkeit vorangeschoben. Schon in dieser Hinsicht, welch' ein Abstand von dem wunderlieblichen Oberon! Wäre der Eindruck ein persönlicher von mir allein ausgehend, ich würde es nicht wagen, dem Andenken eines abgeschiedenen Freundes so nahe zu treten; aber ich habe hierüber nicht zwei verschiedene Stimmen vernommen und doch muß ich wiederholen, daß in Einzelstellen sich ein wahrer Dichter offenbart. — Hätte Dürrbach diesen elementaren Goldklumpen in kleine Silber- und Kupfermünze ausgeprägt, er hätte — sit venia verbo — seine poetischen alsatischen Zeitgenossen aus dem Felde geschlagen. So verhallte seine Stimme. Auch wurden ihm von einigen Puritanern gewisse etwas üppig ausgemalte Zauberscenen übel angerechnet. Zur Noth konnte er sich hinter seine Anonymität verstecken, die poetische Lizenz vorschützen und mit großem Rechte behaupten, daß neben einer Unzahl erzählender Gedichte in allen mitteleuropäischen Sprachen, der „Rappoltstein" in einer paradiesisch reinen Atmosphäre sich abspiegele. Mein Vorwurf trifft, wie gesagt, den Verfasser von einer ganz andern Seite, und zwar, daß er sich, beschwert mit

verrostetetem Rüstzeug, verirrt habe in einer trostlosen Sackgasse.

Das dichterische Bestreben Dürrbachs kömmt mir vor wie in archäologischen Vereinen das unzeitgemäße Bestreben total verblichene und oft groteske Fresken an altem Gemäuer mit großen Kosten wieder aufzufrischen. Wo es der Mühe lohnt, sei es, unzweifelhaft! aber vergeudet nicht Zeit und Geld an leblose Gebilde.

Es schlug unbestreitbar eine poetische Ader im Gehirn Dürrbachs. Schon der Gedanke, die Rappoltsteinischen Dynasten mit ihrer traditionellen italienischen Abkunft und mit den Kämpfen Friedrich Barbarossa's in Verbindung zu bringen, enthielt eine Goldmine; nur verstand es der elsässische Dichter nicht, sie von den Schlacken zu säubern. In Dürrbach war der Mensch origineller als der Dichter; der letztere verkümmerte, weil er nicht über seine Befähigung gehörig aufgeklärt wurde; an diesem wunden Fleck, an diesem Erbübel der meisten Elsässer Literaten erkrankte er, der arme Prediger! — Als Mensch war er ebenfalls nicht im rechten Fahrwasser, nicht im gehörigen Elemente. Er war für das profane, nicht für das geistliche Lehrfach geschaffen. Mathematik und Astronomie trieb er mit Vorliebe; am gestirnten Himmel las er die Wunderwerke des unsichtbaren, hoch über dem Raume schwebenden Schöpfers. Von seinen einzelnen gedruckten Predigten ist vorzüglich die, welche sich mit diesem unendlichen Stoffe befaßt, hervorzuheben.

Am Anfang der Juliregierung wurde Dürrbach von der stillen Landpfarrei Thränheim (ominöser Name!) in die Sankt-Nikolaikirche nach Straßburg berufen. Auch

las er einzelne, ausgezeichnete Kollegien über Aesthetik, und versah einige Jahre lang die Stelle eines Almoseniers und Religionslehrers an der Normalschule. Hier wurde ihm wohl nicht mit Unrecht vorgeworfen, er entferne sich allzusehr von dem speziellen Zwecke seiner Berufung. Was er seinen Schülern vordoziren mochte, war gewiß ausgezeichnet gut; aber, wohl nicht immer an rechten Orte vorgebracht . . . . . Er wurde seiner Stelle entsetzt. Dies Mißgeschick ließ einen tiefen Stachel in seiner Brust; nie hat er diesen Schmerz überwunden. Wie viel persönliche Gereiztheit dazu beitrug, ihn gegen gallisches Wesen aufzubringen, lasse ich unerörtert. In letzter Zeit, vom siebzigsten in das achtzigste Jahr, hatte er sehr gealtert; er schlich gebückt einher; der satyrische Zug auf seinem Greisenantlitz deutete auf inneres Leiden. Er betrat die Kanzel nicht mehr. Dürrbach gehört zu dem Häuflein der befähigten Geister, die hier zu Lande der zwitterhaften Stellung zwischen Ost und West zum Opfer fielen.

VIII. Daniel Hirtz.

Daniel Hirtz, der Drechslermeister, ist als lyrischer Dichter in seiner Vaterstadt Straßburg und jenseits des Rheines ein wohlbekannter Name. Er ist in spätern Jahren seinem ersten Berufe untreu geworden; ich denke, nachdem er einmal an dem Musenquell Hippokrene seine Lippen genetzt, fiel ihm die materielle Seite seiner täglichen Beschäftigung zur Last, oder gab ihm, dem Familienvater, nicht mehr genugsamen Unterhalt. Wie dem auch

sein mag, der Dichter Hirtz wäre, seinem alterego, dem Drechslermeister gegenüber, ein undankbarer Geselle, hielte er nicht die Erinnerung an seine Jugend und Mannesjahre fest. Gerade diese unliebsame Lage, gerade diese bürgerliche Stellung ward für den Sänger zum Isolirschemel, der ihn elektrisirte, und neunundneunzig Prezent zu seiner lokalen Berühmtheit beitrug. Wenn er in seinen „Freuden und Leiden" singt:

Wär' ich so ein reicher Mann,
Der aus Zinsen leben kann,
Da wollt' ich erst dichten!
Oftmals steckt mir was im Kopf;
Aber ach! mich armen Tropf (ächt elsässisch)
Fesseln Arbeitspflichten.

Wenn er dermaßen seine geheimen Wünsche ausspricht, da scheint er mir in großem Irrthum befangen. Mir ist durchaus nicht bewiesen, daß Daniel Hirtz, wäre er ein Millionär oder auch nur ein Zehntelsmillionär gewesen, sich zu einem hohen Sitz auf dem deutschen Parnasse aufgeschwungen hätte. -- Er wäre vielleicht eingeschlummert in delicüis Capuæ. Er hatte wohl, als Jüngling, keine Ahnung von allem, was heutzutage zu einem Vollblutdichter gehört, welche ungemeine klassische Vorkenntnisse, welches innere vulkanische Leben im Busen, bei olympischer Klarheit im Geiste, welche Ausdauer, welches ungezähmte Streben nach einem, wenn auch unerreichbarem, Ideale.

Um zu versifiziren
Muß man den Teufel im Leibe spüren,

sagte schon Voltaire; und das ist wohl einer der treffen-

sten Einfälle, die dem unfläthigen Patriarchen von Ferney über die Satyrlippen gekommen. Gerade die beschränkte Existenz des Drechslermeisters, somit eine gewisse unbestimmte weitlose Analogie mit dem Altmeister Hans Sachs verhalf dem Daniel Hirtz zu seinem Rufe. Dieselbe Dosis von poetischer Anlage in einem vom äußern Glücke Begünstigten, oder einem dem gelehrten Fache Angehörigen hätte keineswegs hingereicht, ihn aus der Menge hervorzuheben und seinen Namen auch nur in den Vorhof des Unsterblichkeitstempel zu tragen, wovon der Sänger des rasenden Rolands eine so herrliche Beschreibung für die Nachwelt in seinem Rittergedichte niederlegte.

Seitdem Daniel Hirtz sich, exclusive, mit intellectuellen Arbeiten zu befassen hat, kam der bescheidene Mann, die herzlich treue Seele, wohl selber zu dieser Einsicht. Auch so ist sein Loos, ich will nicht gerade sagen beneidenswerth — wessen Schicksal ist beneidenswerth hienieden — aber doch der erträglichen Eines. In dem engern Zirkel, den er einhielt, wurde er nicht verfolgt und begeifert; es ließ ein jeder seine anspruchslosen Lieder gelten; und gerade dem kunstfertigen Arbeiter an der Drechslerbank wurde oft, als Dichter, zu gute gehalten, was einem klassischgebildeten, oder sich für einen solchen ausgebenden Schriftsteller, als defekte Form oder Versündigung gegen den guten Geschmack zum Vorwurf gereicht hätte. — Die Naivetät des Ausdrucks hebt bei Hirtz über die Weitschweifigkeit der meisten seiner poetischen Aufsätze hinweg; seine schwachen Seiten zu verhüllen, bedarf er keines Gewandes; er gibt einfach her, was ihm nach vollbrachtem, ermüdendem Tagewerk seine heimliche Freundin, die Muse der Werkstatt, einflüsterte.

Daniel Hirtz erhielt einmal, vor Jahren, den Besuch der schriftstellernden Helmina von Chézy. Man kann sich keine größern Gegensätze denken, als den schlichten Meister, vielleicht in Hemdärmeln, an seiner Drehbank und die barocke, affektirte, alternde Dichterin. Die Schwester in Apollo umarmte den Meistersänger. Ich weiß nicht, wie diesem dabei zu Muthe war, und ob er sich von diesem Weihekuß geehrt fühlte; ich hätte mir diese Hexengunst verbeten.

Durch seine unzähligen Gelegenheitsgedichte — wie Göthe behauptet, die Grundquelle aller wahren Poesie — hat Daniel Hirtz sich die Liebe und Achtung vieler seiner Mitbürger in hohem und niedern Stande erworben; das ist wohl der reinste Gewinn seiner langen Laufbahn; er darf darauf stolz sein. Auch als populärer Kalendermann hat er, anonym, in weiten Kreisen Belehrung und Erheiterung verbreitet. Hierin folgte er dem Beispiele Hebels, welcher, unbeschadet seiner herrlichen allemanischen Lieder, durch seinen „Hausfreund" im Rheinlande gemeinnützige Kenntnisse und edelmüthige Gefühle in segensreicher Wirksamkeit wie Samen einer bessern Welt ausstreute.

Auch viele Gedichte in Straßburger Mundart hat Daniel Hirtz geschrieben. Auf diesem Boden erkläre ich meine Inkompetenz; nicht daß mir diese Mundart fremd wäre; aber, den Pfingstmontag ausgenommen, der einem höhern philologischen und sittenmalenden Zwecke dienen mußte, will mir scheinen, daß Verse in diesem mit unzähligen wälschen Brocken untermischten patois sich meist ziemlich trivial ausnehmen, und keineswegs dem idyllischen Dialekt, den Hebel gebraucht, gleichzu-

stellen ist. Ich verhehle mir keineswegs, daß ich durch diesen Ausspruch gegen eine biblische Vorschrift verstoße, und zu vielem Aergerniß Anlaß gebe.

Drum lieber noch einen Rückblick auf seine ächt deutschen Gedichte. Den gold'nen Boden seines Handwerks hat er ja selber gefeiert und verherrlicht, indem er die vielfachen Utensilien, Möbel, groß und klein, Spiel- und Werkzeuge besang, die aus der Hand des Drechslers hervorgehn. — Den einfachsten Begebenheiten des täglichen Lebens sind wohl die Vorlagen seiner besten Lieder entnommen. — Des jugendlichen Wanderers Eindrücke auf der Reise, seine Sehnsucht nach der Heimath, nach der Verlobten, die Vorfreuden der Ehe, die Geburt eines Kindes, die Kindergebete, die Wiegenlieder, das sind die Anlässe, bei welchen sich die Brust des Naturdichters ergießt. Er fesselt durch seine naiven Geständnisse, wenn dieser Ausdruck der offnen, fast schmucklosen Rede eines liebenden Gemüthes zukömmt.

Dem Münster gegenüber, oder auf seinen Zinnen, schlägt ebenfalls das Herz des Dichters in stärkern Schlägen . . .

Nun steht schon manch' Jahrhundert
Das hohe Felsenhaus,
Gepriesen und bewundert,
Schaut's kühn und stolz hinaus;

Grüßt Badens schöne Gauen,
Des Schwarzwalds dunkeln Kranz,
Und grüßt Alsatiens Auen,
Das weite Rheinthal ganz.

Nicht Gränzen sollten scheiden
Dieß bied're Volk, dieß Land;
Bei Gott, 's wär zu beneiden,
Umschläng's Ein festes Band.

Verwächst zu einem Stamme
Dieß Volk einst und dieß Thal,
Glüht eine Freudenflamme
Auf Erwins Ehrenmal.

Das war vor mehr als einem Vierteljahrhundert geschrieben, und klingt jetzt wie ein sonderbarer Ahnungslaut herüber. — Für heimische Lehrer und Künstler hat Daniel Hirtz ebenfalls Worte des Dankes und der Bewunderung. Mit einem Wort, er ist so recht aus dem heimischen Boden entsprossen, wurzelt hier tief und fest, entlehnt aus solchem seine besten Kräfte, und würde in anderer Heimath, vielleicht nur über die Vogesen oder den Schwarzwald versetzt, viel von seinem Werth verlieren. — Elegieen und sonstige Gedächtnißverse, die auf gleichzeitige politische Begebenheiten hindeuten, sprechen weniger an; es sind zwar die Gedanken und Empfindungen eines ehrenwerthen, liberalen Bürgers; nur erhebt sich der Ausdruck nicht mit den Schwingen der Begeisterung über die Sphäre der gewöhnlichen Ansichten. Dahin rechne ich z. B. die bei dem unerwarteten und verhängnißvollen Tode des Herzogs von Orleans geschriebenen Strophen.

Seine Wanderjahre in den Ländern Mitteleuropa's hat er in einem Bändchen erzählt, das in vielen Bürgerfamilien gerade durch die anspruchslose Erzählung des Erlebten und Geschehenen beifällig aufgenommen wurde.

Auf solchen Fußreisen war es jedenfalls dem Pilger vergönnt, mehr und besser zu beobachten, als dem rasch dahinfliegenden Eisenbahnfahrer. Doch, wer stemmt sich gegen das Rad der Zeit? . . . Fünfundzwanzig Jahre nach seiner Gesellenwanderung hätte Daniel Hirtz seinen Reisezug ebenfalls auf den Schienen oder per Dampfschiff unternommen, wäre vielleicht nach Amerika hinübergefahren, hätte sich vielleicht in einer Ansiedelung des fernen Westens niedergelassen. Aber solches war nicht in den Sternen geschrieben: — und so haben wir ja die zweite, vermehrte Auflage seiner Gedichte in dankbaren Händen.

XI. Das Pfeffelalbum.

Im Jahre 1859 erschien in Kolmar das sogenannte Pfeffelalbum, eine Sammlung lyrischer Gedichte von Elsässer Sängern, als Beitrag zum Pfeffeldenkmal, das kurz vorher an der Ostseite des Museums zu Unterlinden eingeweiht worden. Etwa dreißig Namen, theils schon verstorbener, theils noch lebender Dichter waren in diesem friedlichen, anspruchslosen Musenalmanach eingezeichnet; ihre Elegieen, Balladen, Lieder, Denksprüche u. s. w. hatte Theodor Klein gesammelt und mit einem rythmischen Vorwort eingeleitet:

Auch an des Rheinstroms linken Borden,
Und an des Wasgaus grünem Hang,
Erklingt es noch von Liederworten,
Und schmettert jubelnder Gesang . . . . . .

. . . . Mein Elsaß, sprich; was hat die Glocken
Des Lands in hellen Schwung gesetzt?
Was hat die Schwerter mit Frohlocken,
Des Liedes Schwerter frisch gewetzt?

Es ist Dein Name, blinder Dichter,
Mein Pfeffel, der das Wunder übt!
In Deiner Brust ward's licht und lichter,
Je tiefer sich Dein Blick getrübt . . . .

. . . . Du hast das Banner vorgetragen,
Der edeln Dichterschaar vom Rhein,
In fernen längst vergangnen Tagen,
Und sollst auch heut' die Losung sein.

Jeden dieser sangesfrohen Söhne des Elsasses einzeln zu charakterisiren wäre wohl eine wo nicht schwierige, doch undankbare Aufgabe. Es sind darunter wohlbekannte Namen; die Mehrzahl wo nicht alle der schon vorgeführten Verfasser. Einige erscheinen mir wenigstens zum erstenmal, und nicht immer die unbedeutendsten. In der Lyrik überhaupt eine Rangordnung anzuweisen, die einen emporzuheben, die andern herunterzusetzen, ist unmöglich, und wäre auch ungerecht. Aber da ich mir einmal vorgesetzt, eine annähernde Aufzählung der Männer und Frauen zu geben, die im Elsaß, zu unserer Zeit, den Cultus der deutschen Sprache bewahrt, so trete ich nicht zurück, und protestire nur vorläufig gegen den Vorwurf absichtlicher Parteilichkeit, absichtlichen Uebergehens.

Auch bitte ich, mir keine frivole französische Galanterie vorzuwerfen, wenn ich mit zwei Damen beginne. Die eine, Charlotte Engelhart, eine Tochter des berühm-

ten Hellenisten Schweighäuser, eine Schwester des gleichnamigen Archäologen, ist seitdem achtzigjährig gestorben. Schon lange war sie mit einer totalen Taubheit behaftet, mithin von allem äußeren Verkehr abgeschnitten. In gesellschaftlichen Freundeskreisen rezitirte sie nicht ungern ihre anmuthigen Produkte. Ihr Styl verrieth die etwas lare Wieland'sche Schule. Ich hatte einmal das Vergnügen, einem solchen Vortrage beizuwohnen; der Gegenstand, in Form einer Epistel, betraf ihre Lieblingskatze. Es ist schon lange her, seitdem habe ich die lebhafte Greisin nicht mehr gesehen. Das Pfeffelalbum bietet uns von ihrer Hand eine niedliche halbsymbolische Erinnerung an die Schweizerflora: „Der Enzian vom Rigi im Stadtgärtchen." Es ist etwas breit gerathen, aber doch nicht zu verwerfen.

Die zweite Dame, Karoline Neßler, ist des Augenlichtes beraubt. Eine Elegie: „Des Blinden Abschied von der Welt", öffnet eine Einsicht in das friedsame Gemüth der Dichterin:

. . . . Welt, leb wohl, mit deinen Rosensünden!
Von Nacht umgraut, werd' ich den Himmel finden.

Ihr Bruder, Friedrich Neßler, ist auch als Lyriker in das Album eingetragen. Er lebte damals in dem schönen Lausanne am Genfersee, und feiert dort die großen Alpenszenen, das Kommen des Frühlings und die geschichtlichen Erinnerungen. Das von Byron besungene Chillon und der idealisirte Bonivard tauchen wieder auf in Neßlers Versen.

Ich war ganz betroffen, zwei ächt französische Namen, die zwei Brüder Parmentier, als deutsche Dichter im Pfeffelalbum zu treffen; eine sonderbare, doch angenehme

Erscheinung. Als biographische Notiz sei hier angeführt, daß der eine dieser Brüder, Theodor Parmentier die Violinistin Therese Milanollo geheirathet. Auf dem mittelländischen Meere, gegen Sebostopol segelnd, (Mai 1855) schrieb er in sein Reisebuch:

Bist du es schon o Tod, der kommt,
Und klopft an meiner Tage Pforte?
Ich folge gern, obgleich mir däucht,
Ich sei noch nicht am Orte.

Hatte der Dichter etwa sein späteres Glück geahnt?

Naturgefühl und Naturgenuß athmen die Lieder von Wenning und von Theodor Stricker; der letztere ein Pfarrherr, legt auch in kurzen Sprüchen, religiöse Gedanken nieder.

Theodor Klein, der Sammler des Albums, gibt mehrere Balladen aus alter und neuer Zeit zum Besten. „Heliopolis", aus einem Cyklus, „Kleber" betitelt, ist ein Gemälde voll Kraft und Leben. Wie die meisten in diesem Bändchen aufgenommenen Sänger hat er für die Stunden der Weihe in der großen Bergnatur offnen Sinn und ein dankbares Herz; aber auch den Heimathsleiden ist er nicht fremd:

Wenn in der Neigung, die es fühlt,
Ein Herz wird oft gekränkt,
Das ist's, was seine Liebe kühlt,
Und uns mit Kummer tränkt.

Es gleicht der Blume, deren Haupt
Von Sonnengluth versengt,
Vom Qualm der Straße dicht bestaubt
Zur Erde niederhängt . . .

Einst hat das Herz wohl einen Dorn
Der Liebe still gehegt,
Worin nur eitel Haß und Zorn
Die wilde Woge schlägt.

Auf dem Heidelberger Schlosse singt er ein ernstes Lied. Welcher Besucher fühlte sich nicht tief angeregt in jenen wunderbaren, von herrlichen Bäumen, duftendem Gesträuch und Blumen umringten Ruinen! Ich kann also mit dem besten Willen dem gefühlvollen Dichter kein absonderliches Lob spenden: er ist der Hunderten Einer, die sich dort unwillkürlich in die Märchenwelt, die Geschichte und den Naturgenuß versenkten.

Unter den Verstorbenen, deren Andenken durch das Album aufgefrischt wird, zeigt sich mit einem Paket Denksprüchen und Sinngedichten der Pastor Schaller, Verfasser eines zu seiner Zeit, im Elsaß viel gelesenen komischen Epos, „der Perückenkrieg" betitelt. Mir ist dieses literarische Kuriosum nie zu Händen gekommen. In der berühmten encyklopädischen Bibliothek des seligen Kanzelredners Isaak Haffner stand es, und zwar im Katalog mit einem vernichtenden Strafwort bezeichnet. — Was die mitgetheilten Sinngedichte anbelangt, da ist kein verfänglicher, aber auch kein sublimer Gedanke.

In der nämlichen Rubrik der schon Abgeschiedenen zeigt sich ein jetzt verschollener, aber vor bald siebzig Jahren oft genannter Name, den ich nicht unter den elsässischen Dichtern zu treffen dachte. Ich meine Pfersdorff, der als Gendarmerie-Offizier bei der Verhaftung des unglücklichen Herzogs von Enghien eine untergeordnete Rolle spielte. Seine eingerückten Gedichte oder

vielmehr fragmentarischen Skizzen mögen als historische Curiosa gelten, poetischen Werth kann ich denselben nicht zuerkennen.

Nicht so der Nachlaß von Ferdinand Braun, der in vollem Mannesalter, wie mir scheinen will in bedrängten Umständen, zu Paris starb. Es liegt in diesen lyrischen Ergüssen ein tiefer Schmerz verborgen. „Die Zigeuner", wohl durch Beranger's Bohémiens eingegeben, athmen eine sonderbare fesselfose Stimmung in kernhafter Sprache. Und „das Lied im Mai", welches Leiden offenbart es doch in des Sängers Gemüth!

Und in der Freude mitten d'rin,
Mitunter diesem Lustgekose
Beschleicht es mich wie Traurigkeit,
Seh' ich voll Kummer fast die Rose.

Warum denn dies, sag' an mein Herz!
Weil die Erwartung ist vergangen?
Weil im Besitze unser Glück
Viel kleiner ist als im Verlangen? . . .

Das tragische Loos des Sängers Rizzio hat in einer Ballade Ungerers einen wehmuthsvollen Ausdruck gefunden. Hackenschmidt leiht einer Szene aus Hans Holbeins Leben ein einfaches poetisches Gewand.

Der unter dem Pseudonym Ludwig Lavater vor etwa dreißig Jahren aufgetretene Dichter liefert hier als Beitrag einige dem „Ikarus" und der „Susanna", des Bildhauers Graß gewidmete Strophen. Vor „Vater Oberlin's Schattenriß" wirft er einige kennzeichnende Konturen des „praktischen Heiligen" auf das Papier. —

Gleich zu Anfang habe ich erklärt, ich könne nicht allen gerecht werden. Der Lobredner des Ikarus und der Susanna wird mir gnädigst verzeihen, daß ich seinen in französischer Sprache von Pfeffels Uebersetzer wiederholten Text hier nicht anführe. — Ich behalte mir eine besondere Uebersicht seiner poetischen Leistungen vor.

X. Ludwig Schneegans.

Auf dem Felde der Lyrik fanden wir uns einer beträchtlichen Anzahl deutscher elsässischer Dichter gegenüber; dasselbe Verhältniß zeigt sich durchaus nicht in der Dramaturgie.

Den Pfingstmontag, und seinen berühmten Verfasser hier wieder zu besprechen, hieße Eulen nach Athen tragen. Für jetzt wenigstens komme ich nicht auf dieses Lustspiel in Straßburger Mundart zurück. — Beinahe in derselben Zeit, als der humoristische, geniale Arnold sein Werk der Oeffentlichkeit übergab, und Göthe's Lob einheimste, versuchte sich einer seiner jüngern Freunde im tragischen Dichtungsfache. Im Jahre 1817, dem Jubeljahr der Reformation, erschien hier ein Trauerspiel in fünf Akten, mit dem bedeutsamen Titel: „Religion und Liebe", von Friedrich Schützenberger, dem nachmaligen Maire von Straßburg. Der kaum neunzehnjährige Verfasser hat den Stoff zu seinem dramatischen Versuche ganz in seinem eigenen Busen aufgegriffen: es war keine historische Tragödie. — Nach der Fiktion des Dichters, sucht ein Edelmann, von Luthers

Werk begeistert, die Glaubenslehre in Wälschland einzuführen, und geht, wie zu erwarten, in seinem Streben zu Grunde. Das Stück hält regelrecht die Vorschrift der drei klassischen Einheiten inne, ist also der Form nach, ganz nach französischem Schnitte; aber die Schillerische Gedanken- und Gefühlswelt herrscht in der Auffassung der Charaktere; der Styl ist nach Schillers Styl gemodelt. Der ganzen Komposition fehlte somit die Originalität; aber die Handlung ist gedrängt, lebhaft, interessant, das harmonische Gleichgewicht aller Theile ließ die Hand eines kombinirenden Künstlers ahnen. Der Dichter hätte größere Aufmerksamkeit verdient. Die Theilnahmslosigkeit seiner Mitbürger kränkte ihn tief; er ging in andere Bahnen über.

Der Name des Dichters, den ich diesem kritischen Paragraphen voransetze, hat in Deutschland schon einen gewissen Ruf erlangt. Ludwig Schneegans, der Sohn gleichnamigen verstorbenen Stadt-Archivars, ist der Verfasser zweier Tragödien: die eine „Tristan und Isolde", wurde so viel mir bewußt, nicht auf das Theater gebracht; die zweite dagegen, „Maria, Königin von Schottland" erlebte auf dem Münchner Hoftheater einige Vorstellungen; und der noch ganz junge Dichter feierte einen schönen Abend; er wurde gerufen. Dieser Applaus wird ihm hoffentlich zum Sporn dienen, noch Schöneres und Gediegeneres zu leisten. Dramatische Anlage läßt sich ihm durchaus nicht absprechen; aber noch sind in seinem Kopf und Herzen die Elemente in Gährung.

Das Sujet von Tristan und Isolde ist allbekannt. Dem altdeutschen erzählenden Gedichte Gotfrits von Straßburg entnommen, bietet es unstreitig einen erwünsch-

ten, bedeutenden Stoff zu dramatischer Bearbeitung; aber die Gefahr des Vergleiches mit dem Urbild stand hier in unmittelbarer Nähe. Nicht mit dem vorgefaßten Plane, diesen dramatischen Jugendversuch eines Elsässers zu bekritteln, las ich vor fünf oder sechs Jahren*) das niedliche Bändchen durch; es wäre ein erwünschter Vollgenuß gewesen, mich dem Dichter ganz, unwillkürlich hinzugeben, die idyllische und tragische Lebensgeschichte mir auf einer ideellen Bühne zu vergegenwärtigen. Bei einzelnen Szenen fühlte ich mich gefesselt und ergriffen, aber der Eindruck, im Ganzen, war unbefriedigend. Eine durchgängig glänzende, metaphorische, aber oft in Schwulst und Bombast hinüberspielende Sprache ließ schon in stylistischer Hinsicht keinen reinen Genuß aufkommen; einige Charaktere z. B. die Bösewichter Melot und Mariotto, schienen mir ganz verfehlt: die unnachahmliche Liebeständelei der zwei Hauptgestalten im Gotfrit'schen Epos, fand ich nur verkümmert und in preziösem Style wieder; den zarten Hauch der Leidenschaft, der wie ein Rosengewölk über dem ganzen altdeutschen Gedichte schwebt, vermißte ich überall; nur wo der Verzweiflungsschrei der unglücklichen Liebe dem Dichter Anlaß gibt zu Ausbrüchen des gesteigerten Affektes, überkam es mich wie eine Rückerinnerung an das Originalwerk der Hohenstaufischen Epoche. Doch in der ganzen dramatischen Vorlage fiel mir die übersprudelnde Kraftfülle des jugendlichen Verfassers auf; er steht. so sagte ich mir, noch diesseits am Scheidewege; noch kann er, ohne Ein-

*) Tristan, Trauerspiel in 5 Aufzügen mit Vorspiel von Ludwig Schneegans. Leipzig 1865.

buße an seiner urkräftigen Natur, einlenken in die Bahn der klassischen Dramaturgie, und von heitern Höhen herab, die Leidenschaft seiner Phantasiegeschöpfe bewältigen und lenken.

Die Momente, die sich in dem leider abgebrochenen Gedichte Gotfrits und seines Fortsetzers verwerthen lassen, hat L. Schneegans taktvoll gewählt. Ergreifend ist die Szene, welche uns den alten König Marke, den betrogenen Gatten der engelschönen, aber nicht engelreinen Isolde vorführt, im Augenblick, da er ihre und Tristans, seines Adoptivsohnes Schuld entdeckt und die beiden Liebenden mit Verbannung begnadigt. Wie im epischen Gedicht, begeben sie sich, mit der Verachtung des beleidigten Gatten und Vaters beladen, auf die Reise. Ich will damit nicht gesagt haben, daß Shakespeare, Göthe oder Schiller hier nicht ganz andere Saiten angeschlagen hätten; aber für einen zwanzigjährigen Dramaturgen ist diese Parthie ganz gut gerathen; weniger die, welche den Aufenthalt der Liebenden in der Waldhöhle und das Eindringen des nun plötzlich rachesüchtigen Königs schildert. Einen so wankelmüthigen und im Grunde schwachen Greisen den Augen des Zuschauers in gehöriger Perspektive zu zeigen, und das noch immer rege Räderwerk dieses halbverknöcherten Herzens bloszulegen, dazu gehörte eine Meisterhand und eine Welterfahrung, die unserem frühreifen Landsmann abging.

In den beiden letzten Akten zeigt er dagegen die ätzende Wirkung der Abwesenheit und der Trennung auf das Gemüth des überreizten Tristans, seine zweite Liebe zu einer zweiten Isolde, seine Reue, seine bodenlose innere Qual, seine erschütternde Rückkehr zu dem Todbette der

ersten, ächten Isolde. — Die Schrecken sind in der letzten Szene etwas gehäuft; beide Geliebten und der Held gehen zusammen unter; doch Shakespeare erweist sich, bei ähnlicher Gelegenheit auch nicht gemäßigt; im Hamlet fällt ja eine ganze Königsfamilie, die Nebenpersonen ungerechnet, als Sühnopfer.

Mit „Maria, Königin von Schottland“ *) betreten wir historischen Boden. Dies Experiment auf festem, reellem Grunde, ist unserem Dichter nicht mißlungen. Dem kecken Wagniß, nach Schiller, eine Maria Stuart auf eine deutsche Bühne zu bringen, brach Ludwig Schneegans von vornherein die Spitze ab, indem er zu seiner Tragödie eine der früheren Lebensperioden der königlichen Sirene wählte. Hätte Schiller in seiner Jugend, als er die Räuber schrieb, eine Maria Stuart, wie er es vorhatte, dramatisch vorgeführt, gewiß wäre ihm die leidenschaftliche Periode der Jugendverirrungen der schottischen Königin als erwünschte Vorlage erschienen. Ein derartiges Sujet wäre ihm, auf seinem damaligen Standpunkt und in seiner excentrischen Stimmung, kongenial gewesen. Diese Behauptung wurde schon von einem deutschen geistreichen Kritiker**), und nach ihm von dem Verfasser gegenwärtiger Skizzen vor sieben Jahren aufgestellt. Ich weiß nicht, ob Ludwig Schneegans von dem einen oder dem andern die erste Idee zu seinem Plan entlehnte. Es thäte dies übrigens seinem Verdienste keinen Abbruch.

Wir sind im Jahre 1566; Darnley ist Maria's

*) Drama in 5 Aufzügen. Heidelberg 1868.

**) Beyer.

Gemahl, Rizzio der Musiker ihr Liebling, Bothwell ihr fatalistischer Verführer, ein ehrgeiziger Vasall, der nach Szepter und Krone die Hand ausstreckt und sich durch die mephistophelische Eroberung des Herzens der Königin den Weg zum Throne bahnt. In zweiter Linie zeigen sich die schottischen Lords, die offnen oder geheimen Gegner der Maria Stuart; Melvil, der Haushofmeister, der treue Knecht, dem wir bei Schiller im fünften Aufzug wieder begegnen, und der Reformator Knox, dessen eherne Prophetenstimme wie die Posaune des letzten Gerichts bei einigen kritischen Wendepunkten erschallt. — Die meisten Charaktere haben eine individuelle Haltung und Färbung; die Aktion eilt ziemlich rasch zum verhängnißvollen Ziele. Am Eingang ist Maria noch schuldlos, doch schon auf abschüssigem Pfade, bei der Katastrophe belastet sie schon direkte Mitschuld am Tode ihres Gatten, und die indirekte am Untergang des italienischen Sängers. Was Schiller erzählend ins Gedächtniß zurückruft, das spielt hier lebhaft vor unseren Augen sich ab.

Ein Vorwurf drängt sich hier unwiderstehlich auf. — Unseres elsässischen Dichters Heldin ist nicht liebenswürdig; wir stehen einer leidenschaftlichen Frau gegenüber, die nicht auf gesetzlichem Wege und durch ein unbedingt sich hingebendes Herz gewonnen wird. Sie sucht ein Ideal, aber nicht ein Ideal der Heldengröße oder der Männertugend; nein, sie will einen Mann, der sie unterjoche! Sie sagt in hochtragischem Tone, was die Frau des Moliere'schen Sganarelle in komischem, ächt populärem Worte ausspricht; sie liebt die Schläge. Darüber läßt sich nicht rechten. Bothwell hat ihr in diesem Sinne recht sehr Genüge geleistet.

Aus Rizzio macht Herr Schneegans nicht den romantischen wälschen Sänger, dessen Namen Schiller in die Unsterblichkeit eingeführt; hier ist er nur ein eitler Mann — ich bediene mich eines gemäßigten Ausdrucks — der selbstverständlich dem innersten Gemüthe der Königin fremd bleiben mußte, und blos als Zeitvertreiber diente.

Von Darnley schweigen wir lieber ganz; er ist vom Dichter recht brav gezeichnet; aber dies schwankende Charakterbild vermag uns ebenso wenig als Rizzio und Bothwell zu fesseln.

Nun werden mich meine Leser fragen, was ich nach all' diesen Ausstellungen an dem ganzen Gedichte auf festen Füßen lasse. Darauf erwiedere ich: Eben das Ganze. Daß wir den handelnden Personen — den ehrlichen Melvil etwa ausgenommen — unsere Liebe und Achtung nicht zuwenden, benimmt selbigen nichts von ihrem dramatischen Werthe. Der Autor zeigt sich befähigt für Zeichnung dramatischer Charaktere. Sein Styl ist in diesem Produkte bedeutend einfacher und gemäßigter als im Tristan; nur bisweilen verfällt er, besonders wenn er die sinnliche Leidenschaft malt, in etwas überschwenglichen Pathos; puritanische Frauenlippen würden sich nicht dazu verstehen, auch nur halblaut folgende Versen, die er in Darnley's vorwurfsvollen Mund gelegt, nachzusprechen:

„Du liebtest mich; noch brennen Deine Küsse
Verzehrend mir im Herzen; Sternenjubel
Der süßen Nächte rast mir noch im Blut;
Du hast mich einst geliebt, und wenn Du läugnest,
Die Sel'gen droben, die Dich weinen sah'n,

. . . . . .

. . . . . .

Die Sel'gen, die für unsre Seligkeit
Das Glück des Himmels hingeworfen hätten,
Strafen Dich Lügen.

Es mögen für Ludwig Schneegans die Zeiten kommen, wo er sich und seine Leser und Zuschauer an moralisch großen und schönen Charakteren aufrichten, oder, sollte er sich auf dem vulkanischen Gebiete der irdischen Leidenschaft immerfort hinhalten, nicht über die zarte Grenzlinie des Schicklichen schreiten wird. Auch Schiller hat eine Eboli geschaffen und in einem Augenblick, ganz geeignet zu verführerischer Schilderung hingestellt. Die Metaphern der Spanierin streifen bis an die äußerste Marke des Erlaubten; aber dort hält der Dichter inne; der ästhetische Sinn muß sich nicht abwenden, schüchtern wie eine Mimose; das aber ist das Kennzeichen des Genius, der sich an rechter Stelle zu bezähmen weiß.

XI. Ludwig Lavater.

Ich darf diesen Namen in der Reihenfolge der alsatischen Dichter nicht ganz unterdrücken, und doch, von ihm zu sprechen, ist für mich eine heikle Aufgabe. Er ist mir ein naher Verwandter, früher sehr eng verbrüdert. Seit vielen Jahren verlor ich ihn zwar aus den Augen, und ich glaube, aus so großer Ferne ihn ganz unparteiisch als Fremden behandeln zu können. Aber die wenigen Leser, die eingeweiht sind in die enge Verbindung, die zwischen dem Dichter und dem Kritiker

bestand, glauben mir vielleicht nicht auf mein Wort. Sie sollen sich bald überzeugen vom Gegentheil, und finden, daß ich vielleicht allzustreng gegen einen halb Abgeschiedenen verfahre; denn, dem bewährten Sprüchworte zufolge: «de mortuis nil nisi bene», sollte man auch bei untergeordneten Leistungen, wenn solche von Verschollenen herrühren, mit Schonung verfahren.

Ludwig Lavater hat den großen Fehler begangen, seine Kräfte auf zwei Bahnen, in der französischen und deutschen Literatur zu zersplittern. Er gesteht dies mit unverholener Aufrichtigkeit in der Vorrede seiner schon im Jahre 1839 erschienenen Gedichte:

„Mächtige, außer dem Bereich der Willenskraft fußende „Umstände haben den Mann mehr oder weniger dem „Treiben seiner Jugend entfremdet . . . ein Uebel ent„sprang für ihn aus seiner Verpflanzung in die Haupt„stadt, ein unseliges Schwanken zwischen zwei sich be„kämpfenden Sprachen . . . Im Doppelringen zersplit„terten sich seine Kräfte. Aufmunterung und Theilnahme, „die Lebensatmosphäre des Dichters fehlte; die Morgen„röthe alsatischer Erinnerungen drang mühsam durch „den Dunstkreis der zwischen den Hügelreihen von Mont„martre und St. Geneviève, im Sommer und Winter, „Jahr aus, Jahr ein, gewitterbrütend sich lagert; die „Glockentöne der Kindheit verhallten nach und nach im „Wogen und Brausen der Weltstadt . . .“

Nun möchte ich, zürnend, den Verfasser dieser Jugendgesänge, dieser Reiseerinnerungen, dieser sehnsüchtigen Lieder an das heimathliche Elsaß, nun möchte ich ihn fragen: „Warum hast Du diese besseren Stimmen in Deinem Innern verkannt? Warum suchtest Du nicht

in engere Verbindung zu treten mit Deinem intellektuellen Vaterland jenseits des Rheines? Warum brachtest Du freiwillige Opfer auf dem Altare der falschen Götter? Ich lese neben Deinem Namen den Titel französischer Romane, deren Verfasser Du bist; warum ließest Du Dich verleiten in die Kreise, die sich um die bewunderten Modegötzen schaarten, und Dich keineswegs als ihresgleichen brüderlich aufnahmen? Du hast Dein Herzblut ausgegossen im „Henri Farel" und dem »Nouveau Candide«; warum ließest Du Dich hingehen „in den Wogen der Weltstadt", und lieheſt Dein Ohr nicht mehr den Glockentönen der früheren Jugendzeit? Dann hättest Du, nicht aufgelöst wie ein winziges Atom im brodelnden gallischen Hexenkessel, Dich vielleicht oben gehalten in der krystallhellen Fluth der deutschen Dichterquelle und Dein Streben hätte seinen Ausdruck gefunden in den reinen Akkorden der Muttersprache."

Auf diese harten Vorwürfe könnte aber der arme Ludwig Lavater doch entgegnen, daß er sein Möglichstes gethan, der Muttersprache unter den ungünstigsten Verhältnissen dennoch treu zu bleiben; daß bei jedem, wenn auch noch so kurzen Aufenthalte in der alsatischen Heimath sein früheres Dichten und Trachten wie eine neubegossene Wurzel frische Zweige emportrieb; daß aber diese Schößlinge nicht zu einem Baume heranwuchsen, daran seien die täglichen, unabweislichen Pflichten schuld.

Nehmen wir somit den Verfasser, wie er sich demüthig und reuig gibt und werfen wir einen flüchtigen Blick auf seine im Jahre 1839 bei Heitz in Straßburg herausgegebenen Gedichte. Sie theilen sich in mehrere Rubriken:

Die Jugenderinnerungen,
Die Erinnerungen aus Paris,
Aus dem Elsaß,
Aus der Fremde.

In den Liedern, die aus der ersten Jugendzeit des Sängers stammende und wohl nur fragmentarische Ueberbleibsel einer größeren Reihe von Gedichten sind, hört man Anklänge von Göthe und Byron durch; oft schwärmerisch, bisweilen humoristisch; eine leidenschaftliche Hinneigung zu Naturszenen herrscht überall; ein schwankendes, durch religiöse Zweifel gepeinigtes Gemüth gibt seiner Beklemmung unwillkürlichen Ausdruck: unter der Maske „eines Chorknaben" birgt sich der Dichter selbst und wenn er die Nachtseite des Lebens andeutet, so möchte man gerne, hätte er es nicht bisweilen selbst gethan, ihn zurechtweisen und seine Blicke zum blauen klaren Himmel richten.

In den „Erinnerungen aus Paris" finden sich einzelne abgegrenzte, aus dem Leben des Verfassers gegriffene Momente, die auf seinen Standpunkt und seine Verbindungen hinweisen. Dahin reihen wir die halb beschreibende, halb lyrische Ode: „Im Walde von Senars"; die Strophen an einen französischen Dichterfreund: „Auf dem Pont des arts"; die ahnungsvollen Verse: „Im Walde von Villers-Cotterets". — Er hat, wie jeder denkende Mensch, Blicke frei in die Zukunft, und diese Blicke werden ihm unbewußt durch die nachfolgenden Ereignisse oft zur vollen Wahrheit. — Dahin möchte ich die Strophen rechnen, die Ludwig Lavater an eine Jugendfreundin im hohen Norden an den Ufern der Ostsee richtet:

. . . . Wie ruhig fließen Dir die Tage
In Deiner neuen Heimath hin.
Dort heulet nicht mit wilder Klage
Des Pöbels sturmbewegter Sinn.

Dort siedet nicht der Kessel über,
Worin Verläumdung giftig kocht;
Dort raset nicht des Aufruhrs Fieber,
Das hier an jede Schläfe pocht.

Wer weiß, eh' wenig Jahre schwinden,
Treibt uns vielleicht ein Sturmwind fort.
Knickt unsrer Auen duft'ge Linden
Und unsrer Kindheit Zufluchtsort.

Dann öffne Du mit milden Händen
Vertriebenen ein gastlich Thor,
Und zaub're an Europa's Enden
Ein zweites Vaterland uns vor.

So oft er seine Jugenderinnerungen wachruft, an Eltern oder Brüder oder Freunde denkt, oder für sie dichtet, so oft er „die schöne, liebe Heimathsebene" nach langer Trennung wieder sieht, so oft er an Hingeschiedene eine elegische Klage richtet, ist er einfach warm und tief ergriffen. Unter seinen zahlreichen poetischen Reiseskizzen springen die Bilder aus Rom wohl am meisten in die Augen und lokale Eindrücke, wie sie zum Beispiel das finstere Nachtgemälde des Scirokko widergibt, oder der Besuch im Vatikan, auf dem Janikulus, in den Umgebungen der Papststadt, sind augenscheinlich die idealisirte Reproduktion persönlicher Anschauung und Beobachtung.

Ein Berliner Kritiker hat auf die wenigen Uebersetzungen, die in diesem Bändchen sich vorfinden, aufmerksam gemacht, und unter andern die Abschiedsstrophen von Childeharold an Englands Küste als sehr gelungen bezeichnet. So schmeichelhaft diese Anerkennung dem pseudonymen Verfasser sein mochte, so muß sie, anderseits, ihm zum Vorwurf gereichen. Er konnte sich wiederholt zurufen, daß er seine Kräfte nicht gehörig auf einen Punkt gesammelt, daß er in der pietätvollen Nachahmung und Reproducirung größerer fremder romanischer und germanischer Dichter einen schönen Lebenszweck und Wirkungskreis gefunden hätte, wenn er sich nicht in seiner wirren Jugendzeit zu eigenen ausgedehnteren Schöpfungen aufgelegt oder befähigt glaubte. So konnte er sich, wie der Epheu, an einem mächtigen Baumstamm hinaufranken. Aber es ist nun einmal für jeden Sterblichen schwer, wenn nicht äußere Umstände begünstigend einwirken, sich im eigenen Busen zurecht zu finden. Ein französischer Kritiker hat seiner Zeit, im „National", einige einzelne Gedichte von Ludwig Lavater analysirt und übersetzt, unter andern die Strophen, die sich auf die reuige Sünderin Lavallière und die impenitente Buhlerin Pompadour im Schlosse von Etiole beziehen. Auch das muß ein Pfahl im Fleische Ludwig Lavaters gewesen sein, auch das war ein Aufruf, sich auf einem breiteren geschichtlich-poetischem Felde zu ergehen. Daß er sich damals dieser Aufgabe nicht gewachsen fühlte, scheint er unwillkürlich in dem kleinen Gedichte: „Velletri", zwischen Rom und Neapel anzudeuten:

Im lieblichen Banditenlande,
Wo sich die Flur zum Feste schmückt,

Von jedem wald'gen Hügelrande,
Ein Städtchen freundlich niederblickt,
Wo nur antike Formen wallen,
Mit Liederklang in jedem Wort,
Hat uns das Dunkel überfallen,
Und drohet mit Verrath und Mord.

Ich kann es kindlich nimmer glauben,
Daß eine Maiflur Schlangen birgt,
Und daß vorüberfliehende Tauben
Der reiche Geier hungrig würgt.
Sie haben hier die üpp'ge Fülle
Olivengrün und Traubengold,
Und unter leichtgeritzter Hülle
Den Grund, der tausendfältig zollt.

Sie haben moos'ge Römersteine
In jedem Wald, in jedem Feld,
. . . . . .
Dennoch ist's wahr! Beraubte Britten
Verkünden mit verbißner Wuth,
Daß hinter diesen Friedenshütten,
Der Räuber der Montagna ruht.
Und sei es, plündert nur, ich wehre
Nicht einem hier sein karges Glück!
Ich kam als Bettler und ich kehre
Von Rom fast ärmer noch zurück.

Am Palatin liegt unbetrachtet
Porphyr und Marmor und Granit,
Wie man im Norden Kiesel achtet —
Von allem nehm' ich keines mit.

Nicht Mosaik und nicht Kameeen,
Kein Abbild von dem Petersdom,
Kein Zwergmaß, Riesen zu verstehen —
In Roma nur verstehst Du Rom.

Wie arm, wie klein bin ich geworden
Seit ich des Forums Raum betrat,
Und mich mit hergebrachten Worten
Dem alten Heiligthum genaht.
Nicht Ein Gedanke mochte keimen,
Der würdig war an solchem Ort.
In Jovis Tempel wollt' ich träumen,
Es wies ein jeder Stein mich fort . . . .

Und so lasse man denn, ihm gegenüber, Gnade für Recht ergehen. Er ist, wie ich am Eingang bemerkte, als ein Halbabgeschiedener zu betrachten, der sich wohl späterhin unter einer anderen Hülle entpuppte, und seinen Mitbürgern zu beweisen bemühte, daß er, ernsterer Pflichten ohngeachtet, nie im Stillen der deutschen Muse ganz den Abschied gab.

XII. Rückblick.

Durchaus nicht erschöpfend ist die Umschau, die wir uns auf dem Gebiete der alsatischen Dichterleistungen während dem laufenden Jahrhundert erlaubten. Da sich die Dichter fast alle ausschließlich auf dem lyrischen Felde — nach dem Ausdrucke eines derselben, „des Liedes

Schwerter wetzten", so wäre die Erwähnung jedes einzelnen Kämpfers etwas einförmig ausgefallen und hätte einem Bücherkatalog geähnelt. Der Familiencharakter dieser Sängerschaar trat, wir wagen es zu hoffen, dabei klar zu Tage. Berechtigte Vorliebe für ihr enges alsatisches Vaterland bildet den Grundzug ihres Wesens; hie und da ein flüchtiger halb verstohlener Blick über den Rhein zu den stammverwandten Genossen auf dem Parnaß; hin und wieder auch ein gallisch-patriotischer, von den Vogesen herübergeholter Anhauch — wir erinnern nur an Lamey — aber im Ganzen ein willenloses Sichversenken in die Heimathsflur, in den Heimathswald; die epische Verwerthung lokaler elsässischer Sagen, dieß ist, irren wir nicht, das unwandelbare Thema der meisten.

Wendet sich nun der Blick in die Zukunft, was entdecken wir wohl am Horizonte? Werden mit den neuen Verhältnissen neue Gefühle und Gedanken erstehen? oder sehnsüchtiges Verlangen nach dem politischen entrissenen Frankenland die Gemüther bewegen, zu elegischem Hinbrüten, oder tyrtäischem Mahnrufe den und den Dichter begeistern? Das Letztere in französischer Sprache vielleicht, in deutschen Versen schwerlich; es müßte denn der Geist des Widerspruchs im deutschredenden Dichter eine Stätte aufschlagen. Daß aber die ungeheuere Umwälzung, die sich nun seit sieben oder acht Monaten*) unter unsern Augen vollzieht, hier zu Lande, über kurz oder lang, auf Denker und Dichter rückwirken wird, das steht unstreitig zu erwarten. Seien es Landeskinder oder Eingewanderte aus anderen Gauen

*) Geschrieben in den ersten Monaten des Jahres 1871.

Deutschlands, es wird in der elsässischen Lyrik ein zeitgemäßer Umschlag sich Bahn brechen, das junge Geschlecht wird andere Pfade im Dichterwald einschlagen, als seine Vorgänger, auf andere Höhenpunkte losziehen: die malerischen Linien der Gebirgszüge im weiten Rheinthale werden sich anders spiegeln in den Augen der künftigen Generation; aus den Tannenwäldern werden andere Waldesstimmen rauschen, der Gießbach wird in seinem Gemurmel eine neue Sprache führen; ahnen kann der Geist diese „Musik der Zukunft", solche zu bestimmen, wagt er nicht.

Auf dem Gebiete des Romans und der dramatischen Poesie werden sich neue Kräfte versuchen, oder ältere verjüngen. Die Geschichte des Elsasses bietet der Anhaltspunkte viele; und wie im Prologe zu Faust der Schauspieldirektor sich ausspricht:

Greift nur hinein ins volle Menschenleben,
Denn wo ihr's packt, da ist's interessant . . .

Dürfen wir hier ausrufen: „Greift nur hinein in Alsa's Prachtannalen"; von den ältesten Zeiten bis auf das heutige Geschlecht werden sich dem taktvollen Forscher zahlreiche Glanzpunkte und noch viel mehr verborgene Erzadern aufschließen. Einzelne Versuche liegen übrigens schon vor. Der frühzeitige Tod Georg Kastners war ein Hemmschuh für die musikalische Komposition und Inszenirung des historischen Singspiels: „Kaiser Sigismund in Straßburg". Hätte der „Münsterbau" des Verfassers des Sigismund, in Musik gesetzt von Viktor Elbel, an irgend einem deutschen Theater Aufnahme gefunden, so wäre wohl der dramatische Charakter dieses weitangelegten Oratoriums in helleres Licht

getreten, als bei der Aufführung durch eine ergebene aber unzureichende Gesellschaft lobenswerther Dilettanten. Straßburg erhalte nur ein stehendes deutsches Theater *) und intelligente, rührige deutsche Verleger, so werden in allen Fächern der Literatur, der schaffenden und der sammelnden, sich einheimische und adoptive Kräfte bethätigen. Und wie bis jetzt elsässische Gelehrte die Produkte der deutschen Wissenschaft nach Frankreich übertrugen, so werden künftighin, über einseitigen Nationalhaß sich erhebend, jeder exclusiven Richtung sich entgegenstemmend, jüngere und ältere Genossen die Schätze der höheren französischen Literatur auf dem deutschen Büchermarkt verwehrten.

*) Diesem vor zwei Jahren ausgesprochenen Wunsche wird jetzt Genüge geleistet.

Moderne französische Dichter im Elsaß.

Wir haben den Lesern dieser Blätter eine nicht ganz unerhebliche Reihe von deutschen elsässischen Dichtern vorgeführt: es sei uns vergönnt, dasselbe Experiment auf dem Felde der französischen Dichter anzustellen. Elsaß hat, besonders seit der Revolution von 89 an Frankreich ein zahlreiches Kontingent von ausgezeichneten Kriegern und Männern der Wissenschaft geliefert; fand nun wohl dasselbe Verhältniß statt auf dem Felde der Literatur? Ist dieses Verschmelzen, oder dieses Nebeneinanderleben zweier Nationalitäten im Gebiete des mittleren Rheinthales der deutschen Fraktion zum Heile gediehen, und hat im französischen Gewande der deutsche, ursprüngliche Geist schon seine Schöpfungskraft glänzend bewährt, oder, noch im Durchgange begriffen, bewegte er sich peinlich in der Zwangsjacke eines ihm fremden Idioms?

Eine kategorische Antwort darauf zu geben, wäre schwer, wäre unmöglich, gerade weil Elsaß mit seinen Bewohnern sich noch in transitorischem Zustande befand. Und dann, wie begränzen wir wohl das Feld? Wohin verlegen wir dessen Markſteine? Wie haben wir chronologisch und ethnographisch zu verfahren? Dürfen wir Elsässische Schriftsteller aufzählen, die, in Paris lebend,

ganz im Pariser Leben aufgegangen? Haben wir französische Literaten auszuschließen, die im Elsasse lebend, willig oder unwillig, wissend oder unbewußt, etwas mehr oder weniger vom deutschen Geiste aufnahmen, und dankbar oder undankbar, nachahmend, oder korigirend, und plündernd als Ephemeren auftauchten und verschwanden? — Schreiber dieser Zeilen nimmt sich vor, blos die ausgezeichnetern Schriftsteller zu besprechen, die sich durch irgend ein sichtbares Band mit dem Elsaß verbrüderten. Chronologisch glaubt er diese Mittheilung auf den Zeitraum beschränken zu dürfen, der etwa mit der Restauration anfängt und sich bis heutzutage herab zieht. Warum wir nicht weiter hinaufgreifen, hat überdies seine gute Ursache. Im letzten Jahrhundert gab es ebensowenig französische Dichter im Elsasse, als Männer im Monde. Andrieux, der geistreiche Verfasser einiger Lustspiele und Erzählungen in Versen, ist zwar in Straßburg geboren (6. Mai 1759), doch gehörte er Paris an, ganz und gar; von deutschem Wesen blieb ihm aus der Kinderzeit auch nicht ein Atom; er konnte, noch vor fünfzig Jahren, in seinen vielbesuchten Vorlesungen im Collège de France, vor einem gebildeten Publikum den großen Göthe wie einen gemeinen Scribenten bespötteln. Doch diese Sünde gegen den heiligen Geist berechtigt mich keineswegs an seinen sprudelnden, gallischen Witzen etwas abzumarkten. Der Panegyrist der Berlinischen Justiz im „Müller von Sans-souci", hat einen ganz besonderen Werth; aber Andrieux war nun einmal Stockfranzose, unfähig einzugehn in das Wesen einer ihm fremden antipathischen Nationalität, und Geister von seinem Schlage waren ganz dazu geeignet, ihre Zuhörer

in der Selbstvergötterung einzulullen, die unter unsern Augen so herrliche Früchte trug.

Im Anfang der zwanziger Jahre kam aus der Seine-Hauptstadt nach Kolmar ein junger Pariser Professor mit offenem Aug' und Gemüth; er war im College als Lehrer der Rhetorik angestellt, und machte sich bald bei seinen Schülern und ihren Eltern in der kleinen lebensfrohen Stadt im höchsten Grade beliebt. Land und Leute wirkten magnetisch auf ihn. Ozaneaux — so hieß er — kam der Zuneigung auf halbem Wege entgegen. Unter seinen jüngern Busenfreunden befand sich der später als protestantischer Kanzelredner in Paris hochgefeierte Eduard Verny: dieser geniale Jüngling führte den transvogesischen Lehrer in die Dichtung Klopstocks und Schillers ein. Die neue Welt begeisterte den gallischen Fremdling; Schillers Jungfrau von Orleans erregte in ihm den Gedanken, die lothringische Heldin durch ein Epos zu verherrlichen. Ozaneaux führte seinen Vorsatz durch: er dichtete langsam, und mehrmals an seinem ursprünglichen Plane abändernd, seine „Mission der Jeanne d'Arc" in zwölf Gesängen. Patriotisch-lyrische und descriptive Stellen sind vielfach in dem Gedichte nachzuweisen, es ist von einem ernsten Geiste durchdrungen. Von der supra-naturalistischen Inspiration der Johanna war der Dichter, wie später die Historiker Henri Martin und Michelet überzeugt; und doch war seinem ausgezeichneten Werke kein allgemeiner Succeß beschieden: es fehlte ihm die überwältigende, schöpferische Gestaltung, das rege dramatische Interesse. Wie mehreren Dichtern seiner Epoche ging ihm die eigentliche Einsicht in die poetischen Zeitbedürfnisse ab: Ozaneaux scheiterte an einem unmög-

lichen Unternehmen; er schöpfte Wasser in das lecke Faß der Danaïden. Tausendmal Schade um das schöne Talent, das an der verfehlten Form zu Grunde ging.

Als dramatischer Dichter errang Ozaneaux im Frühjahr 1828, durch seine „Belagerung von Missolunghi" einen nachhaltigen Erfolg im Odeontheater, und überlieferte später dem Drucke eine Reihe von Tragödien, die aber nicht zur Ausführung kamen. In allen*) erkennt man novatorische Tendenzen, in allen den Hauch eines frischen Lebens und die Eingebungen einer menschenfreundlichen Seele. Mir ist es lange ein Räthsel geblieben, warum Ozaneaux nicht zum völligen Durchbruch kam; ich konnte mir's nur durch das Schwanken zwischen zwei Systemen erklären. Er hatte, dem klassischen Geschmacke der Altfranzosen zuwider, den neuen Göttern viel zu viel Zugeständnisse gemacht; der neuen Dichterschule dagegen, die sich mit Kolbenschlägen hinter Alexander Dumas und Victor Hugo Bahn brach, that er des Guten zu wenig. — Als Mitarbeiter des Theaterdirectors Sauvage verfertigte er mehrere Melodramen und Schauspiele; und hier auf dem uneigennützigen Boden der Anonymität, vor einem durch keine akademische Koterie bestochenen Publikum, an den Theatern der Boulevards hatte der Sänger der Jeanne d'Arc erfolgreiche Abende. — Newgate, aus den Memoiren eines entlassenen Galeerensträflings geschöpft, führte mit tiefer philosophischer Tendenz, ganz in Shakespearischem Geist, halb burleske und tragische Szenen vor und deckte schonungslos die schauderhaften Mängel unserer damaligen Strafsysteme

*) Le nègre — Lapeyrouse — Tamerlan etc.

auf. Ozaneaux war academischer Lehrer, und durfte, wenn auch ungenannt, nicht auf dieser Bahn fortwandeln; sie hätte ihn mit seinen Oberbehörden in Konflict gebracht. — Als lyrischer Dichter auf dem Boden seiner Jugenderinnerungen an Elsaß und die Schweiz ist er fesselnd; er hat sich das wehmüthig-schwärmerische des deutschen Gemüthes angeeignet, und in schmelzenden Accorden wiedergegeben. Die Poesie der Kirchhöfe und der sehnsüchtigen, reinen Liebe beseelt manche seiner kleinen Lieder.

In den dreißiger Jahren bildete sich — auch im pittoresken Oberelsaß — ein dem Stande der Fabrikherren angehöriger Mann zum eleganten französischen Versifikator, indem er sich mit kindlicher Pietät an Pfeffels Muse dahingab, und den ächt moralischen deutschen Volksdichter auf den gallischen Parnaß zu verpflanzen unternahm. Zur Lebensaufgabe war es für Herrn Paul Lehr geworden, die philosophischen und politischen Apologen des blinden Dichters, mit gewissenhafter Treue und doch in leichter, anmuthiger Form dem französischen Publikum mundgerecht zu machen. Mit unermüdlicher Ausdauer und einer Feile, die nicht vor dem zehnfachen Anlegen an die widerstrebende, deutsche Materie zurückscheute, brachte es Paul Lehr in der That dahin, daß eine schöne Auswahl der poetischen Versuche Pfeffels in französischer Sprache zu Stande kam, und sich wie Originalgedichte dem Leser empfahl. Die Arbeit war ausführbar, weil dem Sänger des „Prinz Eugen" und des „Storchs zu Delft" die allerhöchste dichterische Begeisterung und der metaphorische Schwung abging. Indem ich diese Bemerkung hinwerfe, nehme ich von

dem Werthe der Ueberſetzung und des Originaltextes keinen Deut weg; ich gehe erklärend zu Werke. Paul Lehr hat den greiſen Dichter noch in ſeinen letzten Lebensjahren in ſeiner Häuslichkeit geſehen, und war ihm als Schüler nahegeſtanden; er wollte dem Andenken des geliebten Altvaters ein Denkmal ſetzen, und unſtreitig erreichte er ſeine Abſicht.

Nun dürfte mich der Leſer fragen: Hat ſich Pfeffels getreuer alterego an keinen anderen Repräſentanten der deutſchen Dichtung gewagt und iſt er unwiderruflich im Bezirke der Pfeffel'ſchen Fabel und poetiſchen Epiſtel geblieben? — Nicht immer — ſo hat er z. B. die Geiſterſcenen von Bürgers Lenore meiſterhaft reproduzirt; in eigner Kompoſition hat er die Najade Niederbronns gefeiert und bei Sängerfeſten, oder wenn es galt, einheimiſche Größen zu verherrlichen, hat er elſäſſiſche Kantaten mit lyriſchem Schwunge gedichtet; er hat in Freundeskreiſen, bei frohem und trübem Anlaß, ſeine Verſe wie Blumen hingeſtreut, und ſich begnügen laſſen mit ſpärlichem Lobe in unſerer proſaiſchen Zwittergeſellſchaft.

Ungefähr zur ſelben Zeit, aber noch in froher Jugend prangend, hielt ſich ebenfalls im Oberelſaß ein Sänger auf, der ſich vorerſt ganz an franzöſiſchen Muſtern herangebildet. Unter ſeinen Freunden und bald in weitern Zirkeln erlangte Herr Theodor Braun den Ruf eines liebenswürdigen geſellſchaftlichen Liederdichters; er war aus der Schule Berangers und Deſaugiers hervorgegangen. Aber auch ihn erfaßte bei vorrückenden Jahren und bei näherem Eingehen in die deutſche Dichtung der Gedanke, zum vermittelnden Dollmetſcher zwiſchen den zwei Literaturen zu werden. Herr Theodor Braun be-

gann im Jahre 1848 mit der Herausgabe einer Ueberſetzung des Schiller'ſchen Don Carlos, in Alexandrinern. Dieſe dramatiſche Reproduction legte ein ſprechendes Zeugniß ab von dem Talente des Verfaſſers; ein fließender, leichter Styl, ein den Zwang des Verſes überwältigendes Anſchmiegen an den Inhalt des Originaltextes, machten ſich vorerſt bemerkbar. Allein der Uebelſtand des zwölfſilbigen monotonen Alexandriners, dem deutſchen fünffüßigen, leichtgeſchürzten Jambus gegenüber, hatte ſchon eine unvermeidliche Dehnung des Textes zur Folge; die Zahl der deutſchen Verſe wurde ebenfalls nicht unbedeutend überſchritten; ſomit erſchien die dramatiſche Handlung gelähmt. Und was dem Ueberſetzer beſonders hart zuſetzte, das war die Unmöglichkeit, in der franzöſiſchen, ſpröden, hyperdelicaten Sprache den Metaphern-Reichthum und die Gedankenfülle der Sprache des deutſchen Dichters neu zu ſchaffen. Allein, all dieſer unvermeidlichen Mängel unbeſchadet, ward dem Ueberſetzer ein verdientes Lob zu Theil und ermuthigte ihn, auf derſelben Bahn fortzuſchreiten. – So erſchienen nach und nach die Ueberſetzungen — wohlverſtändlich immer in Verſen — der Jungfrau von Orleans, der Maria Stuart, des Wilhelm Tell, der Wallenſteiniſchen Trilogie und der Braut von Meſſina. Zum erſtenmale ward in rythmiſchem Gewande das ganze dramatiſche Vermächtniß Schillers, mit Ausnahme der in Proſa geſchriebenen Stücke vor das franzöſiſche Publikum gebracht, und je länger und je mehr der Verfaſſer in ſeiner Arbeit voranſchritt, machte ſich, beinahe bis ans Ende, die progreſſive Leichtigkeit bemerkbar, womit er den ſchwierigen Stoff bewältigte. Wenn dem Schreiber dieſer Zeilen ein Urtheil

über die einzelnen übersetzten Tragödien zusteht, so ist er geneigt, der Jungfrau von Orleans die Palme zu ertheilen; sei es, daß die französisch-patriotische Vorlage auch dem Uebersetzer die Schwingen zu hohem Fluge verlieh, sei es, daß er schon geübt, aber noch nicht ermattet, mit voller männlicher Kraft sich seiner Aufgabe entledigte. — In der „Braut von Messina", der zuletzt erschienenen Uebersetzung, ist etwas Ermüdung zu bemerken; die Chöre mit ihrem lyrischen Schwung, ihrer meisterhaften, glänzenden poetischen Sprache, erleiden unter französischem Mantel eine sichtbare Abschwächung. Der Uebersetzer sieht sich zu mehrfacher Umschreibung genöthigt und wirft somit einen Schleier über die Farbenfülle des Originaltextes.

Herr Theodor Braun hat in seinen Mußestunden beinahe zwanzig Jahre an sein kühnes Unternehmen gewendet; ihm blieb das Verdienst, nach Hrn. v. Barante und Reiniers prosaischen Uebersetzungen*) der einzige Franzose zu sein, der sich an die Totalität der versifizirten Tragödien Schillers wagte, und ehrenvoll aus dem Kampfe mit dem unerreichbaren Urbild hervorging.

Unter der Juliregierung begann hier in Straßburg eine literarische Bewegung, die wir nicht unerörtert lassen, obgleich ihre Urheber, jüngere Professoren des Lyceums und der Academie, ihrem Ursprunge nach dem Elsasse nicht angehörten. Durch die Lektüre des Leben Sophokles von Lessing angeregt, fühlte sich Guérard berufen, die sieben Tragödien und sämmtliche Fragmente

*) Der letztere hat sämmtliche Werke Schillers, Herr von Barante nur die dramatischen wiedergegeben.

des griechischen Dichters in französischen Versen mit möglichster Kürze und Treue wiederzugeben. Die übertragenen Trauerspiele lassen ganz den Eindruck von Originalstücken in dem Geiste des Lesers zurück. Ihre Veröffentlichung fällt in die dilettirende elektische Epoche, während welcher in Berlin und Paris die Aufführung griechischer Tragödien beinahe zur Modesache geworden. Für Guiard, den einfachen, aber nichtsdestoweniger ehrgeizigen Provinzialdichter war es eine tiefe Bekümmerniß, zu diesem Behufe andere Uebersetzer bevorzugt zu sehen. Die Lorbeern von Octave Lacroix verbitterten sein Leben; er starb jung, unbefriedigt, unbelohnt, und doch legt seine Uebersetzung, besonders der Sophokleischen Chöre, ein Zeugniß ab von der lyrischen und stylistischen Begabung des Translators.

In Straßburg begann Génin, ebenfalls durch locale Freunde in die Schätze der poetischen und kritischen Literatur eingeführt, seine ersten polemischen Angriffe gegen mehr als einen Pariser Tagesgötzen, vor allem gegen den halbwahnsinnigen Victor Hugo und seinen „Rhein". Von hier aus erließ St. René Taillandier seine ersten Manifeste in der Revue des Deux-Mondes über die Verhältnisse und die Producte der modernen deutschen Dichtung. Weder der eine, noch der andere verleugnete den Einfluß der geistigen Atmosphäre der Straßburger Academie, und des nahen gedankenschweren Deutschlands.

Nicht immer mit gleicher Aufrichtigkeit verfuhren andere ihrer academischen Genossen. So lebte hier, fast zu gleicher Zeit mit Génin, der ebenfalls an der faculté des lettres angestellte Colin, der Uebersetzer und Kom-

mentator Pindars. Er benutzte reichlich zu seinem gediegenen Werke die deutschen Hellenisten, doch erwähnt derselben keineswegs. — Ein für mich unerklärliches Verfahren! Es hätte dem französischen Bearbeiter kein Jota hinweggenommen von der Ausführung seiner preisgekrönten Monographie und ihn, wie er es im bürgerlichen Leben war, auch auf literarischem Boden als gewissenhaften Mann bethätigt. — Die poetischen Aufsätze, die Colin wenig Jahre vor seinem a. 1865 erfolgten Tode der literarischen Gesellschaft von Straßburg mittheilte, tragen das Gepräge eines mit dem Naturgenusse und den Leiden des Herzens vertrauten Charakters. Dahin sind zu rechnen: „Der Forellenfang im Schwarzwald", „ein Besuch auf der Petersinsel im Bielersee", und die elegische Biographie eines fünfzehnjährigen, frühreifen und im Vorfrühling verstorbenen Mädchens." Strenge Kritiker werfen Colin die Inkorrektheit seiner Verse vor; in dieser Hinsicht sind die Wächter des französischen Parnasses unerbittlich.

Ein Muster französischer Korrektheit ist dagegen Herr Delcasso, aus dem mittäglichen Frankreich gebürtig, aber während mehr denn vierzig Jahren zu Straßburg als Professor des Lyceums und der Faculté des lettres, und zuletzt als Rektor der Academie fortgesetzt thätig. — Es ist eine durchaus klassisch gebildete Natur, die sich dem Anhauch des deutschen Nachbarlandes zwar nicht ganz entziehen konnte, und besonders als Philolog die Errungenschaften der transrhenanischen Gelehrten gelegentlich nicht verschmähte; aber für die Verbreitung, für die alleinige Herrschaft der gallischen Sprache kämpfte er zeitlebens, gleichsam pro aris et focis. Er hatte die

instinktive Ahnung, daß hinter dem literarischen Bestreben vielleicht ein politischer Feind lauern dürfte, und suchte, besonders während seinen Rectoratsjahren, das Deutsche nach und nach in den Volksschulen auf dem Lande einzuschränken. Nach meiner Ansicht ein fatales Bestreben!

Das Elsaß wäre keineswegs deßhalb deutsch geworden, wenn es sich, statt zu degermanisiren, immermehr mit dem Nahrungsstoff der deutschen Wissenschaft und Sprache durchdrungen hätte. Das Elsaß ist deutsch geworden, weil in den Sternen geschrieben stand, daß fränkischer Größenwahnsinn zu diesem Extrem per fas et nefas treiben würde; und nun rettet und verwerthet Elsaß — nach dem ungeheuren Schiffbruch einer Uebergangsperiode — was ihm noch von der Erbschaft der germanischen Urväter, und von dem mühsam unter französischer Herrschaft Errungenen übrig bleibt.

Ich komme auf Delcasso zurück. Als Dichter bewährte er sich besonders in den poetischen Episteln, die er an locale Notabilitäten richtete und worin er meist in anziehender Gestaltung die Aufmerksamkeit zu fesseln wußte, indem er die Sprache Boileau's an moderne Bedürfnisse anpaßte und mit modernem Style zusammenschweißte. Weniger gelungen schienen mir seine lyrisch-epischen Versuche. In diese Kategorie verweise ich unbedingt eine pretentiöse Verherrlichung der heiligen Ottilie; der skeptische Versifer steht überall hinter dem vorgeblich gläubigen Verehrer. Ich sollte eigentlich diese längst verschollenen Experimente nicht erwähnen, da in neuerer Zeit Delcasso unstreitige Fortschritte gemacht und unter anderen den Curculio oder Parasiten des Plautus, in französischer freier Nachahmung meisterhaft erneute, indem er das

Stück in eine Art von komischer Oper umwandelte. Das Geistreiche dieses Versuches, die künstlerische Versifikation lassen nichts zu wünschen übrig; die Arbeit Delcasso's würde als allgemein mustergültig angesehen, hätte die Hauptstadt jemals Augen gehabt für die Producte der verachteten Provinzialgesellschaften. Auch an die blühende Restaurationszeit, als die erste Normalschule unter Victor Cousin's Leitung stand und Delcasso unter dessen befähigte Schüler zählte, knüpft eine poetische Erinnerung des Straßburger Professors liebevoll an. Die Germanophobie des Dichters soll uns keine Binde vorhalten gegen seine reellen Vorzüge als academischer Lehrer und Dichter.

In neuerer Zeit siedelte ebenfalls ein französisch dichtender Professor von Kolmar nach Straßburg. Sainte-Beuve hat in seinen „Montagsplaudereien" die Verdienste von Antoine Campaux, dem Biographen von Villon, so anerkennend hervorgehoben, daß gegenwärtige Besprechung fast überflüssig scheinen dürfte. Doch hat gerade in diesem letzten Decennium die poetische Entwicklung von Campaux wiederholte Proben ihrer Lebensfähigkeit abgelegt. In einem Bändchen von lyrischen Gedichten (das Vermächtniß von Mark Antonio) geißelt der Dichter die unzüchtige, gesetzlose Modepoesie und stellt sie in gelungenen, individualisirten Portraits an den Pranger. Nur hat dies Gebahren oft etwas räthselhaftes für den Leser, der nicht ganz in das Treiben der literarischen Pariser Zigeunerbande (Bohème) eingeweiht ist. Die poetische Sprache von Campaux ist sehr gediegen; wie denn überhaupt die neuere Schule in Frankreich und in Deutschland, was die Form betrifft, untadelhaft dasteht

und zu wahrer Vortrefflichkeit gediehen ist. Ob gerade dieser materielle Fortschritt, diese Durchbildung der Versifikation, nicht dem Gedanken und der Erfindung Eintrag thut, das ist eine andere Frage. — Campaux ist nicht nur Satyriker; er ist ein tieffühlender und blendend malender Naturfreund. Mit der Scenerie der alsatischen und lotharingischen Vogesen ist er in jeder Jahreszeit vertraut und führt uns vor anmuthige, durch Staffage belebten Landschaftsgemälde. Für die einfachen Freuden und ernsten Pflichten des Schullehrers hat er ganz eigene analytische und doch mit Farben getränkte Schilderungen; er erinnert wohl an die englischen Lakisten, aber es ruht doch über dem Ganzen ein ächt gallischer Hauch. — Die Schilderung abnormer, einsiedlerischer Charaktere gelingt ihm vorzüglich; er vertieft sich nicht ungern in die Seelenleiden Anderer und hat wohl selber eine herbe Schule des Lebens durchgemacht. In seinem Talent sehe ich keine Spuren des nahen intellectuellen Deutschlands, aber die Luft der deutschen Berge hat ihn durchdrungen und gesättiget. —

Unter den jüngern, rein elsässischen Versifikatoren tritt uns Paul Ristelhüber entgegen. Sein Name spricht seine deutsche Abkunft aus; doch hat er nicht eine Silbe deutsch geschrieben, oder einen Gedanken deutsch aufgefaßt, obgleich er Göthes Faust und Schillers Maria Stuart auf seine Art, nicht ohne Geschick, in französische Verse für das Theater umformte. Ich will diese Versuche nicht als mißlungen hinstellen, sie müßten vor Allem die Feuerprobe der öffentlichen Aufführung bestehen; dann erst wäre der Kritik erlaubt,

sich darüber auszusprechen. Als Pierre Lebrun gerade vor einem halben Jahrhundert die Maria Stuart für das Theater zustutzte, und mit Talmas Hülfe einen zuerst bestrittenen, dann enthusiastischen Succeß errang, brachte der französische Dichter zu seinem Werke schon eine erprobte Bühnenkenntniß und eine ausgezeichnete academisch-stylistische Begabung mit. — Herr Ristelhüber müßte wie gesagt seine Bearbeitung, die bisweilen willkürlich mit der Originaldichtung verfährt, auf die Scene bringen. Seine formelle Befähigung ist bedeutend: er besitzt die Factur, die poetische Sprache, wie sie durch Victor Hugo's Schule befördert worden, und legte davon Proben ab in einem Bändchen fantasiereicher, kapriziöser Gedichte, die er unter dem Titel „Rythmen und Mund-Reime" ausgab (1864). Alfred Musset hat ihm wohl bisweilen als Muster vorgeschwebt; die individuelle Laune, das Capricio läßt sich aber nicht nachahmen, nicht in seinem Schmetterlingsfluge haschen. Herr Paul Ristelhüber ist noch in jugendlicher Entwicklung begriffen; er ist auch ein Arbeiter auf historisch-alsatischem Gebiet *). Sein zwiefaches Bestreben berechtigt also noch zu fernerer Erwartung.

Ich war unentschlossen, ob ich Herrn Louis Ratisbonne unter die Elsässischen Dichter reihen dürfte. Er ist durch Geburt und verwandtschaftliche Bande an unsere Heimath gekettet; aber seine Erziehung und Entwicklung gehört fast ausschließlich in die französische

*) Er ist der neue Herausgeber von Baquol's alsatischem geographisch-statistischem Wörterbuch.

Hauptstadt. Gleichviel! Ich glaube nicht, daß er seine Abkunft ganz verleugnet, und es übel aufnehmen wird, wenn in dieser Aufzählung alsatisch-französischer Dichter und Schriftsteller sein Name vorkömmt. — Der Neffe des Pater Ratisbonne und des berühmten Konvertiten Alphons Ratisbonne, der gewissenhafte talentvolle Uebersetzer der „göttlichen Komödie", der Beschützer manches aufstrebenden elsässischen Literaten, muß wohl unter den heimischen Illustrationen aufgestellt werden, auch wenn ihm wenig daran gelegen!

Herr Louis Ratisbonne steht noch in den besten Mannesjahren. Seine ersten poetischen Versuche reichen um achtzehn Jahre aufwärts. Die poetische Bearbeitung Dante's, in sechs Bänden, ist schritt- und terzinenweise mit allem Bedacht vorangeführt worden, und hat ihrem Verfasser zweimal die höchste academische Belobung und Belohnung eingetragen. Daß er nicht in den Reihen der vierzig Unsterblichen sitzt, das ist dem Schreiber dieser Zeilen ein fast unbegreiflicher Umstand, zumal wenn er die in letzter Zeit stattgefundenen Wahlen einiger wahrhaft mittelmäßiger Talente in Betracht ziehet. Als Herr Alfred de Vigny seinen jüngern Freund testamentarisch zum Herausgeber seines literarischen Nachlasses bezeichnete, schien dies ebenfalls der Fingerzeig eines Sterbenden, der maßgebend und bestimmend für die französische Academie sein sollte. Der letzte Wille des Verfassers von Chatterton blieb unbeachtet; und doch hatte Louis Ratisbonne eine ganze Reihe von poetischen und prosaischen Schriften als Rechtstitel aufzuweisen, und in all' seinen lyrischen Ergüssen bewährt sich ein ächtes Talent in ausgezeich-

neter Form und krystallreiner Begeisterung. Was ihm vielleicht geschadet, ist sein verschwenderisches Auftreten in Tagesblättern, er hat seine Begabung nicht immer gehörig zusammengehalten. Doch möchte ich deshalb nicht allzustrenge sein, denn in der französischen Academie sitzt mehr denn einer, dem diese tägliche politische oder literarische Improvisation auch zur zweiten Natur geworden. Vielleicht fand man in seiner poetischen Totalität nicht das Mark und die Kraft eines durchaus männlichen Dichters. Seine „Komödie für Kinder" oder „Kindliche Komödien"*), das heißt seine in Aktion gesetzten väterlichen Unterhaltungen im Kreise seiner kleinen Familie, diese naivseinsollenden Apologe haben in Paris ein sehr günstiges Publikum getroffen; mir konnten sie dagegen nie ganz munden. Ich vermißte darin das franke, freie, das naturgemäße Sichgehenlassen, welches dem Dichter für die Kinderwelt ziemt. Es liegt für mich etwas gezwungenes, manierirtes in dieser allzugeistreichen Inscenirung. Die vorlauten, frühreifen, altklugen Pariserkinder — les enfants terribles — scheinen vor mir wie geschniegelte Drahtpuppen einher zu hüpfen; sie sprechen nicht zu meinem Gemüthe; mithin kann ich selbigen nicht von Herzen gut sein, und die vom Dichter gepredigte Moral läßt mich kalt. — „Du hast nun einmal die Antipathie" dürfte mir ein Freund des Dichters zurufen, und ich wäre geschlagen; denn die Beobachtungs- und Erfindungsgabe in diesen lakonischen, epigrammatisch zuge

*) La Comédie enfantine.

spitzten Apologen ist unläugbar. Es ist etwas von Lessingischem Verfahren dahinter; nur schrieb Lessing seine Fabeln nicht für Unmündige.

Herr Louis Ratisbonne hat sich vor zwölf Jahren mit einer einactigen Tragödie auf das Théâtre français gewagt. — Sein „Hero und Leander" wurde beifällig aufgenommen; und doch hat seitdem der Verfasser nicht mit einem zweiten Stücke den Versuch wiederholt. „Hero und Leander" ist mit vieler Kunst angelegt. Das kleine Drama ist aus einem wie es schien, unmöglichen, jedenfalls spröden Stoff herausgemeißelt. Die Priesterin der Venus erwartet am sturmgepeitschten Meeresufer ihren Geliebten; eine Sklavin, Amilla, (die unvermeidliche Confidente der französischen Tragödie) ihr zur Seite. — Von ferne kämpft Leander mit den Wellen; er sinkt, er verschwindet. . . . Da richtet die verzweifelnde Hero ihr Gebet nicht an die Venus; sie fleht zu Neptun, dem Meergott; sie schwört bei dem Styx, ihrem Geliebten, ihrer Liebe zu entsagen, wenn der Arme aus dieser Todesgefahr sich rettet. Kaum ist das Gebet und das Gelübde ausgesprochen, da ist auch der Sturm besänftigt.

Und das Meer lag still und eben
Einem reinen Spiegel gleich;
Keines Windes leises Weben
Regte das krystallne Reich.

Leander stürzt auf die Scene; Amylla entfernt sich, aber warnt die Priesterin ihr Gelübde nicht zu vergessen. — Die Zusammenkunft der Liebenden ist mit vieler Delicatesse behandelt, das psychologische Motiv der Lage fein entwickelt. Leander findet seine Geliebte verlegen,

beinahe kalt, ängstlich ausweichend: er kann sich diese Stimmung nicht erklären, er wird zudringlich, heftig; dann wieder in Zärtlichkeit sich auflösend: die arme Priesterin ist erweicht, erschüttert, auf dem Punkte, ihn zu erhören ... da erscheint Amylla warnend, drohend. Hero verläßt die Scene. .. Amylla soll dem Unglücklichen das fürchterliche Gelübde offenbaren.

Die Unterredung zwischen der Sklavin und dem unseligen Jüngling ist ergreifend. Er versagt der Erklärung jeden Glauben. Eine Untreue, eine räthselhafte Wandlung in den Gefühlen der Hero ist für ihn die einzig annehmbare Ursache dieses Zurückstoßens. — „Der erste Schwur galt der Venus, ruft er aus; dieser Schwur war bindend für die Geliebte, nicht der gottlose, dem Styx zugesagte. Er verwünscht sich und sein Leben, er will nichts mehr hören: er stürzt sich in das Meer, nicht nur ahnungsvoll, nein, mit der Ueberzeugung, er werde diesmal untergehn. Die Schlußscene zwischen Hero und Amylla ist vielleicht etwas gedehnt, aber doch tragisch in hohem Grade. Hero, da sie den Geliebten nicht mehr am Meeresufer findet, bricht ihrerseits in den Schmerzensschrei der Verzweiflung aus; sie klagt mit heftigen Worten ihre Sclavin der Verstellung an: „Du liebtest ihn, Du wolltest zwischen uns eine Trennung!“ — Leser und Zuschauer sehen leider das unvermeidliche Ende voraus. Die Wellen

Schwemmen ruhig spielend
Einen Leichnam an den Strand ....

Hero stürzt sich mit fliegendem Gewande in die See. Hat nun der dramatische Dichter jeden Anstoß ver-

mieden? jede Schwierigkeit, die in diesem Sujet lag, umgangen? Ich möchte dies nicht unbedingt bejahen. Schillers Hero und Leander wird in ewiger Jugendfrische leben; wer könnte dem französischen Dichter für sein Trauerspiel dasselbe Unsterblichkeitsdiplom versprechen? — Nur pflichtgetreue Kritiker werden in gar nicht ferner Zeit den Hero und Leander von Herrn Louis Ratisbonne lesen. Und doch liegt in dieser feinen Skizze ein ungemeines stylistisches Talent; die Verse sind einschmeichelnd; der Dichter ist bald energisch, bald graziös; mehrere gut vorbereitete und kunstreich durchgeführte psychologische Momente bringen Leben und Handlung in das Ganze. Aber . . . aber . . . schon die ganze Situation ist etwas gezwungen. Der Jüngling, der eigentlich, der Wahrscheinlichkeit gemäß, von Seewasser triefend auftreten sollte; und dann das riskirte, indiskrete in der Lage des vorgeführten Paares! doch ich will nicht strenger sein als das ehrenwerthe Publikum des Théatre français. Mit der Mehrzahl der Theaterstücke des zweiten Kaiserreichs zusammengehalten, ist Ratisbonne's Hero und Leander rein und unschuldig.

Für mich steht Ratisbonne der Kritiker höher als der Dichter. In seinen einfachsten, leichthingegossenen prosaischen Aufsätzen liegt ein Schatz geborgen von neuen frappanten Ansichten über Welt und Menschen, über Kunst und Literatur. Er hat diese zerstreuten Blätter, im Laufe von einem Decennium, mehrmals in Kränze zusammengebunden und sie glänzen noch in Jugend- und Frühlingsfrische. Auch die Satyre geht nicht leer aus; mit vernichtendem Spott fällt der Kritiker

über die unheimlichen Schwächen seiner Zeitgenossen her; nicht ungestraft lebt der gemüthsvolle Dichter in der widerwärtigen faulen pariser Atmosphäre; mehr als einmal fühlt er sich berufen, die Geißel zu schwingen. Wohl hat der insolente Louis Veuillot keine derberen Streiche empfangen, als die von der anscheinend weichen Hand Louis Ratisbonne's auf den breiten Rücken beigebrachten; wohl nie ist das Wettrennen nach Ordensbändern treffender geschildert und verhöhnt worden als durch den Uebersetzer Dante's. Er ist mithin vom Zeitgeiste getränkt und nicht in die Sphäre der elegischen Naturdichter gebannt; mit gellendem Gelächter begrüßt und verfolgt er die Tagesgötter hinter und neben ihren Triumphwagen, und reißt die entweihten Lorbeerblätter von den gemeinen Stirnen. — Tadeln kann er also, und dennoch ist er mit seinem Lob noch viel zu sehr verschwenderisch. Wer nicht zwischen den Zeilen liest, mag oft für baare Münze nehmen, was der Kritiker als erzwungene Scheidemünze betastet wissen will. Seine Aufsätze kommen der psychologischen, biographischen Analyse, worin Sainte-Beuve unerreichbare Muster geliefert, bei Weitem nicht gleich; aber ich gebe selbigen entschiedenen Vorzug vor der schillernden phrasenreichen leeren Kritik, wie sie Jules Janin seit vierzig Jahren allwöchentlich in den Debats an den Mann bringt.

Die Uebersetzung der „Divina Comedia" bleibt trotz alledem bis jetzt die Hauptleistung des Herrn Louis Ratisbonne. Ich habe sie nicht mit den deutschen Uebersetzungen von Streckfuß, Witte, Philalethes und Andern verglichen und darf ihr mithin keinen bestimmten Rang anweisen. Daß aber Ratisbonne zu seiner

Arbeit eine Vorschule wie die ebengenannten grundgelehrten Dichter durchlaufen, darf ich mit Recht bezweifeln; was im schwierigen Ringen mit der gallischen, prüden Sprache zu erreichen war, das hat er ohnzweifelhaft geleistet.

In dieser kurzen Uebersicht der poetischen Leistungen französisch gebildeter Elsässer und im Elsaß auf kürzere oder längere Zeit angesiedelter Franzosen, geschah bis jetzt keine Erwähnung der übrigen Zweige der Belletristik, der Romanen und Novellen, der Touristenliteratur, der Fantasiestücke, der moralisirenden Abhandlungen u. s. w. Es erübrigt in diesen Fächern einige namhafte Personalitäten anzudeuten.

Da stoßen wir gleich an allem Anfang auf einen achtzigjährigen Greis, der mit Göthe das Privilegium eines hohen rüstigen Alters und einer Doppelbeschäftigung auf naturwissenschaftlichem Gebiete und im blühenden Garten der Dichtkunst theilt. Herr Fée würde mir's als eine unverdiente Satyre auslegen, wenn ich den Parallelismus weiter fortsetzen wollte. Sein schriftstellerisches Talent und seine Leistungen als Mann der Wissenschaft übersteigen nicht ein gewisses Mittelmaaß. Herr Fée, der Botaniker, ist wohl schon seit vierzig Jahren bekannt: nach den Aussprüchen kompetenter Richter hat er sich aber unerwiesene Hypothesen erlaubt: uns steht darüber abzuurtheilen keineswegs zu. In der französischen Literatur hat sich Herr Fée als Moralist, Tourist und Novellist hervorgethan. Seine Erinnerungen aus Spanien und Korsika sind anmuthig und lesen sich leichtweg. Die Volkspoesie, die Vocerì der Napoleonischen Insel hat er eingehend mit Vorliebe

und Sachkenntniß behandelt: auch einzelne literarische Bändchen geben Zeugniß von seiner Beobachtungsgabe und seinem gefälligen Wesen; er hat etwas von der Art des Xavier de Maistre; nicht ohne Interesse läßt er im Volke aufgegriffene Typen, mehr oder weniger hart heimgesuchte Charaktere, vor uns auftauchen. Was aber Herrn Fée in den meisten seiner Produkten abgeht, das ist das Kernhafte, Gedrungene; alles geräth und verläuft bei ihm ins Breite, besonders wenn er zu moralisiren anfängt, Sentenzen und Gedanken aufzeichnet, da möchte ich ihm wohlmeinend bedeuten, daß nach La Rochefoucauld und vielen Denkern seiner Nation die Gemeinplätze in diesem Fache unerlaubt sind. Damit will ich nicht gesagt haben, daß nicht mitunter gute, feingedachte Gedanken sich bei ihm vorfinden; aber der Hauptstock solcher Mittheilungen ist der Art, wie sie in geistreichen französischen Gesprächen, am Kamin oder beim Nachtisch, der Weltmann unbeachtet zum Besten giebt, ohne sie je der Druckerpresse zu überliefern.

Eine ungemeine Productivität bleibt Herrn Fée auch in seinem vorgerückten Alter unversehrt. Dieser Umstand allein bezeugt die materielle und geistige Gesundheit des Nestors der französischen Elsasser-Literatur und academischen Professoren. Nach den furchtbaren Wochen des Bombardements der Stadt und Festung Straßburgs, las ich mit ungeheucheltem Erstaunen — ich glaube im Journal de Genève — daß Herr Fée nach all den ausgestandenen Strapazen, in der Stadt Kalvins, J. J. Rousseau's und Decandolle's botanische Vorlesungen ankündigte. Ich denke, er hat Wort gehalten und in diesen Vorträgen vor

einem gemischten aber höchst gebildeten Publikum seine doppelten Kenntnisse und Eigenschaften als Mann der Wissenschaft und des rhetorischen gefälligen Vortrags zugleich verwerthet. Er zählt jedenfalls zu der immer seltener werdenden Klasse der Weltleute, deren Unterhaltungsgabe die früher erworbenen Kenntnisse in schönem Rahmen darbietet, und auf welche das Ovidische materiem superabat opus immer noch anwendbar bleibt.

Von deutschem Wesen ist Herr Fée, wie die Mehrzahl seiner französischen Collegen in Straßburg ganz unberührt geblieben. Ueber deutsche höhere Literatur, die er blos fragmentarisch aus Uebersetzungen kannte, war er im höchsten Grade absprechend, und unbewußt für Fachmänner beleidigend und herausfordernd. Hier verläugnete er nicht die alte, engklassische intolerante Schule: hors de l'église point de salut. — Auch auf den wissenschaftlichen Kongressen Deutschlands ließ er sich sehen und hören; die Wissenschaft ist kosmopolitisch, und ich sollte denken, daß Herr Fée in diesem weiten Bezirke sich bescheiden vor den Sternen erster Größe gebeugt.

In dem vorletzten Jahre der Bourbonenregierung erschienen „die Briefe über den Orient", von einem aus dem Elsaß gebürtigen Gesandtschaftssekretär, Baron Theodor Renouard de Bussierre. Der junge Diplomat hatte seine Reise von Wien aus nach Konstantinopel, Smyrna und Egypten ohne zureichende archäologische Vorkenntnisse angetreten, aber die anspruchslose naive Reisebeschreibung fand zuvorkommende Leser; waren doch beide Bändchen mit einer wohlgefüllten Mappe lithographischer Landschaftsgemälde ver-

sehen, die jetzt nach vierzig Jahren nichts von ihrem ursprünglichen Reize verlieren. Herr von Bussierre war mehr als Dilettant; sein Künstlerauge war im Auffassen der Gegenden und der Monumente sehr glücklich: er verband Eleganz und Anmuth mit beinahe photographischer Treue. Die Reise dehnte sich bis an die Nubischen Tempel aus und war, in einigen Begegnissen, nicht ganz gefahrlos. So brachte er im St. Katharinenkloster am Fuße des Sinai, mit seinem Freund und Begleiter, Lord Brabazon, mehrere böse Tage zu. Die Beduinen, die er von Kairo nach Jerusalem gemiethet, wollten die ursprünglichen Bedingungen nicht einhalten und zwangen die Reisenden nach Egypten zurückzukehren. Die Klostermönche beschworen vergebens ihre unvorsichtigen Gäste, sich den treulosen Führern nicht anzuvertrauen, und die Ankunft irgend einer Karavane von Pilgern abzuwarten. Die Rückreise war peinlich und durch die Befürchtung eines verrätherischen Ueberfalls getrübt. — Hr. von Bussierre verwand nie die fehlgeschlagene Fahrt an das heilige Grab. Schon damals neigte sich wohl seine lebhafte Fantasie zur katholischen Kirche. Als polemisirender Katholik ist er vielfach aufgetreten, doch diese Leistungen gehören nicht hieher. Eine Reise in das Innere Siciliens und auf den Etna, in Gesellschaft seines Bruders, lieferten ihm den Stoff zu einer Reisebeschreibung, die gediegener als sein Erstlingswerk ausfiel.*) Als

*) Herr Leon von Bussierre, damals auch ein eifriger Tourist, gab eine interessante und faktenreiche Reise nach Rußland heraus (1832). Vergessen wir nicht, daß vor vierzig Jahren Ausflüge dieser Art noch nicht zum Gemeingut geworden.

alsatischer dilettirender Historiker ist er Verfasser einer Biographie Karls des Kühnen, einer Geschichte des Bauernkriegs, einer einseitigen leidenschaftlichen Geschichte der Reformation in Straßburg; für die letztere benutzte er indeß gewissenhaft die localen Archive. — Das Aufzählen seiner Werke würde hier zum trocknen Büchercataloge anschwellen; er war Polygraph und fand als Konvertit unter seinen neuen Glaubensgenossen zahlreiche wohlwollende Leser. Sein schöner Landsitz zu Reichshoffen, früher ein Eigenthum des unglücklichen Friedrich von Dietrich, beherbergte den berüchtigten Louis Veuillot und das nahe Kloster in Niederbronn wurde der Ausgangspunkt einer thaumaturgischen Propaganda. Alphons Ratisbonne, der römische Konvertit, war einer der nähern Freunde Bussierres. Symptome dieser Art sind für die Zeitereignisse bezeichnend. Inmitten seiner eifrigen Studien behielt Theodor von Bussierre eine treue Anhänglichkeit an alte wenn auch anders denkende Freunde. — Schreiber dieser Zeilen sucht ihn indeß lieber auf in den Jahren seiner ersten Entfaltung; er erinnert sich lieber an den offenen Jüngling, an den begabten Dilettanten; der später entwickelte Visionär scheint ihm wie ein Nachtwandler auf schwindelerregender Höhe, wo die Gesichtspunkte sich verrücken und die Lebenden ebenfalls wie flüchtige Schatten in Nacht und Nebel verschwimmen.

Auf dem Gebiete der Romanenliteratur tritt am Anfang der Juliregierung der pseudonyme Louis Lavater auf. Er beschränkt sich in seinem „Henri Farel" auf Sitten- und Landschaftsmalerei, auf die Analyse der

Gemüthsleiden und läßt die Zeitereignisse des ersten Kaiserreichs und der Restauration nur im Hintergrund seines zweibändigen Werkes durchschimmern. Die Pariser Kritik warf dem Verfasser, bei aller Anerkennung des leidenschaftlichen Interesses, seine Germanismen vor und witterte vielleicht hinter dem Kultus der deutschen Literatur Tendenzen, die ihm keineswegs im Sinne lagen. Im Elsaß wurde dem schüchternen Pseudonym das Zeichnen unliebsamer Charaktere vorgeworfen; er habe sich, so hieß es, an seinen Landsleuten durch diese unwahre Verunglimpfung versündigt; aber nichtsdestoweniger spürte man, scandalsüchtig, hinter dem Schleier der Dichtung, nach unmöglichen Realitäten. — Ein zweiter Roman desselben Schriftstellers, „der neue Candide", brachte keinen Schluß und konnte somit nicht befriedigen. Die Scene spielt in Italien und führt Charaktere aus der damals wenig bekannten römischen Bürgerwelt vor. – Rom und die pittoreske Campagne bilden den Rahmen. — „Manesse", der mittelalterliche Dichter, wurde für Louis Lavater zum Gegenstand einer Novelle, welche in der Neuenburger Revue Suisse ans Licht trat. (1848). Sie versank in dem Strudel jener furchtbaren Socialisten-Epoche.

Den rein literarischen Character, der in Louis Lavater's Romanen vorherrscht, überwog in neuerer Zeit das stoffartige Interesse, welches die Produkte von Erckmann-Chatrian kennzeichnet. Es characterisirt ganz das jetzige Lesepublikum, daß eine den geschichtlichen Ereignissen entlehnte und ins Breite durchgeführte Erzählung, das künstlerische Verfahren ganz in den Hintergrund drängt. – Erckmann Chatrian greift

bekanntlich nur als Geschäftsführer ein), Erckmann, in der Festung Pfalzburg, auf der Grenz- und Wasserscheide Lothringens und des Elsaß geboren, in den Erinnerungen an die Kaiserzeit aufgewachsen, stellte sich zur Aufgabe seines literarischen Berufs, den Krieg mit all seinen Scheußlichkeiten zu brandmarken, und somit der Wiederholung einer langen unheilvollen Periode (1792—1815) vorzubeugen. Seine Romane genießen eines europäischen Rufes; die Edinburgh-Review, das anerkannte Orakel der höhern Kritik, hielt den Erzeugnissen der Muse Erckmanns eine mit Belegen ausgestattete Lobrede; aber der wohlgemeinte Versuch des philantropischen Romanschreibers sollte der Mitwelt leider keinen Schuß Pulvers und nicht ein einziges Menschenopfer ersparen; ein neuer Beweis, wie gering der Einfluß der beliebtesten Schriftsteller, wenn solche nicht den Interessen und den Leidenschaften der Masse schmeicheln. Ich habe die Freiheit genommen die Firma Erckmann-Chatrian mit den Elsässischen in französischer Prosa sich ergehenden Belletristen unter dieselbe Bedachung zu bringen, ungefähr wie ich mir dasselbe Verfahren gegen den Dichter Louis Ratisbonne erlaubte. Die zahlreichen Romane des Pfalzburgers sind selbstverständlich in Paris erschienen und hätten — wären sie in einer Provinzialstadt herausgegeben — nun und nimmermehr irgend eine Celebrität errungen. Die ersten in den Démokrate du Rhin*) gelieferten Novellen blieben ganz unbeachtet; denn „was kann aus Naza-

*) Diese radicale Zeitschrift war a. 1848 in Straßburg von dem kürzlich verstorbenen Dr. Küß gegründet worden.

reth Gutes kommen?" . . . Die nicht talentlosen «Contes fantastiques» scheiterten ebenfalls an der Indifferenz des Publikums. Erst mit dem „Doctor Mathens" (1859) und dem „verrückten Yekof" (1862) begann für dies Freundespaar eine günstigere productive Periode. Die Szenen der Kampagne von 1814 sind ergreifend in diesem letztern Romane geschildert. Der Partisanenkrieg in den Elsässischen und Lothringischen Engpässen am Fuße des Donon und in den Umgebungen Pfalzburgs bildet die Hauptvorlage. Nach der Natur gezeichnet sind die Charaktere; die Realität ist photographisch wiedergegeben; keine Spur, kein Anflug von Idealisirung. — Mit einem glücklichen Griff hatten so die Verfasser den öffentlichen Geist errathen und konnten nun auf dem gebahnten Wege getrost vorangehen. Was ich von der Character-Zeichnung sage, möchte ich nicht immer von der Naturschilderung gelten lassen; hier sind die Konturen nicht überall und nicht immer mit fester Hand gezeichnet, und es möchte der Einbildungskraft des Lesers nicht leicht werden, sich von jeden beschriebenen Localitäten ein bestimmtes Bild zu entwerfen. Auch mit der reellen Topographie und mit dem Höhenmaße der Berge geben die Verfasser willkürlich um; für die erstere und für die Orthographie der deutschen Benennungen sind sie nicht verantwortlich; schreiben sie doch für französische Augen und Ohren; aber die Abgründe und Hochebenen sind mit Zahlen bezeichnet, die etwa für die alpinische Schweiz, nicht aber für die Vogesen anwendbar sein dürften.

Ein unbestreitbarer Vorzug bleibt den Romanen

Erckmann-Chatrians, vergleicht man solche mit den gleichzeitigen französischen Erzeugnissen in diesem belletristischen Fachwerk. Erckmann-Chatrian's Werke sind ächt moralisch, nicht moralisirend. Die Verfasser, ihrer intensiven Stärke sich bewußt, verschmähen es, in der Schilderung der Verhältnisse beider Geschlechter, auf die Sinnlichkeit ihrer Leser irgendwie zu wirken. Ihre weiblichen Gestalten sind wahr und einfach, bisweilen sehr anmuthig und naiv, nicht verführerisch; es ist ihnen auch nicht immer eine Hauptrolle zugewiesen.

Mit den sechziger Jahren (1861—1870) wächst der Ruf Erckmann-Chatrians in geometrischer Progression. Frau Therese, oder die Freiwilligen von 1792 (edit a. 1863); die Geschichte eines jungen Soldaten von 1813 (a. 1864 edit); Waterloo; die Blokade (edit a. 1867); die Schicksale eines Bauern (a. 1868) u. a. m. behandeln insgesammt Epochen aus den Revolutionskriegen oder den Jahren des zum Sturze sich hinneigenden Kaiserreichs. Allen ist der Vorzug lebhafter Anschaulichkeit gemein; aber auch in allen stoßen wir auf die weitgedehnten, ich möchte sagen, die merkantilisch berechneten Gespräche der vorgeführten Personen. Walter Scott, ich weiß es gar wohl, wird ebenfalls nicht laß, seine Geschöpfe dialogisirend, und zwar nicht lakonisch, vorzuführen; aber es belebt sie ein gewisser Shakespearischer Geist; ein fester Styl hebt sie immer etwas über die platte Wirklichkeit empor. Daß Erckmann-Chatrian einen so ungemeinen Einfluß, wie durch Zauberschlag, errungen, ist mir ein unwiderleglicher Beweis, wie sehr das ästhetische Feingefühl bei dem jetzigen Lesepublikum allmälig abge-

stumpft, und wie in den Blüthetagen Walter Scotts und Fenimore Coopers, oder, um noch etwas weiter chronologisch hinaufzusteigen, in den Tagen als Frau von Staël die Corinne schrieb, die Masse der Lesewelt sich durchschnittlich auf einem höhern Standpunkt, sei es beurtheilend, sei es passiv aufnehmend, oben hielt.

Ohnlängst haben sich Erckmann-Chatrian im dramatischen Fache versucht und ihren „polnischen Juden", der schon in den fantastischen Erzählungen als Skizze vorlag, auf eine der secundären Pariser Bühnen gebracht. Der Versuch ist gelungen.

Welchen Einfluß die jüngsten welthistorischen Begebenheiten auf Erckmann-Chatrian wohl ausüben werden? Die gräßlichen Verheerungen, die schauderhaften Grausamkeiten, alle unausbleiblichen Folgen der einmal entfesselten Kriegsfurie, geben ihren patriotischen Friedenstendenzen in vollem Maße Recht; an ihrem guten Willen lag es nicht, daß kein lohnendes, praktisches Ziel erreicht worden. Sie predigten Gerechtigkeit auch gegen fremde Nationalitäten; sie wollten über den Rhein hinaus die Hände der Uferbewohner zusammenlegen, nicht die Schwerter wetzen. Auf ihre ehrenhafte schriftstellerische Thätigkeit fußend, mögen sie jetzt, mitten in den Nachwehen und im gährenden Chaos, an irgend einem Rettungsufer ankern, und von dort aus mit neuen Schöpfungen die bewegten Gemüther besänftigen, vereinigen, versöhnen.

Der Sprung von der kräftigen Doppelfigur des Herrn Erkmann-Chatrian auf den einfachen Moralisten Herrn Adolph Schaeffer, der einen religiösen Roman verfaßte, ist ein wahrer salto mortale. Das Büch-

lein un homme heureux», „ein glücklicher Mensch" betitelt, ist eine Fiktion mit moralischer Nutzanwendung, ein wenig nach Art gewisser englischer Damen-Romane, die mit mehr oder weniger Talent eine These im Gewande der Erzählung vertragen und vertheidigen. Ich will solche ästhetisch-dogmatische Versuche gerade nicht abweisen, aber für meinen Geschmack sind sie nun einmal nicht. „Der glückliche Mensch," wie der Verfasser ihn hinstellt, ist es keineswegs im Sinne der Weltmenschen; er lebt in sehr beschränkten, niedern Verhältnissen; aber durch ein liebendes weibliches Wesen, durch seine engelgleiche Gattin, ist er aus einem Freidenker nach und nach ein gläubiger Christ geworden, und seine Glaubenszuversicht geht nicht nur unversehrt aus der Feuerprobe des schwersten Hauskreuzes und innern Leidens hervor, nein, sie gibt ihm Ruhe und Zufriedenheit; sie stempelt ihn zum wahren Glückskind. Der Held des Romans ist mithin ein christlicher Hiob und nicht der sceptische Raisoneur des Alten Testaments; die Personen alle, die sich in dem Kern der Erzählung gruppiren und die erfundenen oder erlebten Begebenheiten bezeugen das Talent des Verfassers; allein — „man merkt die Absicht und man ist verstimmt."

Herr Ad. Schaeffer hat unter dem Patronate von Laboulaye eine Apologie des Christenthums geschrieben, und überdies einen ausgedehnten Traktat über die Toleranz; er gehört unter die literarischen Notabilitäten des Elsasses. Herr Ad. Schaeffer versieht, wenn wir nicht irren, noch eine Seelsorger-Stelle in Kolmar. In derselben Stadt lebt oder lebte ein Rath beim

Appellhof, Namens Huot, der in letzter Zeit durch einige historische Monographieen (z. B. „Beaumarchais in Deutschland") und Aufsätze über locale Geschichte in der Revue d'Alsace vergangene Schuld abzubüßen trachtete. — Herr Huot hatte nämlich vor einigen Jahren bei Berger-Levrault ein archäologisch-historisch-belletristisches Bändchen unter dem Titel „Von den Vogesen zum Rhein"*) veröffentlicht. Das „Berliner Magazin für die Literatur des Auslands" nimmt dieses Mischmasch sehr hart mit, — und uns dünkt, nicht einmal strenge genug. In dem höchst oberflächlichen Produkt sind auf jeder Seite mehrfache Ungenauigkeiten und Verstöße gegen den wahren Sachverhalt, und was noch schlimmer, wo etwas annehmbares angebracht, stammt es von außen her, ohne Quellenangabe. Mit einem Worte, es wird in dieser Schrift eine unverschämte Freibeuterei getrieben. Dieses anmaßende Verfahren erregte im Stillen den wohlberechtigten Ingrimm aller ernsten Freunde der elsässischen Geschichte und des heimischen Bodens; doch wollte sich keiner an der geweihten und gefeiten Magistratsperson vergreifen, die von „jenseits der Vogesen an den Rhein" verpflanzt, ihre imperialistischen Sympathieen zur Schau trug. Das Erstlingswerk obbenannten Appellraths bietet eine Musterkarte des frechen Bücherraubs und des leichtsinnigsten Dilettantismus.

Jean Macé ist nicht aus dem Elsaß gebürtig; doch gehört er in die Reihe der elsässischen Schriftsteller. Seine Thätigkeit als populärer Pädagog geht aus vom

*) Des Vosges au Rhin.

Fuße der Vogesen. Er stand bekanntlich an der Spitze eines Pensionats für Mädchen der mittlern Stände in Beblenheim. Die Tendenz dieser Erziehungsanstalt war rein rationalistisch, außerhalb jeder confessionellen Beschränkung. — Macé hat durch seine „Geschichte eines Bissen Brods" einen allgemein geschätzten Namen erworben; es ist dies eine faßliche, für die Jugend geschriebene Abhandlung über unsere Organe. — In derselben Richtung fortfahrend, hat er auch die „Werkzeuge des Magens" beschrieben. — „Seine Theater" und seine „Erzählungen für das kleine Schloß" möchte ich mit den Schriften des Weise'schen Kinderfreundes vergleichen. — Doch greift Macé noch in andere Zweige des öffentlichen Unterrichts, er ist zum Theil Stifter und Beförderer der Volksbibliotheken. Seine Strebsamkeit ist segensreich.

Herrn Charles Dollfus gegenüber hätte ich mir dieselbe Frage zu stellen, wie bei der obigen Besprechung der Werke von Louis Ratisbonne. Darf ich ihn unter die Elsässischen Schriftsteller rechnen oder nicht? Zwar ist er in Mülhausen geboren, saugte Luft und Licht in der ersten Lebensperiode auf dem heimatlichen Boden, aber seine eigentliche spätere Bildung verdankt er der französischen Schweiz und der Pariser Welt. Seine publizistische und belletristische Wirksamkeit ging aus von Paris. Und doch glaube ich über ihn, als einen Elsässer, verfügen zu dürfen. Charles Dollfus, der Sohn des Herrn Jean Dollfus, des weitbekannten ehemaligen Municipal-Verwalters von Mülhausen, ist mit den Ideen deutscher Philosophie und Literatur groß gezogen: es sind solche mit seinem eigenen Wesen ver-

schmolzen; aber nie wäre er wohl in seiner jetzigen merkwürdigen Entwicklung vorangeschritten, hätte ihn nicht ein günstiges Geschick an der Grenzscheide beider Nationen in die Welt gesetzt. — Charles Dollfus ist ein Denker; ein tüchtiger, vielseitiger, vielfach anregender Denker. In seiner Jugend schon ward er von den sozialen Fragen beunruhigt und bestürmt; schon am Eintritt in das Mannesalter wagte er sich an die Lösung der Räthsel, die uns auf dem Gebiete der Religion, der Moral, der Psychologie und der Staats-Wissenschaft verwirren. Es ist ein unruhig, fieberhaft erregtes und daneben doch wieder von gläubiger Zuversicht strahlendes Gemüth, das in seinen zahlreichen Schriften vor unsern Blicken sich enthüllt. Ein überfließender Ideenreichthum, ein unerschöpflicher Springquell von Gedanken, Empfindungen, Wünschen, Ahnungen und Prophezeiungen tritt in seinen philosophischen Aufsätzen zu Tage. O wie viele seichte und matte Arbeiter auf dem Felde der Wissenschaft und der Kunst könnte er mit seinem Ueberfluß tränken und sättigen!

„Humanität und Fortschritt" hat er auf seine hochgehaltene Fahne geschrieben; und ich bin überzeugt, es ist dem enthusiastischen Manne voller Ernst mit seinem Glaubensbekenntniß. — In der Menge der Freiheitsaposteln gehört er zu den wenigen, die den Idealen ihrer Jugend treu bleiben. Auch unter gegenwärtigem, trübem Horizonte, was sage ich, in gegenwärtiger egyptischer Finsterniß wird er immer noch seine frühere Leuchte festhalten.

Ja! man athmet in den Schriften von Charles

Dollfus wie in einer von Ueberzeugungstreue gesättigten Athmosphäre. Er ist eine sympathische Natur; und doch bin ich in vielem nicht mit ihm einverstanden; vielleicht liegt der Fehler wohl an mir?

Von seinen äußeren Verhältnissen ist mir nichts oder weniges bekannt. Daß sein ausgezeichneter Vater, der philanthropische Economist, der Gründer der Arbeiterviertel (Cités ouvrières) in Mülhausen auf den begabten Sohn mehrfach anregend gewirkt haben mag, läßt sich denken. Kaum dreißigjährig gründete Charles Dollfus mit dem frühern Elsässer Theologen Reffzer, die Revue germanique, die etwas später ihre allzuenge Bezeichnung mit dem Titel einer «Revue moderne» umtauschte. In dieser periodischen, inhaltreichen, etwas radicalen Zeitschrift, legte er vorzugsweise die Ergebnisse seines persönlichen Forschens nieder über die Grundübel unserer gesellschaftlichen Verhältnisse, und der etwa anwendbaren Heilmittel; denn um das Wohl seiner Mitmenschen ist ihm Ernst, und den Ausbruch der jetzigen unheilvollen Krisis verkündigte er jahrelang zuvor mit tragischer Beklommenheit. Er unterzieht die abgestorbenen Religionen des Alterthums und die am Sterben liegenden Confessionen der modernen Welt einer kritischen, zernichtenden Untersuchung. — Nur will mir immer nicht einleuchten, was er an ihre Stelle zu setzen hat, und mir ist keineswegs erwiesen, daß die Religion der Zukunft, wie er sie sich denkt, aus dem Reiche der rhetorischen eloquenten Formeln jemals in das Reich der Wirklichkeit übergeführt werden könnte. Indem er der christlichen Religion, wie sie jetzt besteht, jede Lebensfähigkeit abspricht,

scheint er mir einerseits nie auf das eigentliche Fundament des christlichen Glaubensbekenntnisses durchzudringen, und andrerseits nie das leidenschaftliche, von Grund aus verdorbene menschliche Herz in seinen Tiefen ergründet zu haben.

Mag sein, daß die Menschheit in langsamem Fortschritte einem höhern Ziele unaufhaltsam entgegenstrebt: mag sein, daß einzelne bevorzugte Naturen in einem philosophischen Systeme volle Befriedigung und Ruhe finden; mag sein, daß der unpersönliche Gott, das Gesetz, die Gerechtigkeit, wie Charles Dollfus die regierenden Gewalten im Weltsysteme nennt, zur Regelung des Lebens bei einigen Geistern sich vollauf hinreichend erweisen. Nie, niemals wird die rohe, von Begierden gepeitschte Masse sich unter solchem abstracten Gesetze beugen; nie wird das zerfleischte Herz der Bessern bei solcher Glaubenskost sich stärken und heilen. Wenn ich Herrn Charles Dollfus aufforderte, seine Doctrinen in einem allgemein verständlichen Katechismus zusammenzufassen, — ich will nicht sagen, daß er es nicht könnte — aber ich meine, daß er damit nicht auf Kindheit und Jugend und männliches Alter dieselbe praktische Wirkung ausüben dürfte, die in der christlichen Sittenlehre und den Aussichten auf künftige individuelle Fortdauer geborgen liegt.

Nicht mit der mythischen Seite des christlichen Glaubensbekenntnisses würde ich die Ansichten des Herrn Dollfus bestreiten. Er würde mich und meine Argumente in die Rumpelkammer der veralteten Dogmatik werfen und mich mitleidig belächeln. Ich will ihn durchaus nicht bekämpfen mit dem alexandrinischen

Evangelium Johannis, das er vielleicht mehr als ich durchdacht haben mag — aber mit den Worten des Glaubens von Schiller:

. . . Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke.

Ich möchte ihm zurufen, daß zur Ausübung der Pflicht und dem Streben nach Tugend durchaus kein philosophisch-sozial-politisches System nöthig. In demselben Evangelium Schillers steht geschrieben:

O! was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Herrn Charles Dollfus gehörig zu würdigen, sollte ich nun in das Einzelne seiner vielfachen Leistungen eingehen: dazu fehlt es hier an Raum. Dollfus ist nicht allein Publizist, Moralphilosoph und Kritiker: selbstproduzirend hat er sich auf das Feld der Romanliteratur in seinen Mußestunden begeben. — Doch steht bis jetzt der Publizist höher als der Romanschreiber — „Der Kalvarienberg" aus seinen früheren Jahren schien mir bei flüchtigem Durchlesen etwas declamatorisch. — „Die Gegenpartie des Zufalls" ist eine spannende Novelle und bekundet ein ausgezeichnetes Erzähler-Talent. Nur sind die psychologischen Motive zu kurz angedeutet, ich möchte behaupten, sie seien wo nicht unmöglich, doch unwahrscheinlich. Mit dem Verfasser getraute ich mir eine Wette einzugehen, daß in ganz Paris sich keine einzige vornehme Dame vorfinden ließe, die so rasch wie „seine Wittwe" zu einem wenn auch hochbegabten armen Musiker sich hinneigen und ihr Loos mit dem Seinen

vor Gott und der Welt theilen würde. Und nun gar der Selbstmord dieser Dame, weil sie sich von ihrem Idole verschmäht wähnt! nein! nur durch eine ausführliche, mit ungemeinem Talente eingeleitete Motivirung würde diese Vorlage annehmbar. J. J. Rousseau hätte vielleicht — ich sage vielleicht — dieses Paradoxon als eine wirkliche Thatsache hinzustellen vermocht; in seiner Nouvelle Héloïse hat er etwas analoges versucht.

Mit seinen philosophischen Briefen fesselte Herr Ch. Dollfus zuerst die Aufmerksamkeit des größern Publikums. Hier bekundet er schon seine Anlage zur psychologischen Analyse; in dieser Abhandlung liegen schon die Keime seiner spätern Arbeiten; hier legte er zum erstenmale sein Glaubensbekenntniß ab, äußerte seine Besorgnisse für die nächste Zukunft und sagte den bedeutenden Spruch: Wissenschaft, Kunst und Vermögen das sind die Hauptpfeiler der menschlichen Gesellschaft; aber die thätige Liebe allein kittet die Steine des mächtigen Baues. Und so verkündet er das letzte eigenste Wort des christlichen Evangeliums; scheint er doch zu vergessen, daß Liebe nur im Glauben an Vergeltung und an eine höhere Liebe und Weisheit Wurzel schlägt.

In demselben Ideenkreise bewegt sich ein anderes Werkchen von Charles Dollfus, das im Jahr 1858 unter dem Titel: „Die Verkündiger der Offenbarung" ins Leben trat. Nach seinem Dafürhalten schweben alle die Geister, die für das Wahre, das Schöne, das Rechte kämpfen, an der Spitze der Menschheit; sie werden die Wohlthäter der folgenden Jahrhunderte, indem sie die ideale Welt zu verwirklichen streben. Das alles ist

sehr schön gedacht, aber es ist kein für die größere Menge ausgearbeiteter Katechismus.

Das Gehaltreichste seiner philosophischen Werke ist die ausgedehnte, vor zwei Jahren erschienene Abhandlung „über die menschliche Natur". Darauf bezieht sich vorzüglich mein obiger Ausspruch, die ungemeine Gedankenfülle des Verfassers betreffend. Die Lektüre ist deßhalb etwas ermüdend; sie erfordert, um die Goldkörner alle nach einander aufzulesen, mehr Geduld und Anstrengung, als dem größeren Publikum zuzumuthen ist. Der Denker, der Forscher und der Dichter reichen sich hier die Hand. Der Styl des Verfassers ist metaphernreich; für den französischen Geschmack nicht einfach genug; aber wie lohnend für den gleichmäßig forschenden Leser! — Herr Charles Dollfus scheint in labyrintisch verschlungenen Gängen sich zu verlieren; aber es läuft durch all die partiellen Aufsätze des reichhaltigen Bandes ein Ariadne-Faden — das Suchen eines göttlichen Gesetzes, das Auffinden dieses Gesetzes in der Natur, im Menschen, in der Vernunft, im Gewissen, in unserm Herzen. — Ueber die Religion der Vergangenheit bricht der Verfasser den Stab; er giebt sich unverhohlen als Freidenker, und wird ängstliche Gemüther nicht nur nicht befriedigen, er wird sie mehr als einmal verwunden. Also wer vor Angriffen, die gegen jüdische und christliche Religion gerichtet, eine heilige Scheu empfindet, der nehme die Werke des Herrn Ch. Dollfus nicht zur Hand; wer dagegen nachsichtig auch Andersgläubige anhören kann, der prüfe das System des Verfassers; jedenfalls wird er mit neuen Ansichten bereichert aus dieser Gymnastik hinweggehn.

Wenn Herr Ch. Dollfus die literarische oder philosophische oder religiöse oder ästhetische Kritik handhabt, stellt er sich immer auf einen hohen Standpunkt. Ueber die Kunst spricht er als ein denkender, fühlender Künstler; da ist er ganz auf heimischem Boden, er möge nun vor griechischen Bildwerken und vor den Madonnen Raphaels seine Kniee beugen, oder den Symphonien Beethovens lauschen. Wohl überschätzt er manches Talent, sobald er eine kongeniale Tendenz erblickt. So zum Beispiel unterschreibe ich nicht seine Besprechung von Daniel Stern. In gewissen Fällen ist es mir nicht gegeben, den Schriftsteller vom Menschen zu scheiden; wenn mir erwiesen ist, daß die zur Schau getragenen Maximen des erstern nicht übereinstimmen mit der Laufbahn des Individuums, da vernehme ich nur — um mit den Worten des Apostels zu sprechen — ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.

Im Gährungsprozeß, der allem Anscheine nach, immer fort im Innern dieses begabten Schriftstellers vor sich geht, ist bis jetzt der reine Nahrungsstoff nicht völlig ausgesondert. — Die Zeitereignisse, die Katastrophen, die vor unsern Augen und zu unsern Füßen wie Wetterstrahlen einschlagen, die Leiden und Erfahrungen des spätern Alters werden noch gewaltig an dem Quaderbau seines jetzigen Systems rütteln, und er wird vielleicht, ehe er sich zur Ruhe legt, den bis jetzt gebrauchten Kitt ungenügend finden. Aber daß er zu einem fantasiereichen, trefflichen Architekte die Anlage hat, daß er sich schon in manchen Räumen wesentlich eingerichtet, daß stelle ich keineswegs in Abrede.

Noch ein Wort, bevor ich diese schon allzuweit hier verfolgte Uebersicht schließe:

Die französisch-literarischen Interessen im Elsaß vertrat seit einem Dezennium die «Société littéraire de Strasbourg». Ihre Mitglieder bestanden großentheils aus Professoren der Academie und des Lyceums, und einigen dem Kultus der schönen Wissenschaften nicht abgeneigten Gelehrten oder Privaten. Im größern Publikum blieb dieser Verein so ziemlich unbeachtet, bis er in den Jahren 1864—67 öffentliche Vorträge (Conférences) organisirte und je nach dem behandelten Gegenstande oder dem anerkannten Talente der Redner, Anklang und Zulauf fand. Die moderne deutsche Literatur war eine der bevorzugten Partien dieser belletristischen Vorlesungen; doch blieben auch Ausflüge auf philosophisches und geschichtliches Gebiet und in die Domäne der französischen und der antiken Literatur nicht unberücksichtigt. Durch politische Bedenken war mehr als ein Gegenstand ausgeschlossen; die administrative Behörde, welche zuerst die Anstalt ins Leben gerufen, überwachte ängstlich jede Aeußerung und ließ dem uneigennützigen Unternehmen nicht Schutz und nicht Aufmunterung angedeihen.

In dem Innern der literarischen Gesellschaft zeigte sich auch nie ein rechter, franker Eifer für die Sache. Die seit zehn Jahren herausgegebenen Bulletins umfassen zwar eine nicht unbedeutende Reihe von gediegenen Aufsätzen; aber es sind diese Arbeiten meist einer kleinen und stets derselben Gruppe von Mitgliedern zu verdanken. Es schien als wäre gleich von allem Anfang ein Mehlthau gefallen auf diese anspruchslose

Pflanzstätte provinzieller Bildung. Für den Fremden ist dieser Unsegen in einer academischen Stadt wie Straßburg kaum begreiflich; wer aber hier in das innere Getriebe der Gesellschaft und des intellectuellen Verkehrs hineinblickt, der kann sich bald diese sonderbare Erscheinung erklären. — In Straßburg waren bis jetzt noch die confessionellen und nationalen Gegensätze der Art, daß auf einem andern Boden als dem der exacten Wissenschaften kein frohes Entgegenkommen und Verschmelzen zu Stande kam. Von höherm Standpunkte, mit aufrichtiger Toleranz den Andersdenkenden hier anzuhören und auf humane Weise zu bekämpfen und zu widerlegen, das war zur Unmöglichkeit geworden. — Wenn Beaumarchais in seinem Figaro, im allbekannten Monolog, die Freiheit der „spanischen Presse“ ironisiren läßt, indem er die verpönten Gegenstände galoppirend aufzählt, so schildert er vorbildlich die Zustände, wie solche in Straßburg herrschten, und es steht zu fürchten, noch eine Zeit lang unausgeglichen die Herrschaft behaupten dürften. Dermaßen eingekeilt zwischen innere und äußere Hemmnisse, ist es ein wahres Wunder, daß die Straßburger literarische Gesellschaft bis in letzte Zeit fortbestehen konnte und in einer Reihe von Bänden die unwiderleglichen Beweise ihrer Thätigkeit hinterließ. — Unter den Mitarbeitern finden sich zum Theil die in der gegenwärtigen Uebersicht angeführten Namen, zum Theil andere unausgesprochene und solche die Abwesenden oder Abgeschiedenen zugehören. Ich führe wohl einmal meine Leser mit einer Todtenfackel in diese Nekropole. Beim Antritt einer neuen Aera wird es Pflicht, die vergangnen, nicht ganz zu

verwerfenden Leistungen, wie eine eröffnete Erbschaft, zu inventoriren, wäre es auch nur in Voraussicht der eigenen Zukunft. — «Sicuti vos metiti estis, vobis metietur», was verdeutscht also lautet: Ehret das Alter und die Todten, denn auch ihr, die ihr jetzo in Jugendfrische prangt, werdet altern, und, wenn nicht fromme Hände eure Asche sammeln, dem allgemeinen Beinhaus der Vergessenheit anheimfallen.

Die modernen alsatischen Historiker.

In dem Bilde des modernen, intellectuellen Deutschlands, das sich nach und nach fragmentarisch vor unsern Augen entfaltet, dürfen die Historiker, deutsche und französische, nicht fehlen. Von jeher wurde dieses Feld der Wissenschaft hier zu Lande eifrig angebaut; die Mitlebenden haben in dieser Richtung das Erbe ihrer Vorfahren und Vorarbeiter nicht verwahrlost. In das Nähere einzugehen, bibliographisch genau von jeder Arbeit zu sprechen, ist wohl unthunlich; es liefe dem Zwecke dieser Blätter entgegen. Aber skizzenhaft die bekanntesten Geschichtsschreiber im alsatischen Lande andeuten, das können wir, und erregen vielleicht damit bei einigen Lesern den Wunsch zu näherer, persönlicher Einsicht. Wir beginnen mit den deutschen Verfassern.

An der Spitze der wissenschaftlich gebildeten Männer, die sich in neuerer Zeit mit der Geschichte der heimathlichen Provinz beschäftigt, steht unstreitig Adam Walther Strobel. Er hatte in den ersten Decennien des Jahrhunderts einige Vorgänger, die ich aber nur beiläufig erwähnen darf. Dahin rechne ich Friese mit seinen fünf Bänden „Vaterländischer Geschichte Straßburgs und des Elsasses" (1792—1801). Ein von der Bürgerschaft viel gelesenes, handliches Buch! Die gute Aufnahme verdankte es den vielfachen interessanten No-

Notizen, die es anspruchslos mittheilte in treuherzigem, breitem, meist sehr trivialem Style. Friese hatte so recht den Schulmeisterton getroffen, welcher dem damaligen Philisterthum behagte. Er war das Spiegelbild der politischen Kannegießer, die über Staat und Kirche entscheiden; aber dabei unstreitig belehrend. So ist, um nur Eines anzuführen, der famose Klinglin'sche Proceß ausführlich behandelt; etwas herbe und streng; aber das steht dem ehrlichen Manne wohl an, dem Biedermanne, der sich durch keinen falschen Glanz und Schimmer bestechen läßt, und gar wohl das Morsche, Unhaltbare in den localen Zuständen während des achtzehnten Jahrhunderts durchsah. — Gehen wir in seinem Werke ein halbes Jahrhundert höher hinauf, so stoßen wir auf die tragische Geschichte des Ammeisters Domenikus Dietrich und der Uebergabe Straßburgs an Louvois, welche der Verfasser ebenfalls auf eine fesselnde Weise darzustellen gewußt. Noch heutzutage befindet sich Friese's Geschichte mit ihren groben Holzschnitten und ihrem grauen Löschpapier in mancher Hand. Nur suche man darin keinen künstlerischen Werth. Friese bietet eine derbe, gesunde, allein nicht jedem Magen zusagende Hausmannskost.

Ein Historiker von ganz anderem Schrot und Korn ist, oder vielmehr war Strobel. Seine „Vaterländische Geschichte des Elsasses" in sechs Bänden -- wovon die anderthalb letzten Herrn Dr. Heinrich Engelhardt zukommen — bildet durchschnittlich keine anziehende, leichte Lectüre; aber sie ist gehaltreich und aus Originalquellen, handschriftlichen und gedruckten, gewissenhaft geschöpft. Es ist also ein wissenschaft-

liches Werk; doch sagen wir's gerade heraus: Strobel hat es nicht verstanden oder hat es verschmäht, seiner Arbeit die künstlerische Rundung zu geben. Licht und Schatten sind nicht gehörig vertheilt; die geschichtlichen Charaktere und Personalitäten nicht mit festen Zügen aus dem Wuste der Pacten und Acten herausgehoben. Sonderbarer Widerspruch zwischen der Grundanlage des Mannes und den Leistungen des Schriftstellers! Strobel, wenn er sprach, war lebhaft, anregend, witzig; ein unterhaltender Rhapsode! auf eine anschauliche, pittoreske Weise trug er die Scenen aus der alten elsässischen Geschichte vor; doch wenn er schrieb, verschwand dieser Zauber. Es war, als ob ihn die Masse des Stoffes, den er nicht bewältigen konnte, zu Boden drückte. Der Geschichte des Elsasses fehlt leider schon von Haus aus das geistige Band, die gehörige Einheit. Den Faden, woran die zersplitterten Interessen des Landes sich etwa anreihen ließen, fand Strobel nicht, errieth er nicht; er war zu sehr in dem gelehrten Wahne befangen, man müsse im Texte Alles wiedergeben; er bedachte kaum, wie kurz die dem eifrigsten Leser zugemessenen Stunden! So kam es, daß sein gewissenhaftes Werk nicht die verdiente, nicht die gehoffte Aufnahme fand. Es erschien in lange auseinander gehaltenen Lieferungen (von 1841–1847). Das Monument, das er seiner Heimath im besten Sinne errichten wollte, war nicht frei aus einem Blocke vogesischen Sandsteins gehauen; es baute sich ruckweise, beschwerlich, vor den Augen des ungeduldigen Beschauers aus verschiedenartigen und zu verschiedenen Zeiten gebrannten Ziegelsteinen auf; und als die me-

derne Geschichte, die doch ebenfalls berechtigt ist, in einer Localgeschichte die gehörige Seitenzahl einzunehmen, an die Reihe kam, war der Baumeister müde und matt; dem Tode nahe, überließ er einem Fremde die Bedachung.

Nun da ich zu gutem Anfang mit der Kehrseite begonnen, wird mir die Anpreisung der Verdienste des ehrenwerthen alsatischen Geschichtsschreibers zur doppelten Pflicht. Ihm ward vor Allem die Eigenschaft der maßvollen Unparteilichkeit zu Theil. In dem confessionell gespaltenen Lande wollte er auf keine Seite hin aufregen oder beleidigen, und das in einer Periode, welche hier den leidenschaftlichen Streit über den Gebrauch des Chors in den gemischten Kirchen, das sogenannte Simultaneum, entbrennen sah. Strobel war ein rationalistischer Protestant: es stand zu fürchten, er werde die Reformation auf Kosten der streng abwägenden Gerechtigkeit in ein rosiges, vortheilhaftes Licht setzen. Das war aber keineswegs der Fall; nur erlaubte er sich hier eine allzuabgerissene Kürze. Den Fels zu vermeiden, der querüber auf seiner Bahn lag, umging er dies Hinderniß nicht und sprang auch nicht darüber hinaus; er überdeckte den Fels nicht mit gefälligem Grund und Rasen; er wies ihm gar keine Stelle an. — Aber in den vorhergehenden Jahrhunderten ist er ein ruhiger, competenter Richter. Einzelne Stellen sind oft mit Wärme, mit anschaulichem Reize geschrieben. Das Leben einzelner Männer, Prälaten und Dynasten, bildet manchmal eine Oase in der dürren, ermüdenden Sandwüste der angehäuften, unmalerischen Thatsachen. Strobel hatte die altdeutsche

sowie die altfranzösische Literatur studirt; war er doch selber ein tüchtiger Editor von Brandt's Narrenschiff. Diese literarische Seite seines Werkes trug er, zwar nicht erschöpfend, aber in voller Kenntniß des ausgedehnten Labyrinthes vor. Auf lange Zeit hinaus wird Strobel für jeden alsatischen Geschichtsforscher zum Ausgangspunkte, zur Fundgrube dienen. Ein deutsches, im Elsaß sich akklimatisirendes Publikum — anspruchsloser ohne Zweifel als die gegenwärtige verwöhnte Lesewelt — wird sich diesem Grundstock der Localgeschichte wieder zuwenden.

Die von Heinrich Engelhardt durchgeführte Geschichte der Revolution im Elsaß ist bei Weitem anziehender gehalten, als die vorhergehende Strobel'sche Arbeit. Der Stoff brachte das schon mit sich. Engelhardt ist ein freisinniger Constitutionsfreund; den Ueberschreitungen des Liberalismus, geschweige des Terrorismus, entschieden abhold. Eine in jedem Sinne ehrenhafte Natur spricht aus seiner umständlichen, ebenfalls auf Original-Documenten fußenden Erzählung. Strobel konnte sich keinen treueren Fortsetzer wählen zum Abschluß seines Werkes Beide Namen werden vereint, wie die von Schweighäuser und Golbery, im Gedächtniß der alsatischen Geschichtsfreunde fortleben.

Auf streng wissenschaftlichem Standpunkte steht Röhrich, Geschichtsschreiber der „Reformation im Elsaß und besonders in Straßburg". Des Zelotismus will ich ihn nicht anklagen; aber einem katholischen Leser kann er keine Gunst abgewinnen. Das wollte er auch nicht; er wollte in seinem Sinne, nach seiner Ueberzeugung wahr sein. Eine in's Einzelne gehende

Kenntniß der Zeit, die er sich zur Vorlage gewählt, ist ihm eigen. Den Männern der Reform ist er von Herzen ergeben; er ist ein Bewunderer ihres Werthes, ihres Glaubenseifers; er hätte wohl in gleichen Umständen wie sie gehandelt, gelitten wie sie. Mit den kirchlichen Zuständen des Elsasses war er, als Sohn eines Pfarrers und er selber Seelsorger, wie verwachsen. In mehreren Monographien schildert er Personen und Ereignisse jener aufgeregten Zeit.*)

Auch Andreas Jung, der unvergeßliche Bibliothekar, hatte schon vor bald vierzig Jahren eine Geschichte der Reformation im Elsaß begonnen; aber sie ist „liegen blieben" mit dem ersten Bande. Das Werk würde gewiß mit großer Sachkenntniß fortgesetzt worden sein; Jung hat indessen einen wohlthätigeren Einfluß als gewissenhafter Rathgeber jüngerer und älterer Freunde, einheimischer und auswärtiger Gelehrten ausgeübt.

Pfarrer Lehmann in Nußdorf bei Landau hat, als treuer Nachbar, viel über alsatische Geschichte gesammelt und geschrieben; seine umfangreichen Monographien über Hanau-Lichtenberg und über das Haus Zweibrücken, Erbe der elsässischen Ochsensteiner, aus inedirten Documenten zusammengefügt, sind zwar keine leichte Lectüre, aber als gehaltreicher Stoff für künftige Historiker aller Ehren werth. Den Ansprüchen eines größern Lesepublikums genügend, ist seine Geschichte der Reichsstadt Landau und seine stattliche Uebersicht der Burgen und Schlösser der Pfalz.

*) Mittheilungen zur Geschichte der evangelischen Kirche im Elsaß. 3 Bände.

Der verstorbene Stadtarchivar Ludwig Schneegans, der Vater des dramatischen Dichters, und der noch in voller Kraft lebende Auguſt Stöber haben, Einer wie der Andere, Vieles für alsatische Geschichte gesammelt und geschrieben; Letzterer besonders in seiner vieljährig fortgesetzten Zeitschrift: „Alsatia"; doch eigentlich Zusammenhängendes in größerem Maßstab verdanken wir ihnen nicht. — Ebensowenig kann ich mich hier in einzelne Monographieen, z. B. von Lobstein (Geschichte der Musik im Elsaß), oder von Heitz (das Zunftwesen im Elsaß), verirren. Die größeren historischen Arbeiten von Professor Karl Schmidt gehören in das Gebiet der französischen historischen Werke über unsere Provinz.

Seine Hochwürden, der Herr Bischof von Straßburg, Dr. Andreas Räß, dürfte mit einigem Recht unter die alsatischen deutschen Geschichtsschreiber gezählt werden, obgleich das bedeutende Werk seines höhern Alters, „die Convertiten seit der Reformation", bis jetzt in zehn Bänden, eigentlich nur eine kleine Minderzahl von Elsässern, die in den Schooß der alten Kirche zurückkehrten, zu behandeln die Gelegenheit hatte. Die Tendenz dieser umfangreichen Arbeit läßt sich von vornherein errathen. Es ist leicht zu ermessen, daß ein katholischer Prälat, wenn er seine seltenen Mußestunden zur Biographie, zur psychologischen Analyse der Lebensläufe bekehrter Protestanten hergiebt, nur vom ultramontanen Standpunkte aus schreiben und urtheilen kann. Dies benimmt nichts von dem Interesse dieser wie eine Mosaik chronologisch zusammengefügten Monographieen. In endloser Reihe bieten sich die Namen

von Fürsten, Gelehrten, Geistlichen und Laien aller Völker des mittleren und nördlichen Europa dem gläubigen und ungläubigen Leser zur Wahl. Merkwürdig gedachte und lernhaft geschriebene Vorreden versetzen, an der Spitze der meisten Bände, in die Stimmung, welche der Verfasser zu erwecken sucht. Die Quintessenz der Polemik und der individuellen Berichte, die sich an die meisten einzelnen Lebensabrisse der Convertiten knüpft, hat für den Theologen den Werth, in verhältnißmäßig engem Raum wiederzugeben, was in unzähligen Special-Werken zerstreut sich vorfindet. Für den Schreiber dieser Zeilen bleibt es räthselhaft und drängt ihn zur ungeheuchelten Bewunderung, wie der rüstige Prälat Zeit und Kraft zu dieser Riesenarbeit aufwenden kann, auch wenn ihm einiges Material vorläufig und auszugsweise zugeführt werden sollte. Nur eine von frühster Jugend an unausgesetzte Arbeitsliebe – Dr. Räß ist bekanntlich einer der gelehrtesten Theologen Deutschlands und Frankreichs – war zu solchem Unternehmen befähigt und vermochte auszudauern in dem Drang der täglichen Sorgen und Geschäfte. Die Belesenheit*), wovon das Werk unwidersprechliches Zeugniß ablegt, ist für einen Nichtkatholiken wohl die auffallendste Seite des Schriftstellers; für verwandte Geister und Gesinnungsgenossen mag es der Glaubenseifer des greisen Bischofs sein.

Noch jetzt, nach mehr als zwanzig Jahren, weiß ich nicht, ob es dem unter dem Namen des illustern deutschen Gelehrten Gieseler sich bergenden Elsässer Theo-

*) Wir führen zum Belege die Biographie des Grummelshausen, Verfasser des Simplicissimus, an, VII., p. 69 u. ff.

logen*) genehm wäre, wenn der Schleier gelüftet würde. — Die „Geschichte der modernen protestantischen Kirche in Frankreich" ist der freie Erguß eines etwas ironischen Geistes; in der Materie, die er behandelt, ist er aber ganz zu Hause.

Aus dieser kurzen Uebersicht erhellt, daß die confessionellen Zustände die Hauptmotive für die deutschen Historiker des Elsasses hergaben. Nicht dasselbe Verhältniß findet sich auf dem Boden der französischen alsatischen Geschichtsschreiber; hier athmen wir in einer andern Athmosphäre und schauen unter einem anderen weiteren Horizonte umher.

Während dem ersten Kaiserreich lag dieses Feld gänzlich brach. -- Mit der Restaurationsperiode erwachte die Lust zu lokaler, historischer Forschung. Die öffentliche Aufmerksamkeit war nicht mehr ausschließlich mit den Zeitereignissen in wildem Strudel fortgerissen. Die Straßburger Maire's Hermann und Kenzinger sind schon als Herausgeber interessanter Documente in diesen Blättern genannt worden. Schützenberger begleitete in einer Vorrede über die Geschichte der Verfassung Straßburgs die Prachtausgabe des Code diplomatique (1843), und das Andenken von Schöpflin wurde (1850 u. f.) durch eine französische Uebersetzung der Alsatia Illustrata von Ravenez aufgefrischt. Zum handlichen Gebrauche ist die französische Ausgabe bei Weitem bequemer, als das lateinische Original in zwei Foliobänden; Noten aller Art und Pläne sind dem Texte beigefügt, die Liste der alten Geschlechter durch Angabe der Neugeadelten, von Frankreich herüber

*) Hr. Präsident Mäder ist unterdessen, 81 jährig, mit Tod abgegangen.

gesiedelten, vermehrt. Ravenez, obgleich nur ein Translator, war eine originelle Natur, die Schönes geleistet hätte, wäre sie nicht, durch die herbe Noth gezwungen, in das Joch eines beschwerlichen, untergeordneten Amtes eingespannt worden. Einzelne Unrichtigkeiten in der Uebersetzung thun dem ganzen keinen Eintrag: es ist eine Benedictinerarbeit.

Schon etwas früher hatte Coste (1840) in einem gehaltreichen, bedeutsamen, kleinen Bande die Uebergabe Straßburgs an Frankreich erzählt. Er hatte zu diesem Zwecke die Materialien im Pariser Kriegs-Ministerium gesammelt und sich darüber mit einem ihm befreundeten Archivar, mit Louis Huguet von Colmar, auf immer überworfen. Huguet, ein geistreicher und eruditer Zögling der École des Chartes, der Gründer des herrlichen Museums von Unterlinden, hatte dem Freunde seine in Paris gesammelten Notizen mitgetheilt, und Coste dieselben auf eine etwas indiscrete Art benützt. Wie dem auch sei, das Publikum verdankte diesem Umstande eine werthvolle Monographie, worin die Verhandlungen des Domenikus Dietrich mit den Residenten Ludwigs XIV. in Straßburg oft wörtlich angeführt, das wahre dramatische Vorspiel der September-Katastrophe von 1681 bilden.

Um dieselbe Zeit wie Coste (1844) schrieb Graf Hallez-Claparède, der unter dem zweiten Kaiserreich als orleanistischer Deputirter in Ungnade fiel, seine Geschichte der Vereinigung des Elsasses mit Frankreich. Es ist keine gründliche Arbeit; aber die Darstellungsgabe des Verfassers ließ von seiner Feder mehreres hoffen; er blieb auf halbem Wege stehen. — In

dem folgenden Decennium gab Vicomte Théodore Renouard de Bussierre seine einseitige leidenschaftliche Geschichte der Reformation in Straßburg heraus. Der Convertit konnte es nicht lassen, seinen früheren Glaubensgenossen beiläufig ihr historisches Sündenregister vorzuhalten. Durch gewissenhafte Vorarbeiten hatte er sich zu seinem Werke gewappnet, und ist jedenfalls dem Vorwurf der Seichtigkeit entgangen. Er ist heftig, aber ehrlich; und wenn er die Kehrseite der großen kirchlichen Bewegung mit Vorliebe beleuchtet, so kann ihm das nur ein Häretiker verübeln. Seine Geschichte Karls des Kühnen ist ruhiger gehalten; seine Erzählung der Legende der heiligen Ottilia dagegen dürfte vor dem Richterstuhle einer streng historischen Kritik nicht bestehen.

Ganz auf entgegengesetztem Standpunkte befindet sich Professor Karl Schmidt, der Verfasser des »Chapitre de St.-Thomas«, Biograph der Straßburger Humanisten ꝛc. ꝛc. Das erstgenannte Werk ist eine der besten Monographien der Straßburger Kirchengeschichte; daß es in Paris beim Institut nicht die gehörige Beachtung fand, erklärt sich nur aus dem Eigendünkel und dem absprechenden Wesen der hauptstädtischen Gelehrtenwelt. — Die Belobungen, die von dem academischen Areopag ausgeben, sind reinweg dem Zufall und der Laune unterworfen. Unbedingt hätte das gelehrte, aber durchaus nicht indigeste Werk mehr als eine oberflächliche Anerkennung verdient. Sieht man dagegen weiland Herrn Bover, den Verfasser einer absurden, ans Schülerhafte grenzenden Monographie über „das Lügenfeld" belobt und gehätschelt, weil er kaiser-

licher Rath am Appellhofe in Colmar war, da wird man irre an der Gewissenhaftigkeit und dem Wahrheitssinne der Pariser Richter. Herr Boyer hatte sich ebenfalls vermessen, eine Geschichte des Elsasses zu beginnen. Es ist ein komisches mixtum compositum von etymologischen Hypothesen. Der Editor weigerte sich den Druck fortzusetzen, und ich denke, daß auch der ergebenste Freund und Schmeichler der Magistratsperson nicht umhin konnte, sich mit diesem Urtheilsspruch, im Stillen wenigstens, einverstanden zu erklären.

Ein eifriger Bearbeiter einzelner Theile der alsatischen Geschichte war schon unter der Juli-Regierung Louis Levrault, der Verfasser einer gewissenhaften Abhandlung über das Münzwesen in Straßburg. Er war, als oberer Beamter in der hiesigen Münze, doppelt zu dieser Arbeit befähigt. Wir werden seinem Namen noch in dem Abriß über die historisch-archäologische Gesellschaft des Elsasses begegnen. Seine Geschichte des Ottilienberges läßt den gläubigen Katholiken in mancher Seite durchschauen. Als Legende behandelt, hat die Biographie der „elsässischen Herzogstochter und kanonisirten Aebtissin" einen relativen, traditionellen Werth; auf unverfälschte Dokumente erster Hand läßt sie sich nicht gründen. Aber im Glauben des Volkes ist sie ein noli me tangere geworden, ein Vermächtniß, das fest wie die Tannen zwischen den Felsen von Hohenburg wurzelt.

In der Geschichte des mittleren Rheinthales ist auch Herr Maximilian von Ring eingebürgert und heimisch: er hat für die römische Epigraphik dieser

Gegenden, für die Urgeschichte der Kelten und Romanen, für die Burgen der benachbarten Schwarzwaldreviere Vieles geleistet. Seine vielfachen Verdienste um die historisch-archäologische Geschichte des Elsasses haben wir anzuerkennen noch späterhin Veranlassung.

Es sei uns vergönnt, einen Augenblick in den Oberrhein abzuschweifen. In Colmar lebt und webt eine ganze Phalanx von Mitarbeitern auf bezeichnetem wissenschaftlichem Felde. Da ist vor Allen der Advokat Ignace Chaussour, der sich als Beförderer alsatischer Geschichtsforschung durch Ansammeln einer ausgezeichneten Bibliothek und durch juristische Abhandlungen und Plaidoyers seit Jahren hervorthat. In jüngster Zeit führte er gegen Abbé Hanauer, den Verfasser der Geschichte des Bauernstandes und der Dinghöfe im Elsaß", einen Streit über den Ursprung und die Verfassung dieser ländlichen Tribunale. Diese gründliche, aber derbe und fast giftige Polemik zog sich in die Länge, aber gerade dieser letztere Umstand trug dazu bei, die Gegner, wo nicht zu versöhnen, doch zu beschwichtigen.

Ein ebenso eifriger Sammler von Alsaticis, als Ignace Chaussour, ist der Advocat Charles Gérard, dessen schöne Bibliothek leider vor einigen Jahren an die damalige königliche Bibliothek in Berlin überging. Gérard hat in einer halb-humoristischen Abhandlung: »L'ancienne Alsace à table«, ein von originalen Documenten abgezogenes Sittengemälde geliefert, das einzig in seiner Art dasteht. Mit Liblin, dem langjährigen arbeitsamen Director der Revue d'Alsace hat er die Dominikanerchronik von Colmar an's Licht

gefördert. — Auch Liblin, als Herausgeber der nachgelassenen Werke des Geschichtsschreibers Grandidier (5 Bände groß Octav) hat sich bei den alsatischen Geschichtsfreunden ein unbestreitbares Verdienst erworben. Nun, da der Brand der Straßburger Bibliothek die Manuskripte Grandidiers in Asche verwandelt, erhält die Arbeit Liblin's einen unvorhergesehenen doppelten Werth.

Ebenfalls zu Colmar giebt der Stadtarchivar Moßmann, ein Mitarbeiter des verstorbenen Louis Huget, seit Jahren eine schöne Thätigkeit kund, und zwar durch Herausgabe einzelner localer Documente und mannigfaltiger Monographien. Da er noch in voller Lebenskraft, so ist zu hoffen, daß er sich zu einer zusammenhängenden Composition entschließt. Zu der Revue germanique hat er Beiträge geliefert; zu der Revue d'Alsace ist es selbstverständlich. Seine Thätigkeit als Stadtarchivar wurde von dem französischen Inspector und dem Ministerium nicht gehörig anerkannt, weil er sich nicht an das vorgeschriebene Formular halten konnte oder wollte.

An der äußersten südlichen Grenze des Elsasses, aber schon auf Schweizergebiet, betheiligte sich fortwährend Hr. Quiquerez an der Erforschung römischer Antiquitäten und alsatischer Burgen. Die Revue d'Alsace zählte ihn unter ihre eifrigsten Mitarbeiter. — In demselben helvetischen Districte, zu Pruntrut, lebte und wirkte der vor einigen Jahren verstorbene Trouillat, der als Herausgeber eines dreibändigen Codex diplomaticus des Basler Bisthums sich um elsässische Geschichte verdient machte.

In Colmar, um dorthin zurückzukehren, behauptete in den letzten Decennien Herr Véron-Réville, ein Rath am Appelhofe, unter den alsatischen französischen Historikern eine bevorzugte Stelle. Als gründlicher Jurist schrieb er eine reichhaltige Abhandlung über die alten Gerichtsbarkeiten im Elsaß*). Das bedeutende Werk hält mehr, als der Verfasser zu versprechen scheint. Die Geschichte der alsatischen Städteverfassung ist darin gehörig berücksichtigt. Fragmentarisch läßt sich z. B. die Verfassung von Straßburg recht gut aus den einzelnen Kapiteln wieder aufbauen und gestaltet sich für den Leser zu einem anschaulichen Bilde. . . . In die Revolutionsgeschichte im Elsaß greift ein anderes Werk von Véron-Réville direct ein**) und eröffnet eine neue Perspective, indem es das Scheitern der politischen Bewegung an die Nichtbeachtung der religiösen Bedürfnisse des Volkes, an die Verfolgung der Priester knüpft. Diese Ansicht bezeichnet den ehren- und gewissenhaften Standpunkt des katholischen Verfassers.

Auf einer fast entgegengesetzten Seite steht der rationalistische, ehnlängst verstorbene Karl Heitz, Typograph und Buchhändler in Straßburg. Im Grunde ist Heitz kein Historiker; er war ausschließlich Sammler, und hat als solcher während fünfzig Jahren eine noch ungetheilt bestehende Bibliothek von Alsaticis zusammengebracht. Diesen Schatz stellte er zu seiner Lebzeit mit wahrer Liberalität den elsässischen Forschern zur Verfügung. In seinen letzten Jahren gab Heitz eine Reihe von Documenten aus dem 18. Jahrhundert

*) Des anciennes jurisdictions en Alsace.

**) La contre-révolution en Alsace.

heraus. Die vorzüglichsten beziehen sich auf die Straßburger Clubs und geheimen Gesellschaften und auf den abtrünnigen Mönch Eulogius Schneider. Dem nachsichtigen Urtheile, das er über letzteren fällte, können wir durchaus nicht beistimmen. Ueber beide Blokaden von Straßburg (1814 und 15) referirt er unparteiisch; aber in einem älteren Zeitraume, wo es sich um die Erfindung der Buchdruckerkunst handelt, erwies er sich beinahe leidenschaftlich; dem Gutenberg sprach er die Erstlingsstelle ab, zu Gunsten Mentelin's. Die historische Gesellschaft war Zeuge unangenehmer darauf bezüglicher Scenen zwischen ihm und dem bibliographisch unantastbaren seligen Andreas Jung. Diese Bemerkung thut dem reellen Werthe des Sammlers keinen Abbruch. Möge sein Bücherschatz, mit betreffenden Katalogen und handschriftlichen Notizen der künftigen Stadt- oder Universitätsbibliothek erhalten bleiben. In diesem Wunsch stimmen gewiß alle alsatischen Geschichtsfreunde überein.*)

Zwei historische Prachtwerke, von sehr verschiedenem Inhalte und sehr verschiedenem Werthe, erschienen in Straßburg, das eine vor etwa fünfzehn Jahren, das andere am Eingang des letzten Krieges. Wir meinen das „illustrirte Straßburg" von Piton, und die «Alsace noble» von Ernst Lehr.

Piton hatte sich schon lange her mit Zeichnung der mittelalterlichen Straßburger Kostüme, mit den Gebäulichkeiten und Umgebungen der hiesigen Stadt beschäftigt. Daher kam die Idee zu seinem zwei dicke Bände in Quart fassenden Werke. Er schrieb einen

*) Dieser Wunsch ging seitdem in Erfüllung. Die Universitäts-Bibliothek hat die Heitz'sche Sammlung käuflich an sich gebracht.

Text zu seinen treuen Abbildern. Es war also nicht der Text, welcher die Illustrationen in's Leben rief; er war umgekehrt das Produkt der schon im Album des Zeichners prangenden anschaulichen Zeichnungen. Von diesem Gesichtspunkte aus ist das Ganze zu beurtheilen. In stylistischer Hinsicht läßt das verdienstvolle Werk hin und wieder zu wünschen übrig; irgend eine Freundeshand hätte Einiges ausmerzen, vereinfachen, berichtigen sollen. Auf hiesigem Boden that die mangelhafte Form dem Ganzen nicht den geringsten Eintrag. Führte doch das Strasbourg illustré den Bürger auf einem nicht ermüdenden Pfade durch die Straßen und in die Wohnungen der lieben Vaterstadt; eröffnete es doch dem eingewanderten transvogesischen Genossen einen leichten Einblick in die Sitten und in die Vergangenheit seiner neuen Heimath! Der Brand des Straßburger Gymnasiums, im Juni 1860, verzehrte eine zahlreiche Niederlage des Piton'schen Werkes und erhöhte somit den Werth der zerstreuten bestehenden Exemplare.

Von ganz anderem Belange ist das reinfranzösisch geschriebene Werk: »L'Alsace noble« in drei Quartbänden von Hrn. Lehr, dem ehemaligen Generalsecretär des protestantischen Directoriums. Mit seltenem kostspieligem Luxus von dem Verleger ausgestattet, war im Grunde das genealogische Werk auf eine ruhige Friedenszeit berechnet, wo jede vorgeführte Familie, jeder alsatische Forscher sich dem Ankauf des Prachtexemplars nicht entzogen hätte. Aber auch unter dem ungünstigen, umwölkten Horizonte, welcher die ersten Geburtsmonate der zehnjährigen Arbeit Herrn Lehr's verhüllte, kann es derselben auf die Länge an Abnehmern

nicht fehlen. Mit dem erhöhten Interesse, welches jetzt der geschichtlichen Metamorphose des Elsasses zu Theil wird, dürfte keine öffentliche Sammlung sich der «Alsace noble» entschlagen, und die Privatarchive der fürstlichen, gräflichen, freiherrlichen, patrizischen Häuser, deren Vorfahren alle in genauer Reihenfolge übersichtlich eingereiht sind, können sich der Aufnahme dieses „goldenen Adels-Buches" nicht verschließen. Bildnisse der Hauptpersönlichkeiten, der Burgen und Schlösser zieren die einzelnen Abschnitte; vor Allem ist die Heraldik in polychromen blendenden Aberücken berücksichtigt. Der erzählende Text, als Einleitung in die Geschichte der fürstlichen Häuser, ist in didactischem, einfachem Tone geschrieben. Die eine oder die andere jungfranzösische Adelsfamilie, welche ihre Illustration dem ersten Kaiserreiche oder einer Laufbahn in höheren Aemtern verdankt, mag vielleicht in einem künftigen Adelsbuche des Elsasses sich nicht mehr vorfinden. Für die jetzigen Tage, gerade beim Eintritt in eine neue geschichtliche Periode, ist das gegebene Verhältniß jedenfalls festzuhalten, und dürfte sich dieses anschauliche Repertorium als maßgebend erweisen.

Schon einige Mal habe ich auf die Anhäufung alsatischer Monographien hingewiesen; in dieser Hinsicht herrscht ein Ueberfluß, welcher dem Gesammtblick eher zu Schaden als zu Nutzen gereicht. Dem Bearbeiter größerer Epochen in der Geschichte des Elsasses wird die Bewältigung des überhandnehmenden Materials mit jedem Tage erschwert. Wenn ich z. B. erwähne, daß in letzter Zeit das Städtchen Ober-Ehnheim, ehedem eine der zehn Landvogteistädte — einen

Annalisten in der Person des ehemaligen Spital-Almoseniers gefunden, und daß dem Verfasser kaum zwei dicke Bände hingereicht, so wird der eifrigste patriotische Geschichtsfreund vor solchen Symptomen erschrecken. Herr Abbé Gyß hat das von ihm schließlich inventorirte Hospitalarchiv benützt, und sein Gebäude somit auf festen Grund gelegt. Die Verfassung der alten Reichsstadt, ihre Berührung mit der oberen Behörde der Landvogtei zu Hagenau, ihre territorialen Verhältnisse, ihre Zwistigkeiten mit umliegenden Herren und Stiftern fanden in ihrem modernen Erzähler eine ruhige, klare Würdigung. Die Leiden, die Ereignisse des fürchterlichen dreißigjährigen Krieges, der seine Verheerungen auf alle Länderstrecken des Elsasses — mit Ausnahme des einzigen Straßburgs — ausdehnte, sind vom Ober-Ehnheimer Annalisten ausführlich in ihrem Bezug auf seine Adoptivstadt vorgetragen. Auf dramatische Erzählung macht der Verfasser keinen Anspruch; er ist einfach, aber für frühere Leistungen, nicht ohne Absicht, bisweilen vergeßlich.

In der «Revue catholique» sind, wie in der «Revue d'Alsace», unendlich viel specielle historische Aufsätze niedergelegt; in beiden erheben sich einzelne Verfasser auf einen Standpunkt, wo sich Wahrheitsliebe allein geltend macht; nicht selten aber legt sich Parteilichkeit an den Tag.

Einer der vorzüglichsten Mitarbeiter*) der erstgenannten Revue ist ohnstreitig Professor Straub, jetzt

*) Eine seiner bemerkenswerthesten Monographien ist über Abtei und Stift Neuweiler.

Generalsecretär des Bisthums; wir werden ihn, bei künftiger Uebersicht des Bulletins der historischen archäologischen Gesellschaft des Elsasses, als Antiquar und gründlichen Kenner der christlichen Symbolik wieder treffen.

Von jüngern Kräften, die auf dem Gebiete der Localforschung in Zukunft Schönes zu leisten versprechen, muß ich Herrn Rudolph Reuß erwähnen; er verwerthet das Resultat seiner Besuche in auswärtigen und inländischen Bibliotheken und Archiven bald in französischer, bald in deutscher Sprache. Seine Monographie über einige Lebensjahre des Grafen Mansfeld bezieht sich leider nicht auf die Periode, welche der berüchtigte Condottière in Hagenau und vor den Mauern von Elsaß-Zabern an der Spitze seiner mordbrennerischen Banden zubrachte; aber zur Charakteristik des kecken Führers gehört sie unstreitig. Direct in die elsässische Geschichte schlägt der Bericht von Reuß über die Unterhandlungen, welche ein Straßburger Beamter, Glaser, zu Paris (anno 1639) mit der französischen Regierung anknüpfte. Es ist, nach dem Ausspruch der «Revue critique», ein unerwarteter, glücklicher Fund. Das Straßburger Archiv wird noch manche der Art zu Tage fördern.

Eine Rundschau über die Geschichte des Elsasses hielt vor etwa zwölf Jahren der Archivar des Niederrheins in seiner «Histoire de la Basse-Alsace», welche zugleich als historische Einleitung diente für das vom Präfecten Migneret in's Leben gerufene Gesammtwerk: *„Description du Bas-Rhin"*. Das Compendium von Ludwig Spach hatte die Bestimmung, in

gedrängtem, aber anschaulichem Zusammenhang die bis jetzt fragmentarischen Annalen der alsatischen Provinz vor dem Leser zu entrollen. Dazu dienten dem Verfasser seine eigenen mannigfachen archivalischen Vorarbeiten und das factenreiche Werk von Strobel. Auf diesen Ueberblick folgten von demselben Verfasser die „Briefe über das niederrheinische Departementalarchiv", die ebenfalls auf die Theilnahme eines größeren Publikums berechnet, den Inhalt der ehemaligen Intendance d'Alsace, die Documente der alsatischen fürstlichen Geschlechter, die Schätze des bischöflichen Archivs, der Stifte, Abteien und Klöster in rascher Aufeinanderfolge aufdeckten. Seitdem hat der niederrheinische Archivar seine zahlreichen historischen Monographien gesammelt, in den «Biographies alsaciennes» und in den «Mémoires d'archéologie et d'histoire alsatique» der Oeffentlichkeit übergeben. In der Vorrede zu dem erstgenannten, vor sieben Jahren erschienenen Werke macht er auf Unparteilichkeit Anspruch, so schwierig die Aufgabe in einem mehrfach zerklüfteten Lande, wo im Gewirre der Parteien auch stärkeren Händen als den seinen die Richtschnur entgleitet oder gewaltsam entrissen wird.

Es wäre noch ein eigener Abschnitt den Schriftstellern zu widmen, die sich außerhalb des Elsasses mit dessen Geschichte beschäftigt; aber das vorgezeichnete Programm wollte Schreiber dieser Zeilen nicht überschreiten. Schon jetzt, nach kaum erfolgtem Anschlusse an das deutsche Reich, bringt jeder überrheinische Bücherkatalog die Anzeige von extemporirten „Geschichten" des jungen Rheinlandes. Die Gelegenheit, solche Symptome der

Zeit bei ihrem Auftauchen zu ergreifen, läßt vermuthlich nicht lange auf sich warten. Die Aufzählung des Alten, schon geleisteten, hatte mithin einige Eile. Möge es nicht veralten! Mit diesem Wunsche schließen wir diese erste Uebersicht.

Die historisch-archäologische Gesellschaft des Elsasses.

Der eigentliche Name dieses Vereins lautet etwas pompös: Gesellschaft zur Erhaltung der historischen Monumente des Elsasses (Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace). Im Augenblick ihres Entstehens schien also der Zweck der Begründung einzig und allein auf die Sorge beschränkt, es möchten die noch übrigen Reste der keltischen, römischen, mittelalterlichen und Renaissance-Periode der Beschädigung und Zerstörung anheimfallen; diesem Vandalismus müsse gesteuert werden. Aber gleich bei den ersten Berathungen eines freiwillig gebildeten Comités (Dezember 1855 und Januar 1856) wurde die Ausdehnung auf das Gebiet der alsatischen Geschichte beschlossen und in die Statuten aufgenommen. Dem Präfekten Migneret gebührt das Verdienst der ersten Anregung. Auch ist nicht mehr als billig zu bemerken, daß die kaiserliche Regierung solche Beschäftigungen gern sah. Von Napoleon III. ging im Grunde die archäologische Bewegung aus. Beamte und reiche Müssiggänger, die sich vorher um Cäsar und gallische oder römische Lagerstätten gerade so viel als um den Mann im Monde bekümmert, beschäftigten sich jetzt angelegent-

lich mit Sammlung von antiken Waffen und Geräthschaften, mit Erforschung historischer Localitäten. Das kaiserliche Prachtwerk über die gallischen Kriege war in der Hand von jedermänniglich. Christliche und mittelalterliche Archäologie war schon unter dem Bürger-König vornehme Mode geworden. Der alsatische Verein erwuchs aus natürlichen Verhältnissen. Mit etwa hundert Mitgliedern aus den höhern und mittleren Gesellschaftsklassen ward er eröffnet und schwoll in Zeit von wenig Jahren, besonders durch die thätige Theilnahme des oberrheinischen Departements, auf das fünffache.

An der Spitze stand ein Verwaltungs-Ausschuß von zwanzig Mitgliedern, worunter etwa ein Kern von zehn bis zwölf Arbeitern. Jährliche vielbesuchte General-Versammlungen unterhielten die öffentliche Theilnahme. In einem splendid gedruckten Bülletin, das seitdem auf ein Dutzend Bände anwuchs, wurden die Berichte über die in alten Kirchen und Burgen vorgenommenen Restaurationspläne und Ausführungen niedergelegt und mit historischen Monographien bereichert. Es war eine unbedingt schöne Zeit des Schaffens; kleine Mißhelligkeiten verschwanden im werkthätigen Getriebe; die jährlichen Generalversammlungen wurden zu halbjährigen, abwechselnd in Kolmar und Straßburg abgehaltenen. Die Präfekten beider Departemente präsidirten gerne bei solcher Gelegenheit und vereinigten wohl auch zu geselliger Abendunterhaltung die vorzüglichsten, thätigsten Mitglieder.

In den mittleren Rheingegenden, in der benachbarten Schweiz, in mehreren ähnlichen Vereinen Frank-

reichs, Belgiens, Süddeutschlands, sogar in Paris (!) fand die alsatische Gesellschaft Beachtung. Schon im ersten Jahre ihres Bestehens kam ihr der berühmte Archäologe Eduard Gerhard in Berlin freundlich entgegen; dasselbe Verhältniß knüpfte sich an mit dem badischen Archivdirektor, dem jüngstverstorbenen verdienstvollen Mone. Die Gunst des französischen Ministers des Unterrichts bethätigte sich durch Geldspenden und officielle Anerkennung der Stiftung als «Société d'utilité publique». Der Departementalrath bewilligte ansehnliche, jährliche Beiträge; eine Zeitlang (etwa von 1858—1863) schien die Gesellschaft ein Schooßkind des Glückes.

Was hatte sie bewerkstelligt, um solche Lage zu verdienen? Was gethan, um sich darin weich zu betten? Warum erfolgte dann ein Stillstand und in den letzten Jahren ein bemerkbarer Rückschlag? ... Schreiber dieser Zeilen wird sich bemühen, mit größter Unparteilichkeit zu berichten, als ob er nicht pro domo spräche.

In erster Zeit war der zu bearbeitende Boden gerade nicht ein Brachfeld, aber ließ doch in vielfacher Richtung neue Pflanzungen zu. Seither verstorbene, weggezogene oder abgewandte Mitglieder brachten ihre besten Kräfte dem jungen Anbau bereitwillig entgegen. Da fand sich, gleich am Anfang, der encyclopädisch gebildete Stadtbibliothekar, Professer Andreas Jung, der mit römischer Epigraphik, Beschreibung antiker Fünde und mancherlei Notizen seine Collegen unterhielt; unter andern die vor Jahren in Rheinzabern zu Tage geförderten Antiquitäten ihrer angemaßten Authenticität entkleidete und mit

unerbittlicher Kritik in ihr ursprüngliches Nichts zurückwies. Auf vielen Punkten des Ober- und Unter-Elsasses, in Wäldern und Feldern, lagen und liegen unzählige keltische Grabhügel zerstreut; viele derselben wurden aufgegraben, im Hagenauer Forste, im Walde von Brumath, in der Umgegend von Schlettstadt, bei Soultz, Heidolsheim, Ensisheim im Oberrhein; ihr mannichfacher Inhalt, ihre Geräthschaften, oxydirte Waffen und Schmuck wurden zu Tage gefördert; ihre tausendjährigen Skelete, zum ersten und letzten Male von der Sonne beschienen, lösten sich in Staub auf. Der Arbeiter auf diesem vorgeschichtlichen Felde war Herr von Ring, der erste Secretär der Gesellschaft. Seine Berichte, mit betreffenden Zeichnungen, erschienen im Bulletin und in eigenen Prachtwerken, die er auch in die Hände des Staatsoberhauptes niederlegte. — In Deutsch-Lothringen entdeckte und beschrieb ein dilettirenden Antiquar und Zeichner, Herr Pfarrer Ringel, die römischen Thermen von Mackwiller, und auf den vogesischen Anhöhen, westlich von Elsaß-Zabern, in römischen Lagerumkreisen sammelte Obrist de Morlet Grabsteine und sonstige Antiquitäten, die er in einem niedlichen, von ihm begründeten, locale Museum aufstellte.

Mit kirchlichen Ornamenten und Mobilien, mit Beschreibung mittelalterlicher, farbiger Glasfenster, mit Zeichnung von ländlichen Kapellen und Kirchen befaßte sich gleich in den ersten Jahren des Vereins Abbé Straub, damals Professor im kleinen Seminarium: ein jugendlich frischer Fußwanderer und Forscher, der beide Departemente durchzog, unter Geistlichen und

Laien die Lust zu gleichem Streben erweckte, erlöschende Frescogemälde entdeckend, in die Glockenstühle steigend und die Inschriften dieser ehernen Zeugen einer alten Zeit mit gewissenhafter Treue aufnehmend.

An der Grenzscheide des Ober- und Niederrheins, gleichsam als bindendes Mittelglied, thront auf pyramidalem Bergkegel die Hohkönigsburg, nach dem Heidelberger Schloß die größte Burgruine der mittleren Rheingegend. Hier verwandte eine Reihe von Jahren hindurch der archäologische Verein erhebliche Summen zum Wegräumen des Schuttes, zur Stütze der bedrohten Mauern, zum bequemen Besuche der innern, weitläufigen Säle und Gebäulichkeiten. — Der Vorstand der Gesellschaft, Ludwig Spach, hatte mit einer auf inedirte Documente gestützten Monographie über das Riesenschloß die Reihen der Memoiren eröffnet, welche dem Bulletin eine gnädige Aufnahme in der gelehrten und ungelehrten, aber wißbegierigen Welt eroberten. Von nun an durfte er es wagen, sich in gleicher Weise, abwechselnd, mit der Geschichte der elsässischen Burgen, der Abteien und Klöster zu befassen, und geschichtliche alsatische Persönlichkeiten oder ganze Dynastengeschlechter dem geneigten Leser vorzuführen. Von Otfrit dem Mönch bis zu den beiden Schweighäuser und Golbery herab führt eine langgedehnte Straße mit vielen Rubepunkten. An manchen hielt er an; die Hanau-Lichtenberger fesselten ihn absonderlich, und die jetzt mit dem Brand der Bibliothek vernichteten Brustbilder des Grafen Jakob und der schönen Barbara von Ottenheim schmückten, treu photographirt, belehrend und erheiternd, die Blätter

der ernsten Geschichte. Ein kolossales Bergschloß, fast von demselben Umfange, wie die Hohkönigsburg, Girbaden, am Eingange des Breuschthales, wurde von Herrn Louis Levrault mit den nabeliegenden Schlössern von Lützelburg-Rathsamhausen eingehend behandelt. Auch das nabeliegende Hohenburg mit der schönen Legende von der heiligen Ottilie wurde von demselben Mitglied zum Objekt einer heftigen Polemik mit einem ungläubigen Basler Professor. Hier trat zum ersten Mal der wunde Fleck des alsatischen Vereins zu Tage, der Streit zwischen den beiden Schulen, der kritischen und der strenggläubigen, . . . ein Streit, der bald zu den verdrießlichsten Folgen führte.

Nicht blos auf die bis jetzt angedeuteten Richtungen beschränkte sich die Thätigkeit des Vereins. Schon in den Statuten war es beschlossen, das Inventarium aller Monumente des Elsasses zu verfertigen. Für mehrere Kantone beider Departemente wurde die Arbeit durchgeführt; es betheiligten sich zuvörderst dabei die Herren Straub, Arth, Pfarrer Gerber in Hagenau. Des Letzteren eingreifende Thätigkeit in den letzten Jahren werden wir nochmals rühmlich bezeichnen.

Auch zur Verfertigung der topographischen Karte Galliens gab die Gesellschaft ihre Mitwirkung. Ein vorzüglicher Collaborator zu diesem Zwecke war der seitdem abgeschiedene, damals in Schlettstadt lebende Herr Coste, der sich viel mit römischer Topographie abgab und darüber mit einem Rivalen, Hrn. v. Ring, in unerquicklichen Streit gerieth. Die genaue Lage von Argentovaria (bei Horburg) entzweite diese Mitglieder, wie es kaum eine zugleich umworbene Braut vermocht

hätte. Beide, leidenschaftlich für ihre respektiven Messungen und Hypothesen eingenommen, verstiegen sich, schriftlich wenigstens, zu Ausfällen, welche der bedächtig vermittelnde Vorstand unterdrücken mußte.

Nach vierjährigem Bestehen hatte der Verein die Ehre, in Straßburg die französischen Antiquare zu bewillkommnen, die alljährlich unter dem Vorsitze des berühmten und vielverdienten Herrn v. Caumont in irgend einer bereitwilligen Stadt des weiten Kaiserreichs ihr Lager aufschlugen und die Umgegend auf archäologischen Ausflügen besuchten. Die Straßburger Municipal-Behörde, damals von Hrn. Coulaux vertreten, übte eine großartige Gastfreundschaft, indem sie die zahlreichen Personalitäten der Versammlung kostenfrei nach Zabern und nach Schlettstadt beförderte. Es wurde in langen Wagenreihen von Zabern aus die romanische Kirche von St. Johann und die beiden Basiliken von Neuweiler besucht, die Schlösser von Hohbarr und Geroldseck bestiegen, und einige Tage darauf am Fuße der Hohkönigsburg getafelt. Hier, wo von ansehnlicher Höhe das Auge nord- und südwärts weithin die Vogesenkette verfolgt, und am östlichen Horizonte die Bergzüge des Schwarzwaldes das Bild der alsatischen und badischen Doppelebene begrenzen, wurden die Restauratoren des Riesenbaues, Architect Ringeisen und Baron Matthieu de Faviers, bewillkommnet; sie ernteten die wohlverdiente Ehre des Tages.

Auch mit der Sammlung localer Antiquitäten aller Zeitalter befaßte sich der Verein, und fing an, zu Straßburg ein Museum zu bilden. Nur fehlte es stets

an gehöriger Räumlichkeit; auf diesem Felde gebührte der Vorrang unbestritten der Schwesterstadt Kolmar, die in dem ehemaligen Kloster Unterlinden eine Gallerie gegründet, mit der sich, besonders in mittelalterlichen Gemäldeschätzen, kein anderes Museum in den Rheingegenden vergleichen dürfte. Im Oberrhein standen durch die Vermittelung reicher industrieller Mäcene Geldmittel zu Gebote, die dem Niederrhein abgingen. Ein eigenes Nebencomité hatte sich in Colmar gebildet; es hielt, wie der Straßburger Haupt-Ausschuß, spezielle Zusammenkünfte, deren Verhandlungen aber im gemeinschaftlichen Bulletin erschienen. Das freundschaftliche Band zwischen Ober- und Niederrhein blieb festgeknüpft. Ignace Chauffour, Gérard, Véron Réville gaben den Impuls zur Thätigkeit, und die schon erwähnte Generalversammlung vermittelte von sechs zu sechs Monaten den Austausch der Pläne, der Wünsche, der Ansichten zwischen beiden Hälften der archäologischen Alsa. In Frankreich blieb dies Verhältniß das einzige Beispiel des Verschmelzens zweier Departemente, — einer ganzen Provinz — zu einer gemeinsamen antiquarischen Ausbeute. Solches Niederreißen einer administrativen Schranke war, — das können wir mit einiger Genugthuung aussprechen — nicht ganz ohne politische Bedeutung.

So standen die Verhältnisse, als gegen Ende des Jahres 1862 ein unheilbarer Riß zu Tage kam. Der Schriftführer der Gesellschaft war den Ideen »Dupuys. sur l'origine de tous les cultes» zugethan; mehrere Mal hatte er sich in der zu Kolmar erscheinenden «Revue d'Alsace» ausgesprochen; seine Ansichten waren

dem klerikalen Theile des Verwaltungsausschusses zuwider. Das mochte nun so hingehen, hätte er sich nicht mehrere Male im Comité auf eine verletzende Weise gegen einzelne der verstimmten Collegen benommen und in einem Aufsatze die kirchlichen Heiligen als directe Erben der heidnisch-römischen Gottheiten dargestellt. Er wurde von wohlmeinenden Freunden gewarnt, sich nicht freventlich auf diesem vulkanischen Boden zu ergehen. Doch schon war es zu spät; bei einer Wahlerneuerung des Bureau's, im Schooße des Comité's, fiel er als Sekretär durch; im höchsten Grade beleidigt, gab er nun auch seine Entlassung als Mitglied der Gesellschaft (Februar 1863).

Zum ersten Mal seit dem Bestehen des Vereins erfuhr das Publikum diese innere Zwistigkeit. Beklagenswerther Umstand! Kaum neun Monate später entführte der Tod den hochverdienten Jung aus den Reihen seiner Collegen; zwei Jahre später verließ der Gründer der Gesellschaft das Departement Niederrhein, und sein Nachfolger im Amte widmete der von seinem Vorgänger in's Leben gerufenen Stiftung nicht dieselbe Aufmerksamkeit; auf seinen Vorschlag entzog ihr der Generalrath zuerst die Hälfte, sodann die Totalität der beträchtlichen Departementalspende. Auch im Oberrhein zeigte sich der Nachfolger des ersten Beschützers der Gesellschaft gleichgültig gegen ihre Wirksamkeit, und im damaligen imperialistischen Frankreich kam nun einmal der erquickende Thau nur von oben.

Nicht daß auf der Stelle eine Abnahme in der Zahl der Mitglieder sich bemerklich gemacht hätte; bis in die letzten Jahre erhielt sich dieselbe auf gleicher Höhe.

Als Arbeiter wurden einige jüngere Kräfte zugezogen; doch wer in das Innere der Coulissen sah, konnte ein Erkalten wahrnehmen und mehr Mannigfaltigkeit wünschen in den Beiträgen, die sich jetzt mehr als früher den mittelalterlichen Kirchenschätzen, Fresken und Gebäulichkeiten zuwandten. Gewissenhafte genealogische Arbeiten wurden von Hrn. E. Lehr, dem Verfasser der «Alsace noble», geliefert, und in letzter Zeit berichtete zu zweien Malen Herr Pfarrer Guerber über die ehemalige Burg der Hohenstaufen auf der Insel der Moder zu Hagenau. Beide Monographien bilden eine werthvolle Bereicherung des Bulletins. Monographien über kirchliche Fresken und Glocken gehören ebenfalls in den Bereich dieses würdigen Mitgliedes.

Es kann hier selbstverständlich die Rede nicht sein von einer genauen Aufzählung aller Arbeiten und aller collaborirenden Genossen. Nur andeutungsweise verfuhr der Schreiber dieser Zeilen. Doch einen der ältesten Theilnehmer kann er in der That nicht unerwähnt lassen. Ein ehemaliger Pair von Frankreich, der Baron P. v. Schauenburg, hatte gleich in den ersten Jahren dem Vereine seine Musestunden gewidmet, mit Rath und That beigestanden, und als tüchtiger Kenner und Künstler der Glasmalerei und den Fresken seine Aufmerksamkeit zugewandt, wozu ebenfalls der jüngst verstorbene Petit-Gérard werthvolle Beiträge lieferte. Als Ordner des kleinen Museums erwarb sich der Numismatiker Merck wahre Verdienste, und als langjähriger Schatzmeister legte Herr Klotz, der Architect des Domes, seine Rechnungen mit eben der Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit vor, die seine Arbeiten im Münster kennzeichnet.

Die zweite Hälfte des verhängnißvollen Jahres 1870 brachte in die Zusammenkünfte des Comités eine nicht zu vermeidende Störung. Als der Kanonendonner an der Grenze von Weißenburg dröhnte, hatte sich der Ausschuß zum letzten Male versammelt. An die Restauration und Stütze zertrümmerter Burgen jetzt zu denken, da es sich um den Neubau so vieler modernen Trümmer handelt, wäre ein unerhörtes Beginnen; es läge darin eine wahre Ironie. Aber sobald etwas Ruhe in die Gemüther und in die Lage im Allgemeinen wiederkehrt, wäre es an der Zeit, die historischen Arbeiten, die sich auf die Vergangenheit des Elsasses und der Rheingegenden beziehen, wieder aufzunehmen. Der alsatische Verein darf es freudig aussprechen, daß er das Erbe Schöpflin's, Grandidiers, Oberlin's und Schweighäuser's nicht verkümmern ließ; daß er, inmitten sich oft widersprechender Elemente, dennoch zu einigen positiven Resultaten gelangte, verschollene oder verkannte Persönlichkeiten in's Leben zurückrief, die Annalen mancher geistlichen und weltlichen Stiftung in das wahre Licht setzte, topographisch das schöne Land nach vielen Seiten hin aufnahm und in dem bis jetzt erschienenen Bulletin eine angehäufte Summe polyhistorischer Notizen hinterläßt, die künftig dem Forscher in der localen Provinzialgeschichte, und über ihre Grenzen hinaus, sich unentbehrlich erweisen dürfte. Mehrere Lieferungen sind vergriffen; an eine zweite Auflage läßt sich leider in gegenwärtigen Umständen nicht wohl denken.*)

Eine andere wissenschaftliche und historische Unternehmung war in den letzten Jahren durch bewußte

*) Geschrieben im ersten Semester des Jahres 1871.

Gesellschaft in Anregung gebracht. Mit der Herausgabe elsässischer Chroniken und sonstiger Documente wollte man beginnen; ein Verzeichniß der Manuscripte oder älteren vergriffenen Werke, die zur Veröffentlichung bestimmt, wurde verfaßt, ein Rundschreiben an elsässische Geschichtsfreunde, an einheimische und fremde Buchhandlungen erlassen, aber die Zahl der nöthigen Subscribenten konnte nicht erreicht werden. Unterdeß gingen mehrere der zum Druck bestimmten Manuscripte beim Bibliothekenbrand in Rauch auf, so z. B. die Collectaneen des Architecten Speckle. Künftigen Unfällen vorzubeugen, wäre es bald an der Zeit, die in anderen öffentlichen und Privatsammlungen noch befindlichen Schätze durch den Druck zu bewahren. Aehnliche Unternehmungen wurden in Deutschland eines höheren fürstlichen Schutzes würdig befunden: warum sollte nicht eine solche Unterstützung dem jungen deutschen Reichsland zu Theil werden? —

Die literarische Gesellschaft von Straßburg.

Die literarische Gesellschaft von Straßburg wurde im Februar 1861 gegründet. Es wehte damals ein frischer Lebenshauch in den intellectuellen Kreisen Frankreichs. Von oben her wurde diese Bewegung der Geister begünstigt. Daß die gänzliche Versumpfung, das ausschließliche Streben nach materiellem Gewinn am Ende zu nichts Gutem führen könne, fing man wohl an einzusehen. Auch Straßburg sollte, so war es beschlossen, thätigen Antheil nehmen an dem wiedererwachenden günstigen Lenze.

Der Vorsteher der Departementalverwaltung, der schon fünf Jahre früher die archäologische Gesellschaft des Elsasses in's Leben gerufen — Herr Migneret — gab einigen Professoren der Academie und bereitwilligen Gelehrten den Auftrag, sich mit der neuen Schöpfung zu befassen. Man ging schnell zu Werke, sammelte etwa ein halbhundert Unterschriften, entwarf die Statuten, bestimmte den Zweck des künftigen Vereins zur „Ermunterung der ernsten, reinen, literarischen Studien". Ein seither abgeschiedener ehrenwerther Professor der Zoologie, Herr Lereboullet, eröffnete die erste Sitzung. Das Schwierige des Unternehmens,

gerade in Straßburg, verhehlte er keineswegs, doch begränzte er tactvoll den neutralen Boden, worauf sich die confessionellen und politischen Gegensätze friedlich begegnen könnten, und begrüßte dankend die kleine Schaar der treuen Verehrer der keuschen Musen, die sich hier zu gegenseitiger Belehrung und geistigen Genüssen versammelte.

Auf welch' ungünstigen, felsharten Boden, gleich zu schönem Anfang, die Ermahnung zur Eintracht und Verständigung fiel, läßt sich aus dem Umstande ermessen, daß man sich über die Wahl eines Präsidenten nicht einigen konnte. Nun wurde für das erste Jahr des Bestehens ein Interimat beschlossen und zwei Vicepräsidenten, ein Katholik und ein Protestant, mit der Leitung der Debatten betraut. Der Präfect beehrte eine der ersten Sitzungen mit seiner Gegenwart und es wurde eine geistreiche Abhandlung über Lukrez von einem seitdem verstorbenen Professor des Lyceums *) vorgetragen. Dem gepanzerten Materialismus des römischen Dichters versetzte der junge Kämpe tüchtige Lanzenstöße, und dieses rüstige Auftreten im Namen der verbannten „immateriellen Intelligenz" wurde fast einstimmig beklatscht. — Gleich in einer folgenden Sitzung kam der Hauptpunkt zur Sprache: „Die Mission einer literarischen Gesellschaft in Straßburg, worin besteht sie?" Die Antwort lag auf der Hand: Vermittlung, gegenseitiger Austausch der literarischen Schätze beider Grenznationen, und zum Belege bezeich-

*) Herr Blanchet.

nete der Lector *), vom Mittelalter an bis auf die neuere Zeit, die ausgezeichneten Geister, die absonderlich im Felde der Poesie und Philosophie als Herolde dieser Vermittelung, wissend oder unbewußt, sich hervorgethan. Auch diese Thesis konnte die Mehrzahl der Anwesenden ganz unbestritten hinnehmen. Als aber bald darauf dasselbe Mitglied eine Uebersicht der neueren deutschen Reisenden und Touristen zum Besten gab, ließ sich ein Misogermane vernehmen und bespöttelte einige der angeführten Namen. — Auf dem unverfänglichen Gebiete der Aesthetik bewegte sich ein Redner **) mit der Frage: Wo liegt der Grund des Schönen und wo des Häßlichen? . . . Als ächter Classiker betonte er, „das Schöne liege in der Einheit, das Häßliche in der Vermischung verschiedener Typen". Erörterungen dieser Art wurden immer maßvoll geführt und, z. B. bei obiger Verhandlung, die immaterielle Seite der Kunst auf eine würdige Weise hervorgehoben ***).

In einem Vereine, dessen Majorität aus französischen Mitgliedern bestand, konnte die Frage: „Welches Geschlecht steht höher, das männliche oder das weibliche?" nur für das zweite günstig ausfallen. Mit ritterlicher Galanterie hob der greise Sachwalter †) alle löblichen, geistigen und gemüthlichen Eigenschaften der „schöneren Hälfte" hervor, und gab nur beiläufig zu, daß in dem Vereine beider Elemente sich das Ideal der Menschheit realisire. Der anmuthige Vortrag war

*) Hr. L. Spach. **) Hr. Velot. ***) Von Hrn. Dr. Bruch. †) Hr. Fee.

in der That eine Lobhymne auf die unbestrittenen hohen Eigenschaften des Weibes, aber doch auf eine ganz andere Weise ausgesprochen, als in der Hymne des unsterblichen deutschen Dichters:

Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben,
Weben der Liebe beglückendes Band,
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Bei aller Neigung zur Unparteilichkeit ist es für den Kenner beider Literaturen unmöglich, sobald ein Gegenstand der Art von zwei den beiden Nationalitäten Angehörigen aufgegriffen und behandelt worden, nicht mit Vorliebe dem hohen Genius zu lauschen, der aus den Wäldern des alten Germaniens die männliche Verehrung des göttergleichen Weibes — des „ewig Weiblichen" — als ein Erbe überkommen hat.

Auch der Politik ward in diesen ursprünglichen Verhandlungen eine Stelle angewiesen. — Ein Professor der Rechtsfakultät**) griff Odillon Barrot's System über die Centralisation oder vielmehr über die Decentralisation mit allen ihm zu Gebote stehenden historischen und didactischen Gründen an. Hier platzten die Geister aufeinander, und unter den höflichsten Formen gaben sich die entgegengesetzten Tendenzen der Neuzeit kund. Schreiber dieser Zeilen ist durchaus kein Anhänger der straffen, in's Kleinlichste gehenden französischen Centralisationsmethode; aber wahrlich

**) Hr. Lamache.

beim Anblick der sogenannten föderalistischen, doch in der That communistischen Umtriebe, die alles zersetzen, beim eckelerregenden Anblick dieser Rohheit, dieses maßlosen Umschlages, dieses Ueberspringens aus strenger Vormundschaft in unbegrenzte Lizenz, wäre man geneigt, in Frankreich das System Richelieu's, Ludwigs des XIV. und Napoleon für das einzig berechtigte zu halten.

Schon im Laufe des ersten Jahres der eröffneten literarischen Gesellschaft begann ein Mitglied seine während einem Decennium fortgesetzten Analysen der deutschen Dichter aus der Periode der Hohenstaufen und der folgenden Jahrhunderte *). Den Reigen eröffnete der geniale Epiker Gottfried von Straßburg. Der Lector führte seine Zuhörer vorzugsweise in den Inhalt des zauberhaften psychologischen Gedichtes „Tristan und Isolde" ein. Den tieferen Zusammenhang des Stoffes mit vorhergegangenen oder gleichzeitigen Schöpfungen in Frankreich, England u. a. m. überließ er speciellen Forschern. — Er hatte nicht lange diese klar vorgezeichnete Bahn verfolgt, als ihm seine „Nichtbeachtung altfranzösischer Vorbilder", besonders in der Behandlung der Alexandreïde des Pfaffen Lambrecht, mündlich und schriftlich vorgehalten wurde. Sonderbarer Antagonismus zweier Nationalitäten, der sich bis in ferne Jahrhunderte hinauf verirrt und sogar auf dem Blumenteppich der Dichtung nach Nesseln späht und damit dem anspruchlosen Vermittler auf die Finger schlägt.

*) Hr. L. Spach.

Unterdessen war das Präsidenten-Interim verjährt, es galt, einen definitiven Vorstand zu ernennen; die Wahl fiel auf den Referendar der altdeutschen Literatur. Mit schwerem Herzen, wie eine auf verlorenen Posten gestellte Wache, übernahm er die angetragene Würde. Er verhehlte sich nicht das Unzulängliche der eigenen Kräfte, den damals schon erkalteten Eifer vieler Mitglieder, und deutete bei seiner Antrittsrede in kaum verhüllten Worten auf seine Befürchtung. Aber als Pflicht sah er es an, bei jährlicher Erneuerung auf dem angewiesenen Posten zu verharren.

Im Verlaufe der ersten Jahre des Vereins behauptete die Philosophie eine bevorzugte Stelle. Das von Bentham und August Comte stammende System des Positivismus fand an einem der hiesigen Mitglieder einen feinen Exponenten. Der Redner*) bekämpfte das Ganze nur in seinen Extremen und Auswüchsen; nicht undeutlich konnte man durchsehen, daß er als Freidenker die Ansichten des Utilitarismus als ganz berechtigt ansähe. Seine Befürwortung erregte einen wahren Sturm des Widerspruchs. Ultramontane und protestantische Opponenten bekämpften seine Meinung. (Es sei übrigens zur Ehre des literarischen Vereins bemerkt, daß im ganzen Verlaufe seines Bestehens die spiritualistischen Tendenzen die bestimmte Oberherrschaft behaupteten. Zu dieser Schule bekannte sich unter Andern mit zuversichtlichem kernhaften Glauben der Verfasser des Lebens des Ramus**), der seinen Collegen eine summarische Geschichte der höheren

*) Hr. Prof. Maurial. **) Hr. Charles Waddington.

Psychologie unterbreitete. — Von demselben evangelischen Geiste beseelt, trug der Professor der Geschichte*) einige Kapitel aus seinem damals im Keime liegenden größeren Werke**) vor und vertheidigte die providentielle Leitung des einheitlichen Menschengeschlechts. — Das Czarenreich fand in einem anderen Lektor, der schon seit Jahren in der russischen Geschichte und Statistik heimisch war, einen Vertreter. Auf dem Punkte, eine letzte Reise in den hohen Norden bis an die äußerste Grenze Europa's zu bewerkstelligen, setzte Herr Schnitzler seinen Collegen die Zweckmäßigkeit eines eingehenden Studiums jener Riesenmacht auseinander, und fand sich befähigt, auch nach den vielfachen Berichten über den welthistorischen Brand von Moskau neue Facten und neue Ansichten mitzutheilen. Doch läßt er auf den Schultern Rostopschin's die Verantwortlichkeit des fürchterlichen Entschlusses haften und beachtet kaum die von dem Betheiligten dagegen eingebrachte Vertheidigung.

Neben diesen psychologischen, politischen, geschichtlichen Erörterungen ging auch die Philologie nicht leer aus. Ein eloquenter Professor, der seitdem nach Montpellier versetzt wurde und dort mit Tode abging***), hatte als treuer Südländer das katalanische Idiom erforscht und sich die Ausscheidung der fremden Elemente, die es aus dem Griechischen, Lateinischen, Keltischen und Gothischen aufgenommen, vorgesetzt. Sein System wurde, wenn nicht siegreich, doch heftig und von com-

*) Hr. Charles Cuvier. **) Philosophie de l'histoire.
***) Hr. Camboulin.

petenten Richtern bestritten. Diese interessante Abendunterhaltung ließ in dem Gedächtniß der Zuhörer eine tiefe Spur zurück: und als die Kunde des frühen Hinscheidens von Cambouliu nach Straßburg gelangte, mochte Mancher mit getrübtem Auge den nun verstummten Redner sich vergegenwärtigen, der auf seinem akademischen Lehrstuhl die „Frauen Homers" verherrlicht hatte.

Unter den gelehrten Vorträgen waren besonders die Mittheilungen eines academischen Beamten zu rechnen, der längere Zeit in Straßburg an der Spitze einer Erziehungsanstalt und des Gymnasiums von Burweiler gestanden *). Es hatte sich dieser fleißige Arbeiter mit der griechischen Literatur und Geschichte, besonders im perikläischen Zeitalter, beschäftigt; die Forschungen der deutschen Gelehrtenwelt waren ihm bekannt, und er verwendete diese Errungenschaft in factenreichen Aufsätzen über die Politik und den Handel Athens. — Auch im alten Rom war er heimisch; er erzählte Hannibals Geschicke nach der Schlacht von Zama, und würdigte Seneka's halbchristliche Ideen.

Einen ganz eigenen Eindruck machte die Lectüre einer Studie über Swedenborg; ich suche vergeblich nach einer erschöpfenden Bezeichnung dieser Monographie des bald darauf verstorbenen Verfassers **). Es war, als hätte er selber ein Vorgefühl seines nahen Endes, so geisterhaft lautete sein Vortrag über den berühmtesten Geisterseher des achtzehnten Jahrhunderts. Glaubte er selber das Erzählte, oder hatte er sich nur

*) Hr. Goguel. **) Hr. Matter.

so tief in seinen Gegenstand hineingelebt, daß er sich fast als ein Schüler des schwedischen Mystikers benahm? — Darauf muß ich dem Leser dieser Zeilen die Antwort schuldig bleiben. Genug, die von Matter eingeleitete und zwar ganz ruhig gehaltene Untersuchung über die Visionen Swedenborgs, über seine Glaubwürdigkeit und die Realität der angeführten Facten war ergreifend, im Grund erschütternd: es lauschte das in der Mehrzahl skeptische Auditorium jedenfalls in athemloser Stille, und nahm das räthselhafte psychologische Phänomen, vielleicht widerstrebend, aber doch im Augenblick des Zuhörens nicht ableugnend, als einen Schatz der Erinnerung aus diesen literarischen Abendstunden mit nach Hause. Der Brand eines ganzen Stadtviertels in Stockholm, den Swedenborg, damals in Gothenburg befindlich, zur Stunde des Ereignisses selber seiner Umgebung mittheilte, die wundersam aufgefundene Quittung einer verjährten Schuld, die mysteriöse Unterredung mit der Königin Ulrike-Eleonore, der Schwester Friedrichs des Großen, bildeten die Hauptpunkte dieser Geisterchronik, welche sich von analogen Begebnissen durch die nüchterne prosaische Darlegung der Thatsachen unterscheidet und theilweise ihre Beglaubigung durch zwei philosophische Skeptiker, Kant und Grimm, an der Stirne trägt. Daß Swedenborg nicht mit den Theosophen und Mystagogen, die ihm vorangegangen oder nachfolgten, auf dieselbe Linie zu stellen, behauptet Matter, dabei auf die Folgen der Wirksamkeit des Visionärs fußend, indem noch jetzt die sichtbare Kirche und Gemeinde des Schweden beinahe eine halbe Million von Gläubigen zählt.

Die religiöse Mystik, die im Riesengedichte Dante's geborgen liegt, suchte der Decan der literarischen Facultät*) zu deuten. Seit Jahren in erudite Forschungen über die Divina Comedia vertieft, hatte sich der Vortragende ebenfalls ein absonderliches System über den florentinischen Märtyrer gebildet, und das bisher epische Poem zu einer blos didaktischen Composition gestempelt. Er fand und findet wohl noch in den lebensvollen, episodischen Gemälden der Francesca di Rimini und des Ugolino eine ausschließlich belehrende, practische Tendenz; was doch dem einfachen poetischen Gefühle einigermaßen widerstrebt. Auch vom politischen Standpunkte aus mußten bei einem Theil der Anwesenden seine Ansichten über Dante lebhafte Einwendungen hervorrufen. Fiel doch diese Mittheilung gerade in die Zeit der in Frage gestellten weltlichen Macht des Papstes. — Aber einen noch viel größeren Widerspruch erregte sein Aufsatz über die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechtes, die Zersplitterung desselben, und die Verschiedenheit, die Mehrheit der Ursprachen. Als das gehaltreiche Werk eines in vergleichender Philologie bewanderten Gelehrten und als das Ergebniß eines streng raisonnirenden Dialectikers, mußte im Kreise seiner Zuhörer diese Lection zugleich Interesse und Bedenken erregen; es war vorauszusehen — was auch einige Jahre später erfolgte — daß der Verfasser sich mit dem System Darwins nicht nur befreunden, sondern mit seiner unerbittlichen Logik noch ganz andere Folgerungen über den geographischen Ur-

*) Hr. Prof. Bergmann.

sprung unseres Geschlechtes daraus ziehen würde. Jedenfalls folgt ihm der Leser nicht ungern auf diesen Ausflügen in den Bereich des vorhistorischen Zeitalters und, ohne ihm jede Prämisse und jede Consequenz zuzugeben, gesteht man zu, daß er zum Nachdenken reizt über die räthselhafte, wohl immer unentdeckt bleibende Geburtsstätte unserer präadamitischen Vorfahren. In späteren Sitzungen fand er einen überzeugten Widersacher in der Person des Nestors der Gesellschaft; dieser letztere erhob sich, schlagfertig, gegen die Abkunft des Menschen von einem untergegangenen Affengeschlecht. Die Majorität der Mitglieder schloß sich an diese aristokratische Ansicht.

Sociale Fragen — ich gebrauche dieses Wort in seinem besseren Sinne — behandelte derselbe Widersacher Herrn Bergmann's, und zwar auf eine anziehende Weise, indem er gewisse, anormale, unglückliche Lebensläufe in absteigender Linie im Gewande der erzählenden Dichtung einführte. So schilderte denn Herr Fée die Existenz einer armen Bäuerin, die gedrückte Lage eines Arbeiters, eines ouvrier aus Lille, die Schicksale eines unglücklichen Colonisten. Es sind dies gewissermaßen tragische Idyllen, mit practischen Vorschlägen zur Besserung des Looses der dienenden und arbeitenden Klassen. Nebenher theilte derselbe Lector ästhetische Untersuchungen mit. Hatte in den Sitzungen des ersten Jahres Herr Belot die Grundsätze des Schönen analysirt, so gab nun die Untersuchung des Lächerlichen und der Grund des Lachens dem Herrn Fée Gelegenheit, seine physiologischen und psychologischen Beobachtungen hervorzuheben, und mit

Belegen aus dem französischen Theater zu bekräftigen. Die unleugbare Superiorität der französischen Literatur in den komischen Dichtarten trat hier mit vollem Recht hervor und gab dem Vortragenden zum Voraus gewonnen Spiel. —

Auch die bibliographische Kritik ward nicht vergessen und behauptete ihren Rang auf eine höchst komisch-picante Weise. Ein Elsässer Archäolog und Literat, Herr M. v. R., hatte etwa i. J. 1851 in einer belgischen Zeitschrift ein angeblich aus dem 13. Jahrhundert stammendes Gedicht »Raoul de Créqui«, eingerückt, mit Angabe des Manuscripts, woraus die altfranzösische Dichtung entnommen. Der gelehrte, geistreiche, aber sehr maliziöse Uebersetzer des Karolingischen Rolandliedes, Hr. Génin, hatte zwei Jahre darauf per a + b bewiesen, daß hier entweder ein gewaltiges linguistisches Fehlgreifen oder eine absichtliche literarische Fälschung obwalte. Herr M. v. R., der Autor oder Editor bewußten Gedichtes, war aus dem Felde geschlagen und zog sich beschämt und lautlos zurück. Nun geschah es, daß vor etwa fünf Jahren ein Mitglied der hiesigen literarischen Gesellschaft, Herr Dr. Raulin, in einer Bücherauction ein titelloses Büchlein aus dem achtzehnten Jahrhundert verfand, worin das Pseudo-Gedicht, das pasticcio des dreizehnten Jahrhunderts, hinter einem Roman in Prosa in ganzen Lettern abgedruckt stand. Der Verfasser des prosaischen Romans: »Raoul de Créqui«, nannte unbefangen den Pater Daire, einen Célestinerbibliothekar, als den Dichter des versificirten Sire de Créqui. Diese unerwartete Entdeckung Hrn. Raulin's, diese Degradation

eines fünfhundertjährigen Poems zu einem modernen Machwerke entrunzelte die gewöhnlich sehr ernsten Stirnen der Mitglieder des literarischen Areopages, und rief die bekannten lieblichen, von Vanderbourg componirten Gedichte der „Clotilde von Surville" in's Gedächtniß der anwesenden Richter. Aber, wie es bei so heiklen literarischen Kontroversen zu geschehen pflegt, es hielten mehrere an dem graciösen Bilde der Dichterin des 15.' Jahrhunderts fest und sträubten sich sogar gegen die philologischen Beweise der Fälschung. — Raoul de Créqui aber und sein ursprünglicher archäologischer Editor blieben zu Tode verwundet auf der Wahlstatt.

Die moderne Dichtkunst war in diesem Kreise mehrfach vertreten. — Nicht nur die Erstlinge seiner Uebersetzung der Schiller'schen Tragödien theilte Herr Th. Braun seinen Collegen mit; er führte sie durch lyrische oder descriptive Verse auf seinen Landsitz am Fuße des Scharrach, und umschrieb auf seine Art das Horazische «Ille terrarum mihi præter omnes angulus ridet». — Herr Campaux heftete an vogesische Localitäten seine Idillen und Episteln, und beschrieb, auf Xenophon fußend, das Innere einer athenienſischen, ächt moralischen Haushaltung, das ahnungsvolle Vorbild einer christlichen Ehe. Herr Delcasso trug an einem glücklichen Abend ein wahres poetisches Kunststück vor; er beschrieb in gehaltenen, keuschen Ausdrücken die Ovariotomie und widmete dem verstorbenen eruditen Geschichtschreiber der Musik, Herrn Georg Kastner eine dramatische Cantate in classischem Style: „die Sirenen". — Ueber die französischen Volkslieder

hielt er einen zugleich anziehenden und belehrenden Vortrag; er war ganz dazu befähigt; hatte er doch selbst eine Reihe von populären Liedern zur Unterlage für den Gesang in den Volksschulen gedichtet. Seine metrische, opernartige Nachahmung einer Comödie des Plautus — wir sagten es schon bei einer anderen Gelegenheit*) — ist ein glücklicher Versuch, das antike Theater dem modernen Bedürfniß und Geschmack anzupassen. Herr Delcasso besitzt in hohem Grade die Kenntniß der gallischen Prosodie, welche um so schwieriger, da sie nur durch eine feine Beobachtung, ein geübtes Ohr und nicht durch bestimmte Regeln der Quantität festgesetzt werden kann.

Als wir soeben die Studien eines der Mitglieder über Dante vorführten, wäre es vielleicht zweckmäßig gewesen, gleich die auf Italien bezüglichen Monographien eines andern seiner Collegen anzureihen. So lieferte besonders das herrliche Werk des Gregorovius: „die Geschichte der Stadt Rom", den Stoff zu „dem letzten Hohenstaufen" und des „Cola Rienzi"**). Die welthistorischen Begebenheiten, die sich damals auf demselben Schauplatz ereigneten, gaben dieser tragischen Heldengeschichte beinahe das Interesse der Actualität, und die Parallele zwischen dem Sonst und Jetzt lag ungesucht auf der Hand. — An einem anderen heiklen Punkte der Papstgeschichte übte ein Mitarbeiter, Herr Seminardirector Muri, seine historische Kritik. „Wurde der römische Oberhirt, Zacharias, ja oder nein, um Rath gefragt, als Pipin der Kurze sich die Krone der

*) In Nr. 91 der Straßburger Zeitung.

**) Von Hrn. Spach.

verkommenen Merovinger auf das Haupt setzte?" . . . Die so gestellte Frage wurde mit bündigen Belegen verneint.

Zu dem hohen Norden hinauf führte die literarische Kritik einen der schon genannten Verfasser. — Tegnèr's Leben und Wirken wurde analytisch durchgangen*), und zwar in den weniger bekannten lyrischen und didaktischen Producten, die seiner weitverbreiteten "Frithiofssaga" vollkommen ebenbürtig sind. Bei dieser Gelegenheit traten auch die übrigen Koryphäen der schwedischen Dichtkunst hervor in der Beleuchtung, welche Tegnèr selber über seine Vorgänger und Zeitgenossen in seinen herrlichen poetischen Diskursen ausstrahlte.

Und jetzt zum Schlusse dieser Uebersicht noch eine Bemerkung. Jedem an der literarischen Gesellschaft Betheiligten gerecht zu werden, erlaubte hier der Raum nicht; für den Leser wäre auch ein näheres Eingehen in alle abgehandelten Stoffe im höchsten Grade ermüdend gewesen. Doch dürfte sich bei diesen summarischen Angaben die Thatsache herausstellen, daß eine Provinzial-Gesellschaft wie die obige, die ohne sympathische Theilnahme der oberen Behörde dennoch fortbesteht, Mitglieder zählte, die dem Musendienst freiwillig ergeben, im geistigen Genusse schon ihren besten Lohn vorausnahmen.

Als die literarische Gesellschaft sich ohngefähr in der Mitte ihrer decennalen Laufbahn befand, trat sie während einiger Jahre aus ihrer Zurückgezogenheit, indem sie populäre Vorlesungen, die sogenannten conférences, ankündigte und jedesmal dem von obenher zugestandenen Programm gemäß durchführte. Diese

*) Von Hrn. Spach.

auf ein gemischtes Publikum berechneten Vorträge wurden häufig besucht und entrollten vor den Zuhörern mehr oder minder farbenreiche Gemälde aus der alten und neuen Literatur, aus der antiken und neuen Geschichte. Die Vorlesungen des ersten Jahres wurden collectiv dem Drucke übergeben; die übrigen erschienen in Zeitschriften und Tagesblättern zerstreut. — Schade um die eingegangene Institution, welche einem gebildeten, aufmerksamen Zuhörerkreis mustergültige Schöpfungen vorwies, oder durch Besprechung irgend eines ästhetischen oder philosophischen Problems den Zuhörer aus dem Alltagsleben in eine höhere ideale Welt emporhob. Unter dem schwülen Horizont der Napoleonischen Periode bestand hier immerfort ein Kern von Männern und Frauen, die sich nicht unwillig in dem erfrischenden Haine der Musen ergingen. In solchen Kreisen wird sich wieder ein Haltpunkt finden, sobald die jetzige Uebergangsperiode geschlossen und definitiv geregelte Zustände Raum lassen für ruhige, intellectuelle Genüsse.

Die Conférences littéraires.

Schon bei der Besprechung der literarischen Gesellschaft von Straßburg haben wir beiläufig der sogenannten Conférences littéraires erwähnt, die von 1864—1867 zuerst in einem Saale des ehemaligen Archivgebäudes, dem Theater gegenüber, dann im Erdgeschoß des Gemeindehauses abgehalten wurden. Einzelne dieser populären Vorlesungen erfreuten sich eines zahlreichen Zuspruches. Sie legen ein beredtes Zeugniß ab, wie bereitwillig gewisse Schichten der Gesellschaft den Bildungsstoff aufnehmen, sofern derselbe zweckmäßig erregend und befruchtend dargeboten wird. Ein umfassender Rückblick auf die damalige öffentliche Thätigkeit des literarischen Vereins bildet einen Theil des Gebäudes, das wir seit einiger Zeit vor den Augen der geneigten Leser hier aufzuführen uns bemühen.

Es war übrigens keine leichte Aufgabe, unter dem imperialistischen Regime und in dem von Parteien zerklüfteten Straßburg jedesmal ein Programm aufzustellen, das auf keine Seite hin, weder nach unten noch in der höheren Sphäre, Anstoß erregte. Also schon bei der Wahl des Sujets waren die Vorleser und ihre Aeußerungen beschränkt. Einem gemischten

Publikum, Männern und Frauen, und mehreren Confessionen gegenüber mochte sich jeder Vortragende beengt fühlen; um so verdienstvoller war es, zwischen den Klippen sich durchzuwinden.

Mehrere der Professoren und Gelehrten, die bereitwillig zu diesen Uebungen Zeit und Kräfte hingaben, zogen die einfache Lectüre dem Extemporiren vor; auch dieser Umstand that einem hinreißenden Effecte mehr oder weniger Eintrag.

Die Gegenstände waren bald der alten klassischen Literatur, bald der modernen entlehnt; einzelne philosophische, allgemein gehaltene Abhandlungen zeigten sich gleichsam schüchtern und verstohlen; neuere deutsche Literatur fand wohl die meiste Berücksichtigung.

Was dem Straßburger Publikum abgeht oder doch abging, ist Wärme und Enthusiasmus. Wenn nicht politische Leidenschaften aufstacheln, scheinen die hiesigen Zuhörer die literarischen Vorträge wie eine Predigt hinzunehmen; ihre Physiognomie sogar verändert sich kaum. Es werden mit einem Worte dem Vortragenden keine Flügel zu höherem Fluge angeheftet; er muß sich mit dem Bewußtsein begnügen, daß er in verwandten Seelen stilles Verständniß und Anklang gefunden, und wohl bedenken, daß ihn hier keine südliche Atmosphäre umgiebt.

Das Alles ist kein Vorwurf; es diene blos zur Erklärung der damaligen literarischen Lage, der gegenseitigen Verhältnisse zwischen dem Lehrer und den Lernenden. Schon in benachbarten lothringischen Städten oder im südlichen Elsaß stellt sich die Sache anders.

In den Vorlesungen des Frühjahres 1864 (April

bis Juni) behauptete griechische Literatur und Geschichte die Hauptstelle. Hr. Gransart, ein Professor des damaligen Lyceums, analysirte die Sophokleïsche Tragödie des Oedipus, ohne höheren Schwung, aber auf eine klare, faßliche Weise und mit ungemeiner rhetorischer Fertigkeit. — Der bekannte Philosoph, Charles Waddington, damals noch Professor am protestantischen Seminar, hatte durch die Wahl seines Gegenstandes: „Die platonische Liebe", Erwartungen erregt, die sein übrigens sehr eloquenter Vortrag nicht erfüllte, indem er sich auf die Analyse der platonischen Theorie über das Schöne und Gute beschränkte; sein Programm führte er aber mit einer dem französischen Geiste eigenthümlichen Klarheit und mit einer fesselnden Methode durch. Das „delphische Orakel" wurde von Herrn Goguel enthüllt und erklärt; ein gediegener Vortrag, der sich bei der Lectüre der dem Drucke übergebenen «Conférences» als das Resultat gründlicher Studien erwies, aber bei dem versammelten Publikum nur einen kühlen Eindruck hinterließ. — Herr Campaux, damals Professor der alten Literatur an der Faculté des lettres, gab eine feine Analyse von Martin Franc, einem alten französischen Dichter, zum Besten; auch er ließ sein Auditorium kalt; sonderbar genug, denn Campaux ist ein geistreicher, glühender Dichter, den wir in diesen Blättern schon lobend einführten, und der ohnlängst im Waadtland und in Genf die Schrecken der hiesigen Belagerung erzählte. — Decan Bergmann hatte am Jahrestage des Shakespeare-Jubiläums die «Conférences» eröffnet durch einen Ueberblick auf des großen Dichters Leben und Wirken. — Der Vorstand

der Gesellschaft, Archivar Ludwig Spach, führte einen für die französischen Zuhörer ganz unbekannten Dichter ein, indem er das wechselvolle Leben des unseligen Lenz, des Jugendfreundes von Goethe, mit seinem Glanzpunkte, seinen Schatten, seinem traurigen Ende, in dramatischer Form erzählte. — An den sittenlosen Hof der großen Kaiserin von Rußland hatte sich der Statistiker und Geschichtsschreiber Schnitzler, jedoch vorsichtig und manches verschleiernd, gewagt. — Der Cyclus der „Vorstellungen" schloß mit dem beginnenden Sommer und wurde erst in der Mitte des folgenden Winters wieder aufgenommen; die Gesellschaft hatte sich ihr Publikum erobert und durfte nun muthiger auf dem eingeschlagenen Pfade einherschreiten. Doch mit diesem ersten Auftreten waren auch die Honigmonde vorüber.

Den Cyclus der Vorlesungen im Winter 1864—65 eröffnete eine Charakteristik der reformatorischen Laufbahn Lessings, und eine Analyse seiner Emilia Galotti. In diesem Meisterstück des modernen Drama's hob der Vortragende*) vor allem die klassische Gliederung des Ganzen hervor; einzelne Zuhörer suchten dabei politische Anspielungen, welche dem Vorgenannten fern lagen. — In einer Zusammenfassung der „Jungfrau von Orleans" von Schiller, rief derselbe ein französisches episches Gedicht: «La Mission de Jeanne d'Arc», von Ozaneaux, in das Gedächtniß einiger Freunde dieses patriotischen, halb-elsässischen Dichters zurück. Das „Drama von Wilhelm Tell" gab ihm Gelegenheit,

*) Der Schreiber dieser Zeilen.

die Genesis der schweizerischen Legende zu verfolgen, und in der Trilogie von Wallenstein bildete die Rückschau in den dreißigjährigen Krieg eine naturgemäße Einleitung in die Schiller'sche Schöpfung. Bei den angezogenen Stellen leistete die französische versifizirte Uebersetzung von Theodor Braun erwünschte Dienste; wie denn auch dasselbe Mitglied für die vorgetragenen Ansichten einzelne Ideen der modernen deutschen Kunstrichter verwerthete.

Ueber die Glasmalerei im Mittelalter, ihren ersten Ursprung und ihre Entwickelung hielt der greise Baron von Schauenburg, ein ehemaliger Pair von Frankreich, eine in hohem Grad belebrende Vorlesung. In seiner Einsiedelei in Geudertheim und im Kloster zu Allerheiligen in Straßburg pflegt er dieselbe Kunst, nicht als Liebhaber, sondern als erfahrener Praktiker. Einige elsässische Kapellen besitzen, als ihre beste Zierde, Werke aus der Hand des uneigennützigen Malers. Er war auch der treue Rathgeber und Beschützer des jüngst verstorbenen Petit-Gérard, der, wie Maréchal von Metz, in der Glasmalerei Bedeutendes geleistet. Schauenburg's Abhandlung wurde vom Verfasser dem Drucke übergeben und ist dasselbe eines der besten Erzeugnisse der Straßburger «Conférences littéraires».

Der ohnlängst verstorbene Professor Kirschleger sprach über die „Metamorphose der Pflanzen" von Goethe. Obgleich für die Ideen des prophetischen Naturforschers begeistert, verstand er es nicht, diese Gedanken in die wünschenswertheste Form zu kleiden; er gab solchen nicht den präcisen Ausdruck. Unter dem durchsichtigen Pseudonym des „Magister Friedrich"

hat Kirschleger doch in den Columnen des „Niederrheinischen Couriers“ viele populär gehaltene deutsche Aufsätze über locale Botanik, Agronomie und den Weinbau hinterlegt. Er gehörte aber in die unglückliche Classe der hiesigen Gelehrten, die ihre deutsche Natur nicht bezwingen, nicht verwandeln konnten, und, sowie sie des angelernten französischen Idioms sich bedienten, auch den größten Theil ihres angeborenen Werthes verloren.

Im Laufe jenes Winters hielt Hr. Bergmann eine Vorlesung über Dante, indem er besonders die politische Entwickelung und den historischen Einfluß des großen mittelalterlichen Genius betonte. Wie ein Jahr früher die Säcularfeier Shakespeare's den Anlaß zu einer Lectüre Bergmann's gegeben, so knüpfte er diesmal an die florentinische Festivität: seine Ideen mochten dem klerikalen Theile der Zuhörer nicht gerade munden.

Hr. Maurial, Professor der Philosophie an der Faculté des lettres, hielt dem Wohlthätigkeitssinne eine Lobrede, und indem er die localen Bestrebungen auf diesem Felde hervorhob, wußte er dem etwas verbrauchten Gegenstande frisches Leben einzuhauchen. Er verstieg sich beiläufig bis zu Sakia-Muni und informirte wohl einen beträchtlichen Theil seiner Zuhörerschaft zum ersten Male über den Charakter des Gründers des Buddhismus und seiner Lehre.

In dem unerschöpflichen Vorrath der Briefe der Frau von Sevigné traf Herr Goguel eine Auswahl, und entwarf, ich darf nicht sagen, ein neues, aber doch im Ganzen ein wahres Charakterbild der liebenswür-

digen, von Geist übersprudelnden großen Dame, der ächten Repräsentantin des vielgerühmten «Siècle de Louis XIV.» Es ist rein unmöglich, von Madame de Sevigné vor einem französischen oder sich französisch wähnenden Publikum anders als im panegyrischen Tone zu sprechen. Die geringste Ausstellung an diesem Idole wäre eine literarische Häresis. — Hr. Goguel, hätte er auch als Protestant nicht ganz diese Ansicht getheilt, war klug und vermied jeden Anstoß.

Herr Schnitzler versetzte seine Zuhörer in die hohe Gesellschaft von Wien, während dem Congreß von 1814, und fand auch nach den dramatischen Erinnerungen von Varnhagen und vom Grafen de la Garde Mittel und Wege, die Aufmerksamkeit zu fesseln. Es war eine an Scandal vorzüglich reiche Epoche und der Vorleser hätte in dieser Hinsicht vor einem männlichen Auditorium freie Wahl gehabt; so aber legte er sich einige Beschränkung auf.

Mit dem Winter 1866 siedelten die Herren Conférenciers in einen geräumigen Saal des Erdgeschosses der Mairie. Diese Emigration war nicht ganz bedeutungslos. Der neuernannte Präfekt hatte die Conférences nicht in's Leben gerufen; der Schöpfung seines Vorgängers wollte er keinen Vorschub leisten und schickte die literarische Gesellschaft somit ad patres, d. h. zu den Vätern der Stadt. Die Uebersiedelnden fanden sich bei dem Tausche gerade nicht schlimmer. — Die Gegenstände der Besprechung waren indeß meistentheils ernsteren Inhalts, und, wenn solche angekündigt, die Zahl der Treuen etwas kleiner. — Schreiber dieser Zeilen muß sich auf diese Andeutung

beschränken und nur darauf hinweisen, daß Professor Gransart mit schon bewährter Zungenfertigkeit dem Herrn der Gegenwart, dem Dampfe, huldigte; daß Herr Ernst Lehr auf einem rein wissenschaftlichen Felde sich erging, indem er die modernen Errungenschaften und Erfindungen auf diesem Gebiete historisch zusammengedrängt recapitulirte, und daß Professor Lederlin in gewählten, eleganten Ausdrücken die „Symbolik im Rechte" erläuterte. Herr Schnitzler führte die Versammlung an den ihm wohl bekannten Hof der russischen Katharina, und nach Versailles, in den damals noch glücklichen Familienzirkel der Marie Antoinette, indem er zu diesen Ausflügen die Correspondenz Josephs des zweiten verwerthete. Hr. Goguel hob die historische Seite des Goethe'schen Götz von Berlichingen hervor; Hr. Spach analysirte den „Egmont", mit ganz besonderer Vorliebe das herrliche idyllische Epos „Herrmann und Dorothea", und Schillers „Maria Stuart".

Wir können nicht alle und jede Vorlesung, jede Improvisation erwähnen, noch weniger in den Inhalt jeder einzelnen eingehen. Im Jahre 1867, welches den Schluß der angezeigten Uebungen sah, lieferte englische und deutsche Literatur den Hauptstoff. — Herr Gransart entwickelte die Eigenheiten des „phantastischen Romans" in den Hauptrepräsentanten dieser krankhaften Gattung, wir meinen Hoffmann und Edgar Poë. — Die in alsatischen Kreisen sehr populären Hebel'schen Gedichte wurden von Kirschleger behandelt, aber, wie schon gesagt, die Form des Vortrages vor einem halb französischen Publikum war unzureichend.

„Wilhelm Meister", besonders die weniger bekannten „Wanderjahre", lieferte dem Vorstande der Gesellschaft den Stoff zu einer ganzen Reihe von Vorträgen, die er vermuthlich gern auf „Werther" und die „Wahlverwandtschaft" ausgedehnt hätte, wäre nicht gegen die Analyse des letzten mit Unrecht verpönten Romans gerade hier ein etwas engherziger Puritanismus maßgebend gewesen. Dasselbe Mitglied schloß den Cyclus der rhetorischen Uebungen mit dem unerschöpflichen „Hamlet" und dem häßlichen „Shylok".

Gegenwärtige fliegende Blätter sind, für jetzt wenigstens, den elsässischen intellectuellen Bestrebungen gewidmet; wir suchen uns so viel als möglich in den angekündigten Schranken fortzubewegen; wäre nicht dieser vorgezeichnete Plan, so ließe sich hier eine längere Parallele ziehen zwischen den einheimischen »Conférences« und einigen »Soirées littéraires«, die um dieselbe Zeit von Pariser Celebritäten inscenirt wurden. Eine junge Dame, Madame Sezzi, las zum Theil ihre eigenen poetischen Versuche vor, mit einer sympathischen Stimme. So erzählte sie eine Jagdpartie, schilderte die Marter eines zu Tode gehetzten Wildes, und erntete damit verdienten, allgemeinen Beifall. — Herr Laboulaye, während er im Frühjahr 1866 in Straßburg den Wahlkampf gegen einen einheimischen ministeriellen Candidaten aufnahm, gab dem Drängen seiner zahlreichen Anhänger nach und hielt einige politisch-historische Vorträge, mit gewohnter, über jedes Lob erhabenen Meisterschaft. — Herr Emile Deschanel, als reisender Improvisator in ganz Frankreich und Belgien bekannt und beliebt, besuchte mehrmals das Elsaß und

glaubte sich vielfach berechtigt, die literarischen Reisen in klingender Münze zu verwerthen. Es war für den Familienvater und den Literaten »une question d'existence«, wie sich der französische Euphemismus ausdrückt. Die Gabe des geistreichen Monologs ist Herrn Deschanel im höchsten Grade eigen, und so lange er sich über Gegenstände, die ihm congenial, ausspricht, bleibt er ein allerliebster Erzähler, Redner oder Lector. So legte er seine Ansichten über Madame de Sevigné vor, befand sich da ganz auf heimischem Boden und las mit graziöser Leichtigkeit einige den Stempel der Unsterblichkeit tragende Briefe der geistreichsten Französin. Aber als Hr. Deschanel in einer andern Sitzung sich über Shakespeare vernehmen ließ, Hamlets Monolog, ich weiß nicht, wie soll ich sagen, mit klangloser Stimme monoton hersagte, vermuthlich um die von ihm verpönte Emphase zu vermeiden, und Shakespeare's in hundert Facetten sich spiegelndes Genie durch seine Pariser Brille besah, da fühlte ich mich geneigt, ihn mit den Worten Lablache's abzufinden, der einmal seine Theatergefährtin, die berühmte Grisi, nach einer Discussion über Mozart's „Don Juan" liebend zurechtwies: Non parlar politica, cara Giulietta mia; questo non sta alle donne! *)

*) „Sprechen wir nicht über Politik, meine liebe Julia, denn das geziemt sich nicht für Frauen."

Die Revue d'Alsace.

Die Revue d'Alsace trat mit dem Jahre 1850 in's Leben. In der Lage Frankreichs bildet jenes Jahr eine Uebergangsperiode nach den Erschütterungen von 1848 und 1849; es war ein Ruhepunkt; man faßte hier zu Lande frischen Muth und betrat die Bahn der Decentralisation, die Einen zögernd, zweifelnd am Erfolg, die Andern glaubensfest.

Wohl war keine französische Provinz mehr als das Elsaß geeignet, im Reiche der Wissenschaft auf eigenen Füßen zu stehen. Freiwillige, fähige Arbeiter, besonders im Felde der localen Geschichte, der Agronomie, der Industrie, konnten füglich auf ein günstiges Publikum und auf ihre eigene Ausdauer zählen. Warum aber wurde die Revue nicht zu Straßburg gegründet? Es sollte doch scheinen, die ehemalige Hauptstadt des Grenzlandes eigne sich ganz vorzüglich und allererst zu solcher Schöpfung. Die Antwort hierauf ist nicht so leicht, als man zu glauben geneigt wäre; nur ein tieferer Einblick, nur ein längeres Verweilen in den hiesigen literarischen Verhältnissen könnte den Schleier lüften, die Schwierigkeiten, die in den allgemeinen Verhältnissen und in den Individuen liegen, hervor-

heben. Hier in Straßburg treten mehr als in den zwei andern größeren elsässischen Städten die confessionellen und sprachlichen Spaltungen an den Tag. Das intellectuelle Gesammtleben wird hier im alten Universitätscentrum durch viele kleinliche Beweggründe auseinandergehalten und zersplittert. Die frühere Revue germanique fristete in den dreißiger Jahren, obgleich mit substantiellen Arbeiten bedacht, nur ein kurzes Leben, und ein «Album alsacien», mit typographischem Luxus von Silbermann ausgestattet, lag nach weniger Zeit am Boden, eine flügellahme Ephemeride. Genug, in Kolmar wurde die Begründung einer Revue vorgenommen, und während den ersten fünfzehn Jahren ihres Bestehens errang sie, wo nicht einen glänzenden, doch hinreichenden Erfolg, der sie befähigte, aus eigenen Mitteln, ohne höhere Subvention, fortzubestehen. Vor einigen Jahren begann — gerade wie es dem historisch-archäologischen Bulletin erging — ein Stillstand, hierauf ein Rückschritt. Wie lange sich die Sammlung, die in monatlichen Heften erschien, noch aufrecht gehalten hätte, wenn nicht der Augustmonat 1870 mit seinen Donnerschlägen Halt geboten, wagen wir nicht zu bestimmen.

Beiträge kamen der Revue d'Alsace aus allen Theilen der zwei Departemente, aus dem Kanton Basel, theilweise sogar aus Paris, von dort lebenden Elsässern. Straßburg stellte sich nicht schmollend zur Seite; die Hauptcollaboration ging von hier aus. Ueber dem Ganzen wehte der Geist der freisinnigen Forschung; bisweilen schlug er eine dem Ultramontanismus entgegengesetzte Richtung ein. Die hagiographischen Ver-

suche des Herrn Maximilian von Ring machten bei den gläubigen Katholiken böses Blut; sie wurden dem Director der Revue, Hrn. Liblin, schwer angerechnet. Unter der Hand suchte man den einen oder den andern Mitarbeiter abwendig zu machen. Der Geistlichkeit angehörende Gelehrte durften es nicht wagen, in der heterodoxen Zeitschrift aufzutreten, zumal die in Straßburg gegründete Revue catholique ihnen den ausgedehntesten günstigsten Leserkreis eröffnete. So fand denn auch hier auf dem neutralen Gebiete der alsatischen Geschichte, Literatur und materiellen Interessen des Landes dieselbe Trennung statt, die wir schon bei dem «Bulletin de la Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace» und dem literarischen Bulletin angedeutet.

Im Jahr 1868 kam noch ein besonderer Umstand dazu, welcher die bis dorthin bestandene Cohäsion der Revue d'Alsace lockerte. Aus pecuniären und unbekannten Rücksichten wurde die Revue nicht mehr in Kolmar, sondern in Mülhausen gedruckt. So geringfügig diese materielle Uebersiedelung dem Anscheine nach sein mochte, wirkte sie dennoch störend, besonders auf die Mitarbeiter im Niederrhein; die Materie, die geboten wurde, nahm zusehends an Mannigfaltigkeit ab. Es waltet im Reiche des Geistes dasselbe Gesetz wie im Pflanzenleben; hier und dort finden wir Wachsthum, Gedeihen und Abnehmen, kürzeres oder längeres, je nach den Bodenschichten und der Atmosphäre.

Eine genaue, in's Einzelne gehende Analyse der zwanzig dicken Bände der Revue d'Alsace wäre in dem hier gebotenen Raume durchaus unmöglich. Wir

können blos summarisch verfahren, hie und da eine vorzügliche Bestrebung hervorheben, ohne damit ein Verdammungsurtheil über die nicht angezogenen Aufsätze auszusprechen. Für's Erste genüge im Allgemeinen zu wissen, daß zahlreiche gutgeplante, gut ausgeführte Artikel und Notizen aller Art sich darin vorfanden. Sie befassen sich zumeist mit localer Geschichte und Literatur, mit Industrie und Agronomie. Bei der Mehrzahl der Mitarbeiter schimmert die patriotische Vorliebe für die heimische Provinz durch. Die Revue d'Alsace, wir bemerken dies nur beiläufig, trat sechs Jahre früher als das archäologische Bulletin, eilf Jahre vor dem literarischen in die Oeffentlichkeit, und wurde keineswegs durch die Concurrenz mit diesen beiden unregelmäßig erscheinenden Heften in ihrem Gange beeinträchtigt.

Daß manchmal Mittelgut mit unterlief, war unvermeidlich; den Influenzen der Umgebung konnte sich der thätige Herausgeber nicht immer entziehen. Allein im Ganzen ließ er sich auf dem abschüssigen Plane der Gefälligkeit nicht allzusehr hinuntergleiten; spendet er auch hie und da ein ertrotztes Lob, macht er eine von den Umständen gebotene Ankündigung oder Reclame, so läßt sich das leicht errathen. Die Revue d'Alsace bietet im Durchschnitt eine Serie ernster, biographischer, ökonomischer, philosophischer Studien; sie veranlaßte die Zeichnung vieler elsässischer Charakterköpfe, die vielleicht ohne diese Veranlassung im Portfolio der Zeichner, nicht dem Schlafe der Unschuld, wohl aber dem narcotischen Schlummer der Vergessenheit verfallen wären.

In der Zukunft wird die Revue d'Alsace zur Fundgrube localhistorischer Forschung werden; kein einheimischer Literator wird sie entbehren können; auswärts wird sie Mancher stillschweigend benützen. Sie blendet nicht im selben Grade wie die Pariser Revue's; sie kann die Augen des größeren Publikums nicht auf sich ziehen; aber im engeren, heimathlichen Bezirke hat sie ihren Zweck vollkommen erreicht.

Diesem Streben gerecht zu werden, sollten wir nun einige vorzügliche Eingaben in's Licht stellen; das ist aber nicht leicht. Ich möchte die Mitarbeiter einer solchen Zeitschrift dem Bienenschwarm vergleichen, der in ungezählter Masse den Zellenkorb umschwirrt, worin er seinen mitgebrachten Vorrath bergen will. Wer kann gerade die arbeitsamsten herausfinden? wer bezeichnen, aus welcher Waldung, von welchem Berge der süßeste Honig stammt? Mag auch im Innern der Werkstatt ein Chefredacteur hausen, das Ganze ist ein demokratisches Unternehmen, worin der Einzelne, sich selbst verleugnend, untergeht. Zahlreiche Namen der Collaboratoren der Revue d'Alsace finden sich zum Theil in den localen Blättern und Zeitschriften, zum Theil sind es unbekannte Größen, hie und da langweilige, aufgeblasene Gesellen; mitunter einsame Denker, die sich in Speculationen oder praktischen Vorschlägen zum Heile ihrer näheren oder ferneren Umgebung ergehen. Hie und da klingen auch französische Verse durch; allein diese schüchternen Ergebungen der gallo-alsatischen Muse verschwinden in der Masse der prosaischen Aufsätze wie blaue Kornblumen im weitwogenden Aehrenfelde.

Gleich mit dem ersten Jahre der neuentstandenen Revue finden wir uns einem Autodidacten gegenüber, der über „die Gesetze des Universums" nachdenkt und zum Voraus manche seitherigen Errungenschaften erräth oder begründet. Was mich damals schon in den Aufsätzen des Civil-Ingenieurs Hirn angesprochen, das waren die sympathetischen Gefühle des Verfassers für die unter uns stehenden Wesen der Schöpfung; was ich seitdem noch mehr zu schätzen lernte, war die faßliche Analysis, und sodann die Zusammenstellung der in der sogenannten leblosen unorganischen Schöpfung waltenden Gesetze. Vor dem nie zu ergründenden Urprincip beugt er sich demüthig; er einigt mit streng mathematischem Forschergeist ein religiöses Gemüth; ich möchte sein System als einen deistischen Darwinismus bezeichnen. Hirn's schöner, sinniger, wissenschaftlicher Aufsatz bildet den Porticus der alsatischen Halle, wo seitdem so mancher intelligente Arbeiter Aufnahme und Ermunterung fand.

Ueber Handel und Industrie im Elsaß während dem 16. Jahrhundert spricht Gérard, den wir seitdem auf einem weniger ernsten Gebiete antrafen*). Maritz behandelt die Eindämmung der elsässischen Wildwasser, Kirschleger die Einflüsse der Erdschichten auf die Vegetation im Elsaß; Stroh die elsässische Viehzucht und ihre Kreuzung mit ausländischen Racen. Lasablière führt den Leser in die Geschichte Mülhausens ein, Louis Levrault in die elsässischen Münzstätten. Ludwig Schneegans bringt den Beweis, daß die genievolle Künstlerin Sabine nicht Erwin's Tochter, und daß ihre herrlichen Werke am Südpor-

*) L'Ancienne Alsace à table.

tale des Münsters von Straßburg um mehr als ein Jahrhundert hinaufzurücken sind. Schöpflin's und Grandidiers damals fast verschollenes Leben wird von dem niederrheinischen Archivar L. Spach mit lebhafter Vorliebe geschildert. Zureichende Erklärungen über die römische Mosaik von Ober-Bergheim und deren Uebertragung ins Museum zu Kolmar werden abgegeben. Bibliographische Notizen flechten sich wie eine leichte Arabeske um das Ganze.

Schreiten wir jahrweise voran, so stoßen wir auf die Geschichte des Weinbaues im Elsaß, vom dem Andlauer Stolz, dem Vater des bekannten Straßburger Geburtshelfers und Decans der medicinischen Fakultät. Die Elsässer Rebberge und ihre verschiedenen Producte werden im ganzen Complexe der Revue d'Alsace mehrfach besprochen. Der verstorbene Kirschleger war ein umsichtiger Kenner und liebte es, noch in späteren Jahren, seine vielfache Erfahrung hierüber an den Mann zu bringen. In der ereignißvollen Uebergangsperiode von 1848—51 beschwört der Archivar Spach seine Mitbürger, sobald es thunlich, Patronatsgesellschaften für die Auswanderung nach Amerika zu bilden, und beruft sich dabei auf die analogen Anstalten im Großherzogthum Baden. Seine Vorschläge wurden vielfach angefochten und bekämpft. Man sträubte sich das von Deutschland gegebene Beispiel nachzuahmen und verhehlte sich wissentlich, leichtsinnig, die Gefahren, die von dem Proletariat ausgingen. Algier schwebte überdies als eine Mustercolonie vor den verblendeten Augen!! — Derselbe Verfasser besprach die Antiquitäten und die jetzigen Zustände des ungeheuren Mississippibeckens, und

wies auf Amerika's große Zukunft, auf Frankreichs sinkende Größe. Seine Worte verhallten wie die eines unpraktischen Träumers. Vox clamantis in deserto. — Perrot in Mülhausen forschte nach dem mysteriösen Ursprung der Kartoffelkrankheit; Coste beschrieb den Trifels und Alt-Breisach; Levrault das Riesenschloß Girbaden und den Ottilienberg; L. Schneegans den Grabstein Erwin's im Münster; L. Spach analysirte die Schriften des Pädagogen und Philosophen Willm, die gekrönte Preisschrift von Prof. Karl Schmidt, und erzählte die Laufbahn einer ganzen Reihe von elsässischen Kriegern, Gelehrten und Administratoren. — Ueber die keltischen Benennungen der Bäche und Flüßchen des Elsasses, über unsere fabelhafte Vorzeit und deren Legenden berichtete August Stöber; Coste über das keltische Patois der Vogesen. Matter theilte bibliographische Notizen über lotharingische Abteien mit; Max v. Ring begann seine kritischen Feldzüge gegen die reelle Existenz der Heiligen. Schon haben wir angedeutet, welchen Sturm der unbedachtsame Verfasser heraufbeschworen durch seine schonungslosen Angriffe gegen Traditionen, die bei einem beträchtlichen Theile der elsässischen Einwohnerschaft ein ehrwürdiges Ansehen genießen.

Der obenerwähnte grundgelehrte Karl Schmidt zog den Schleier von der Existenz des Mystikers Rulmann Meerswins, des Gründers des Hauses „zum grünen Wörth"; in heiterem Sonnenlichte zeigte er die Gestalten der Straßburger Humanisten, der Vorläufer und Begleiter der Reformation. Ich greife mit beiden Händen in die Urne der dargebotenen Gaben und ziehe sie jedesmal reichbeladen heraus.

Der in Benfelden ansässige Pharmaceute und Archäolog, Napoleon Nicklès, besprach in der Revue d'Alsace den heimischen Tabakbau und die nützliche Kleepflanze; Biéchy die alsatische Hydrologie. Im Gebiete der Localgeschichte erging sich Coste vielfach im Elsaß zur Römerzeit. Levrault erzählte Landau's wechselnde Geschicke. Quiquerez beschrieb die Bergfestung Morimont, woran seitdem die historische Gesellschaft bedeutende Summen zu Nutzen eines egoistischen, wortbrüchigen Eigenthümers verschwendete. Der verstorbene wohlbekannte Matter gab seltsame Aufschlüsse über den mystischen Philosophen St. Martin, über seine Straßburger Freundin Frau von Boecklin, und über beide Saltzmann, den Actuar und den Publicisten. — Schnitzler veröffentlichte zuerst in der Revue d'Alsace seine Biographie der Mümpelgarder Prinzessin Maria, nachherigen Gemahlin Pauls I. von Rußland. — Die Erinnerungen an den badischen Aufstand in den Jahren 1848 und 1849 wurden für den Archivar des Niederrheins der Gegenstand einer historischen Skizze. Bei Gelegenheit der postümen Veröffentlichung einer Arbeit von Nebenius besprach derselbe das Leben des ersten Großherzogs von Baden. Es ist eine mit Vorliebe für den Gegenstand, für das Musterbild eines treuen Regenten ausgearbeitete kleine Monographie. Kroeber, ein Zögling der Ecole des Chartes, überlieferte die Correspondenz mehrerer berühmten Zeitgenossen mit Jeremias Oberlin; wie ihn denn auch Grandidier, nach der von L. Spach gelieferten Biographie, mehrfach beschäftigte.

Ueber die landbauende Bevölkerung des Elsasses

im Mittelalter stellte der seitdem verstorbene oberrheinische Archivar Felix Blanc Untersuchungen an; derselbe hatte sich schon des weiteren über das Kolonat in Gallien ausgelassen. Eugen Muntz, ein vielfach gebildeter, in Paris lebender Elsässer, steuerte bei mit einer Abhandlung über die Künste in seiner engern Heimath. — Der Streit über elsässische Dinghöfe wurde zwischen Abbé Hanauer und Ignace Chauffour zum Theil in der Revue ausgefochten. Der fleißige Dagobert Fischer in Zabern behandelte mehrere geschichtliche auf seine Vaterstadt bezügliche Punkte. Ueber das Elsaß weit hinausgreifend, theilte Decan Bergmann mehrere seiner später erschienenen Excurse auf das unbegrenzte, hypothetische Feld der großen vorgeschichtlichen Völkerwanderung mit. Der geneigte Leser wird aus diesen Andeutungen wohl ersehen, daß eine Fülle von Notizen in dieser provinziellen Sammlung enthalten ist und daß wir zuversichtlich behaupten dürfen: es habe der Director ein verdienstliches Unternehmen zu Tage gefördert. Nicht ohne Absicht haben wir die Eingaben hervorgezogen, die sich auf das Elsaß selber beziehen; mancher gediegene Aufsatz über ferner liegende Personen und Zustände ließen wir, im Raume beschränkt, bei Seite.

Unbeantwortet bleibt auch vorerst eine andere Frage: Kann und wird unter der deutschen Regierung eine ähnliche Publikation auf Gunst und Beförderung hoffen? . . . Daß historische Studien, die Herausgabe von Chroniken und Documenten, die schon von der historischen alsatischen Gesellschaft beabsichtigt war, nicht hintangesetzt werden dürfen, ist selbstverständlich. —

Ebenso leicht vorauszusehen ist die Bevorzugung der deutschen Sprache im Allgemeinen; andererseits über dem Knie abzubrechen mit der achtzigjährigen überkommenen französischen Bildung, schiene ebensowenig rathsam; es hieße ein schon erworbenes Gut zum Fenster hinauswerfen. — Wir stehen hier vor einem verwickelten, aber doch nicht unauflösbaren Problem. An die Lösung die Hand anzulegen, wird der freimüthige Schreiber dieser Zeilen gelegentlich nicht ermangeln, sollte er auch nach mehrere Seiten hin Anstoß erregen.

Die Revue catholique.

Der Titel schon bezeichnet den Zweck und den Inhalt dieser Zeitschrift. Sie wurde im Jahre 1859 gegründet, wohl zum Theil um der Revue d'Alsace die Stange zu bieten und derselben wo möglich eine gewisse Anzahl von Subscribenten zu entziehen. In wiefern dies gelungen, wüßte ich nicht, jedenfalls verdient das Unternehmen, wozu Professoren aus dem katholischen Seminar von Straßburg, des katholischen Gymnasiums von Colmar, mehrere Pfarrer der Straßburger Diözese, auswärtige und einheimische Geistliche und Laien beisteuerten, alle Beachtung. Der Ton mancher polemischer Artikel streift an das Leidenschaftliche, viele aber sind ruhig und objectiv gehalten; es sind dies selbstverständlich die besseren, gediegenen. So lange sich die Polemik auf locale Größen beschränkt, dem oder jenem ungläubigen Freidenker oder heterodoxen Pfarrer einen Hieb versetzt, mag das hingehn; versteigt sie sich aber in höhere Regionen, greift sie Renan, Littré oder Taine mit ungleichen Waffen an, da weiß ich nicht, ob sie Siegeslorbeeren mit nach Hause bringt. Unglückliche Feldzüge aber eröffnet sie gegen Sterne erster Größe, gegen Bunsen, oder gar gegen

Goethe. Für solche geniale Persönlichkeiten geht ihr geradezu das Verständniß ab. Bunsen war eines der tiefsten christlichen Gemüther der Mitwelt: das nicht erkennen, den Mann, auch in einer akatholischen Kirche, nicht als einen Jünger Christi erkennen, das heißt mit vorgefaßter Meinung die Augen schließen. Und sich mit Göthe messen, wenn auch nur auf dem Terrain der Naturforschung, wenn man dem Riesen nicht an die Knöchel reicht, das ist ein wahrer non-sens.

So hab ich mich zu allem Anfang, im Allgemeinen, der blamirenden Worte entledigt, die mir über die Lippen mußten, und nun kann ich mit ruhigerem Kopfe auch die lobenswerthen Eigenschaften der zwölfjährigen Sammlung herauskehren.

Die Gründer wollten ein Organ für mittelalterliche, christliche Kunstarchäologie, für locale Geschichtsforschung, für Kritik oder Analyse localer Producte, nebenbei ebenfalls für die specifisch literarischen Umsichten in Deutschland, für einfache bibliographische Notizen, ausnahmsweise auch für Aufsätze allgemeineren Inhalts, wohlverstanden fast alles und jedes von streng kirchlichen Standpunkte aus. Auch der verschämten localen französischen Muse sollten die Nummern der Revue offen stehen. Gestehen wir's aber nur: die Verse blieben der wunde Fleck an der Ferse dieses Kämpen.

Unter den zahlreichen Collaboratoren sich umzusehen, kostet schon einige Zeit; noch schwerer ist es, denselben eine relative Rangordnung anzuweisen. Es wäre besser geradezu darauf zu verzichten und sich auf die vereinzelte Anzeige der inhaltreichen Aufsätze zu beschränken. Allein zu einer solchen bibliographischen Uebersicht kann

ich meine Leser und mich selber nicht bewegen: auf die Gefahr hin, gegen die einen oder die andern partheiisch zu verfahren, halte ich mich demnach an einzelne Persönlichkeiten.

Als von der archäologischen Gesellschaft die Rede war, hatte ich schon Gelegenheit, die Verdienste und die Thätigkeit des jetzigen Generalsekretairs des Bisthums, des Herrn Abbé Straub, hervorzuheben. Auch in vorliegender Revue finde ich dasselbe Mitglied wieder, ebenso rührig, in Kirchen, Kapellen und Abteien, Inschriften, besonders die christlichen, abzuschreiben, Glocken und Kirchenmobilien zu beschreiben, geschichtliche Monographien zu liefern. Mit christlicher Symbolik ist Herr Straub eng vertraut und versteht es, seine Kenntniß zu verwerthen. Er selber ist ein Sammler von Raritäten mancherlei Art, Denkmünzen und Münzen, seltener alter Bücher, Gemälde und Documente. In seinen Beiträgen erkennt man diese angeborene und vielfach entwickelte Tendenz: sie verleiht seinen Schriften den Lebenshauch; er ist ein gewandter Zeichner und bereichert die Revue mit den Früchten seiner Reisfeder. Wenn man bedenkt, daß Abbé Straub die besten Jahre seiner Jugend zuerst als Professor im kleinen Seminar, hierauf als Director der Pension St. Arbogast, eine Zeitlang als Almosenier von St. Marx zubrachte, mithin die meisten Tagesstunden einer verdienstvollen aber zeitraubenden Amtspflicht aufopferte, so ist man wohl zum Erstaunen berechtigt, denselben auf dem Felde der Wissenschaft noch so thätig zu sehen. Aber was hätte er nicht geleistet, wenn er sich ausschließlich seinem archäologischen Lieblingsfache gewid-

net! Ich meinestheils belobe aber unbedingt die priesterliche Hingabe, den willigen, freudevollen Gehorsam gegen die Obern, das Pflichtgefühl, welches zu solchen Opfern befähigt, und den moralischen Einfluß auf kindliche Seelen höher achtet, als die Anhäufung von Schätzen des Wissens, oder die Befriedigung einer weltlichen Ehrbegierde. Hr. Straub betrat mehrere Mal als Festredner bei den Preisvertheilungen des kleinen Seminars, den Katheder, und behandelte bei solcher Festivität irgend einen Gegenstand der localen Geschichte oder Archäologie.

Seminardirecter Abbé Pantaleon Muri ist unstreitig einer der ausgezeichnetsten Mitarbeiter benannter Sammlung, bald polemisirend, bald als einfacher Historiker und analysirender Kritiker auftretend, oder als Referendar über kirchliche Begebenheiten in der Straßburger Diöcese. Sein Name findet sich wiederholt in jeder Nummer, und neben ihm zeigt sich sein Bruder als eifriger Collaborator, besonders in der Biographie. Hr. Pantaleon Muri zollt dem berühmten Professor an der Sorbonne, Hrn. Abbé Freppel — jetzigem Bischof von Angers — eine wohlberechtigte Hochachtung und führt die elsässischen Leser in die theologischen Schriften des elsässischen Gelehrten sachkundig ein.

Unter die thätigsten Collaboratoren der Revue catholique rechnen wir Herrn Abbé Hanauer, welcher in dieser Zeitschrift schon vor einem Decennium seine Vorstudien über die Dinghöfe und die Leibeigenschaft im Elsaß beginnt. Hr. Hanauer ist einer der wärmsten, ich darf nicht sagen Verehrer, aber doch theilnehmenden Leser einer humoristischen Monographie Ge-

rard's über die culinarischen Eigenschaften des elsäs-sischen Menschenschlags*), und dies beweist nach einer Seite hin die Milde des katholischen Verfassers, denn im Werke Gerards werden die epikuräischen Angewöhnungen der Mönche oft unbarmherzig bespöttelt.

Herr Vicomte Théodore Renouard de Bussiere theilte der Revue Fragmente seiner Spaziergänge im alten und neuen Rom und seiner Reise in Nubien mit. In seiner nächsten Nähe beschrieb er einige elsässische Wallfahrtsorte; denn er war, als frischer Convertit, eifrig bemüht, gerade die accessorischen Gebräuche des katholischen Cultus in helles Licht zu setzen. Es war eine unschuldige Wohldienerei, die seine neuen Glaubensgenossen gutmüthig belächelten.

Hr. Pfarrer Dacheux, früher Professor im kleinen Seminar, mehrseitig gebildet, nimmt als Polemiker eine der ersten Stellen ein. Ueber Geiler von Kaysersberg hat er mit dem protestantischen Pfarrer Schaeffer Streit geführt, und die Ansicht, daß Geiler keineswegs der Reform nahegestanden, durch nicht zu verachtende Argumente behauptet. Herr Dacheux ist eine kernhafte Natur, jeder Vermittelung abhold, streng und absprechend.

Ehrenrettungen von Tetzel und Tilly werden von zwei Mitarbeitern der Revue versucht. Ich bin gerade kein Freund von solchen dialectisch-gymnastischen Uebungen, aber auch nicht intolerant, und lasse sie mittlerweile gelten. In der Aufstellung einer Ansicht, welche mit den stereotyp gewordenen Lebensbildern geradezu con-

*) L'ancienne Alsace à table.

trastirt, liegt immer ein Kern von Wahrheit. Tetzel, wenn wir seinem Panegyriker, Hrn. Beckenmeyer auch nur ein halbes Zugeständniß machen, war keineswegs der unwissende, grobe Mönch, wofür ihn seine lutherischen Zeitgenossen ausgeben. Wäre ihm nicht eine populäre, eindringende Eloquenz eigen gewesen, nie hätte er einen unbestrittenen Einfluß auf die Volksmenge errungen. — Was Tilly anbelangt, so tritt jede Rehabilation des gefürchteten Feldherrn gegen die enthusiastische, von Onno Klopp verfertigte Biographie in Schatten. Erinnern wir ebenfalls, daß der neolatinische Dichter Balde den Tilly dithyrambisch verherrlichte. Indem Herr Abbé Joseph Guerber*) in der Revue catholique den Zerstörer Magdeburgs vertheidigt, kann er sich somit auf Vorgänger und Mitlebende stützen.

Der Bruder dieses Verfassers, Herr Pfarrer Guerber von Hagenau, ist schon als Mitarbeiter des archäologischen Bulletins anerkennend von uns erwähnt. Ueber christliche Baukunst spricht er sich mehrmals in dieser Revue aus; doch ist hier nicht das Hauptfeld seiner schriftstellerischen Thätigkeit.

Ein ehemaliger Zögling der Ecole des Chartes, Hr. Bernhard, der sich von der archivarischen Laufbahn, wir wissen nicht aus welchem Grunde, entfernte, lieferte der Revue mehrere literarhistorische Aufsätze, und besprach in einer gelehrten Abhandlung die verschiedenen chronologischen auf die Bibel bezüglichen Systeme.

*) Derselbe erzählt auch in der Revue catholique die Geschichte der protestantischen Kirche in Hagenau.

Unter den polemisirenden Mitarbeitern ist auch der jetzt verstorbene Pfarrer Cazeaux zu nennen; bei seinen Lebzeiten ein rüstiger Gegner der protestantischen Partei im Elsaß, ein unruhiger Kopf, der seinen eignen Glaubensgenossen bisweilen durch seinen rücksichtslosen Eifer unbequem wurde und sich unbedachtsam auf dornenreiche Pfade begab. Der Name dieses Streiters deutet auf französische Abkunft, und in seinen Klageschriften, die er bald bei dem General-Vicariat, bald bei der Präfectur eingab, bediente er sich natürlich der französischen Sprache; und dennoch — ich kann mir den Widerspruch nicht erklären — vertheidigte er in den letzten Jahren leidenschaftlich die Beibehaltung der deutschen Sprache in den Schulen gegen die „tyrannischen" Reglements der Rectoren und Inspectoren. Mehrmals bestürmte er die Straßburger Journale mit seinen Argumenten zu Gunsten der germanischen Mutter-Sprache. Wenn abgeschiedene Geister sich noch um derartige irdische Angelegenheiten kümmerten, müßte, bei jetziger Wandlung der Dinge, der selige Cazeaux eine seltsame Befriedigung genießen.*)

*) Als Polemiker tritt unter anderen Herr Pfarrer Cazeaux bei einem sonderbaren Anlaß auf. Eine Prachtausgabe des Pfingstmontags mit einer Vorrede des damaligen Decans der Rechtsschule, Herrn Rauter, bewog ihn, sich gegen einige intolerante Aeußerungen des letzteren zu erklären; und zwar nicht ganz mit Unrecht. Das Zeugniß protestantischer Rechtgläubigkeit, welches Herr Rauter seinem verstorbenen Collegen und Freund ausstellte, war nicht am schicklichen Orte angebracht. Dem Pfingstmontag als Sittengemälde zollt Herr Cazeaux allen Beifall.

In den kleineren Notizen finden sich oft sehr interessante Mittheilungen, worauf die Revue vielleicht weniger Werth legt, als auf die langathmigen Aufsätze, die aber auf mich eine große Anziehungskraft ausüben. Dahin rechne ich die Berichte über die Ansiedelungen, welche durch den Einfluß eines elsässischen Geistlichen, des Bischofs Kobes in Senegambien, unter den einheimischen Negern unbestreitbar viel Gutes stifteten. Dahin zähle ich ganz besonders einen herrlichen Brief des illustren Dominikaners Lacordaire an einen Freund im Elsaß. Das Schreiben ist vom 11. Mai 1846 aus Notre-Dame de Calais datirt, und enthält unter anderen folgenden merkwürdigen Passus:

„Meine Reise ist glücklich abgelaufen. Ich habe „zwei Tage in Besançon (?) zugebracht bei einem „Freunde, den ich einundzwanzig Jahre lang nicht „gesehen. Er hat eine liebenswürdige Gattin; er ist „von vier hübschen Kindern umgeben. Ich habe sein „Loos mit meinem verglichen, und bin ganz mit mei„nem Schicksale, nur eine geistliche Familie zu haben, „zufriedengestellt. Hat man einmal Gott gefunden, „da beneidet man nichts mehr in dieser Welt, auch die „reinsten und süßesten Freuden nicht. Wie sonderbar, „daß so wenig Menschen das Glück kennen, Gott zu „lieben. Das ist ein Glück, vor dem alle anderen „verschwinden; wer dies Glück einmal gekostet hat, „nachdem er schon den ganzen Lebenskelch ausgetrunken, „der verlangt nichts Anderes mehr. Und wär' es ein „Traum, dieser Traum ist schon über alle Wirklichkeit!"

Jedes Wort, das wir als Commentar auf solche Worte folgen ließen, wäre eine Entheiligung.

Unter den auswärtigen Collaboratoren haben wir den Dr. Buß von Freiburg zu nennen, welcher zur Säcularfeier des Conciliums von Trident sich einer geschichtlichen Relation dieser capitalen Kirchenversammlung unterzieht. Diese Beiträge von außen her fanden nur ausnahmsweise statt, und ich glaube nicht, daß es erwünscht gewesen wäre, der Revue einen exotischen Charakter aufzudrücken. Sie war vorzüglich im Elsaß verbreitet und trug mit dem Bulletin der archäologischen Gesellschaft zur Aufmunterung zahlreicher dilettirender Archäologen bei. Noch vor fünfzehn oder zwanzig Jahren war die Gleichgültigkeit für die kirchliche Alterthumskunde in der elsässischen Clerisei eine Alltagserscheinung; der Ungeschmack in der Verzierung der Kirchen war noch allgemein; diesem Uebel ist nur vorgebeugt und ein Umschwung ist sichtbar. Vieles bleibt freilich noch zu thun; schon in dieser Hinsicht war das Fortbestehen der Revue wünschenswerth.

Ihre Thätigkeit, die sich, wie wir bis jetzt angedeutet, in den sechs ersten Jahren ihres Bestehens geoffenbart, blieb sich in den sechs folgenden gleich. Mehrere der begonnenen Arbeiten wurden stetig fortgesetzt und dehnten sich über eine lange Reihe von Nummern; auch frische Kräfte wurden herangezogen, doch blieb im Ganzen der Kern der ersten Gründer derselbe. Eine in ruhigem, fast objectiven Tone gehaltene Recapitulation der neueren protestantischen Theologie kommt aus der Feder des Herrn Kanonikus Stumpf; sie spricht von der Tendenz und den Leistungen der elsässischen Theologen, Colani, Scherer, Reuß, aber nicht in gehässigem, agressivem Tone.

Unter die interessantesten biographischen Aufsätze rechnen wir das von Hrn. Cazeaux gezeichnete Lebensbild des populären Kanzelredners Mühe. Der Stoff war lohnend. Während langen Jahren fesselte Abbé Mühe eine aufmerksame, dankbare Zuhörermenge zu den Füßen derselben Kanzel, die vor vierthalb hundert Jahren Geiler von Kaysersberg bestiegen. Er predigte in deutscher Sprache und es fiel Niemanden ein, ihn deshalb als einen Preußen zu beschreien. Zweifelsohne keinen andern Zweck verfolgend, als die Seelen seiner Gemeine dem Herrn und Heilande zuzuführen, hat er aber doch unbewußt zur Erhaltung des alten deutschen Geistes beigetragen, und wenn jetzt in der untern katholischen Schichte der Bevölkerung die einheimische Sprache nicht ganz erstorben, darf man diesen Umstand dem einfachen, schlichten Ehrenmanne zuschreiben, der nicht nach Ehren strebte. Abbé Mühe war noch etwas Besseres als ein eloquenter Prediger, er war ein praktischer Christ, von den armen bürgerlichen Familien im täglichen Verkehr nicht umsonst angesprochen. Er ging werkthätig in seiner Gemeinde auf. Die Revue catholique schuldete ihm eine Lebensbeschreibung, die Stadt und seine Freunde ein Zeichen der Erinnerung. Der Bildhauer des Frauenhauses, Philipp Graß*), gab den originellen Zügen und der eigenen Gestalt des greisen Redners einen meisterhaften Ausdruck in einer seiner gelungensten Statuetten.

Ich springe weit ab von diesem Gegenstande, indem ich die kritische Untersuchung des Herrn Detroyes

*) Wir werden später Hrn. Philipp Graß und seinen Schöpfungen einen eigenen Artikel widmen.

erwähne, der sich über die heikle, unentschiedene Frage ausließ: „Ob die Allemannen das ganze Elsaß im fünften Jahrhundert innegehabt?“ Er verneint es und gibt höchstens zu, daß sie Rauracien und den oberen Theil unserer Provinz besetzt hielten. Solche Excurse interessiren ausnahmsweise die Fachgelehrten, aber haben doch, wenn sie, wie die Arbeit des Herrn Detroyes, gewissenhaft durchgeführt sind, auch das Recht des Bestehens in einer vaterländischen Sammlung.

Herr Professor Hanauer, in dieser zweiten Hälfte der Revue, kommt wieder auf sein Lieblingsthema der Dinghöfe zurück, und beginnt hier seine langwierige Campagne gegen Meister Ignaz Chaussour. Nicht einmal oberflächlich können wir uns auf diesen gelehrten Streit einlassen; er wurde mit etwas vergifteten Waffen geführt. — Herr Hanauer beging den Fehler, seine Vorarbeiten numerisch etwas zu hoch anzuschlagen; da er ungemein viel und unermüdlich auf einem trockenen Boden gearbeitet, bildete er sich, ziemlich naiv, selber ein, die Strecke der bewältigten und umgeackerten Wildniß sei um Vieles ausgedehnter. Er gab sich dadurch seinem Widersacher gegenüber einige Blößen. Das Publikum ist der Disputation auf die Länge nicht gefolgt.

Claudite nunc rivos, pueri, sat prata biberunt.

Eine Polemik von kürzerer Dauer entspann sich zwischen Herrn Pantaleon Muri und dem Archivar des Departements Niederrhein, als dieser letztere sich in einem Zeitungsartikel panegyrisch über die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs von Schiller geäußert. Der

Angreifer sprach dem Dichter des Wallenstein jede geschichtliche Glaubwürdigkeit ab und degradirte denselben zu einem „Historiker für Damen". Darob ereiferte sich nicht ohne Grund der pietätvolle Verehrer Schillers und sandte an Herrn Muri eine geharnischte Epistel, die in ihrer Totalität eingerückt wurde. Es war ein höfliches Turnier, das mit gegenseitiger Complimentirung schloß.

Derselbe Seminardirector widmete in einer der letzten Nummern eine unparteiische genau abwägende Kritik dem «Liber diurnus», welches Herr von Rozière, das nunmehrige Mitglied des französischen Instituts, mit großem Aufwand von gelehrten Einleitungen und Noten frisch herausgegeben. Nun ist zu bemerken, daß dieser Liber diurnus, oder das Formular der älteren päpstlichen Kanzlei, im siebzehnten Jahrhundert zu ganz sonderbaren unerwarteten Verwickelungen Anlaß gab. Die römische Kurie erblickte darin verkappte Angriffe gegen die Unfehlbarkeit des Oberhauptes der Christenheit, und durch ein ebenso sonderbares Zusammentreffen von Umständen wurde gegenwärtig derselbe thologisch-historische Streit angeregt.

Herr von Rozière scheint der gallicanischen, nicht der ultramontanen Meinung zu huldigen. Somit hätte Herr Abbé Muri eine erwünschte Gelegenheit gehabt, dem gelehrten Gegner hart zuzusetzen, in einem Augenblick, wo die päpstliche Infallibilität voraussichtlich als Dogma proclamirt werden sollte. Er verfährt aber sehr glimpflich und Herr von Rozière kann mit dem seiner merkwürdigen Arbeit gespendeten Lobe zufrieden sein.

Auch ich muß mich nunmehr bescheiden und diese cursorische Uebersicht abbrechen; es bleiben noch manche alsatische Bestrebungen zu berücksichtigen. Ich schließe hier mit dem Namen, den ich am Eingang zuerst genannt, mit Herrn Abbé Straub, dessen Beschreibung der Kirche von St. Peter und St. Paul zu Neuweiler wohl eine der besten Monographien der Revue ausmacht. Auf solche Arbeiten kommt in späterer Zeit der Antiquar, der dilettirende Archäologe, wieder zurück, wenn dagegen die leidenschaftlichen Ergüsse der Tagespolemik alsbald der Vergessenheit anheimfallen. Von der letzteren läßt sich, parodirend, mit dem Dichter sagen:

Des Augenblickes Gunst hat sie geboren,
Sie schweben fort im leichten Tanz der Horen.

Ueber

die bisherige Akademie von Straßburg.

Die „Straßburger Zeitung“ hat vor einiger Zeit auszugsweise den Aufsatz der „Berliner Revue“: „Aus dem neuen Reich“, über die Begründung der Universität von Straßburg reproducirt. Da sich diese Mittheilung vorzugsweise auf die Verwaltung der bis ohnlängst bestehenden Fakultäten der Akademie von Straßburg bezieht, dürfte es nicht ungelegen sein, über die hervorstechendsten Persönlichkeiten, die seit mehr als einem halben Jahrhundert an dieser höheren französischen Lehranstalt aufeinander folgten, und über ihre Leistungen zu berichten. Wir bezwecken also hiermit eine retrospective Umschau. Es kann dabei gar nicht die Rede sein, jedem einzelnen Namen gerecht zu werden: mehr als an einer Stelle müssen wir uns mit einer allgemeinen Uebersicht begnügen.

Gleich bei dem Eintritt in diesen Gelehrtenverein stoßen wir auf die protestantisch-theologische Fakultät: weil nun diese erst unter der Restauration in's Leben trat und neben ihr das protestantische Seminar, zum

Theil als Vorschule, fortbestand, so fassen wir beide Institute zusammen in einen Abschnitt. War doch die Hälfte der Professoren an beiden zugleich angestellt. Für einheimische Gelehrte und Gebildete bringen wir nichts Neues; wir müssen darauf ausgehen, einem zum Theil neuen und nicht eingeweihten Publikum die nächst verflossene Vergangenheit vor Augen zu legen und anzudeuten, welche Kräfte bis jetzt officiell wirkten und zwar unter mannigfachen Hindernissen und auf engbegrenztem Raum. Gleichviel — auch dieses Streben ist zu berücksichtigen, und hat einen relativen, nicht zu verleugnenden Werth. Man kann vielleicht daraus ersehen, auf welchem Grunde fortgebaut werden soll.

Unter den Professoren der Theologie stand obenan in den ersten Decennien dieses Jahrhundert der Kanzelredner Isaak Haffner, eine imposante Persönlichkeit, ein encyclopädisch gebildeter Mann, Sammler und Besitzer einer in alle Theile des menschlichen Wissens einschlagenden Bücherssammlung, Rationalist, aber mit seiner Feuerzunge Schüler und Zuhörer belebend und begeisternd. Zwei Bände von Festpredigten sind jedoch sein einziger literarischer Nachlaß. Er schrieb ein französisches Werk über Erziehung. Villers, der Geschichtsschreiber und Lobredner der Reformation äußerte sich darüber folgendermaßen: „Man würde den Verfasser in Paris krönen, könnte man dort auf etwas anderes sinnen, als auf Geld, Intriguen und Weiber."

Neben Haffner wirkten zwei jüngere Männer. Der eine, Timotheus Emmerich, docirte Kirchengeschichte, wurde aber vom Tod hinweggerafft, kaum fünfunddreißigjährig. In seinem Nachlaß fanden sich Noten

und Fragmente zu einem weitangelegten Werke über die Religionssysteme aller historischen Völker. Einige Bände von seinen deutschen Predigten, in strengerem orthodoxen Sinne gehalten, als die seines älteren Collegen, wurden auch in Deutschland beifällig aufgenommen.

Redslob docirte Psychologie und Moralphilosophie. Seine Vorträge waren von eigener Lebenserfahrung durchdrungen, und zeichneten sich aus durch geistreiche Ausflüge auf das Gebiet der deutschen Dichtung. Er unterhielt in seinen Schülern den Cultus der geistigen Größen. Sein gedruckter literarischer Nachlaß beschränkt sich auf Predigten: er war ein geist- und gemüthvoller Kanzelredner.

Ein deutscher Gelehrter, von altem Schrot und Korn, ein gründlicher Kenner der hebräischen und arabischen Literatur war Dahler, der schwungvolle Uebersetzer mehrerer Bücher des Alten Testaments, und erste Gründer einer philologischen Gesellschaft in Straßburg.

Mit den zwanziger und dreißiger Jahren findet der Eintritt einer zweiten Generation von Lehrern statt. Bruch, Matter, Willm, Fritz, Jung, etwas später Reuß und Baum betraten eine lange, wohlausgefüllte Laufbahn. Sie alle haben durch Schrift und Wort und thätiges Eingreifen in die täglichen Verwaltungspflichten das ihnen anvertraute Pfund wohl verwendet. Matter und Willm schrieben fast ausschließlich französisch. Der erstere wurde schon als junger Gelehrter durch eine gekrönte Preisschrift über „die alexandrinische Schule" bekannt; während einer Reihe von Jahren als Studieninspektor in Paris wohnhaft und

erst in dem letzten Abschnitte seines Lebens in Straßburg seine alte Stelle wieder ausfüllend, hat er in verschiedenen Zweigen der Philosophie, der Moral und der theologischen Mystik Beweise seines vielseitigen Wissens und eigenen Nachdenkens gegeben. Er war Polygraph; doch unter seinen Schriften möchte ich seine halb literarische, halb culturhistorische Reise nach Deutschland (1846—47) bevorzugen; nach der «Allemagne» der Frau v. Staël ist es wohl das bestunterrichtetste Werk über die gleichzeitigen Zustände in den Hauptstädten des Deutschen Bundes. Seine in Straßburg ausgearbeiteten Biographieen Swedenborgs und St. Martins üben einen ganz eigenen Reiz, indem der Verfasser selber zu den Ideen dieser Mystiker hinzuneigen scheint, und für ihn z. B. die Visionsfähigkeit Swedenborg's als ein merkwürdiges, nicht zu leugnendes psychologisches Räthsel factisch besteht.

Willm als Philosoph bewegt sich auf rein geschichtlichem Boden; seine Geschichte der neuern deutschen Philosophie, in vier Bänden, ist ein prächtiges Werk; als solches wurde es von dem französischen Institut, nach dem Berichte Remusats, anerkannt und gekrönt. Es wird noch in fernerer Zeit als unerschöpfliches Material für die französischen Philosophen handlich bleiben. Auch als Pädagog hat Willm Bedeutendes geleistet. Seine französische Schrift über das Elementar-Schulwesen fand allgemeine Anerkennung.

Dr. Bruch, als Kanzelredner, Theolog und Philosoph thätig, blieb meist der deutschen Sprache treu. Seine populäre rationalistische Dogmatik, seine Predigten, auch in weiteren, überrheinischen Kreisen geschätzt,

seine wertwürdige Monographie über Hiob, seine wohldurchdachten und doch allgemein verständlichen philosophischen Abhandlungen weisen ihm einen unbestrittenen Rang an unter den jetzt lebenden ernsten Schriftstellern.

Jung, der Bibliothekar und Kirchenhistoriker, hat wenig geschrieben, desto mehr thätig eingegriffen als Ordner der nunmehr in Rauch aufgegangenen Bücherssammlung. Er ist zu rechter Zeit abgetreten: den Brand hätte er keinesfalls überlebt. Ein theilweiser Ersatz für die ebenfalls zerstörte Seminarbibliothek wird sich in der ausgedehnten Privatsammlung finden, die Professor Reuß testamentarisch der protestantischen Stiftung zugesagt hat. Herr Professor Reuß hat in seinem französisch geschriebenen aber deutschgedachten und mit deutscher Gelehrsamkeit verfaßten Werke über die ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche einen gefeierten Namen errungen, und Prof. Baum hat als polemisirender Prediger sich den Anmaßungen der ultramontanen Partei entgegengestellt. Er besorgt auch mit Reuß und Cunitz die Riesenausgabe sämmtlicher Werke Calvins.

Professor Karl Schmidt bildet den Uebergang zu den jüngeren Lehrern. Seine Geschichte der Secte der Catharrer, seine gründliche und quellenreiche Monographie über das Stift von St. Thomä, eine in Paris gekrönte Preisschrift über die Umwandlung der römischen Gesellschaft durch das Christenthum, sichert seinen Arbeiten eine ehrenhafte Stelle in ernsten Bücherschränken.

Als Willm das Zeitliche gesegnet, wurde er auf

dem Lehrstuhl der Philosophie zu St. Thomä durch Christian Barthelmeß ersetzt. — Eine eigene, liebenswürdige Persönlichkeit! Als er den Ruf nach Straßburg annahm (1853—56), war er schon in Paris eine anerkannte akademische Notabilität. Seine Biographie Giordano Bruno's, seine gründliche und doch anmuthige Geschichte der Berliner Akademie hatte seinen Namen nach Italien und Deutschland getragen; er schrieb ein reines, etwas mühsam errungenes Französisch. Dem Rufe, der ihm vorangegangen, entsprach seine Befähigung als Lehrer. — Nach seinem in Nürnberg auf einer Badereise plötzlich erfolgten Hinscheiden ersetzte ihn ein damals noch jugendlicher Pariser Gelehrter und Schriftsteller, Karl Waddington, ein Verwandter Bunsens. Auch er war schon vor seiner Ankunft als ausgezeichneter Lehrer an einem der Lyceen der Hauptstadt, als bevorzugter Schüler Cousins und Verfasser einer Biographie des Ramus bekannt. — Seine „Logik" ist nach Bunsens Ausspruch eines der gründlichsten, feinsten Werke über diesen Theil der philosophischen Wissenschaft. Das Andenken an Barthelmeß erschwerte vielleicht die ersten Schritte Waddingtons auf hiesigem Boden; aber auch ihm brachte seine schöne Rednergabe und sein gemüthvolles Wesen bald einen reichlichen Gewinn, ich meine die Zuneigung seiner Schüler. Seine Rückkehr nach Paris war für das protestantische Seminar ein empfindlicher Verlust. — Colani, der gefeierte französische Kanzelredner an der St. Nicolaikirche, beschränkte sich in den vorletzten Jahren auf den Zuhörerkreis der theologischen Fakultät. Diesen Abschied von dem Predigeramte habe ich

mir nie ganz erklärt. War es physische Ermüdung? War es die Furcht, nicht lange mehr als Redner sich auf gleicher Höhe zu erhalten? War es eine tiefe, innere Erschütterung seiner religiösen Grundsätze? In das Gewissen eines Fremden sich einen Einblick zu erlauben, ist kaum gestattet; ich bescheide mich mit Vielen den Rücktritt des Gründers der theologischen Revue zu beklagen. Leicht möglich, daß Colani bei gegenwärtiger Umwälzung, wie schon früher Eduard Scherer, in einer rein literarischen Beschäftigung aufgehen wird.

An der Spitze der literarischen Fakultät stand gleich bei deren Gründung, als Dekan und europäische Celebrität, der Hellenist Johannes Schweighäuser mit seinem Sohne Gottfried als zeitweiligem Stellvertreter. Der Vater, schon halb erblindet, erklärte die griechischen Schriftsteller, indem er in die kleinsten philologischen Spitzfindigkeiten einging; der Sohn erwies sich mehr als Literator. Ihre gehaltreichen Vorlesungen waren einzig und allein von den Zöglingen des protestantischen Seminars besucht. — Arnold, der von Coblenz herübersiedelte, docirte eine Zeitlang Geschichte. Lateinische und französische Literatur, nebst Philosophie, waren einigen ausschließlich französisch gebildeten Professoren übergeben; Philosophie erschien in lateinischem, scholastischem Gewande.

Mit Bautain's Ankunft (1817) nahm das philosophische Studium einen für Straßburg fabelhaften Aufschwung. Der weite Hörsal wurde für die herbeiströmenden deutschen und französischen Zuhörer zu enge. Rhetorische, glänzende Gewandtheit, freisinnige Ge-

danken, theilweise Bekanntschaft mit den Leistungen der deutschen Denker, bezeichneten die ersten Schritte dieses Professorats; allein im zweiten Decennium ging Bautain zur strengen katholischen Richtung über und stiftete eine Pflanzschule junger Seminaristen und Kanzelredner. Was ihm an Zuneigung der liberalen Partei abging, ersetzte reichlich der Zufluß aus dem Lager der Ultramontanen. Bautain's zwanzigjähriges Wirken in Straßburg läßt sich jetzt noch im Entwicklungsgange mancher hiesigen Adepten nachweisen, und zwar weniger durch den Einfluß seiner etwas trockenen philosophischen Schriften, als durch den Eindruck seiner persönlichen Erscheinung und Suada.

Lange Jahre, neben Bautain und nach seiner Abreise, war der Lehrstuhl der Geschichte durch Karl Cuvier besetzt. Ein ächt evangelisches Gemüth! — Cuvier trug seine religiösen Ueberzeugungen auf seine Fachstudien über; das war nicht der Weg, ein zahlreiches Auditorium zu gewinnen, aber daß er in manchen Schüler den Samen einer hohen Denkungsart pflanzte, ist ebenso gewiß. Vor etwa zehn Jahren, am Ende seiner officiellen Laufbahn, legte er den Gesammtgewinn seiner Studien in einem bis jetzt drei Bände umfassenden Werke nieder, in einer religiösen Philosophie der Geschichte, worin die Hauptresultate der Wissenschaft, leider in etwas ermüdender Kürze, zusammengedrängt sind.*)

Mit den Vorgenannten beinahe zu gleicher Zeit wirkend, erwies sich Delcasso besonders als lateinischer

*) Cours d'études historiques.

und französischer Literator seiner Aufgabe und seinem Amte gewachsen. Sein Vortrag war ein Musterbild gallischer Eleganz. Er selber ist ein gewandter Versificator*); jedesmal wenn er lateinische Dichter commentirte, ließ er sich's angelegen sein, fragmentarische, treffliche Uebersetzungen mit in den Kauf zu geben.

Colin docirte griechische Literatur: ihm, dem Uebersetzer Pindars, fehlte es nicht an originellen Ansichten und Wendungen; nur ging er in allzu launenhaften Sprüngen zu Werke. Sein junger Zuhörerkreis sah ungern seinen Rücktritt (1859).

François Génin, der geistreiche, von Witz und „Malice" übersprudelnde Uebersetzer des Rolandliedes, versah während vier Jahren seine Stelle als Professor der französischen Literatur (1838—1842) und siedelte dann — mit Beibehaltung seines nominellen Amtes, — nach Paris, wo er das Studium der altfranzösischen Sprache besonders durch seine rücksichtslose Polemik auf neue Bahnen lenkte, und durch die Herausgabe der Briefe der Margaretha von Valois, der Schwester Franz des Ersten, sich als scharfsinniger Kritiker einen Namen machte. Durch sein Wörterbuch der „Sprache Molière's" bekundete er seine genaue Bekanntschaft mit der klassischen französischen Literatur. Vor deutscher Gelehrsamkeit hatte Génin ungeheuchelten Respekt.

Den Katheder Génin's bestieg während drei Jahren St. René-Taillandier, und nach ihm Edmond Arnould. Beiden gereichte Deutschlands Nachbar-

*) Siehe die Straßburger Zeitung Nr. 91 vom Jahr 1871.

schaft zu Heil und Segen. St. René-Taillandier ging von hier aus nach Montpellier, blieb aber, an Spaniens Grenze, dem Studium der deutschen modernen Literatur ergeben. Arnould kam nach Poitiers und von dort an die Sorbonne. In Straßburg geberdete er sich als Verächter des deutschen Theaters. Schiller war für ihn ein lyrischer Declamator. Später ward er vom heiligen Geist erleuchtet und verdankte seinen Vorlesungen über Schiller seine besten Erfolge in Paris. Er ist leider vor dem Eintritt in's Greisenalter mit Tode abgegangen.

Unter den jüngeren, in den letzten Decennien hervorstechendsten Lehrern der hiesigen literarischen Fakultät steht obenan Paul Janet als Professor der Philosophie. Vertreter der spiritualistischen Schule, dem Studium der deutschen Philosophie zugethan, mit all' den Eigenschaften des französischen Rhetorikers ausgestattet, war Janet ganz geeignet, einen großen Einfluß auszuüben; er scheiterte hier an der Lauheit, die damals (1848—56) die hiesige akademische Jugend charakterisirte. Im Jahre 1855 indeß fand Janet vor einem gemischten Publikum in den Sälen des Rathhauses eine unbestritten günstige Aufnahme: er sprach über „die Familie". Die Vorlesung erschien im Druck und wurde überall wohl aufgenommen. In Paris schwang sich Janet seitdem hoch und höher hinauf; seine Aufsätze in der «Revue des Deux-mondes» eroberten einen großen Leserkreis.*)

Im letzten Decennium finden wir Fustel de Coulanges, den Professor der Geschichte, vor einem zahl-

*) Er ist Mitglied des Instituts.

reichen Auditorium. Die Ursache des allgemeinen Beifalls, den er während mehrerer Jahre reichlich erntete, liegt auf der Hand. Tief eingehende Sachkenntniß, einfacher, krystallreiner Fluß des Vortrags, gut gewählte, treu eingehaltene Programme, mußten in geometrischer Progression bis zu seiner Berufung nach Paris seinen Einfluß steigern. Ich sage gutgewählte Gegegenstände; hierin bewies er sich auf dem schwierigen Boden von Straßburg sehr taktvoll. Mochte er nun in der alten oder neuen Geschichte seine Vorlagen suchen, immer umging er die Klippen und steuerte, durch die Stimmung seiner Zuhörer wie von einem günstigen Winde vorwärts getrieben, grad'aus auf sein Ziel. Bei den Einen streute er die Saat von neuen Ideen, bei den andern weckte er die illusorische Ueberzeugung, sie seien seinen gehaltreichen Vorträgen gewachsen. Sein Werk über den antiken Staat*) ist auch in Deutschland bemerkt und gepriesen worden.

Ich darf es nicht unterlassen, den Dekan der literarischen Fakultät, Herrn Bergmann, zu nennen, der schon zweiunddreißig Jahre als Professor der „fremden Literatur" hier angestellt ist. Schon vorher hatte sich Bergmann als Kenner der isländischen Literatur und Mythologie bekannt gemacht. Unterdessen dehnte er seine Studien in vergleichender Philologie viel weiter aus, docirte nebenher Sanskrit, und in einer ganzen Reihe von Monographien über den Ursprung mehrerer Völker erging er sich im Reiche der antehistorischen bestrittenen Hypothesen. Auch auf Erklärung des enigmatischen Gedichtes von Dante hat er viel Mühe ver-

*) De la Cité antique.

wandt und seinen Scharfsinn an der Darwin'schen Theorie geübt. Für die Entwickelung des Menschen aus einem untergegangenen, verschwundenen Affengeschlechte tritt er in die Schranken. Somit läßt sich die vielseitige wissenschaftliche Thätigkeit Herrn Bergmann's nicht in Abrede stellen. Forschungen der Art, auch wenn sie auf keine erwiesenen oder erheblichen Resultate hinauslaufen, sind immerhin bemerkenswerth.

Von Straßburg und unserer Faculté des lettres ist der Hellenist Herr Weil ausgegangen. — Hier lebt, als Professor der Geschichte am Seminar, im Stillen der grundgelehrte, modeste Orientalist Herr August Stahl, der ehedem als Secretär der orientalischen Gesellschaft in Paris mit den besten Gelehrten dieses Faches in freundlichem Verhältnisse stand. — Unter dem jüngeren philologischen Nachwuchs machten sich hier die Herren Reußner und Heitz bemerkbar; letzter durch seine Ausgabe der Fragmente des Aristoteles in Deutschland hochgeschätzt und vor Kurzem zum correspondirenden Mitgliede der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt.

Die „Fakultät der Wissenschaften" hatte besonders in den letzten Decennien weithin bekannte Lehrer aufzuweisen. Gleich in der Zeit ihrer Gründung siedelte Kramp von Coblenz hierher; als Verfasser einer Krystallographie und Geschichte der Aerostatik war er in Deutschland gut angeschrieben; als französischer Professor empfahl er sich durch seine Lehrbücher der Arithmetik und der Geometrie; hier docirte er höhere Mathematik. — Herrenschneider, Professor der mathematischen Physik, setzte während vierzig Jahren (1801

bis 1840) seine meteorologischen Betrachtungen fort, von einem Zeitpunkte ausgehend, wo solches Bemühen seltener anzutreffen. — Hier lehrte Duvernoy, des großen Cuviers Freund, vergleichende Anatomie (1827 bis 1838); hier begann der Autodidact Persoz seine Laufbahn (1835—49) und schrieb sein umfangreiches Werk über die industrielle Chemie; während mehreren Jahren hatte der einheimische, allzufrüh verstorbene Chemiker Gerhard denselben Lehrstuhl inne*). — Der Professor der Physik, Bertin, verfaßte ebenfalls in Straßburg, ehe er nach Paris gerufen wurde, seine physikalischen und meteorologischen Aufsätze. — Sarrus, der vielseitig gebildete Professor der „Reinen Mathematik", schrieb hier seine im Jahre 1843 gekrönte Preisschrift.

Doch auf zwei Lehrer an dieser Fakultät möchte ich ganz besonders die Aufmerksamkeit des Lesers hinlenken, auf Daubrée und Schimper, denn beide widmeten die besten Jahre ihres Lebens dem Lehrstuhle in Straßburg. Daubrée, in Metz gebürtig, kam vor vierundzwanzig Jahren als blutjunger Professor der Mineralogie und Geologie hierher; verfaßte, zum Theil auf die Vorarbeiten des Ingenieurs Voltz sich stützend, die treffliche geologische Karte des Unter-Elsasses, mit erschöpfendem Texte in seiner Beschreibung der geologischen und mineralogischen Beschaffenheit unserer Provinz, erweiterte seine früherworbenen Kenntnisse durch eine Reise nach Schweden und Norwegen, und bethätigte seine Beobachtungsgabe in zahlreichen Mono-

*) Der Chemiker Pasteur, Mitglied des Instituts, versah ebenfalls eine Zeit lang diese Lehrerstelle in Straßburg.

graphien. Er wurde nach zwanzigjährigem Wirken von hier nach Paris berufen, wo er in dreifacher Eigenschaft, als Mitglied des Instituts, als Professor am Pflanzengarten und der École des mines, seine Thätigkeit fortsetzt. An der Spitze zahlreicher Schüler jeden Alters und Standes bereist er jährlich im hohen Sommer immer irgend einen Bergdistrikt von Frankreich.

Schimper, der Vetter des gleichnamigen abyssinischen Naturforschers und des ohnlängst in Schwetzingen verstorbenen originellen Naturalisten und Schriftstellers, fesselte hier als Lehrer der Geologie einen zahlreichen gemischten Zuhörerkreis; doch bevor ihm dies schöne Loos beschieden war, erwarb er sich die Erkenntlichkeit der akademischen und der städtischen Behörde durch die Pflege, die er dem naturhistorischen Museum angedeihen ließ, denn Schimper ist in allen Zweigen des Naturreiches zu Hause, steht mit den ersten Fachmännern Europa's in Verbindung und verwerthet diese Verhältnisse zum Besten hiesiger Prachtsammlung. Als Botaniker hat Schimper durch sein beträchtliches Werk (sechs Bände) über die Moosarten von Europa schon vor Jahren (1836—51) in Collaboration mit Bruch und Gümbel einen Namen erworben. Ueber die erratischen Blöcke stellte er in Norwegen und in den Gebirgen des südlichen Spaniens Beobachtungen an; in letzter Zeit (1869—70) hat er durch sein paläontologisches Werk seinen bisherigen Studien die Krone aufgesetzt.*)

Es sei mir vergönnt, dem Andenken des ohnlängst

*) Flore du monde primitif dans ses rapports avec la flore actuelle.

verstorbenen Professors der Zoologie, Herrn Lereboullet, eine Zeile zu widmen. Zahlreiche Monographien haben seinen ehrenwerthen Namen nach Paris getragen. Er hat sich auch als beredter, überzeugter Vertheidiger des einheitlichen Ursprungs des Menschengeschlechts bewährt. Auf das gebildete gemischte Publikum übte er eine wohlthätige Anziehungskraft.

Schreiber dieser Zeilen muß sich ganz incompetent erklären, dem Verdienste der Mehrzahl der Professoren an dieser Fakultät, absonderlich im Gebiete der höheren Mathematik gerecht zu werden.*)

Die Rechtsfakultät ist wohl der Zweig der Akademie, der am wenigsten Blätter und Blüthen gebracht. In der ersten Zeit ihres Bestehens hatte sie keine Illustrationen vorzulegen. — Der Verfasser des „Pfingstmontag" las über römisches Recht nach seinem auf Heineccius fußenden Handbuch; sein Cursus war Mittelgut. — Einer der französischen Professoren stand auf Null; ein anderer ersetzte die tiefere Wissenschaft durch intolerante Polemik. Später jedoch treffen wir unter den Lehrern die Herren Aubry und Rau, die intelligenten, fleißigen Uebersetzer des umfangreichen Werke von Zachariä über das französische Civilrecht. — Rauter, als denkender, scharfsinniger Jurist, über Criminalrecht bekannt, war als Lehrer nicht anziehend. Auch Schützenberger, Professor des administrativen Rechts, stand nicht auf der Höhe seiner praktischen Leistungen als Maire, Deputirter und Agronom.

---

*) Ich erinnere hier nur an den verstorbenen Finck, an Herrn Bach ꝛc. ꝛc.

Unter den jüngeren Kräften fanden sich ausgezeichnete Lehrer. So docirte in letzter Zeit Hr. Lederlin römisches Recht. Mit deutscher Wissenschaft befrachtet, hat er das erworbene Gut wohl verwerthet.

Auf jeden Fall war für alle Professoren der Rechtsfakultät die geringe Zahl der Schüler entmuthigend. —

Was nun die medicinische Fakultät anbelangt, glaubt Schreiber dieser Zeilen sich jeder Uebersicht enthalten zu müssen. Er könnte zum Theil nur auszugsweise mittheilen, was die Herren Professoren Tourdes und Stoeber im zweiten Bande der „Beschreibung des Niederrheins" ausführlich und als competente Berichterstatter der Oeffentlichkeit übergaben. Der gehaltreiche Stoff läßt sich nicht in wenige Zeilen zusammendrängen. Mit dem größeren Publikum weiß er, daß zu jeder Zeit diese Fakultät berühmte und hochgeschätzte Lehrer auf ihre Katheder berief und daß besonders in den letzten Decennien einige derselben, besonders im anatomischen und chirurgischen Fache, zu europäischen Celebritäten sich emporgeschwungen —

In letzter Zeit war die Zahl der Schüler mit der Stiftung einer Unterrichtsanstalt und eines Pensionats für die künftigen Chirurgen und Doctoren der Armee*) bedeutend gewachsen. Durch das Schließen dieser Anstalt dürfte sich voraussichtlich bei der Eröffnung einer deutschen Universität vorerst ein nicht geringer Abfall herausstellen**); doch läßt sich ebenso hoffen, daß mit Herbeiziehung neuer Lehrkräfte, mit den großartigen anatomischen Sammlungen und der Coexistenz mili-

*) École impériale de santé militaire.

**) Geschrieben im August 1871.

tärischer und bürgerlicher Heilanstalten auch die medizinische Fakultät sich auf einem ausgezeichneten Standpunkte halten und in neuem Glanze sich entfalten wird.*)

*) Der zunächstfolgende Aufsatz über die «Gazette médicale de Strasbourg» war zum Theil bestimmt, die hiesigen medicinischen Celebritäten vorzuführen.

Die „Gazette médicale" von Straßburg.

Eigentlich sollte ein Laie sich nicht erlauben, über medicinische Leistungen Bericht zu erstatten; aber da hier keineswegs von der Analyse und dem relativen Werthe in dieses Fach einschlagender Produktionen zu sprechen, sondern einzig und allein von der Thätigkeit der hiesigen Doctoren und Chirurgen ein Zeugniß abzulegen, so darf auch ein Unberufener das Amt eines einfachen Referenten versehen. In dem dreißigjährigen Bestehen der medicinischen Zeitschrift von Straßburg liegt allein schon der triftigste Beweis, daß in hiesiger Stadt die Heilkunde einen nicht geringen Theil des intellectuellen und praktischen Lebens ausfüllt, daß Lehrer und Schüler Aesculaps — man verzeihe mir den veralteten mythologischen Ausdruck — in genügender Zahl vorhanden; denn wie ließe sich sonst der Umstand einer speciellen, unabhängigen Monats- und Wochenschrift erklären, die auf einem dem größeren Publikum versperrten Terrain ihr Dasein behauptet? —

Es ist, wie gesagt, gerade ein dreifaches Decennium verflossen, seitdem die Straßburger medicinische Zeitung, von den Professoren und Doctoren Ehrmann, Coze,

Stoeber, Stoltz, Forget, Oberlin, Theodor Boeckel gegründet, unter der intelligten Redaction des Dr. Eissen, aller äußeren Ereignisse unbeschadet, einen beträchtlichen Kreis von Lesern auch in dem nicht medicinischen Publikum zu erobern wußte. Unter den mitwirkenden Collaboratoren zählte sie gleich zu allem Anfang die Mehrzahl der Fakultätsprofessoren, die Mitglieder des naturwissenschaftlichen Gesellschaft und der praktischen Aerzte im Bezirk der Stadt und der Provinz Elsaß. In ihrem Titel lag schon ihr Zweck angedeutet: die Anzeige der merkwürdigsten localen Vorkommnisse im Bereiche der medicinischen und chirurgischen Wissenschaft und Praxis, beiläufig aber auch die Analyse ausländischer Fachwerke und Zeitschriften, eine nach Bedürfniß und Gelegenheit ausgedehnte Correspondenz, die Beachtung der Werke auswärtiger Akademien, und, als leichtere Zugabe, ein für den Laien zugängliches Feuilleton, mit Besprechung allgemein faßlicher Fragen über öffentliche Gesundheitspflege und gerichtliche Arzneikunde.

Dieses Programm wurde eingehalten, regelmäßig, gewissenhaft, und nunmehr bildet die «Gazette médicale» eine Sammlung von 30 mäßigen Quartbänden, ein weites Repositorium der in bewußtes Fach einschlagenden Werke und Ereignisse, zuvörderst auf vaterländisch-provinziellem Grund und Boden, sodann im angrenzenden Deutschland, hin und wieder auch in Paris. Selbstverständlich wird über die Verhandlungen der hiesigen und der oberrheinischen medicinischen Gesellschaft referirt; die localen merkwürdigen Krankheitserscheinungen werden besprochen; die Meteorologie bildet ein stehendes Capitel. Bisweilen versetzen historische

Excurse in die ehemaligen mittelalterlichen Sanitätszustände des heimathlichen Straßburgs. Solche Ausflüge sind dann ganz besonders für das größere Publikum empfehlenswerth; denn so unwissend dieses auch den intimeren Verhältnissen der Fakultät gegenüber sein mag, so wenig es von anatomischen Einzelnheiten versteht und sich wohl gar von solcher Auseinandersetzung mit Widerwillen, wie von einen Leichenfelde, abwendet, — so anziehend und fesselnd ist dagegen für jeden Gebildeten die äußere Parallele zwischen der heutigen und der ehemaligen Sanitätspolizei, dem jetzigen und dem ehemaligen Heilverfahren: denn es handelt sich da um allgemein verständliche Facten und der Jetztlebende hat dabei die leicht erkaufte Befriedigung, einer „im Fortschritt lebenden Gesellschaft" anzugehören.

Gleich zu allem Anfang hatte die neugestiftete Zeitung über einen damals unerhörten, ergreifenden Vorfall zu berichten. Eine ganze zahlreiche Familie war in ihrer Wohnung, in ihren Betten, durch die unmerkliche Entladung einer Gasröhre erstickt. Professor Gabriel Tourdes beschrieb in einer klaren Abhandlung Ursache und Wirkung des bedauernswürdigen Unheils. — Epidemische und endemische Krankheiten, wie z. B. der Typhus, die Meningitis, gaben Anlaß zu ausgedehnten Excursen auf dieses unerfreuliche Gebiet. Da finden wir die Namen des damals noch jugendlichen Schützenberger, des älteren begabten Forget, und zweier verdienstlicher Land-Doctoren, Mistler und Tauflieb. Die Irrenanstalt von Stephansfeld, die gerade damals unter dem Director David Richard und dem Arzte Julius Roederer einen unerwarteten Auf-

schwung nahm, wurde von beiden Beamten in den Kreis der Mittheilungen des medicinischen Journals herbeigezogen. Der unvergeßliche Richard legte in seinem ersten Berichte Proben ab von dem psychologischen Forschungstriebe und besonders von dem liebenden Gemüthe, das seinem Wirken in Stephansfeld zum Segen gerieth und das bis dahin vernachlässigte Institut in den ersten Rang erhob. — In gefahrvollen, ja verzweifelten chirurgischen Operationen legte schon damals Sedillot eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit an den Tag, und beschrieb mit ächt französischer Klarheit sein Verfahren. Auch Professor Stoltz stand schon als gewiegter und beliebter Entbindungsarzt in erster Reihe, und legte, wie sein obengenannter College vor competenten Richtern belehrende Rechenschaft ab in anormalen Fällen. Schreiber dieser Zeilen enthält sich nicht diesen Umstand zu betonen, daß wir schon vor dreißig Jahren, also vor länger als einer gewöhnlichen Generation, im hiesigen Weichbild und im Lande fast dieselben Namen treffen, die sich bis in letzter Zeit nicht den Rang ablaufen ließen und gleichen Schritt hielten mit der voranschreitenden Wissenschaft. Der jüngst abgeschiedene Victor Stoeber bewährte sich ebenfalls schon zu jener Zeit als Oculist, theoretisch und praktisch, und sein Name verbreitete sich nicht nur in der Stadt; er wurde von ferne her aufgesucht. — Specielle Beobachtungen in den Gefängnissen und in der Tabaksmanufactur werden von den betreffenden ärztlichen Beamten, Marschall und Ruef, in die Umrahmung der medicinischen Zeitschrift eingefügt. — Philosophische Excurse über die Einheit des Menschenge-

schlechts kamen aus der eleganten Feder von Lereboullet, und Dr. Eissen lenkte die Aufmerksamkeit der Leser auf die Leistungen des Pariser Arztes Gerise, welcher die Nervenkrankheiten in ihrer mysteriösen Verschwisterung mit der heutigen öffentlichen und häuslichen Erziehungsweise beleuchtet.

Nun ist zu bemerken, daß bei der Anhäufung des Stoffes schon in den ersten Jahren dieser Zeitschrift ich beinahe auf's Gerathewohl in den ungeheuren Vorrath eingreifen muß und mich auf die Anzeige einiger Namen und Arbeiten beschränke. Selbst auf diese summarische Weise mich fortbewegend, müßte ich, um zur Schwelle der Jetztzeit zu gelangen, diese Angaben wenigstens auf das Fünffache ausdehnen. Meine gutwilligen Leser wissen also zum Voraus, daß manche verdienstvolle Arbeit nicht einmal genannt werden kann, wenn der Referent diese Besprechung nicht in einen bibliographischen Katalog umwandeln will.

Fast mit jedem Jahre schwillt überdies der Inhalt dieser medicinischen Blätter. Es hängt dies mit einem Umstande zusammen, der sich auf dem Gebiete der gesammten Journalistik wiederholt. Sobald sich der Kern eines neuen Blattes gebildet und festgesetzt, schließen sich die betreffenden dahin einschlagenden Spalten wie Krystallisationen an diesen ersten Ausgangspunkt. Es ereignete sich im Gebiete der Medicin a. 1850 oder 1860 nicht viel mehr und nicht viel weniger, als zehn Jahre später; aber die »Gazette médicale« hat einen größeren Lesecirkel errungen und mithin drängen sich auch mehr Redacteren herbei.

. . . Im Jahre 1847 kam die Etherisation und die Einschläferung durch Chlor bei gefährlichen und schmerzvollen Operationen in Gang. Mehrere lehrreiche Beiträge von Sedillot, Tourdes und Stoltz finden sich darüber vor. Der erstgenannte berichtet auch aus eigener Beobachtung über die Ausübung der Medicin in Militärhospitälern und Feldlazarethen. — Prof. Ehrmann, der gelehrte Anatom, giebt eine Statistik über die öffentliche Entbindungsanstalt im Departement Niederrhein. — Mehr als in früheren Jahren wird über die Arbeiten der beiden medicinischen Gesellschaften im Ober- und Unter-Elsaß berichtet und längere Auszüge aus den Verhandlungen durch Stoeber, Tourdes und Weber geliefert. Regelmäßige Berichte über die Behandlung der Kranken in den Kliniken, welche der medicinischen Gesellschaft zugewiesen sind, werden eingereicht bald von dem einen, bald von dem anderen Professor. Die Specialität der Kinderkrankheiten fällt Herrn G. Tourdes anheim. — Schimper theilt pharmaceutische Nachrichten von seinem Vetter, dem gleichnamigen in Abyssinien ansässigen Naturforscher mit.

Im revolutionären 1848er Jahre fing die «Gazette médicale» Feuer; sie schien an eine gründliche Erneuerung der gesellschaftlichen Zustände zu glauben und genoß schon den Einblick wo nicht auf ein goldenes, doch auf ein silbernes Zeitalter. Der Chefredacteur sollte in eigener Person bald eines Besseren belehrt werden, denn obgleich er selbst erwähnt, daß einige seiner Pariser Collegen an der Spitze der republikanischen Regierung standen, es konnten die utopischen

Reformen doch nicht in die Wirklichkeit übergehen, weil eben die Wirklichkeit ein widerstrebender Stoff ist und die menschlichen Leidenschaften überall hemmend und störend eintreten, und sich sogar durch gewaltsame Niederhaltung nur eine Zeitweile zurückdrängen lassen. Genug, die «Gazette médicale» machte im Jahre 1849 eine nicht ganz unbegründete Opposition gegen ministerielle Maßregeln, die öffentliche Gesundheitspflege betreffend, und da bald darauf im Elsaß eine Choleraepidemie ausbrach, hatte sie vollauf mit den täglichen Erfordernissen zu thun, ohne sich mit weit hinausreichenden Projecten zu befassen. Sie begnügte sich fortan mit den bestehenden oder neueingeführten Maßregeln. Wenig Jahre nachher wurde ihrem Hauptredacteur eine wahre Befriedigung zu Theil; er konnte nämlich seinen Lesern verkünden, daß die im Niederrhein seit 1810 in's Leben getretenen Institute für öffentliche Gesundheitspflege jetzt in Paris und in Algerien von der Regierung decretirt worden. In der That hatte hier schon vor 40 Jahren der vielverdiente Präfect Lézay-Marnésia die Kantonsärzte und die unentgeltliche Krankenpflege der Armen in die tägliche Praxis eingeführt.

Unter den jüngeren Mitarbeitern der «Gazette médicale» treffen wir in dieser Zeit den Professor Michel aus der Freigrafschaft, der eine Geschichte der Chirurgie in Straßburg in die Blätter unserer Zeitschrift einrückte, und den Professor Küß, der sich über dieselbe Krankheit vernehmen ließ, an welcher der edelmüthige Mann in Erfüllung seiner Bürgerpflicht, sechszehn Jahre später, zu Bordeaux, zu Grunde gehen

sollte. — Ueber die Krankheiten des Herzens schrieb der alternde Forget, und über die hiesige Cholera-Epidemie der thätige Tourdes; seine medicinischen Ausflüge auf deutsche Universitäten erzählte in anziehender Briefform Professor Stoeber. — Auch sehen wir, wie jüngere Namen sich Bahn brechen: Eugen Boeckel, Koeberlé, die bald zu bedeutendem Ansehen in der Chirurgie gelangten. Hat doch letzterer die poetische Ader eines französischen Epistoldichters in Gang gebracht. Herr Delcasso feierte in Alexandrinern die von Koeberlé gepflegte Ovariotomie und zauberte das rothe Bändchen in das Knopfloch des gepriesenen Operateurs. Derselbe Panegyrist richtete an Hrn. Sedillot eine poetische Epistel, worin er den philosophischen Geist des berühmten Chirurgen feiert und mit ihm in eleganten Versen über das Studium des Aristotelischen Systems sich unterhält. Hier aber glaube ich eine Verwahrung einlegen zu dürfen; denn so wenig die geniale Capacität des Operateurs Sedillot bezweifelt werden kann, so scheint uns doch seine Gründlichkeit als Denker und seine Religiosität als Gegner des Materialismus keineswegs erwiesen, obgleich er von dem päpstlichen Hofe mit einem hohen Orden für seine Rechtgläubigkeit beehrt worden.

In den Nummern des vorletzten Decenniums, welches die Zeitung durchlebt, findet sich eine Abhandlung vor, worin Professor Michel den Einfluß der medicinischen gelehrten Vereine auf Wissenschaft und Praxis schildert. — Ueber den allgemeinen Sanitätszustand des Departements Niederrhein referirt Prof. Tourdes, und derselbe, mit Schützenberger, befürwortet

das Project von ausgedehnten Neubauten für die medicinische Fakultät. Bekanntlich wurde dasselbe auch ausgeführt und einem schon lange unerträglichen Zustande ein Ende gemacht. — Ueber die Arbeiten der höheren pharmaceutischen Schule referirt regelmäßig der Vorstand, Hr. Prof. Oppermann, und Prof. Stoltz gründet eine specielle Gesellschaft für Entbindungskunde und Pflege der neugebornen Kinder. Diese mit wenig Mitgliedern begonnene Stiftung schlug in den von Stoltz mit Vorliebe gepflegten Theil der praktischen Medicin.

Die Versorgung von Straßburg mit frischem Quell- und Flußwasser war von lange her eine der Hauptangelegenheiten und Besorgnisse der Municipalverwaltung. Wenig größere Städte sind in dieser Hinsicht so schlecht bestellt als Straßburg. Die Anregung dieses in die Sanitätspflege einschlagenden Gegenstandes beschäftigte natürlich die medicinische Gesellschaft; die Herren Tourdes und Stoeber insbesondere statteten gründlichen Bericht ab über die Eigenschaften und die chemischen Bestandtheile der verschiedenen Brunnenwasser in Straßburg. Sie hatten sich zu diesem Zweck den wohlbekannten Pharmaceuten des Bürgerhospitals, den Chemiker Hepp, zugesellt; ihre gemeinsame Arbeit ist meisterhaft, eine Zierde der von uns gegenwärtig besprochenen Sammlung.

Im Sanitätsrathe des Departements wurden fortwährend die mannigfachsten Gegenstände behandelt, und die Sorge der Mitglieder ward oft von Gegenständen in Anspruch genommen, welche dem Laien keiner erheblichen Aufmerksamkeit werth scheinen dürften. So fand ich eine Berathung über die Erlaubniß, eine

Sauerkrautfabrik mit den geziemenden Vorkehrungen einzuführen. Doch auf dem Terrain der öffentlichen Gesundheitspflege kann im Grunde des Guten nie zu viel geschehen. —

Die Bibliographie führt oft in entlegene Gegenden und Gegenstände. So finde ich bei Gelegenheit eines spanischen medicinischen Werkes den Aussatz im jetzigen Spanien behandelt. Trauriger, abschreckender Gegenstand! Dahin rechne ich ebenfalls die weitläufige Monographie, mit beigefügten Illustrationen über die Entstehung und Fortbildung der Tuberkeln, von Hrn. Villemin, einem Repetitor an der Militärarzneischule d. h. an dem Institute, welches während einer Reihe von Jahren der Straßburger medicinischen Akademie jährlich mehrere hundert mitunter sehr turbulente junge Zöglinge zuführte. Nicht zu verwechseln ist dieser ebengenannte Lehrer mit Dr. Willemin, dem wohlbekannten Badearzte von Vichy, der über diese berühmten Heilbäder und die medicinische Klinik der Anstalt interessante Aufschlüsse in der «Gazette médicale» giebt.

Im Jahr 1862 ward in Straßburg die Analysis eines neuen chemischen Agents, des Ozone betrieben. Dr. Theodor Boeckel, schon lebensgefährlich an seiner Gesundheit angegriffen und in seiner praktischen Thätigkeit gehemmt, ergab sich mit leidenschaftlicher Vorliebe auf seinem Krankenlager diesem Studium. Es war der letzte Lichtblick auf seiner segensreichen Laufbahn. — Zur selben Zeit ungefähr wurde der Decan der Fakultät, Hr. Ehrmann, mit dem Titel eines Correspondenten des französischen Instituts belehnt; es war die Krönung seines langen Wirkens als Operateur,

als praktischer und theoretischer Arzt. — Unter den jungen Kräften trat mehr und mehr als Chirurg Eugen Boeckel, Sohn Theodor Boeckel's, hervor; er stellte sich durch glückliche Operationen und als jugendlicher Lehrer an die Seite Sedillot's. Auch Herrgott behauptet eine Stelle auf diesem Felde. Allein ich bemerke, daß ich gerade in den Fehler verfalle, den ich zu vermeiden am Anfang beflissen war. Ich möchte jedem gerecht werden und gerathe in eine trockene Nomenklatur.

Die neuen Zustände brachten selbstverständlich in der Existenz der «Gazette médicale» eine unvermeidliche Hemmung oder Umwandlung. Ueber die Zukunft einer analogen Stiftung mich auszusprechen, fehlt mir jede Autorität und Befähigung. Daß bei Gründung einer Universität auch ein Organ für die Bedürfnisse der medicinischen Fakultät erwünscht sein wird, liegt in der Natur der Sache. Nur steht zu wissen, wie die bis jetzt gebrauchte französische Sprache sich zu der neuen Stiftung verhalten wird und kann. Es ist eine von den vielen Lebensfragen, die in dieser Uebergangsperiode unwiderstehlich dem theilnehmenden Beobachter sich aufdrängen.

Die Gesellschaft zur Beförderung der Naturwissenschaften.

(Société des sciences naturelles de Strasbourg.)

Seit vierzig Jahren entfaltete die naturwissenschaftliche Gesellschaft von Straßburg eine merkwürdige Thätigkeit. Das reich ausgestattete Museum gab allein schon einer schönen Wirksamkeit Raum; jährlich durch Austausch, Ankauf und Gaben vergrößert, von einem besonderen Vereine mit Vorliebe gepflegt, von mehreren ausgezeichneten Naturforschern wie ein Schooßkind behandelt, genügte es vollauf den Ansprüchen der modernen Wissenschaft und war eine Hauptzierde des akademischen Straßburg. Während der Belagerung wurde die kostbare Sammlung geborgen; es ging aber doch nicht ganz ab ohne Einbuße, Beschädigung und Störung in der regelmäßigen Classification. Doch ist von Glück zu sprechen, daß nur Lücken zu ersetzen, und kein capitaler Verlust, wie bei der Bibliothek, zu beweinen war.

Die obengenannte Gesellschaft, mit naturhistorischen mathematischen, physikalischen Gegenständen sich befassend, gab seit längerer Zeit in prachtvoll ausstaffirten Quartbänden wiederholte Proben ihres Wissens

und ihres Eifers. Nur sind die meisten Arbeiten, specifischen Inhalts, wenig geeignet für einen größeren Leserkreis; wir müssen uns demnach hier auf eine Angabe derjenigen Mémoires beschränken, die einigermaßen dem allgemeinen Interesse eines gebildeten Publikums entsprechen.

Da treffen wir fast in erster Reihe auf Herrn Professor Fée, welcher in mehreren Aufsätzen seine wissenschaftlichen Kenntnisse auf eine faßliche Weise und in elegantem Style verwerthet. Schon haben wir denselben Verfasser, auf gleichem Felde, als Mitglied der literarischen Gesellschaft getroffen. In den »Mémoires de la Société des sciences naturelles« finden sich von ihm ähnliche Gegenstände, nur eingehender, besprochen. Vor zehn Jahren schon trat er als Gegner der Darwin'schen Theorie der Entwickelung der Arten auf; zwar nicht in absprechender, diametral entgegengesetzter Weise. . . . Herr Fée erweist sich als ein Eclectiker und sucht die Mitte zu halten zwischen dem ausschließlichen System eines einzigen Urtypus und der orthodoxen Schöpfungsgeschichte. Die Zugeständnisse, die er der Beobachtungsgabe Darwin's macht, verleiten ihn nicht zum Abläugnen eines schöpferischen, unerklärlichen Urprincips. Er ist ein Freidenker im besseren Sinne des Wortes, der am Ende doch die Kniee beugt vor dem Vorhang, hinter welchem das Allerheiligste sich birgt. Vor Allem sträubt er sich gegen die directe Abstammung des Menschen von dem Affengeschlecht, und er faßt seine Ansicht zusammen in den dictatorischen Worten: „Der Affe ist durch die Beschaffenheit seiner

Füße zum Baumklettern geschaffen, wie ich durch meine Füße zum Aufrechtwandeln auf festem Grund und Boden." Er hätte getrost das Ovidische: »os homini sublime dedit« hinzufügen dürfen. — Doch kehrt sich Herr Fée ebenfalls gegen Herrn de Quatrefages und die Naturforscher derselben Schule; er macht für die Thiere Anspruch auf ein sehr bestimmtes Denkvermögen, nur nicht mit der dem Menschen ausschließlich eigenen Perfectibilität.

Ueber das Flourens'sche System, die ursprüngliche Lebensfähigkeit oder Langlebigkeit des Menschengeschlechts betreffend, hat Herr Fée auch seine individuellen Ansichten; er giebt nur bedingungs- und ausnahmsweise die mehr als hundertjährige Lebensfähigkeit zu, und betont dabei, daß die Intensität des Lebens der im 70sten Jahre verabschiedeten Individuen vollauf der lang ausgedehnten Laufbahn der versteinerten, mumienhaften Alten das Gleichgewicht halte. Ausführungen und Behauptungen der Art werden sehr geistreich von ihm entwickelt. Er läßt über diesen Gegenstand wohl wenig Zweifel bestehen: wir scheiden von dem gegen Flourens gerichteten dialectischen Artikel mit der Ueberzeugung, daß im Laufe der voranschreitenden Civilisation die mittlere Jahreszahl des Menschenalters sich zu erhöhen bestimmt ist, und wohl statt der jetzigen 37 % auf 40 und 45 % steigen dürfte; daß wir aber dagegen nie und nimmer das legendäre Alter der Patriarchen erreichen werden.

Eine besondere Beachtung verdienen in obengenannter Sammlung die physikalischen Opuskeln und Tractate

von Professor Bertin, welcher zwar in den letzten Jahren nicht mehr in Straßburg weilte, aber eine tiefgegrabene Spur seiner Wirksamkeit allhier hinterließ. Seine und seiner Mitarbeiter (Boeckel, Faller, Decheppe) meteorologischen Beobachtungen geben für das Elsaß ganz besondere, oft unerwartete Resultate. So erfahren wir z. B., daß in Straßburg im Laufe des Jahres mehr Regenwasser fällt, als auf der so nahegelegenen Rheinbrücke; daß die elsässische Rheinebene in die Region des sommerlichen Regens gehört; daß in den Vogesen, besonders wenn man der Höhe von 1000 Metres nahekommt, der winterliche Regen vorherrscht. — Der relative Wärmegrad des Rhein- und Illwassers und der Brunnen in Straßburg ist genau gemessen, und diese Beobachtungen, an mehreren Localitäten gleichmäßig registrirt, prägen sich dem Gedächtnisse des Lesers in bestimmten Zügen und Ziffern ein.

Unter den Collaboratoren des naturwissenschaftlichen Bulletins behauptet selbstverständlich Schimper eine der ersten Stellen. Schon räumlich füllen z. B. seine Abhandlungen über die „Moose" eine beträchtliche Seitenzahl in 4°. Der wissenschaftliche Werth dieser Forschung im Gebiete der Kryptogamen ist in der europäischen und transatlantischen Gelehrtenrepublik allgemein anerkannt. — In das Uebergangsterrain der Vogesen hat er sich mit Koechlin-Schlumberger getheilt, indem er sich die Paläontologie dieser Schichten vorbehielt und seinem Mitarbeiter die Geologie überließ. Illustrirte Prachtblätter heften sich an diese Arbeit und geben auch dem nichtwissenschaftlichen Leser ein klares

Bild der antediluvianischen Pflanzenwelt in den Vogesen. — Unter den vorzüglichen früheren Mitarbeitern dieser Sammlung ist der verstorbene Professor Lereboullet zu nennen, der manche seiner zoologischen Forschungen, wie Fée seine botanischen, in eleganter Einkleidung darbietet. Aber auch rein wissenschaftliche Abhandlungen von seiner Hand finden sich in dieser Memoiren-Sammlung, z. B. die weitläufige Monographie über eine Asselart in der Umgebung Straßburgs. Wir bescheiden uns mit dieser einfachen Erwähnung; ebenso müssen wir uns von den astronomisch-mathematischen Aufsätzen des Herrn Professor Bach fernhalten, aber dabei nicht vergessen, daß solche Beiträge der Straßburger wissenschaftlichen Gesellschaft einen Ehrenplatz erworben.

Auch der verstorbene Professor Sarrus, eine originelle Persönlichkeit, steuerte zu dieser Sammlung bei; so beschrieb er z. B. ein arabisches Astrolabium vom Jahre 1208, wozu er eigens die arabische Sprache erlernte.

Der berühmte Herr Marcel de Serres spendete den Straßburger Collegen in den ersten Jahren der Veröffentlichung ihrer Quartbände eine merkwürdige Arbeit über die Vertheilung der Vegetabilien und der Thierwelt auf der Erdoberfläche, und entwickelte bei dieser Gelegenheit sein System der verschiedenen Schöpfungscentren. — Hin und wieder stoßen wir auf die Namen auswärtiger Gelehrten, aber im Durchschnitt sind es doch einheimische oder hier eingebürgerte Männer der Wissenschaft, welche dem localen Unternehmen Ge-

stalt gaben und Lebensathem einhauchten. Es war dies um so mehr ein verdienstliches Werk, als in dem imperialistischen Frankreich nur den Leistungen ein langes Leben beschieden war, die sich unter das Patronat des „öffentlichen Unterrichts" begaben und im Sonnenschein der Ministerialgunst sich wärmten.

Die Ackerbau-Gesellschaft des Departements Niederrhein.

(Société des sciences, agriculture et arts.)

Im Laufe ihres mehr als siebenzigjährigen Bestehens hat die Ackerbaugesellschaft des niederrheinischen Departements ganz eigene Schicksale und Wandlungen erlebt; es lohnt der Mühe, sie in ihren Metamorphosen zu begleiten.

Ihr eigentlicher vollständiger Titel ist, wie wir oben andeuten, folgender: „Gesellschaft für Ackerbau, Wissenschaften und Künste". Woher diese etwas complicirte Benennung?

Der erste Grundstein wurde den 17. Juni 1799 gelegt; damals hieß sie: „Freiwilliger Verein für Wissenschaften und Künste in Straßburg" (Société libre des sciences et arts de Strasbourg). Den 29. Juli 1800 entstand die eigentliche Ackerbau-Gesellschaft; den 21. September 1802 vereinigten sich beide Societäten in eine einzige.

Man versetze sich einen Augenblick in die Epoche der Entstehung dieses localen Instituts; es war die Epoche der gesellschaftlichen und intellectuellen Wieder-

geburt. Nach den Stürmen der Revolution und der Anarchie des Directoriums, unter dem Schutze der Consularregierung, fühlte man in den Provinzen wie in Paris das Bedürfniß einer Einigung der Lebenskräfte; aus dem Schutte des alten sollte ein neues Gebäude sich erheben. Straßburg vor allen anderen Städten war verpflichtet, gleichen Schritt zu halten mit der organisatorischen Bewegung, die sich überall kundgab. Die ausgezeichnetsten Männer nahmen auf der Stelle Theil an dieser Verbrüderung. Kunst, Wissenschaft, Bodencultur, ausnahmsweise als Schmuck des Ganzen Literatur und Poesie, reichten sich die Hand in diesem halb akademischen, halb praktischen Kreise.

Die ersten Arbeiten der Société des sciences, agriculture et arts du Bas-Rhin erschienen zuvörderst blos in analytischer Uebersicht. Mit dem Jahre 1811 beginnt die Herausgabe eigentlicher größerer Abhandlungen. Von 1811 auf 1813 liegen drei dicke Bände vor. Von 1824 auf 1828 bildet das Journal der Gesellschaft fünf starke Bände. Es will mir scheinen, dies sei die fruchtbarste Zeit ihres Bestehens. Von dort an erscheinen in fortlaufenden Serien die Mémoires und daneben das agronomische Bulletin, eine Zeitlang in beiden Sprachen. Ueberdies wurden viele Berichte besonders ausgegeben; so bilden die „Rapports" über die jährlichen öffentlichen Sitzungen eine specielle Sammlung. Nur in der Bibliothek des verstorbenen Sammlers, Herrn Heitz, ist, glaube ich, die Totalität dieser zusammengewürfelten, unregelmäßigen Publikationen zu treffen.

Es fragt sich nun, welchen Einfluß hat die Agriculturgesellschaft ausgeübt? und da finden wir gleich zum Anfang die systematische Aufmunterung des Hopfenbaues, eines der ergiebigsten Zweige der elsässischen Agricultur. Durch diesen Verein wurde der schwedische Klee eingeführt, die Ochsen- und Schafzucht vervollkommnet, die erste Idee zur Canalverbindung zwischen dem Rhein und der Rhone angeregt. Mit Ausschluß der Theologie zählten wohl fast alle Zweige der Wissenschaft ihre speciellen Repräsentanten in der Versammlung. Nun will ich mich keineswegs zum Panegyriker hergeben, und will gleich eingestehen, daß die Leistungen dieses encyclopädischen Vereins, wenn wir sie jetzt aus einer mehr als halbhundertjährigen Perspective betrachten, sich etwas fragmentarisch ausnehmen. Allein aus dieser planlosen Totalität taucht eine doppelte Reihenfolge von Memoiren empor, es sind die medicinischen und agronomischen Aufsätze. In letzterer Beziehung ist es die Klimatologie, die Beobachtung der Atmosphäre, welche den vorzüglichsten Rang beansprucht. Auf dem Gebiete der Naturwissenschaften zeigt sich die Botanik am häufigsten.

Wie in der vorhergehenden übersichtlichen Besprechung einzelner alsatischer gelehrter Gesellschaften muß sich Schreiber dieser Zeilen auch hier mit flüchtiger Andeutung bescheiden. Die ersten frühesten Mitarbeiter sind schon längst mit Tode abgegangen, und für ihre bescheidenen Beiträge verlangen sie keine dithyrambische, posthume Lobeserhebung. Wir finden sie übrigens in andern Abtheilungen dieser elsässischen Zustände schon erwähnt. In den ersten Decennien begegnen wir den

Namen von Kramp, Lauth, Coze, Lobstein, Graffenauer, Herrenschneider, Fodéré; die Antiquare Golbéry und Gottfried Schweighäuser, der vielseitig gebildete Polygraph Matter, der Architect Reiner treten in diesem Verein zum ersten Mal auf mit ihren archäologischen und literarischen Leistungen.

Unter dem Bürgerkönigthum kam in die Agricultur-Gesellschaft ein eigener literarischer Geist. Damals las Herr Delcasso seine ersten poetischen Episteln vor; der freisinnige, gelehrte Génin gab in einer Abhandlung über die Atellanen den Vorgeschmack der gründlichen und geistreichen Arbeiten, die er in den folgenden Decennien auf dem Gebiete der älteren französischen Philologie an's Tageslicht zu fördern berufen war. In würdiger Weise feierte Herr Stiévenart das unvergängliche Verdienst des Hellenisten Johannes Schweighäuser.

Mit den Jahren 1842—43 betritt die Gesellschaft einen abgeschlossenen Pfad; sie beschränkt sich mehr und mehr auf agronomische Verhältnisse, auf die Behandlung von Gegenständen, die sich direct auf die Bodencultur beziehen. Die Umwandlung vollzog sich langsam, aber sie war nicht zu verkennen. Seit zehn, fünfzehn Jahren hatten sich specielle gelehrte Gesellschaften in Straßburg und im Elsaß gebildet. Die Mehrzahl der restirenden Mitgliedern des ältern Vereins stand an der Spitze von ansehnlichen Land- oder Gartenwirthschaften; andere waren entschiedene theoretische Agronomen oder praktische Chemiker. Die Umzäunung des Arbeitsgebietes war somit von selber herbeigeführt; sie war unvermeidlich; durch diese kluge Beschränkung

rettete die Gesellschaft ihr Dasein. Eine Zeitlang — und das waren für sie höchst unerquickliche Jahre — herrschten sogar in ihrem Innern persönliche Rivalitäten; manche Sitzung verlief in unfruchtbaren Erörterungen und Disputen, allein es kam auch unversehens ein neuer Geist in die verödeten Räume. Gerade in dem kritischen Jahre von 1849 auf 1850 vollzog sich diese wohlthätige Metamorphose. — Neue, arbeitsfrohe Collaboratoren hatten sich eingefunden; sociale, ökonomische Probleme wurden behandelt und erläutert. Dann legte man einen größeren Werth auf die jährliche Preisvertheilung an verdienstvolle Landwirthe, an brave Dienstleute auf Meiershöfen; die Gesellschaft gewann so an moralischem Ansehen. Die Präfecten ließen es sich angelegen sein, den allgemeinen öffentlichen Sitzungen beizuwohnen und die Denkmünzen mit aufmunternden Worten selber zu überreichen. Die abendlich an solchen Tagen abgehaltenen Bankette, mit mehr oder minder guten Weinen und Trinksprüchen, knüpften zwischen den Mitgliedern das Band einer freundlichen Confraternität. Das immer zum Spott bereite Publikum, nur an der Außenseite der Erscheinungen haftend, ersah von dem ganzen Wirkungskreise des Agriculturvereins blos diese Inscenirung, und betitelte solche mit einem ächtfranzösischen Witzworte: »la Société aux fines herbes«. Aber der Spott allein tödtet nicht, wenn die bekrittelte Organisation nicht schon den Keim des Verderbens im eignen Busen trägt.

Unter den damaligen Notabilitäten des Vereins — ich sehe auf fünfzehn oder zwanzig Jahre rückwärts — fand sich ein origineller Ober-Elsässer aus Rappolts-

weiler, Colonel Steiner. Er hat seitdem das Zeitliche gesegnet, nachdem er als thätiger, aufopferungsfähiger Landwirth in der Umgebung der Wantzenau zu ansehnlichen Ausrodungen und Anpflanzungen geschritten. Er war ein leidenschaftlicher Wiesenentwässerer und Kieselbodenverbesserer. Ich erinnere mich gar wohl aus meinen Knabenjahren, wie er vor dem Spitalthore Straßburgs einen öden Strich in fruchtbare, blühende Matten umwandelte. Wie viel Capital er darin vergraben, gestand er wohl Niemandem, hat es vielleicht selber nicht berechnet. Aber wenn eine Ausgabe der Art zur Befruchtung schlechten Bodens dient, wer wagt es, den ersten Stein aufzuheben gegen den Verschwender? . . .

Unter den intelligenten Landwirthen des Niederrheins zählte Steiner mehr als einen Genossen. Erinnern wir nur an den „Murhof" in Straßburgs nächster Umgebung, wo der verstorbene Diemer in Bearbeitung der Aecker und besonders in Stallung und Viehzucht Vorzügliches leistete; südlich von der Stadt, in der wohlbekannten Meinau, erzielte Herr Lippmann ebenfalls günstige Resultate; zwei Stunden westlich von Straßburg bewirthschaftet Herr Lemaître-Ebabert einen ansehnlichen Complex von fruchtbarem Ackerboden. Auf mehreren Punkten des Departements finden sich Landgüter, die sich durch ihre Rebenpflanzungen, ihre mannigfache Bodencultur, durch ihre Viehzucht auszeichnen. Ein Hauptbeförderer intelligenter Neuerungen auf diesem Gebiete war der ohnlängst verstorbene Schattenmann in Buchsweiler. Solchem Streben, solchen befähigten, großmüthig verschwenderischen Mit-

gliedern ließ die Agriculturgesellschaft immer durch eingehende Berichte volle Gerechtigkeit widerfahren; diese Anerkennung war eine mehr als Denkmünzen oder klingendes Gold gesuchte Prämie.

Auch auf theoretischem Gebiete suchte sie stets einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auszuüben. Die Preisfragen, die sie ausschrieb, zogen immer mehrfache Beantwortung, mitunter sehr gediegene Memoiren herbei. So hatte sie von 1856 auf 1857 eine Abhandlung über die Nachtheile der allzugroßen Zersplitterung des Grundeigenthums im Elsaß verlangt und nach Mitteln geforscht, diesem Mißbrauch des Eigenthumsrechts einen Riegel vorzuschieben. Ausgedehnte Arbeiten wurden eingereicht und der Vorstand des Departemental-Archivs mit einer Analyse dieser Manuscripte beauftragt. Zu einer völligen Lösung des schwierigen Problems kam es voraussichtlich nicht; doch unter den vorgeschlagenen Heilmitteln war manches annehmbare, und wurde später vom Präfecten Migneret in einer erschöpfenden Zuschrift an den Minister des Ackerbaues und des Handels benützt. Die deutschen gründlichen Untersuchungen über dieselben Verhältnisse, zum Beispiel im Großherzogthum Hessen, wurden dabei gebührend berücksichtigt.

Auf die Pflanzung von Maulbeerbäumen und die Zucht der Seidenwürmer richtete die Gesellschaft stets ihr Augenmerk; an schriftlicher und mündlicher Unterweisung, an directer und indirecter Ermunterung ließ sie's nicht fehlen und erlangte eine Zeitlang nicht unerhebliche Resultate. Doch will uns scheinen, unser Klima eigne sich kaum zu so delicatem Unternehmen,

welches schon in milderen Himmelsstrichen vielfacher Störung ausgesetzt bleibt und der Mühewaltung des Züchters keineswegs mit hinreichendem Lohne begegnet. Anders verhält es sich mit der Bienenzucht, die von vielen Landbewohnern mit glücklichem Erfolge betrieben wird.

In den Jahren 1864 auf 1865 wurde eine Annäherung des Agriculturvereins und der literarischen Gesellschaft versucht. Beide Verwaltungscomité's kamen überein, ihre jährliche öffentliche Versammlung in einer und derselben Sitzung zu halten; der literarische Zweig zeigte sich somit zu einem temporären Pfropfen auf den älteren Stamm, zu dem er früher gehörte, bereitwillig. Zu den Vorträgen, welche die Literatoren zwischen die ernsten Berichte über agronomische Gegenstände einzuflechten hatten, mußte man allgemein gehaltene Sujets wählen. Der Versuch gelang so ziemlich, und die anwesenden Landbewohner, die zum Einholen ihrer Medaillen herbeigekommen, lauschten mit rühmlicher Geduld dem französischen Berichte, wovon sie wenig oder nichts verstanden. Eine Sitzung im December 1868 war besonders zahlreich besucht und füllte einen der großen Säle des Erdgeschosses der ehemaligen Präfectur. Es galt der Ausstellung und Erklärung einer automaten Nähmaschine, deren Erfinder (Fräulein Garcin und Herr Adam von Colmar) von Hrn. Prof. Campaux in etwas überschwänglichen Ausdrücken gefeiert wurden. Der armen Nähmaschine widerfuhr leider die unselige Gunst, in die Tuilerien als ein Beweisstück elsässischen Erfindungsgeistes abgeschickt zu werden. Sei es nun, daß die Reise etwas an dem Mechanismus lahm legte,

sei es die Ungeschicklichkeit des Ueberbringers, genug, die Maschine bestand die Probe nicht vor der Kaiserin und machte ein klägliches Fiasco. So heftete sich eine wahre Fatalität an die Fersen des geschickten Mechanikers, der bereits während der Ausführung seines Werks mit mannigfachen Hindernissen den Kampf zu bestehen hatte. — Was seitdem aus der »conseuse automate« geworden, kam uns nicht zu Ohren.

Bei vorhergehenden ähnlichen Festivitäten hatten sich als Repräsentanten der literarischen Gesellschaft die Herren Schnitzler, Fée, Goguel, Spach eingefunden, ersterer mit einem Aufsatz über die Agriculturverhältnisse und die Allmende in Rußland, letzterer mit einer Darstellung der Hülfsmittel, die in Straßburg den Söhnen der ärmeren Classe zu ihrer intellectuellen Ausbildung an die Hand gegeben sind.

Nach alledem trifft der Vorwurf der Unthätigkeit die Ackerbaugesellschaft nicht. Sie hat nie die Fühlung mit den Bewohnern der ländlichen Gemeinden verloren, obgleich auf diesem Boden die Bezirkscomité's (Comités agricoles d'arrondissements) durch ihre begrenzte Stellung einen bestimmten practischen Einfluß auf ihre ackerbauenden Mitbürger ausüben; der Departementalgesellschaft blieb somit eher die theoretische wissenschaftliche Pflege der Agronomie vorbehalten; ihre nähere Bestimmung war es, die Kenntniß der vorgeschrittenen Betriebsmethoden zu verbreiten, die Einführung nützlicher Vegetabilien zu bevormunden, die epidemischen Pflanzenkrankheiten zu beobachten, und, so viel thunlich, zu ergründen, und ganz besonders als Organ zwischen der höhern Verwaltung und den Landleuten die Wünsche

und die gerechten Forderungen der letzteren zu befürworten. Dieser Mission ist der hiesige Verein von jeher treu geblieben und hat zu jeder Zeit in seinen Vorständen und Schriftführern, in jüngern und älteren Mitgliedern, practicirenden Landwirthen und einfachen Theoretikern oder Dilettanten freiwillige Mitarbeiter angeworben. Auch diese friedliche Verbrüderung wurde durch die Sommer- und Herbststürme des verflossenen Gewitterjahres 1870 zeitweilig gestört. Aber auch für sie liegt im einfach ausgesprochenen Zweck die Bürgschaft eines förderen Bestandes. *)

*) Es ist schwer, durch die Bezeichnung einzelner Persönlichkeiten nicht ungerecht zu werden gegen die Mehrzahl der Gesellschaft; doch kann ich mich nicht zum Verschweigen des Namens des verstorbenen Prof. Lereboullet entschließen, der mehrere Jahre der intelligente, thätige Vorstand der Gesellschaft blieb. In letzter Zeit versah Hr. J. Sengenwald diese Ehrenstelle. Einer der ältesten, thätigsten Collaboratoren ist wohl der Veterinärarzt Hr. Imlin. Auch einige Landbewohner haben das Verdienst, sich zu jeder Jahreszeit bei den monatlichen Sitzungen einzufinden. Unter diese eifrigen Agronomen zähle ich Herrn L. Pasquier von Waßlenheim.

Die

Gesellschaft zur Beförderung der Industrie in Mülhausen.

(Société industrielle de Mulhouse.)

Mülhausen bildet im Elsaß einen besondern oberrheinischen Centralpunkt; es ist ein eigner Microkosmos. Straßburg ist der Repräsentant der Vergangenheit; die Stadt Mülhausen, die Schöpfung des neunzehnten Jahrhunderts, birgt eine großartige Zukunft in ihrem Schooße. Ebenso gut wie Straßburg hat es eine in die Jahrhunderte weit hinaufreichende, ruhmvolle Geschichte; im Bunde mit der freien Schweiz behauptete die kleine Stadt bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts ihre republikanische Unabhängigkeit, dann brach sie endlich zusammen; verschlungen wurde sie vom Minotaurus der französischen Revolution; allein, indem sie aufging im damals zu großen Thaten sich aufraffenden Frankreich, erwachte sie zu frischem Leben, großgesäugt an der Brust der Göttin der Neuzeit, aufgezogen auf den Knieen der üppigen Industrie.

Von sechstausend Einwohnern ist Mülhausen im Laufe von weniger als siebenzig Jahren zu sechzigtausend aufgestiegen. Binnen Kurzem wird Mülhausen

Straßburg überflügeln, auch wenn letzteres, nach transitorischer Unterbrechung, einen neuen Anlauf nehmen und in neue commercielle Bahnen treten sollte.

Die Gründung einer Gesellschaft zur Beförderung der Industrie war in Mülhausen durch alle äußeren und inneren Verhältnisse wie von selbst gegeben; sie mußte organisch, unwillkürlich, auf diesem geeigneten Boden entspringen, wie ein Naturgewächs. Schon im Jahre 1826 entstand sie, ihre Stiftungsurkunde aber trägt das Datum des 28. Mai 1830; zwei Jahre später wurde sie von der Juliregierung zu dem Range einer gemeinnützigen Gesellschaft erhoben*).

Seit ihrem vierzigjährigen Bestehen hat sie eine glänzende Laufbahn verfolgt; bedeutende Geldmittel wurden ihr an die Hand gegeben. Gebildete, wissenschaftliche, eifrige Mitarbeiter griffen ihr unter die Arme. Zu materiellen und intellectuellen Bezügen war sie gleich von Anfang an trefflich versorgt und bedacht. Moralisirend hat sie auf die umgebende Arbeitermasse wohlthätig gewirkt, zu praktischem Christenthum, ohne Formalismus und Ausposaunen ihrer Grundsätze, sich durch ihre nicht zu läugnende Werkthätigkeit bekannt. In ihren Statuten steht als ein Hauptzweck einfach eingeschrieben: „die Verbreitung des Unterrichts, die Ermunterung zur Sparsamkeit, zur Arbeitsamkeit in der Arbeiterclasse". Und dieser Vorsatz blieb nicht im Statutenbuche begraben; er wurde von den einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft in das tägliche Leben eingeführt, oder, um ganz der Wahrheit gemäß zu sprechen,

*) Société d'utilité publique.

er war es schon größtentheils vor der Gründung, er bekam durch diese letztere nur einen bestimmten Ausdruck. Sodann aber wollte diese Verbrüderung, diese weltliche Association, ihrem Titel gemäß zur Entwickelung der Industrie beitragen durch gegenseitige Mittheilung der darauf bezüglichen Facten, Entdeckungen, Beobachtungen; sie wollte die dahin gehörenden Elemente des Unterrichts in einen Brennpunkt zusammenfassen, eine französische und deutsche Bibliothek bilden, eine auf Wissenschaften und verwandte Künste berechnete Büchersammlung. Musterproben und Manufacten, physikalische und chemische Apparate mußten selbstverständlich herbeigeschafft werden zur Untersuchung und zu eigens angestellten Experimenten über den Werth jeder neuen Erfindung im Bereiche der Industrie. Dann sollte ein Bulletin ausgegeben werden mit speciellen Abhandlungen; Preisstiftungen sollten stattfinden, Denkmünzen für den Erfinder oder Verbesserer jedes Verfahrens, wodurch Künste, Ackerbau, Gewerbewesen, Manufacten befördert oder gehoben werden. Obenan stand, wie natürlich, die Construction neuer, leicht anwendbarer Maschinen.

Und diese klar ausgesprochene Verpflichtung blieb, wie gesagt, kein todter Buchstabe. Das ursprüngliche Programm verkörperte sich in der systematischen Anhäufung der wissenschaftlichen angedeuteten Gegenstände, vergeistigte sich in den zahlreichen Berichten und längeren Aufsätzen, welche die vierzig Bände des Bulletins füllen. Man zählte deren in einem voriges Jahr ausgegebenen Kataloge nicht weniger als fünfzehnhundert. Wohl trug der lange Zeitraum von vierzig Jahren zu dieser

Anhäufung bei; wohl rührte sich die Hand und spannte sich der Geist vieler Collaboratoren zur Herausgabe dieser encyclopädischen wissenschaftlichen Sammlung. Gleichviel! Zu solchem Bau die Anregung gegeben, beharrlich zugesehen und ermuntert zu haben, dies unbestreitbare Verdienst bleibt der industriellen Gesellschaft von Mülhausen.

Sie hatte sich gleich zu allem Anfang in mehrere Abtheilungen, in mehrere Comités gesondert, jedes aus wenigstens sieben Hauptmitgliedern bestehend. Es waren dies die berathenden Ausschüsse für Mechanik, Chemie und Physik, die schönen Künste, die Handels- und Moralwissenschaften, die Beförderung der Baumpflanzungen und die Naturwissenschaften. Dies letztere Comité verzweigte sich wiederum in Zoologie, Mineralogie und Geologie, Botanik und Agricultur. Man versammelte sich monatlich zur Entgegennahme der Berichte und Lectüre der Aufsätze. Jährlich wurden zwei öffentliche Generalversammlungen gehalten.

Im Jahre 1830 zählte die Gesellschaft bereits hundert ordentliche residirende Mitglieder und dreißig Ehrenmitglieder. Unter den eingezeichneten Namen treffen wir gleich die im Elsaß allgemein bekannten, mit der Industrie eng verschwisterten. Ich erlaube mir einige alphabetisch einzuführen und bitte um Nachsicht, wenn ich Hauptgrößen ausgelassen hätte; es wäre ohne Vorbedacht. Der Raum hier ist beschränkt; mir bleibt überdies noch die Pflicht und der Vorsatz, hin und wieder aus den hundertfältigen Arbeiten und Preisobjecten Einiges hervorzuheben.

Es finden sich im Vorstand zuvörderst: Hr. Zuber-Karth als Präsident, E. Koechlin als Vice-Präsident, Josua Heilmann als Schriftführer. Dann kommen in dichter Reihe geschaart: die Herren Blech-Bourcart, Dollfus, Engelmann, Gros, Hartmann, Hofer, Kestner, Koechlin (ein ganzer, beträchtlicher Klan!), Mantz, Mieg, Reber, v. Reinach, Risler, Roman, Saladin, Scheidecker, Schlumberger (ebenfalls ein ganzer Klan!), Witz, Zuber — und der verdienstvolle Professor Penot als Ehrenmitglied.

Es giebt wohl wenig gemeinnützige, auf Handel, Industrie, exacte und naturhistorische Wissenschaften sich beziehende Gegenstände, die nicht wenigstens summarisch in Berichtsform von irgend einem Mitgliede behandelt worden wären. Leider liegen viele, wohl die meisten, außer dem Bereiche des dermaligen Berichterstatters, und viele Leser dieses Blattes finden sich wohl in demselben Falle; mithin wäre schon durch diesen Umstand hier einer eingehenden Behandlung ein Riegel vorgeschoben. Sodann wäre es, sogar für Fachmänner, ein undankbares, lästiges Geschäft, sollten sie hier, bei einer einfachen Unterhaltungslectüre, sich durch die Titel der Aufsätze hindurcharbeiten, die sie vollständiger im Katalog bewußter Societät vorfinden. Beiläufig sei blos gesagt, daß der ohnlängst ausgegebene sechzig lange Octavseiten umfaßt. Dies zur Entschuldigung meines galoppirenden Verfahrens. Ich werde, mich an einige specielle Jahre haltend, eine kleine Auswahl in der Angabe der behandelten Materien treffen, und so aus diesem Infinitesimalinhalt errathen lassen, wie

groß die Mannigfaltigkeit und der Reichthum der ganzen Sammlung. Ich führe den Leser an den Eingang eines ungeheuren Waarengewölbes, wo unter den Glasschränken, der Straße zugewandt, einige Musterstücke vorliegen.

Schon im Jahre 1838, also nach achtjährigem officiellen Bestande der Gesellschaft, findet sich eine Masse ausgeschriebener Preisfragen. Indem ich einige näher bezeichne, tritt von selbst das Gemälde der Activität der Mitglieder in helle Beleuchtung. Man verspricht Denkmünzen (goldene, silberne, kupferne) für Aufsätze über die Fabrikation des türkischen Garns, für die Entdeckung eines vorzüglichen Färbestoffes, anwendbar auf die Kattune; für die Einführung im Bereich des Oberrheins irgend einer neuen Pflanze oder eines Insects als tüchtiger Färbestoff der Wolle, Baumwolle oder Seide; für die Erfindung einer blauen Farbe, welche mehr und besser als die gewöhnliche Indigofarbe Stand halten dürfte gegen das Verbleichen. Es wird eine goldene Medaille ausgesetzt für die Luftanalyse in den Luftzügen der Dampfkessel innerhalb des Bezirks des Departements; ein Preis von 1000 Franken für die Erfindung einer Maschine zur Säuberung der rohen Baumwolle; ein Preis ist ausgesetzt für die Vervollkommnung der Kamine, das richtige Verhältniß der Höhe und des Diameters betreffend; überhaupt bildet die ökonomische Feuerungsmethode einen ständigen Hauptartikel auf der aufgeschriebenen Liste; ein Preis von Fr. 20,000 (!) erwartet als Lohn den glücklichen Finder eines untrüglichen Mittels, die

bis dahin unbenutzten, verlorenen Kräfte des Wassers, der Luft, des Dampfes zu verwerthen; Preise stehen da für die geognostische Beschreibung des Departements Oberrhein: für das artesische Brunnengraben, das chinesische Seilbohren, die Pflanzung von Maulbeerbäumen, die Seidenzucht, für den besten Volkskalender, für die Vernichtung der blattfressenden Raupen, die Bewässerung der Wiesen, der Ziegelfabrikation u. s. f. Diese Fragen betreffen alle das materielle Leben; aber auch den moralischen Interessen wendet, wie ich schon erwähnte, die Mülhauser Gesellschaft ihr hauptsächliches Augenmerk zu. Sie verlangt Aufsätze über das Verhältniß der Industrie zu den socialen Fragen; sie wünscht die Bekämpfung der Vorurtheile, die sich an diese heiklen Probleme knüpfen; sie forscht nach Aufschlüssen über diese schwer zu lösenden Räthsel, welche die in unserer Zeitgeschichte verkörperte Sphynx uns schadenfroh entgegenhält, oder wie hemmende, verletzende Kugeln zwischen die Füße rollt. — Wenn in den Städten der Industrialismus eine sittenlose Bevölkerung um sich schaart, wo liegt die Ursache? Wären die Einwohner nicht ohne die Industrie ebenso unaufhaltsam der Entsittlichung verfallen? Welches sind, diesen unbestreitbaren Uebeln gegenüber, die elementaren Pflichten der Fabrikherren? Wie können, wie müssen sie die Entsittlichung bekämpfen? . . . Daß Mülhausen, daß die anderen Fabrikbezirke des Oberrheins nicht bei den Fragen, nicht bei den Worten, nicht bei dem Ausarbeiten von Memoiren stehen geblieben, darf frei behauptet werden. — Die Initiative, die von Mülhausen

für gemeinnützige Arbeiteranstalten aller Art ausging, ist weltbekannt; es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man solches zum hundertsten Male in die Welt hinaustrompeten. Wenn der vierte Stand mit derber Faust an die Pforten der europäischen Staaten schlägt, so hat Mülhausen keine Verantwortung auf sich geladen; es hat, so viel es menschenmöglich war, die industriellen Gefahren beschworen, und kann, in ganz anderem Sinne als Pontius Pilatus, sich die Hände rein waschen.

Ich kehre zu meinem Ausgangspunkte, das heißt, zum Jahre 1838 zurück. Man hatte im Juni desselben Jahres eine industrielle Ausstellung in Mülhausen veranstaltet; obgleich diese engere provinzielle Bühne sich keineswegs mit den späteren europäischen Solemnitäten messen konnte, bot sie doch in beschränktem Raume des Sehenswürdigen genug, und gab von der Productivität der östlichen Departemente Frankreichs eine anschauliche Idee. Der Berichterstatter konnte befriedigt auf die vielfachen Leistungen der elsässischen, lothringischen, burgundischen Einsender hinweisen und lobend sprechen von den Hochöfen Ronchamps, von den Producten der Drahtmühlen und den Schlosserarbeiten des Hauses Japy, den Eisenwaaren der Boulangier zu Tarnen, den Feuerspritzen des Herrn Kreß zu Colmar, den vielfachen Producten der Baumwollspinnereien, der mit St. Gallen und St. Quentin rivalisirenden Mousseline, den Seidenstoffen des Herrn Nicolas Koechlin, den chemischen Producten u. s. f.; er konnte den immensen Fortschritt in der Zuckerfabrikation bezeichnen, die Aufmerk-

samkeit hinlenken auf die Papierfabrikation von Zuber in Rixheim und Kiener im Münsterthale, und bei letzterem betonen, daß ein Schoepflin, Bruder des Historiographen, solche gerade von einem Jahrhundert in's Leben rief. — Die Rixheimer Prachttapeten, diese blendenden Kunstwerke des modernen Industrialismus, wurden ganz besonders und mit Recht hervorgehoben und mit eingehender Vorliebe beschrieben, mit ihren sinnigen Farbencontrasten und charakteristischen Eigenschaften. In der Pyrotechnie war Bedeutendes geleistet worden. Die ökonomischen Küchen werden belobt; auf die Neulinge der Chromolithographie wird hingewiesen, und mit der lieblichen Blumenausstellung der Baumann von Bollweiler diese Revue der industriellen Concurrenten beendet.

Zehn Jahre später (1848) ist die Gesellschaft auf mehr als dreihundert Mitglieder angewachsen; Herr Emil Dollfus ist ihr Vorstand. Wissenschaftliche Größen des In- und Auslandes stehen auf der Liste der Ehrenmitglieder. Jüngere Kräfte, besonders auf dem Felde der Chemie, werden herangezogen; musterhafte, gründliche Abhandlungen füllen die Seitenzahl des Bulletins. Der ausgezeichnete Ingenieur Hirn ein Denker und Erfinder — stellt eine mathematische Theorie der Ventilation auf und tritt in die Fußstapfen des eminenten Vorstandes der Gesellschaft. — Als Hauptobjecte der damaligen Forschungen und Discussionen stehen aufgezeichnet: Trockenlegung der Moräste, die Schulbauten, die Ueberweisung und Beschränkung der Arbeit der Kinder in den Fabriken, das Sal-

monopol, die Versicherungsgesellschaften. — Herr Dollfuß-Ausset erzählt seine nicht gefahrlose Reise in die Sierra-Nevada, und berichtet auf physikalischem Gebiet über die verschiedenen Hygrometer. — In dem darauffolgenden Jahre wird ein Aufsatz über die Wiederbewaldung der Berge gekrönt. Im Jahre 1850 werden nicht weniger als ein Halbhundert Preisfragen gestellt; a. 1858 ist diese Zahl der verlangten Lösungen noch bedeutend angeschwollen.

Nun will ich nicht verhehlen, daß nicht alle Fragen jedes Jahr gelöst werden; einige kommen mehrmals, fast ständig, auf die Liste. Dasselbe widerfährt dem gelehrten Institute zu Paris und andern großen Leitern der Wissenschaft und Kunst. Es ist augenscheinlich leichter, die Fragen zu stellen, als eine gehörige, erschöpfende Antwort darauf zu vernehmen. Allein das zweite wird doch vom ersten bedingt; die systematische Anregung schon ist verdienstlich.

In mehreren Familien Mülhausens und anderer Fabrikbesitzer des Oberrheins waltet, im besten Sinne des Wortes, ein patriarchalisch-patrizischer Geist. Er rief Stiftungen in's Leben, gerade nicht im großartigsten amerikanisch-englischen Style — das war nicht möglich — aber im Verhältniß zum erworbenen Gut. So haben z. B. die Glieder des Hauses Emil Dollfus, das Andenken ihres verstorbenen Familienhauptes zu ehren, einen decennalen Preis von Fr. 5000 gegründet, der im Jahr 1869 zum ersten Male ertheilt wurde und im Jahr 1879 zum zweiten Mal zuerkannt werden soll. In einer Sitzung des letzten Maimonds (1871)

hat, dem Wunsche der Familie entsprechend, die industrielle Gesellschaft folgende Formel verkündet: Der Preis E. Dollfus wird der Erfindung zugetheilt, welche im Laufe des letzten Decenniums das Wachsthum irgend eines Zweiges der höhern Industrie am meisten befördert und entwickelt. — Der Ausspruch darüber gehört der Gesellschaft zu, muß aber augenscheinlich das Urtheil auf die öffentliche Meinung und die Stimme der competenten Richter begründen. — Eine ähnliche decennale Stiftung rührt von dem Hause Daniel Dollfuß her; eine gleichstarke Stimme dient zur Grundlage, derselbe Zweck wird angestrebt, und die Einrichtung ist getroffen, daß mit dem vorgenannten Preise von Emil Dollfus von fünf zu fünf Jahren abgewechselt wird. So greift eine Verfügung wie ein Räderwerk in die andere.

In derselben Maisitzung laufenden Jahres stellte die Handelssection der Gesellschaft als Preisaufgabe folgende Formel:

Die goldene Verdienstmedaille wird demjenigen französischen? Handelshause zugetheilt, welches in China, Japan oder Australien, im Laufe eines Jahres, oberrheinische Industrieproducte zum Werthe von mindestens hunderttausend Francs umgesetzt, und wohlverständlich auf handgreiflichen Beweis sich stützt, daß zu demselben Preise der nämliche Betrieb vortheilhaft fortgesetzt werden könnte.

Gleicherweise wird eine goldene Denkmünze ausgesetzt für den besten Aufsatz über die Wirkungen und Folgen der Aufhebung der Sclavenarbeit in den süd-

lichen Vereinigten Staaten. Die Frage ist kategorisch so gestellt: Hat die freie Arbeit auf Cultur und Valor der Baumwolle einen bedeutenden Einfluß ausgeübt? —

Uns scheint, die Aufstellung und Wiederholung solcher Fragen kennzeichnet den practischen Sinn der Mülhauser Gesellschaft. Zahlreiche Memoiren gehören in's Bereich der angewandten Chemie, das liegt hier in dem gegebenen Verhältnisse; daß man sich hin und wieder ausnahmsweise auf das historische oder gar archäologische Terrain begiebt, will uns ein Mißgriff dünken. Im Elsaß ist das oft der Fall, daß kleinliche locale oder gar persönliche Eifersüchteleien im republikanischen Bezirke der Wissenschaft sich breit machen, und der eine auf dem Felde des andern vereinzelte Garben auflieſt. Wir spielen hiemit an auf einen Bericht über die sonst verdienstliche Arbeit des Herrn Rottmann: „Ein römisches Lager in dem Banne von Baltenheim". Diese Abhandlung hätte füglich anderswo, in der Revue d'Alsace oder dem Bulletin des monuments historiques untergebracht werden können. Wenn einer Gesellschaft, wie es bei der industriellen von Mülhausen der Fall ist, der halbe Erdkreis offen steht und sie im fernen Ostasien großartige Handelsbeziehungen anknüpft, scheint es beinahe kleinlich, auf heimischem Boden sich mit local-antiquarischen Fragen zu befassen. Wir möchten bei solchem Unternehmen ausrufen: Um Gotteswillen, überlaßt doch den Arioviſt und den Cäsar den nie zu schlichtenden Disputen eurer unglücklichen heimathlichen Antiquitätsforscher, und segelt, wie bisher, auf dem weiten Ocean der zeitgeschichtlichen Entdeckungen.

Bringt beiläufig, wie Haußmann von seiner chinesischen Reise, ganze Museen seltener Utensilien, kostbarer Stoffe und Geräthschaften nach Hause, und übergeht den alten Kram der naiven Gelehrten-Classe, welche der unsterbliche Faustdichter zürnend an den Pranger stellt:

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet.

Druck von Fr. Wolff in Straßburg. — 376.

Druckfehler-Verzeichniß.

Seite	21	Zeile	8	von	oben	lies	angegriffen statt gangegriffen.
„	21	„	9	„	„	„	gezwungen statt zwungen.
„	38	„	4	„	„	„	eherne statt ehrende.
„	41	„	12	„	„	„	Lachaux statt Lauchaux.
„	43	„	13	„	„	„	genöthigt statt genöthig.
„	44	„	19		„		Schneider statt Scheider.
	45	„	13	„	„	„	Murmelthier statt Maulthier.
„	48	„	17				Legion statt Legio.
„	56	„	20	„	„	„	und statt unh.
„	64	„	19	„	„	„	frühere statt frühern.
„	101	„	23		„	„	von statt vun.
	112	„	7			„	klopft statt klopft.
„	137		16	„	„	„	Parnaß statt Parmaß.
	172		28	„			Architecten statt Architncte.
„	201	„	18	„	„	„	dilettirender statt dilettirenden.
„	221	„	14	„	„	„	jehr statt jehe.
„	261	„	30	„	„	„	Tod statt Tpd.
„	312	„	4	„	„		vor statt von.

Moderne Culturzustände

im

Elsaß

von

Ludwig Spach.

Zweiter Band.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1873.

Inhalt.

Seite.

1. Katholische Zustände im Elsaß. 1800 bis 1870 . 1
2. Die protestantische Kirche im Elsaß, von 1800 bis 1870 18
3. Die Israeliten im Elsaß 37
4. Das Theater in Straßburg 44
5. Politische Journalistik im Elsaß von 1800 bis 1870 55
6. Die moderne Sculptur im Elsaß 64
7. Die Sculptur im Niederrhein. Departement . . . 75
8. Goethe in Straßburg. Rede zur Festfeier des 9. August 1871 82
9. Ein Salon in Straßburg unter der Restauration . 94
10. Erinnerungen an Johann Jacob Coulmann . . . 109
11. Straßburger Gassen- und Häusernamen im Mittelalter 139
12. Geschichte des Elsasses von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart von F. Ottokar Lorenz und Dr. W. Scherer 150
13. Aus Natur und Geschichte von Elsaß-Lothringen von Dr. Franz von Löher 179
14. Alsatia. — Herr Trautwein von Belle, Alia's Panegyrist 193
15. Versuch einer historischen Fauna der wilden Säugethiere des Elsasses von Charles Gérard 202

Seite.

16. Das Lügenfeld 212
17. Deutsche Sagen im Elsaß von Dr. Hertz 238
18. Die deutsche Literatur im Elsaß von Heinr. Neubauer. Die Juncker von Prag, Dombaumeister um 1400, und der Straßburger Münsterbau. Kunsthistorische Darstellung von J. Seeberg 242
19. Die Belagerung von Straßburg während des Feldzugs von 1870 von Hrn. v. Malartic 248
20. General Uhrich 256
21. Ein elsässischer Philosoph 272
22. Der Statistiker Schnitzler 277

Namen und Sachregister.

Katholische Zustände im Elsaß.

1800 bis 1870.

Zu schnellerer Uebersicht der Hauptepochen in der Verwaltung und den Verhältnissen der katholischen Kirche im Elsaß, seit dem Anfange des Jahrhunderts, werde ich mir erlauben, diese flüchtigen, unzulänglichen Notizen theilweise an die Reihenfolge der Herren Bischöfe von Straßburg zu knüpfen. So sehr der Schreiber dieser Zeilen sich verpflichtet glaubt, den Gegenstand dieser Besprechung streng objectiv zu behandeln, so fürchtet er dennoch auf diesem fremden Gebiete Fehltritte zu thun.

Die Schreckenszeit der neunziger Jahre hatte die katholische Geistlichkeit — sogar denjenigen Theil derselben, welcher den constitutionellen Eid geleistet, vom Territorium der französischen Republik hinweggefegt, oder in die Gefängnisse gesteckt oder auf's Schaffot geliefert. Abbé Brendel, der Nachfolger des letzten Cardinals de Rohan auf dem Bischofssitz von Straßburg, war nie von der römischen Kurie, nie von seinen ehemaligen Collegen im Priesteramte anerkannt worden: er verschwand später als ein untergeordneter Beamter in der Departementalverwaltung. Aber auch Brendel's Nachfolger, der nach dem Concordate von

1802 regelmäßig eingeführte Bischof Saurine (8. April 1802) blieb in den Augen der treuen Klerisei ein unwillkommener Stellvertreter der früheren Straßburger Kirchenfürsten.

Saurine's Geburtsjahr reicht bis anno 1733 hinauf. In der Diöcese von Oleron, nicht weit von den Pyrenäen, hatte er das Licht der Welt erblickt, in Bayonne und Bordeaux seine Studien absolvirt und war zu einer Vicariatsstelle in seinem heimathlichen Gebirge vom Bischof seines Kirchensprengels ernannt, als er, von unruhigem Geiste getrieben und der Gebirgseinsamkeit abhold, sich nach Saragossa zum Marquis von Castellar flüchtete. Dort, wenn wir nicht irren, erfüllte er die Pflichten eines Familienlehrers. Mittlerweile starb ein Bruder Saurine's in der Capcolonie, und hinterließ dem Geistlichen ein bedeutendes Vermögen. Unabhängig und wißbegierig, lag der junge Theologe vielseitigen Studien ob, erwarb sogar den Advokatentitel, wurde im Jahre 1789 von der Klerisei der Provinz Béarn als Deputirter in die Generalstaaten geschickt und nahm dort eine ausgezeichnete Stellung ein. Im Jahre 1790 veranlaßte er eine Berathschlagung von Juristen mit der ausgesprochenen Absicht, die Errichtung der Bisthümer in die Befugnisse der Assemblée constituante aufzunehmen. Dieser Vorschlag ist für uns ein bedeutsamer Fingerzeig; er offenbart die Tendenz des Abbé Saurine, welcher am 27. Februar 1791 als Bischof des Departements des Landes die Zügel der geistlichen Angelegenheiten in seiner Heimath ergreifen wollte. Ein päpstliches Breve erklärte die Wahl für null und nichtig.

Saurine wurde anderthalb Jahre später von seinen Mitbürgern als Deputirter in die Convention nationale geschickt. Ueber den ersten Abschnitt seiner politischen Rolle in dieser Versammlung ziehe ich vor, einen Schleier zu werfen. Zu seiner Ehre sei indeß gleich gesagt, daß er nach dem Sturze der Girondins (31. März 1793) von der triumphirenden maßlosen Partei verstoßen, in den Kerker geworfen, und bis Ende Decembers 1794, also noch fünf Monate nach Robespierre's Sturz, unter Schloß und Riegel gehalten wurde. Durch ein specielles Decret wurde er wieder in seinen alten Sitz, als Deputirter, eingeführt. Unter dem Directorium tagte er in dem Rathe der Aeltesten (Conseil des Anciens), dem ehemaligen Senat; allein er spielte dort keine hervorragende Rolle und beschäftigte sich mehr mit theologischen Arbeiten, wie er denn einer der thätigsten Mitarbeiter der „Religions-Annalen" wurde.

Es mußte sich damals schon in seinem Innern ein Umschwung vollzogen haben, denn er erklärte sich gegen die Feier der Decaden, gegen den Gebrauch der französischen Sprache bei Spendung der Sakramente, und reichte im Jahre 1800 förmlich seine Entlassung als Bischof von Oleron ein. Dieser Schritt führte ihn als gehorsamen Sohn der Kirche auf die regelrechte Bahn zurück.

Durch seine Erhebung auf den Bischofssitz von Straßburg, den er bis zu seinem Tode (1813) innehielt, ward auch seine officielle Lage ehrenvoll befestigt. Als ein vielseitig gebildeter, vielgeprüfter Mann mochte er manche Gemüther für sich gewinnen, allein die Ri-

goristen warfen ihm seine nicht immer consequente Verfahrungsweise in der Besetzung der geistlichen Aemter vor. Es steht uns nicht an, nach einem Verlauf von sechzig Jahren diese Klagen zu untersuchen; so viel ist gewiß, daß er sich einmal einen herben Tadel zuzog, als er dem Mitglied einer hochadligen überrheinischen Familie ein Canonicat abschlug, und sich bei Ertheilung von Dispensen Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen ließ. In andern Zeiten wäre sein eigenmächtiges Verfahren nicht blos einem Tadel unterlegen, aber in den letzten Jahren des Kaiserreichs war die französische Regierung durch die gehässige Verfolgung des ehrwürdigen Pius des VII. durchaus mit der römischen Kurie zerfallen, und beobachtete gegen hohe Geistliche, die in Rom mißliebig waren, eine laxe Toleranz.

Dasselbe Verhältniß konnte man damals zwischen beiden christlichen Confessionen wahrnehmen. In Schulen und Pensionsanstalten zeigte sich keine strenge Absonderung; gemischte Heirathen waren eine ganz alltägliche Erscheinung; auf dem Lande war die Collegialität zwischen katholischen und protestantischen Geistlichen nicht ungewöhnlich. Mit der Thronbesteigung der Bourbonen stellte sich die Sachlage anders: eine strengere Kirchenordnung wurde geboten; aus den Seminarien kamen jetzt Geistliche in's Amt, die sich durch ihren Eifer und durch Abschließung gegen Heterodoxe auszeichneten.

Diese Tendenz steigerte sich womöglich mit jedem Decennium, und da eine zelotische Action unausbleiblich eine Reaction bewirkt, erfolgte auch von Seiten manches

protestantischen Geistlichen ein systematischer Abschluß. Die gemischten Ehen wurden seltener, jedenfalls schwieriger, auch wenn die Ehegatten sich anheischig machten, die zu erwartenden Sprößlinge im katholischen Glauben zu erziehen. Manche Ehebündnisse wurden auf badischem Gebiete eingesegnet, wo vor Jahren sich noch eine nachsichtigere Observanz in dieser Hinsicht traditionsweise behauptete.

Während sich dermaßen beide Confessionen strenge von einander schieden, zeigte sich im Innern der katholischen Kirche in Straßburg eine eigenthümliche Erscheinung. Ein noch jugendlicher Professor der Philosophie, der schon mehrmals in diesen Skizzen genannte und belobte Bautain, wurde in seiner geistigen Entwickelung von der Weltweisheit zu der Kirchenweisheit übergeführt. Wie vom heiligen Geiste beseelt, ergab er sich dem Studium der Theologie, und ging durch die enge Gnadenpforte in das hierarchische Gebiet: er ließ sich als Priester einsegnen, und die eminente Rednergabe, die er auf dem akademischen Katheder vor Hunderten ergebener Schüler, als Psychologe, Logiker und Methaphysiker an den Tag gelegt, schaarte nun in den Münsterhallen um Geiler's Kanzel Gläubige und Ungläubige, Katholiken und Heterodoxe. Und dabei blieb Bautain nicht stehen; schon als Professor hatte er einen engern Kreis von Schülern an sich gekettet, und durch die Machtfülle seines Wortes, durch die Schärfe seiner Logik mehrere Sinnesänderungen und förmliche Bekehrungen zu dem katholischen Glauben erwirkt. Nunmehr als Priester war es ein förmliches Cenakulum, ein fast klösterliches Zusammenleben, das

sich wie von selbst organisirte. Diese Gemüthsumwandlungen, diese Conversionen in des Wortes schöner Bedeutung rufen unwillkürlich ähnliche Vorkommnisse aus den ersten Jahrhunderten des siegreichen Christenthums zurück, als um den heiligen Hieronymus und Augustinus, von tiefer religiöser Sehnsucht ergriffen, sich Schüler und Schülerinnen sammelten, und durch die Vermittelung der begabten Kirchenväter eingeführt wurden in die Vorhallen zuerst und dann in das Innere des Christentempels. Zu den näheren geistlichen jungen Freunden Bautain's zählten z. B. Bonnechose, Carl, Ratisbonne und andre ihnen ebenbürtige. Den Samen der Lehre, worin sich moderne Wissenschaft an den alten traditionellen Glauben erklärend, beweisend, bekräftigend anschloß, trugen die befähigten Männer in andere Regionen über; Bautain wurde im eigentlichen Sinne der Stifter einer neukatholischen Schule.

Obgleich sieggewohnt, trat er doch nicht immer als überlegener Gegner aus dem Wettstreit mit Andersgläubigen. So stumpfte sich die Schärfe seiner Dialectik an dem Schilde ab, den ihm ein zwar ergebener, aber mit dem kräftigen Weizenbrode des Evangeliums gestärkter Zögling entgegenhielt. Eduard Verny durchlebte eine Entwickelungsphase, die in mehreren Punkten dem Ideengang Bautain's ähnelte. Er hatte mit dem Studium und der Praxis der Jurisprudenz begonnen und ging zur protestantischen Theologie über, nachdem er aus Ueberzeugungstreue dem überlegenen Talente Bautain's Stich gehalten. Bautain hat ihm diesen Widerstand nicht verziehen, und nachdem er zu einem letzten vergeblichen Angriff auf den zähen Bekenner des pro-

testantischen Glaubens sich herabließ, kehrte er sich auf immer von ihm gab. Verny, in der glänzenden Laufbahn, die sich ihm in Paris aufthat, sprach stets mit Verehrung und Erkenntlichkeit von seinem früheren Freund und Lehrer; allein er mußte mit dem Reformator vor dem Wormser Concil ausrufen: „Ich kann nicht anders!"

Sonderbares Widerspiel! Der begabte Priester, auf dessen überzeugende Reden und persönlich erprobte Erfahrung hin sich unzählige Halb- oder Ungläubige der Mutterkirche zugewendet, dieser eifrige „Heidenbekehrer" des jüngern Elsasses, gerieth während der dreißiger Jahre in einen dogmatischen Streit mit seinem Bischof, und unterlag eine Zeit lang der Gefahr, als ein ungehorsamer Sohn aus dem Heiligthume verwiesen und seiner früheren weltlichen Wirksamkeit zurückgegeben zu werden. Wir müssen, obwohl wir nicht in das Nähere dieser theologischen Disputation einzugehen gedenken, dennoch um einige Jahre zurückgreifen, und einige Worte von den Kirchenfürsten sagen, die nach Saurine der Straßburger Diöcese vorstanden.

Nach dem Tode des ebengenannten, der auf einer Inspectionsreise, zu Sultz am 10. Mai 1813, plötzlich verstarb, — er war achtzigjährig — blieb der hiesige Bischofssitz eine Zeitweile unbesetzt. Im Jahr 1820 (den 20. Mai) nahm Gustavus Maximilianus Justus Prinz von Croï, Großalmosenier von Frankreich, Besitz von dieser Stelle, die er drei Jahre nachher (den 4. Juni 1823) mit dem Erzbisthum von Rouen vertauschte. Sein Amt als Almosenier und seine hohe

Abkunft ketteten ihn mehrentheils an die Umgebung des Königs.

Ihm folgte als hiesiger Bischof Claudius Maria Paulus Tharin (23. August 1823), der ebenfalls durch seine persönliche Beziehung zu Karl X. mehr bekannt war, denn als geistlicher Oberhirt im Elsaß; auch er versah nur drei Jahre lang diese letztere Ehrenstelle.

Am 9. April 1827 wurde Johann Franziskus Maria Lepappe de Trévern als hiesiger Bischof eingeführt, und mit ihm, der in Straßburg und in Marlenheim seine ständige Residenz aufschlug, trat auch ein directeres Eingreifen in das elsässische Kirchenregiment zu Tage. Nicht daß sich der würdige Prälat gegen Andersdenkende intolerant erwiesen hätte. So fest er an den vom heiligen Stuhle aufgetragenen Pflichten hielt, trug er dennoch den eigenen Verhältnissen des Elsasses gebührende Rechnung. In seinem ersten Hirtenbriefe empfahl er seinen Schutzbefohlenen, d. h. der ganzen katholischen Bevölkerung des Elsasses, nicht nur Toleranz gegen ihre akatholischen Mitbürger . . . „Eure Pflicht ist es," so ließ er sich aus, „sie zu lieben; „denn nur durch nachsichtige Liebe könnt Ihr hoffen, „sie für unsere Mutterkirche wieder zu gewinnen." Konnten auch solche versöhnliche Worte den Abgrund nicht füllen, welcher in Lehrbegriffen beide Confessionen scheidet, so waren sie doch zur Beschwichtigung der Gemüther geeignet, wenn solche noch durch wohlgemeinte Predigten einzuleiten wäre. Und nun gerade dieser Mann, dieser Oberhirte, der so milde Worte sprach, sollte sich bewogen fühlen, mit fast mittelalterlicher

Schärfe gegen den talentvollsten Priester seiner Diöcese aufzutreten.

Abbé Bautain, ohne Polygraph zu sein, hatte sich doch in mehreren Schriften seit seiner Bekehrung über die Grundsätze ausgesprochen, die seiner philosophischen und religiösen Lehre zu Grunde lagen. Er wollte vor Allem eine Versöhnung bewerkstelligen zwischen der Offenbarung und der Wissenschaft; erstere sollte der andern den Stoff liefern, diese letztere nicht aus dem Bezirke des Heiligthums treten, aber innerhalb dieser Schranken erklärend und belebend walten und schalten. Der Bischof von Straßburg aber tadelte einige der von Bautain aufgestellten Behauptungen; er fand solche allzusehr die Befugnisse der Vernunft beschränkend. Der getadelte Priester stand an einem Scheidewege, er war zwischen ein Dilemma eingeklemmt, oder vielmehr, er setzte schon den Fuß auf den abschüssigen Rand, worauf mehr als ein treuer und aufrichtiger Diener der Kirche heruntergliff. Entweder mußte er seiner Ueberzeugung entsagen, seinen Irrthum demüthig eingestehen, oder wie Lamennais, vereinzelt, mit wenigen seiner treuen Gesinnungsgenossen sich als ein krankes, aufgegebenes Schaf ausstoßen lassen aus der Hürde. Zu dieser Märtyrerrolle fühlte sich Bautain nicht geboren, nicht ermuthigt; eine Romreise klärte ihm die Streitpunkte auf, über die er sich mit seinem geistlichen Obern vorübergehend entzweit. Er widerrief, kehrte in die Heimath zurück und seitdem blieb er auf der Heerstraße. Allein es behauptet mehr als ein mit der römischen Kurie Vertrauter, Bautain habe durch seinen temporären freiwilligen oder unfreiwilligen Irrthum die bischöfliche Würde verscherzt.

Noch einige Jahre lang versah Bautain, nach dieser Zwistigkeit, seine Stelle an der literarischen Fakultät von Straßburg; sein Collegium war besucht, auch von höheren Civil- und Militärbeamten, aber nicht mehr, wie früher, belagert von einer enthusiastischen Jugend. Für ihn begannen die Tage, von denen der Weise sagt: Sie gefallen mir nicht. Die Ideale des Aristotelikers, Platonikers und Kantianers waren zerronnen; er mußte sich auf die „Beschäftigung, die nie ermattet", beschränken; ein trauriges Surrogat für die Schöpfungsillusionen des frühreifen Normalschülers und des glaubenseifrigen Predigers. Als er nach Paris und Juilly übergesiedelt, öffnete sich zwar für seine Thätigkeit ein neues Feld: allein als Kanzelredner in der Hauptstadt errang er keine blendenden Erfolge wie Lacordaire, und als Generalvicar des Erzbisthums stand er desgleichen auf einem zweiten oder dritten Plane. Wie oft mußte er nicht — wir glauben in seiner Seele zu lesen — wie oft mußte er nicht die Stunde zurückwünschen, die ihn auf den philosophischen Katheder im großen Seminargebäude rief und sein Blick über die schwarz- und blondgelockten Häupter einer gemischten lernbegierigen Jüngerschaar hinflog, und seine Lippen in einem Strom von Wohllaut sich ergossen, auf dessen Wellen sich die Gedanken wie Silberschwäne wiegten. Gestehen wir es nur, die schöne Sprache Bautain's hat im Verlaufe von zwanzig Jahren (1817—1837) mehr für die Gallisicirung des Elsasses gewirkt, als alle Schulreglements; diese Jahre erwiesen sich maßgebend für die Metamorphose, die sich zuerst in den oberen Kreisen, sodann in anderen Abstufungen voll-

zog, und mit Bestimmtheit die Epoche voraussehen ließ, wo Straßburg mehr noch als Metz sich Deutschland gegenüber entfremdet fühlen würde.

Nicht lange nach der freiwilligen Entfernung Bautain's folgte die geistige Abnahme seines Gegners. Se. Hochwürden Lepappe de Trèvern alterte zusehends, erhielt im Jahr 1841 einen Coadjutor in der Person des jetztlebenden Bischofs Andreas Räß, und segnete das Zeitliche den 27. August 1842. — Dem Schreiber dieser Zeilen ist ein Eindruck seiner Persönlichkeit geblieben, indem er ihm mehrmals auf seinen einsamen Spaziergängen unter den jetzt geknickten Baumalleen der Festungswälle begegnete. Die Züge des Greises waren streng und ernst, und keineswegs in Harmonie mit seinen sanftmüthigen Aeußerungen bei seinem ersten Auftreten. Mir wollte scheinen, der würdige Prälat sei gerade nicht ein Freund der geistigen Größen in seiner nächsten Nähe, denn nicht auf Abbé Bautain allein fiel seine Antipathie.

Der Amtsantritt seines grundgelehrten, ächt humanen Stellvertreters war, besonders da er noch als Coadjutor unter dem Titel eines Bischofs von Rhodiopolis auftrat, unter günstigen Auspicien erfolgt. Ganz Elsaß, auch das nichtkatholische, begrüßte freudig in der Person Sr. Hochwürden Andreas Räß einen Landsmann. Vom provinziellen Standpunkte aus war diese Ernennung ein glücklicher Griff der Juli-Regierung. Während den Pastoralreisen des neuen Bischofs beeiferten sich die ersten protestantischen Familien, dem heimischen Prälaten ihre Huldigung darzubringen. Es schmeichelte dem Localpatriotismus und

den demokratischen Grundgefühlen des Landes, daß ein Priester mit deutschem Namen, der Sohn eines oberrheinischen Winzers, emporgehoben wurde auf den bischöflichen Stuhl, welcher seit dem achten Jahrhundert so viel weltberühmte, historische Größen aufgenommen. Und als man erfuhr, daß die betagte Mutter des Neuerwählten ihn mit ächt patriarchalischer Anrede auf der Schwelle ihrer Wohnung begrüßte und an seine künftigen hochernsten Pflichten mahnte, und dann sich niederbeugend den Segen des Bischofs erflehte, da flossen Thränen der Rührung über die Wangen manches Heterodoxen und einige Optimisten versprachen sich sogar von dieser angebenden geistlichen Verwaltung das rein Unmögliche, die Versöhnung unversöhnlicher Grundansichten und Principien.

S. H. Bischof Andreas Räß war in deutscher theologischer Wissenschaft erstarkt, als deutscher Kanzelredner beliebt und bekannt, mit den geistigen Größen der katholischen Kirche in Deutschland durch ähnliches intellectuelles und gelehrtes Streben sympathisch verbunden, als Schriftsteller und Mitarbeiter an theologischen Zeitschriften betheiligt. Auch in der neuen ausgedehnten Sphäre, die sich ihm erschloß, entsagte er nicht der schönen Beschäftigung seiner Jugendjahre: noch stand er im besten Mannesalter, und fand für theoretische und praktische Thätigkeit zugleich Anregung und Muße. Allein gleich in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit wurde er, kraft der Pflichten seines Amtes, auf die polemische Seite der Verwaltung hingedrängt. Der unabweisliche Streit über die Benützung des Chors in den gemischten Kirchen — ein Streit, den

wir schon hinreichend erwähnt und beklagt — mußte auch ihm, dem friedliebenden Prälaten, manche trübe Stunden bereiten; es mußte die Entfremdung der früher geneigten Gemüther ihn schmerzlich berühren.

Ein halbes Jahr vor der Februarrevolution bereiteten dem Bischof von Straßburg die Ereignisse in der nahen Schweiz durch die Niederlage der katholischen Kantone ein unerwartetes Bedrängniß. Die zahlreichen Zöglinge des Freiburger Instituts flüchteten vor den eindringenden Truppen der eidgenössischen Regierung nach Straßburg und sprachen die Gastfreundschaft und den väterlichen Schutz Seiner Hochwürden an. Vorerst wurde die Flüchtlingsschaar in den Räumen der bischöflichen Wohnung untergebracht, und sodann ihre weitere Versorgung und Nachhause-Beförderung mit dem Präfecten des Niederrheins berathen.

Das war übrigens ein kleines Intermezzo, inmitten viel größerer Sorgen. Die Stürme der kritischen Jahre von 1848 bis 1851 brachen los; dann kamen die Streitigkeiten mit den protestantischen Stiftungen, woran sich das Bisthum zwar nicht betheiligte, aber doch die Angriffe nicht entmuthigen durfte. Doch ohnstreitig die herbste Prüfung erwartete den nunmehr hochbetagten Oberhirten im Augustmonat des verhängnißvollen Jahres 1870. In den Kellerräumen und Erdgeschossen seiner von den Bomben hart heimgesuchten Wohnung hatte er schon während den ersten Tagen der Beschießung ein Asyl für obdachlose Freunde und Bekannte geöffnet. Er selber, im höchsten Grade angegriffen und leidend, von Sorge für Kirche und Priester und Kranke aufgerieben, erfuhr den bittern

Schmerz, den Zweck seiner im Hauptquartier der Belagerungsarmee angebrachten Bitte nicht zu erreichen. Er wurde auf ein schmerzhaftes Krankenlager geworfen; im Elsaß und auswärts verbreitete sich die glücklicherweise falsche Kunde seines Ablebens. Aber auch diesen Sturm hat der rüstige Greis überstanden, und sieht hoffentlich noch am Abend seines arbeitvollen Lebens einer ruhigeren, ruhmgekrönten Wirksamkeit entgegen.

Den hohen Werth der wissenschaftlichen Bildung hatte er genugsam an sich selbst erfahren; daß er sich als Beförderer der geistlichen Studien im großen Seminarium erwies, ist selbstverständlich. Auch für die lebenskräftige Entwickelung des sogenannten kleinen Seminars zeigte er sich eingreifend thätig. Unter seiner Verwaltung, durch die von ihm beschafften und angewiesenen Geldmittel konnte das propädeutische Institut aus dem engern Locale bei der St. Ludwigskirche in die palastähnlichen, neu aufgeführten Räume bei St. Stephan übersiedeln, wie er denn auch das ebengenannte romanische, altehrwürdige Gotteshaus für den Cultus wieder herstellen ließ. In Kolmar wurde ebenfalls unter seiner Verwaltung das katholische Gymnasium mit einer Gruppe tüchtiger Professoren gegründet. Mehrfache wohlthätige Vereine und Congregationen, mehrere dem Unterrichte beider Geschlechter gewidmete Institute im Bereiche der ganzen Diöcese entstanden oder siedelten sich in Straßburg und auf verschiedenen Punkten beider Departemente des Elsasses an. Die bloße statistische Anzeige dieser zahlreichen Stiftungen würde den hier bemessenen Raum weit überschreiten. Wir begnügen uns, eine Congregation zu erwähnen,

deren Sitz in der Thermenstadt, in Niederbronn, sich befindet: „die Töchter des heiligen Erlösers", verdanken ihr Dasein der Initiative einer einfachen, aber begeisterten Jungfrau; sie widmen sich ausschließlich der Besorgung vereinzelter Kranken und der Erziehung armer Pfleglinge. In mehreren Localitäten auch außerhalb des Elsasses, bestehen Filiale dieser Schöpfung, die gleich von allem Anfang des speciellen bischöflichen Schutzes sich erfreute. Die Gründerin der Anstalt fand, auf so augenscheinliche Weise, Kraft zu ihrem Unternehmen in ihrer Glaubenszuversicht, daß sie ihre nähere Umgebung zuerst und dann fernergelegene Freunde für ihren menschenfreundlichen Zweck begeistern mußte. Den krankhaften, ertatischen Zustand, in welchem gerade sich ihre praktische, christliche, barmherzige Thätigkeit entwickelte, bescheiden wir uns unerklärt zu lassen, nicht des Näbern zu beleuchten. Wenn das Wort des Evangeliums zutrifft: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen", so muß der Stifterin des Niederbronner Werkes jedenfalls das Recht des fruchtbaren Bestehens zuerkannt werden. Daß unbefugte, exaltirte Bewunderer die werkthätige Jungfrau durchaus zur Seherin stempeln wollten und derselben politische Prophezeiungen entlockten, ist nicht die Schuld der armen „Kranken", es ist die Schuld der „Gesunden", die sich nicht begnügten mit dem sichtbaren Wunder des bergeversetzenden Glaubens.

Es erübrigt noch ein anderes symptomatisches Factum an die Verwaltungsperiode des jetzigen Bischofs zu knüpfen, obgleich sich dasselbe auf eine vereinzelte Personalität bezieht. Im Jahre 1849 erfuhren die

Freunde von David Richard, dem damaligen Director des Irrenhauses von Stephansfeld, daß der philantropische Denker seinen bisherigen Glauben abgeschworen und in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen sei. Die Motive seiner Bekehrung legte Richard in einem merkwürdigen Schreiben an den Bischof von Straßburg nieder. Ursprünglich war dies Glaubensbekenntniß nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, aber der Convertit ließ sich, wohl mit Widerstreben, durch die Insistenz des berüchtigten Louis Veuillot eine Einwilligung zum Drucke entreißen. Die Gründe, welche gewöhnlich die zum Katholicismus hinneigenden Protestanten für ihren Uebertritt aus einer gespaltenen Kirche in eine einheitliche anführen, waren diesmal durch persönliche Beziehungen verstärkt. David Richard, der Sohn einer katholischen Mutter, der Gatte einer strengkatholischen geistreichen Katholikin, durch seinen langen intimen Umgang mit Lamennais und anderen katholischen eminenten Denkern, war zu der großen Metamorphose von lange her vorbereitet. Der Bischof sah mit Freuden diesen Schritt des trefflichen Mannes, und zählte die Rückkehr seines verlorenen Sohnes unter die besten Errungenschaften seines langjährigen Wirkens.

Wie hochgeschätzt Richard in weitesten Kreisen war, erhellt aus der milden Beurtheilung, die seinem Uebertritt in der lutherischen Kirche und in seiner Vaterstadt, dem calvinistischen Genf, zu Theil wurde. Nicht Ein Vorwurf ließ sich hören, so sehr war Jedermann von der Reinheit und Uneigennützigkeit der Absichten Richard's überzeugt. Sogar George Sand, der viel

jährige Freund des Directors von Stephansfeld, ließ kein hartes Wort fallen; der Bericht des berühmten Mann-Weibes an ihn ist ein Muster von ächt philosophischer Toleranz und mußte für den Convertiten den Beweis mit sich führen, daß auch in den Reihen der Freidenker einzelne Geister sich auf eine Höhe schwingen, wo die Gegensätze der Confessionen in einer umfassenderen Formel sich aufheben.

Die protestantische Kirche im Elsaß.

Von 1800 bis 1870.

Während der Schreckensherrschaft erlag die protestantische Geistlichkeit des Elsasses derselben Verfolgung wie die katholische. Die Pastoren, so gut als die Kuraten, seufzten hinter Schloß und Riegel im großen katholischen Seminargebäude. Sie kamen, man darf dessen gewiß sein, gekräftigt und gestählt aus dieser Feuertaufe. Als die Consular-Regierung durch das Gesetz vom 8. Germinal des X. Jahres der Republik Ordnung in die kirchlichen Verhältnisse brachte, fand sie günstigen Grund und Boden; man segnete die Hand, die aus den Trümmern der alten Zeit aufrecht erhielt, was zu retten war.

Die Constitution, die sie für die Kirche augsburgischer Confession aufstellte, war durchaus nicht liberal. Nach den schauderhaften Erfahrungen des letzten Decenniums auf politischem Gebiet scheute man vor einer allgemeinen Wahlfreiheit selbst in der kirchlichen Gemeinde zurück. Die localen Consistorien, d. h. die localen Distriktvereine der notablen Protestanten wurden nach

einem sehr engherzigen Plane gebildet; das Ober-Consistorium (consistoire général) auf neun Mitglieder beschränkt, zu seltenen, kurzen Zusammenkünften befugt, trug Hand- und Fußschellen: das permanente Directorium war eine administrative Nachbildung des katholischen Episcopats.

Kam etwas Leben in eine Pfarrei, so hing das einzig von der Individualität des Seelsorgers ab. Um die eigentliche Organisation der Gesammtkirche kümmerte sich im Grunde Niemand. Wie hätte es anders sein können! die unendliche Mehrzahl der Gemeindeglieder war ja gar nicht an der Wahl der Consistorien betheiligt, und die Gewählten in keinem Verhältniß mit ihren übrigen Glaubensgenossen. Das Directorium thronte in unsichtbarer Ferne, nur mit weltlichen Verwaltungssachen sich befassend.

Unter den Mitgliedern der anfänglichen Directorialbehörde fanden sich indeß ausgezeichnete Männer; es reiche hin, den Professor Koch zu nennen, der in Paris ein gewichtiges Wort bei Erlassung des Germinalgesetzes mitgesprochen und für die Rettung der protestantischen Kirchengüter mit Erfolg sich bemüht hatte. Im Directorium war er dem blinden Fabulisten Pfeffel nachgefolgt. — Bis in's Jahr 1836 saß in demselben Cenakel Metzger, aus dem Oberrhein, ein ehemaliges Mitglied des Raths der Fünfhundert. Metzger hatte Mülhausen mit Frankreich incorporirt (1798), aber schon zuvor in seiner öffentlichen Laufbahn einen Kraftstreich ausgeführt, als er sich (1793) an der Grenze des Departements Oberrhein dem Eintritt des Eulogius Schneider und der Einfuhr der Guillotine wider-

setzte. In den fürchterlichen Zeiten der Anarchie ist eine solche Bürgertugend eine so seltene Erscheinung, daß sie nicht nur in den Annalen der Provinz, sondern im Geschichtsbuche des ganzen Landes aufgezeichnet zu werden verdient. Als geistliches Mitglied, d. h. als Inspector, fungirte der ausgezeichnete Kanzelredner Blessig, der jetzt noch im Andenken der wenigen Ueberlebenden, die ihn in ihren frühesten Jahren vernommen, eine Ehrenstelle bewahrt.

Mit der Juliregierung kam ein regeres Leben auch in den äußeren Körper der lutherischen alsatischen Kirche. Im September 1831 hatte Friedrich von Türkheim seinen verstorbenen Vater als Präsident des Directoriums ersetzt *). Es war dem fünzigjährigen Manne Ernst um das weltliche und geistige Gedeiben der Kirche; nur hatte er in den ersten Jahren seines Eintritts zugleich die Last der Mairie von Straßburg zu tragen, und später versetzte ihn der Verlust seines Vermögens in die unangenehme Stellung, die Präsidentschaft als eine Quelle des Einkommens ansehen zu müssen, was seiner Unabhängigkeit einigermaßen Eintrag that.

Daß aber etwas morsch sei in der Constitution der Kirche, fühlte Hr. von Türkheim ebenso gut und besser als die besten seiner Glaubensgenossen. Unter der

*) Hr. B. von Türkheim war im Jahr 1827 dem Präsidenten Kern im Amte gefolgt. Dieser Letztere war ein ehemaliger Richter, und Bruder des verdienstvollen Professors und Juristen, der bis in sein hohes Alter als Präfecturrath thätig blieb († 1847).

parlamentarischen Regierung Ludwig Philipps regte sich bei den Protestanten des Elsasses das Bedürfniß einer besseren Vertretung der formalen und der geistigen Interessen. Das Gesetz vom zehnten Jahr der Republik ward unzureichend befunden. Friedrich von Türkheim hatte diese Frage von Grund aus studirt; er war nicht nur zu Neuerungen geneigt; er verlangte mehrmals von der Regierung eine liberalere Kirchenverfassung. Da war man aber in Paris mit ganz anderen Objecten beschäftigt. Der protestantische Präfect des Niederrheins, Hr. Sers, kam dem Präsidenten keineswegs bereitwillig entgegen; er drängte ihn blos zur Einführung der strikten französischen Rechnungsführung und zu harten Maßregeln gegen einige Pastoren. — Ein unruhiges Mitglied der Spitalverwaltung von Buchsweiler, Hr. Schattenmann, ein feindlicher Widersacher des Consistoriums, fand bei dem Präfekten williges Gehör und Unterstützung; es wurde ein Oppositionsblatt gegründet, welches sich ausschließlich mit der Untergrabung des Ansehens des Directoriums befaßte, und, im Namen der Spitalverwaltung von Buchsweiler, höchst unerquickliche, spitzfindige Streitfragen über die Verwaltung der geistlichen Stiftungen in der ehemaligen Hanau-Lichtenbergischen Grafschaft anregte. — So spielten weltliche Motive, persönliche Feindschaften und Antipathien in das geistliche Gebiet hinüber, welche das einzige Gute mit sich brachten, daß die historische Sachlage einer strengen Untersuchung unterworfen und die merkwürdigen Stiftungen der Hanau-Lichtenbergischen Grafen in helles Licht gestellt wurden. Jahrelang zog sich der Streit zwischen Hospi-

und Consistorium von Buchsweiler hin; der französische Staatsrath wurde mit der Untersuchung der verwickelten Streitpunkte beauftragt. Die französische Regierung sah es nicht ungern, daß die Protestanten unter sich haderten. Erst mit dem Tode Schattenmanns, vor wenig Jahren, kam es zu einer Abfindung.

Als die Februar-Revolution ausbrach, war Hr. v. Türkheim schon lebensgefährlich erkrankt im südlichen Frankreich. In der lutherischen Kirche zu Straßburg war der Boden so unterhöhlt, das Directorium so sehr um allen Credit gebracht, daß es nur eines schwachen Stoßes bedurfte, um es zu überrumpeln. In den ersten Märztagen hielten die Straßburger Consistorien eine Versammlung ab, worin die Einsetzung einer provisorischen zehnköpfigen Commission beschlossen und diesem Decemvirat die Ausarbeitung eines neuen, liberalen, organischen Gesetzentwurfes für die protestantische Kirche aufgetragen wurde. Ein Circularschreiben an alle Consistorien augsburgischer Confession verkündete den Ursprung und den Zweck dieser etwas heftigen Maßregel. Colmar neigte sich auch auf der Stelle zu Straßburg hin; die Mehrzahl der übrigen Consistorien stimmten nach und nach bei; einige wenige enthielten sich vorläufig.

Aber es blieb noch ein Hauptpunkt zu erörtern. Der Thron von Ludwig Philipp lag in Trümmern; an seiner Statt regierte, so gut es gehen mochte, eine provisorische republikanische Commission. Die Straßburger protestantischen Decemvire fühlten sich gedrungen, — so gut war man durch die Centralisation geschult, nach Paris an das Ministerium des öffentlichen

Unterrichts und des Cultus zu berichten und dessen Genehmigung einzuholen. In der Hauptstadt hatte sich eine unbedeutende Minorität eine unerhörte Staatsumwälzung erlaubt, aber daß in der Provinz, in einem einfachen Chef-lieu de département, eine heterodoxe Kirche sich zu einem autonomen Machtstreich verstieg, das war ein unerhörtes Vergehen! Auf das Verfahren der Directorial-Commission folgte ein kaum verschleierter Verweis. Man ließ zwar das Decemvirat in Gnaden bestehen: saßen doch darin die höchsten Notabilitäten der Straßburger Bevölkerung — aber nur zur Abwickelung der laufenden Geschäfte wurde es befugt: „man werde sich späterhin über die Veränderungen, welche das organische Cultusgesetz erleiden dürfte, des Weitern besprechen."

Groß war das Erstaunen des provisorischen Directoriums, als die ministerielle Depesche mit Carnots Unterschrift anlangte. Es ließ sich indessen nicht einschüchtern, verwaltete regelmäßig und unbeschadet des Einspruchs einzelner Consistorien, sammelte die Meinungen dieser Behörden über vorzuschlagende Neuerungen, verfaßte einen Gesetzentwurf und berief auf das Ende Septembers — diesmal mit erlangter höherer Genehmigung — eine Versammlung der Delegirten aller lutherischen Consistorien Frankreichs nach Straßburg.

Es war ein schöner Augenblick! doch leider nur ein Augenblick. Ein erfrischender Lebenshauch schien durch die protestantische Congregation zu wehen, als diese kirchliche Deputirtenkammer, dies kleine belebte Concil, etwa aus hundert Mitgliedern bestehend, in

den Hallen der Thomaskirche am 18. September 1848 zur Eröffnungsfeier sich zusammenfand, und darauf während zehn Tagen im großen Collegiensaal des Seminars seine Tagsatzungen hielt. Der Schriftführer der Commission legte, mit kaum unterdrückter Bewegung, Rechenschaft ab von der siebenmonatlichen interimistischen Verwaltung und beschwor das Andenken der abgeschiedenen Lehrer herauf, die in diesen selben Räumen den Hort des evangelischen Glaubens bewahrt und unsichtbar die gegenwärtige Gemeinde umschwebten.

Gewissenhaft wurde das vorbereitete liberale Gesetz berathschlagt und darin die Forderungen gestellt, die unterdessen zum Theil zugesichert, zum Theil noch in Erwartung stehen: Constituirung der Kirchenräthe oder Presbyterien (Conseils presbytéraux), Wahl der Consistorien durch allgemeines Stimmrecht, Erweiterung der Befugnisse und Vermehrung der Mitglieder des Ober-Consistoriums, Beschränkung des Directorial-Einflusses bei Pfarrwahlen u. s. f. Die Debatten waren im Durchschnitt gründlich, in's Einzelne gehend, zum Theil von beredten Männern geleitet, bisweilen polemisirend, denn auch hier, in diesen Außenwerken der Kirche, konnte man die dogmatischen Ansichten wohl erkennen. Zu einem leidenschaftlichen Ausdrucke entgegengesetzter Meinung kam es indessen erst in der Schlußsitzung, als die Verschmelzung der augsburgischen Confession mit den Calvinisten des inneren Frankreichs beantragt wurde. Die ausgedehnten Verbal-Prozesse der merkwürdigen Versammlung wurden an die Pariser Behörde gesandt, aber dort beinahe un-

beachtet bei Seite geschoben. Die Verwaltung des Prinzen-Präsidenten erklärte im Jahr 1850 die bisherige Constitution der protestantischen Kirche als zu Recht bestehend, berief im Dezember das ehemalige Generalconsistorium, ernannte in der Person des Herrn Theodor Braun, Rath am Appellhofe in Kolmar, einen neuen Präsidenten, und führte die Bewegung von 1848 in bescheidene enge Grenzen zurück. Diese hatte indeß ihre Wirkung doch nicht ganz verfehlt: es war etwas frisches Quellwasser in einen stagnirenden Behälter geleitet: die weltlichen Mitglieder hatten sich an der Debatte betheiligt und Interesse dafür gewonnen. Nun wollen wir nicht behaupten, daß Heil und Segen der Kirche von ihrer äußeren Constituirung abhänge: damit ist es füglich nicht getban: aber zur Erweckung der Gemüther kann und soll eine solche Betheiligung beitragen: mancher, der sich bis dahin gleichgültig gegen jedes äußere Glaubensbekenntniß verhielt, bekannte von nun an Farbe und recapitulirte seinen Katechismus.

Eine in der That sonderbare, tragische Scene darf ich nicht verschweigen, die mit Einführung der neuen Directorialbehörde sich ereignete. Der bisherige Präsident, Herr v. Türkheim, war seit einigen Monaten aus dem mittäglichen Frankreich in seine Heimath zurückgekehrt und hatte noch gehofft, in seiner Würde beibehalten zu werden; aber die letzten Beschlüsse waren in Paris unwiderruflich gefaßt. Herr v. Türkheim ward zum Ehrenpräsidenten, mit Beibehaltung eines Theils der Besoldung, ernannt.

Während nun im Erdgeschoß des Directorialgebäudes, in später Abendstunde, der neuernannte Präsident

aus den Händen der Commission den Bericht über die zwei letztverflossenen Jahre entgegennahm, und jene ihre Bevollmächtigung dem neuen Würdeträger übergab, hörte man über den Häuptern des Conclaves in der Wohnung des Präsidenten eine ungewöhnliche, sonderbare Bewegung, und in demselben Augenblicke trat ein Diener herein, der das soeben erfolgte Ableben des Herrn von Türkheim verkündete. Der vielgeprüfte Greis schied so vom Leben in demselben Augenblicke, als seine officielle Machtbefugniß zu Ende ging. Er hatte den Leidenskelch bis auf die Hefe geleert. — Der Verein trennte sich, ergriffen, schweigend, in schwer zu schildernder ernster Stimmung, und geleitete zwei Tage später mit den Gliedern des Ober-Consistoriums, den abgeschiedenen Dulder zu seiner letzten Ruhestätte.

Die neue Verwaltung beschäftigte sich eifrig mit einem Gesetzentwurf, der sich auf engerer Grundlage als auf der von den Septemberdelegirten angegebenen, aufbaute. Das Regierungsdekret vom 26. März 1852 wurde indeß mehreren Anforderungen gerecht: so erhielt das Ober-Consistorium 27 Mitglieder; die Wahlen in die Consistorien wurden allen volljährigen Mitgliedern der Kirche überlassen; nur die Ernennung der Pastoren wurde fast ganz in die Hände des Directoriums übergeben, und von dort an bis jetzt diese Behörde mehr als einmal beschuldigt, die Wünsche der Pfarreien nicht hinreichend zu beachten. Eine peinliche Lage! denn auf diesem Felde wie auf dem der höheren Politik, ist es fast unmöglich, das Richtige zu treffen, wenn sich im Publikum unvermittelte Gegensätze entgegenstehen. Wir kennen im Einzelnen die

Verhältnisse im deutschen Reiche nicht hinlänglich, um die dortigen kirchlichen protestantischen Zustände zu beurtheilen; aber es will uns bedünken, es öffne sich dort nicht derselbe Abgrund zwischen der orthodoxen und der sogenannten Fortschrittspartei, wie dies im Elsaß der Fall. Das mag wohl bei uns aus dem Umstande herrühren, daß hier ein sehr weltliches Coterienwesen sich mit den kirchlichen Angelegenheiten verquickt, und bei Vielen die Intoleranz gegen Andersdenkende aus dem Mangel an Zartgefühl und höherer umfassender Bildung sich ableiten läßt.

Eine sehr gefährliche Krisis durchlebte die neue Directorial-Behörde und die ganze protestantische Bevölkerung im Jahre 1854. Ein näheres Eingehen in diese böse Zeit dürfte nicht unnütz erscheinen; es war im eigentlichen Sinne ein Aufblitzen der alten Verfolgungssucht gegen die „Hugenotten"; nicht mit Feuer und Schwert, aber auf dem Boden der materiellen Interessen gab sich dieser blinde Eifer durch eine unverhehlte Gier nach Confiskation der protestantischen Stiftungen kund.

Schon zwölf Jahre vorher hatte dieser Angriff auf protestantische Stiftungen begonnen; die ultramontane Partei, durch zahlreiche Mitglieder im Departementalrath repräsentirt, durch leidenschaftliche Pamphletisten unterstützt, bestritt das Recht des protestantischen Seminars auf die Güter, welche sich mitten in den Revolutionsstürmen unangetastet erhalten, und durch Consular-Decrete der protestantischen Akademie in Straßburg, als Erbin der ehemaligen Universität, zugesprochen und bestätigt wurden. Aber gerade auf die Rechte

dieser Universität und der alten Reichsstadt Straßburg sich berufend, wollten die Antagonisten des modernen Seminars bewußte Güter für das allgemeine Unterrichtswesen, als Stadteigenthum, mit Beschlag belegt wissen. Zu dem Zwecke entstellten sie die geschichtlichen Verhältnisse, schlugen die Einkünfte der ehemaligen Schenkungen wohl auf das Zehnfache ihres wahren Betrags an und stachelten mit wohlberechtigter Atrimonie die Mißgunst der katholischen Volksklasse gegen die Inhaber der vorgeblichen Sinekuren auf. Es war im buchstäblichen Sinne eine sozialistische Hetzjagd.

Gegen die Libellisten wurde mit historischen und finanziellen Gegenbeweisen eingeschritten, die „ungeheuren Einkünfte" auf ihr reelles, bescheidenes Maß zurückgeführt, und der Gebrauch dieser Gelder, welche dem Staatsschatz so und so viel Besoldung für protestantische Seminarlehrer und Pfarrer ersparten, auf's Genaueste nachgewiesen. Die Ohren der Verfolger aber blieben verstopft, die Gemüther und Herzen verbittert. Der officielle Streit kam zum förmlichen Ausbruch, indem der Maire von Straßburg im Namen der Stadt auf die Bodenrenten einiger Güter der St. Thomä-Stiftungen gerichtlichen Beschlag legen ließ. Welche Störung dadurch in die Verwaltung des Seminars und in die Besoldung der geistlichen und weltlichen auf jene Einkünfte angewiesenen Beamten kam, läßt sich leichtlich ermessen. Das war aber nichts gegen die Aufregung der Geister, gegen das Aufwärmen alten confessionellen Hadern! Im Schooße einer bedeutenden Provinzialstadt, in den gemischten Dorfgemeinden des Ober- und Niederrheins entstanden bedenkliche

Spaltungen: ein gehässiges, trübes Licht fiel auf mehrere ehrenwerthe Geistliche und Männer der Wissenschaft; die Regierung selbst, die solche Zwistigkeiten, wenn nicht begünstigte, so doch zuließ, wurde dadurch verunglimpft; auf einem hohen Beamten ruhte der nicht ungegründete Verdacht, die anti-lutheranische Bewegung im Geheimen zu begünstigen.

Nur ist gleich zu erinnern, daß auch in der katholischen Bevölkerung sich unparteiische Richter und Beurtheiler vorfanden, die an dem Streite weder mit Wort noch That sich betheiligten und, unter vier Augen wenigstens, die Führer der Hetzjagd tadelten.

Inmitten der muthwillig heraufbeschworenen Unruhe ereignete sich nun wiederum ein Vorfall, der in der protestantischen Gemeine einen tiefen Eindruck hinterließ und die Aufmerksamkeit von dem materiellen Streite auf das tragische Geschick eines der ausgezeichnetsten Prediger der französischen protestantischen Geistlichkeit hinlenkte.

Im Laufe des Oktobermonats 1854 war wie gewöhnlich das Ober-Consistorium zusammengerufen, und hatte sich, selbstverständlich ebenfalls über die jüngsten Vorkommnisse auszusprechen, eine Berufung an den Gerechtigkeitssinn der Centralregierung zu richten und zu protestiren gegen den unerhörten Eingriff in altverbriefte Rechte.

Die kirchliche Eröffnungsfeier ward in der Kirche St. Thomä angekündigt und abgehalten — die Glocke schlug zehn Uhr, alle Räume der weiten Tempelhallen waren angefüllt mit einer gespannten Zuhörerschaar, . . Pfarrer Eduard Verny, aus Paris berufen, bestieg die Kanzel.

Vielen Lesern dieses Blattes dürfte es wohl nicht bekannt sein, welche eminente Persönlichkeit sich an Verny's Namen knüpft; ich habe schon lange gewünscht, diesem beredten Diener des Evangeliums einige Worte der Erinnerung zu widmen; es sei mir gestattet, seiner hier in tiefster Verehrung und Liebe zu gedenken.

Verny war der Sohn eines französischen kaiserlichen Beamten in der Rheinprovinz und einer trefflichen deutschen Mutter. Als junger Advokat am königlicher Appellhofe zu Kolmar (1823—28) hatte er Aussicht auf eine glänzende, parlamentarische Laufbahn, als er, von evangelischem Eifer unwiderstehlich ergriffen, sich dem Studium der Theologie zuwandte, in Straßburg als Zögling des protestantischen Seminars das Leben gleichsam von vorne wieder begann, und im Jahre 1835 von Mülhausen als Prediger nach Paris an die Kirche der »Billettes« beschieden wurde. — Neben und über den damals gefeierten Kanzelrednern eroberte er auf der Stelle, durch eine unbestrittene Improvisationsgabe, in den höchsten Kreisen der protestantischen Gemeine einen weiten Zuhörerkreis. Wie Lacordaire verwerthete er seine historischen, philosophischen, literarischen und juristischen Studien auf der kirchlichen Tribüne. Die Verschmelzung französischer und deutscher Bildung erreichte in ihm ihren Gipfelpunkt. Mit der gemüthvollen, kenntnißreichen deutschen Fürstentochter, mit der unvergeßlichen Herzogin von Orleans war er befreundet, von dem geistreichen Preußenkönige Friedrich Wilhelm IV. ward er nach kurzer Bekanntschaft gewürdigt und geschätzt. Verny stand, mit einem Worte, als Mensch, als Christ, als genialer

Redner und Apologet, in der Hauptstadt, wo Beredsamkeit eine Gabe von Vielen, auf ungewöhnlicher Höhe.

An Straßburg knüpften ihn vielfache Bande der Erinnerung; einer der ersten Zöglinge des Philosophen Bautain, später mit den Professoren des protestantischen Seminars in enger Freundschaft und durch täglichen Ideenaustausch verbunden, kehrte er gern, wo und wann es sich thun ließ, auf diesen Schauplatz seiner Jugendbestrebungen zurück. — Diesmal — ich spreche von einem Octobertage des Jahres 1854 — diesmal kam er lebhaft ergriffen von dem Gefühle, daß er der protestantischen Gemeine Worte der Beruhigung, der festen Zuversicht auf Gottes Beistand schuldig sei. Und mit dem Vollgewicht eines nach inneren Kämpfen neu erstarkten Glaubens, mit der angebornen Suada, sprach er zu der Versammlung, die auf seine klangvolle, bewegte Stimme lauschte, und mit Wohlgefallen auf diese herrliche, männlich würdige Gestalt ihre Blicke richtete . . .

Da, auf einmal, den Schlußworten seiner Predigt nahe, bricht der geistige Athlet zusammen, der Schlag hat ihn gerührt; er stammelt noch einige halbverstandene Worte: „Betet für mich, meine Brüder!“ und so, wie der Krieger auf der Wahlstatt, haucht er seine Seele aus. Beneidenswerthes Scheiden! ergreifend für die Gemeine, aber für den Prediger ein wahrer Triumphzug von dem irdischen Kampfplatz in die Stätte des Friedens und der Ruhe.

Von dort an erfolgte ein schneller, unerwarteter Umschlag; es war, als ob Verny wie ein Sühnopfer

gefallen. Die moralische und physische Anstrengung hatte dem Prediger das Leben gekostet, aber vielleicht in beiden Lagern zur Beschwichtigung der Gemüther beigetragen. — Verny hinterließ eine Wittwe und eine Tochter, doch kein Vermögen; es wurde im ganzen protestantischen Frankreich für die verwaiste Familie gesammelt, einzelne Katholiken zählten unter die Subscribenten, ein erfreuliches Symptom christlicher Toleranz inmitten der localen Aufregung, und ein ehrenvolles Zeugniß für den Verstorbenen.

In den hohen Regierungskreisen hatte man das Gehässige der Angriffe gegen die geschichtlichen Stiftungen durchschaut; es kamen beschwichtigende Instructionen von oben. Der Präfecturrath des Niederrheins, damals aus drei katholischen und zwei protestantischen Mitgliedern bestehend, hatte sich über die Gesetzmäßigkeit der vorläufigen Beschlagnahme der Bodenrenten auszusprechen; er gab eine Erklärung gegen das Verfahren der Municipalverwaltung, und somit wurde die Störung der laufenden Geschäfte aufgehoben. Die Entscheidung über die ursprünglichen Besitztitel blieb indeß unerörtert und für spätere Zeiten aufgespart. In der oberen Departementalverwaltung ging eine Personalveränderung vor sich, die ebenfalls zur Beruhigung der Gemüther beitrug. Es war kein definitiver Friedensschluß, nur ein Vertuschen, zu provisorischem Nebeneinanderleben hinreichend, ohne sich an der Kehle zu packen.

So hatte man auch zehn Jahre vorher den unerquicklichen, gehässigen Streit über die Benutzung des Chors (das Simultaneum) in den gemeinschaftlichen

Dorfkirchen durch Compromisse und vorläufige Maßregeln beigelegt. Der protestantische, schwächere Theil gab, so viel möglich, nach, und vertröstete sich auf die Zeit, wo in jeder Gemeinde jedem Cultus ein besonderes Gotteshaus angewiesen würde.

Noch einmal im Laufe des vorletzten Decenniums ereignete sich ein für die ganze protestantische Gemeine des Elsaß bedeutsamer Unfall — ein ahnungsvolles Vorspiel der Katastrophe des Augustmonats 1870. Am 29. Juni 1860 brannte das alte Gymnasium mit dem Wilhelmitanerstifte und dem schönen Kreuzgang bis auf den Boden nieder; während einem halben Tage blieb die Stadt- und Seminarbibliothek, blieb die Neue-Kirche dem verheerenden Feuer ausgesetzt; der Ursprung wurde nicht ergründet. Ein wahrer Familienschmerz durchzuckte die protestantische Bevölkerung Straßburgs und des Elsasses; nur der Hinblick auf das grenzenlose Unheil, welches die naheſtehende Bücherſammlung und die Dominikanerkirche bedroht hatte und wundervoll abgewendet wurde, nur dieser Hinblick versöhnte einigermaßen mit dem materiellen Verluste, mit der Störung in den beiden öffentlichen Anstalten.

Das Gymnasium war kaum aus seinem Schutt erstanden, als die vorjährige Schreckensnacht die verschonten Hauptgebäude in Asche legte. Nach so schnell aufeinanderfolgenden Schicksalsschlägen ist eine starke Glaubensdosis und Vertrauen auf das Verschmerzen aller Wunden nöthig, um Stand zu halten gegen den heidnischen Aberglauben an die Fatalität, an das unwiderstehliche Verhängniß.

*) Geschrieben im Sommer 1871.

Werfen wir einen Gesammtblick auf das innere Leben der protestantischen Kirche im Elsaß von 1854—70, und vor Allem auf die inhaltreichen Verhandlungen des Ober-Consistoriums, so können wir, wie an einem rothen Faden, den Zwiespalt verfolgen, der sich auch in anderen protestantischen Ländern zwischen der orthodoxen und der freisinnigen Richtung hinzieht. Es wäre hier der unrechte Ort, auf die dogmatische Seite dieser Streitigkeiten Rücksicht zu nehmen, und die mehr oder minder gültige Berechtigung der einen und der andern gegeneinander abzuwägen: wir dürfen hier nur den historischen Gesichtspunkt festhalten. Die Meinungsdifferenz, der Antagonismus traten besonders in den Sitzungen an den Tag, als es sich um die Einführung neuer Gesangbücher, einer Kirchenagenda und einer Liturgie handelte; oder als die im Seminar verfolgte wissenschaftliche Lehrmethode zur Sprache kam. Vor Allem wurde die Berufung eines berühmten französischen Kanzelredners Colani's an eine theologische Professur von den Strenggläubigen heftig getadelt; von ihrem Standpunkte aus mit allem Rechte, denn Colani hatte sich so ziemlich unverhohlen von den Satzungen nicht nur der Augsburgischen Confession, sondern der göttlichen Autorität der Bibel losgesagt. — Als Verfechter einer strenggläubigen Ansicht traten besonders die Repräsentanten des Pariser Consistoriums auf*), und leugnen läßt sich nicht, daß diese Minderzahl, mit einigen Elsässern, der numerisch

*) Die Herren Leon de Bussierre, Frédéric Cuvier, Pfarrer Meyer ꝛc.

überlegenen Gegenpartei in den Sitzungen des Ober-Consistoriums kühn und unverdrossen, mit ausgezeichnetem Talente, die Spitze bot. Die Debatten arteten nur selten in leidenschaftliche Erörterungen aus, man suchte sich gegenseitig zu schonen; aber dem aufmerksamen Leser der gedruckten Verbalprocesse kann die tiefe Spaltung der Gemüther nicht entgehen.

Die erfreuliche Seite der Thätigkeit dieser Behörde und des Directoriums ist das rege Interesse an allen Theilen der Verwaltung, die Fürsorge für die alternden Diener der Kirche, die Aufsicht über die Rechnungsführung der Consistorien und der Stiftungen, die Einsicht in die höheren Seminarstudien, den Unterricht des Gymnasiums, die Katechisation in Kirchen und Schulen. Gegen das systematische Verdrängen der deutschen Sprache im Religionsunterricht stemmte sich mit aller Macht und nicht ohne Erfolg, einstimmig, das Ober-Consistorium und das Directorium; es war ein hartnäckiger Kampf, der sich auf einem Schritt für Schritt vertheidigten Terrain entspann, und mit den Waffen der Vernunft, mit Gewissens- und Glaubensgründen gekämpft wurde.

Auf die schwierige, verwickelte Frage: von wem die Pastorenwahl auszugehen habe, ist schon früher von uns angespielt worden; das war der heikle Punkt, der bei jeder neuen Pfarrwahl zu neuen Erörterungen und Klagen führte. Kein größeres Verdienst um die protestantische Kirche im Elsaß konnte sich die deutsche Regierung erwerben, als durch eine gewissenhafte Untersuchung dieser Verhältnisse. Daß von den strammen Verfügungen des Decrets vom 26. März 1852 etwas

nachzulassen sei, scheint unbezweifelt; nur ist es schwer, den Nagel auf den Kopf zu treffen. Wir dürfen nicht verhehlen, daß eine größere Freiheit in der Wahl der Seelsorger, mit dem oft tiefer liegenden wahren Interesse der religiösen Gemeine schwer in Einklang zu bringen ist, und uns bisweilen dem Problem der Quadratur des Cirkels gleich scheint.

Der erste Schritt zur Verständigung ist, so behauptet man, schon geschehen. Das bisherige Ober-Consistorium ward im October zusammenberufen, zur Ergänzung der Lücken in der Directorialbehörde und wohl auch zur Berathung über die Wünsche der ganzen religiösen Gemeinde. Wer es gut meint mit der elsässischen protestantischen Kirche, kann nur den Wunsch äußern, es möge hier, wie auf politischem Gebiete, der Geist der Versöhnung sich einfinden und mit seinem Balsamhauche über die vom Dämon der Zwietracht versengte Flur neu belebend und erquickend hinfahren.

Die Israeliten im Elsaß.

Um die jetzigen Verhältnisse und Zustände der israelitischen Bevölkerung im Elsaß vom unparteiischen Standpunkte zu würdigen, ist ein kurzer Rückblick auf vergangene Jahrhunderte geboten. Findet sich noch einiges Tadelnswerthes, oft Gerügtes, in den Gewohnheiten und den Neigungen eines Theils dieser Bevölkerung, so liegt die Schuld einzig und allein in der Vergangenheit. In der Völkergeschichte greifen die Begebenheiten wie ein Räderwerk in einander: Ursache und Wirkung bleiben Jahrhunderte lang in unvermeidlichem Zusammenhang. Wird gegen das ewige Recht gesündigt, so fällt, nach dem Ausspruche des alten Testaments, die Strafe und die Heimsuchung auf Kind und Kindeskind.

Nur sei gleich zu Trost und Beruhigung beider Theile hinzugefügt: mit der Zeit verliert am Ende der alte Fluch seine Kraft, wie die Schwingungen, welche der in einen Teich geschleuderte Stein hervorbringt, in immer weiteren Kreisen sich abschwächen und in die Wasserfläche unbemerkt übergehen.

Die Rheingegenden, und vor allem das Elsaß, waren im Mittelalter der bevorzugte Schauplatz der Judenverfolgung. Die fluchwürdigen Scenen, die sich

in Straßburg und den andern Städten und Flecken des Ober- und Niederrheins abspielten, sind mit blutigen und feurigen Charakteren in die Blätter der Localgeschichte eingezeichnet. Es bleibt ein fast unerklärliches Wunder, wie die verbrannten, erdrosselten, verscheuchten und mit Tode bedrohten Kinder Israels dennoch immer wieder auf den verpönten Boden sich herüberwagten, wieder mehr oder minder ihr Geldgewerbe aufnahmen und zwar an demselben Flecke, wo ihre Voreltern Unsägliches erduldet.

Nach den Hinrichtungen und Landesverweisungen im 14. Jahrhundert war indeß die jüdische Bevölkerung im Elsaß fast gar nicht oder nur vereinzelt und im Verborgenen vorhanden. Mit dem 17. und 18. Jahrhundert wird ein neuer Anlauf bemerklich. Neun Jahre nach dem westphälischen Frieden sichert ihnen ein Patent von Ludwig XIV. Schutz und Schirm zu. Frankreichs König war augenscheinlich den Bekennern des alten Bundes günstiger, als den beteroderen Christen. Eine ganze Serie von Beschlüssen der königlichen Elsässer — Intendanten (von 1657 bis 1765) spricht sich aus in diesem Sinne, da hingegen der Widerruf des Edicts von Nantes im innern Frankreich unter den Calviniſten aufräumte, und die Maßregelung gegen Lutheraner und Reformirte im Elsaß bei jeder Gelegenheit den üblen Willen der französischen Regierung bethätigte.

Allein gegen die Nachsicht und den Schutz der Intendantur stemmten sich fortwährend bei uns Stadt und Landgemeinden. Wollten sich in irgend einer Localität Juden ansiedeln, so reichten, mit oder ohne

Erfolg, die betroffenen christlichen Bewohner Beschwerdeschriften ein: der alte Judenhaß war keineswegs erloschen, und die Furcht vor dem Wucherhandel der Eindringlinge lebte fieberhaft auf. — Zigeuner ließ man in Thalschluchten oder bei Meierhöfen und Weilern in vorübergehendem Zuge gelten: aber wie von einer Schmarotzerpflanze hielt man, so lange es geben mochte, den Boden rein von jeder Ansiedelung der Söhne Israels. Straßburg ganz besonders zeigte sich illiberal: bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts fühlte es sich noch stark genug, seine alten Polizeimaßregeln unnachgiebig zu handhaben. Kein Jude durfte in der Stadt übernachten, mit der Abendglocke mußten ihre Geschäfte beendigt sein: eine Zollabgabe wurde auf jeden eintretenden Israeliten, seinen Wagen oder sein Lastthier erhoben. Wie allbekannt, war nur eine einzige israelitische Familie in Straßburg wohnhaft: sie hatte sich dieses Privilegium mit klingender Münze erkauft.

Mit der Revolution änderte sich die Sachlage. Einzelne Familien siedelten sich an, schüchtern zuerst, dann als französische Staatsbürger im Vollgefühl ihres Rechts. Schon im Jahr 1795 war ihre Zahl hinreichend zur Besoldung eines Rabbiners: im Jahr 1809 öffneten sich die Pforten einer bescheidenen Synagoge, im Raume, wo früher das deutsche Theater seinen Sitz aufgeschlagen. Im Jahr 1836 wurde der jetzige israelitische Tempel eingeweiht. Schon damals war die Zahl der in Straßburg lebenden Israeliten auf 3000 gestiegen, auf 22—23,000 im Niederrhein; etwas geringer blieb ihr numerisches Verhältniß in Kolmar und

im Oberrhein. In Straßburg und in Colmar ist ein Oberrabbiner mit einem Consistorium von sechs Laienmitgliedern und einem Verwaltungs-Commissar angestellt. Communalrabbiner (18 im Niederrhein, 19 im Oberrhein) versehen den Gottesdienst in den Landgemeinden, mit mehreren beigegebenen Officianten. Der Staat besoldet diese jüdische Geistlichkeit. Halten wir nun diese regelmäßige Organisation mit der Lage der Bekenner des mosaischen Gesetzes in vorigen Jahrhunderten zusammen, so springt der immense Unterschied in die Augen; ein Abgrund öffnet sich zwischen dem Sonst und Jetzt; die Gleichstellung aller Culte ist zur Thatsache geworden. Nur im Alltagsleben sind die Gegensätze, besonders auf dem Lande, noch nicht völlig ausgeglichen. Es hängt dies, wie schon angedeutet, mit der Lebensart der Israeliten zusammen. Allbekannt ist ihre alte Angewöhnung, vor dem Ackerbau und dem Handwerke zurückzuscheuen; sie suchen ihren Unterhalt in Wechsel- und Leihgeschäften, im Trödel- und Viehhandel, bilden somit eine von den übrigen Einwohnern noch zur Hälfte abgeschiedene Classe, und haben, noch vor zwei Decennien, den leidenschaftlichen Ausbruch der unteren Classen bei revolutionären Bewegungen gegen sich heraufbeschworen.

Die Ursache dieser schwer zu entwurzelnden Abneigung liegt für jeden Beobachter offen zu Tage. Aber ebenso steht zu hoffen, daß mit jedem Jahrzehend diese Antipathie der intoleranten Geister sich abschwächen und andererseits die israelitische Bevölkerung selber in Sitten und Gewöhnung sich mit der Masse der Einwohner verschmelzen werde.

Was zu dieser Hoffnung berechtigt, ist das Schauspiel, welches uns von der jüdischen Bevölkerung in Straßburg auf dem Boden des Unterrichts und der Mildthätigkeit geboten wird. Hier ist eine Annäherung der Bekenner des mosaischen Glaubens an die christlichen Confessionen unverkennbar. Die jüdischen Armen sind zahlreich; das numerische Verhältniß in der israelitischen Gemeinde übersteigt bedeutend die Masse des Proletariats in der übrigen Bevölkerung, aber es bleibt den bemittelten und unbemittelten Classen in derselben Gemeinde das unbestrittene Verdienst, im Ganzen nur zu eigenen Hülfsmitteln zu greifen, und sich — mit einer einzigen Ausnahme — jedes Recurses an städtische und departementale Hülfe zu enthalten. Sie sind, mit einem Worte, unermüdlich in gegenseitiger Werkthätigkeit. So treffen wir zuvörderst auf einen schon seit einem halben Jahrhundert bestehenden Verein für die Assistenz der Kranken, einen Verein, der sich ebenfalls der Wittwen und Waisen annimmt und gegenwärtig zwischen 500 und 600 Subscribenten zählt. Ein anderer Verein steht den armen Wöchnerinnen bei; wieder ein anderer dehnt seine Fürsorge auf Bettler, auf arme Durchreisende und auf die Armen von Jerusalem aus. Diese wohlthätige Gesellschaft fristet ihr Dasein durch Steuern, die in der Synagoge oder bei Hochzeitsfesten gesammelt werden, und seine Hülfsmittel sind dennoch bedeutender, als die der oben bezeichneten mildthätigen Corporationen. — Dann besteht ein specielles, im Jahr 1853 für Greise bestimmtes Hospiz, wozu der verstorbene Banquier Louis Ratisbonne eine beträchtliche Rente gestiftet. Achtzehn

Greise und Greisinnen finden daselbst eine Zuflucht und ärztliche Hülfe, unter dem alttestamentlichen Patronat des Propheten Elisa. Ein israelitisches Waisenhaus für arme Mädchen wird von fünfzehn Damen verwaltet. Eine gegenseitige, im Jahr 1849 gegründete Hülfsanstalt unterstützt die Subscribenten, ihre Wittwen und Waisen, ihre Greise, sobald sie das 65. Altersjahr erreicht. Ein israelitischer Brüderverein, erst seit acht Jahren bestehend, hält religiöse Vorlesungen am Sabbath.

In einer andern Sphäre nimmt eine im Jahr 1822 gestiftete Kunst- und Gewerbschule eine ausgezeichnete Stellung ein. Etwa achtzig Zöglinge, wovon sieben Achtel im Innern der Anstalt als Pensionäre wohnen, erhalten dort eine Erziehung, die sie für ihren künftigen Erwerb den christlichen Classen der Bevölkerung gleich stellen soll. Ueber tausend Subscribenten steuern zu dieser gemeinnützigen Anstalt bei; Municipalrath und Departementalrath gewähren jährliche Beiträge. Die Stiftung verfügt über ein ansehnliches Capital und bestreitet mit etwa 20,000 Fr. die jährlichen Ausgaben. Auf einen Franken täglich wird die Kost, die Wohnung und der Unterricht jedes Zöglings berechnet. Dieses Institut tritt aus dem innern Cirkel der israelitischen Confession heraus und findet Anklang auch in anderen Schichten der Bevölkerung. Ihr kosmopolitischer Charakter springt in die Augen: sollte er auch den Erwartungen der Gründer noch nicht ganz entsprechen, nicht alle Zöglinge definitiv in die gewerblichen Stände hinüberziehen, der Weg ist für sie angebahnt.

Auf religiösem Gebiete treffen wir in der israelitischen Gemeinde auf dieselben Parteien, welche in der protestantischen Kirche dem Beobachter auffallen. Wir meinen den Streit zwischen der alten Satzung und dem modernen Fortschritt, den Streit zwischen altgläubigen Verehrern des Talmud's und den liberalen Anführern der Kinder des Jahrhunderts, die sich zu den moralischen Principien des Christenthums bekennen, sich dieselben in Gesinnung und Wandel aneignen, und in ihrem Katechismus sehr wenig von den rationalistischen Ansichten des Protestantismus sich scheiden. Wir erlauben uns hier keinen Blick hinter den Vorhang des uns unbekannten innern Tempels zu werfen: die numerischen Verhältnisse dieser beiden Parteien in Straßburg sind uns völlig unbekannt: noch weniger ziemt es uns, den Propheten zu spielen und zu weissagen, wem die Zukunft gehört, oder ob nicht in der israelitischen Gemeine gerade wie in der protestantischen die Orthodoxen mit ihrem Widerpart, neben einander, ohne sich zu versöhnen, zu leben und zu sterben bestimmt sind.

Doch Eines bleibt für uns vom höheren geschichtlichen Standpunkte gewiß, die immer noch bestehende Folge einer neutestamentlichen Prophezeiung, die Diaspora der Bekenner des mosaischen Gesetzes und, unter unseren Augen, der Aufschwung der jetzt lebenden Israeliten auf den Gebieten der Wissenschaft, der Literatur, der Kunst und des Großhandels, mithin ein gewaltiger Rückschlag gegen die schändlichen Verfolgungen des Mittelalters, eine Nemesis, welche sich handgreiflich auf allen Blättern der Geschichte nachweisen läßt.

Das Theater in Straßburg.

In den letzten Tagen des Decembermonats 1844 erhielt der Maire von Straßburg einen offiziellen Bericht aus Weißenburg, des Inhalts, daß ein soeben in hohem Alter gestorbener Bürger, Herr Johann Wilhelm Ludwig Apffel, sein beträchtliches Vermögen der Stadt Straßburg vermacht mit der Bedingung, daß die jährlichen Einkünfte für Pflege der dramatischen und musikalischen Kunst verwendet würden. Mit anderen Worten: das Theater von Straßburg ward zum Universal-Erben des Hingeschiedenen eingesetzt.

Ein sonderbares Testament! ein origineller Testator! Hatte der Verstorbene keine nähere Verwandten? War er etwa ein so leidenschaftlicher Theaterfreund, daß er, jede andere Rücksicht bei Seite setzend, seinem ursprünglichen Hange selbst nach seinem Tode noch treu bleiben wollte? Der letzte sehr ausgedehnte Willensact war den 26. Jänner 1839 niedergeschrieben und enthielt, in incorrectem französischen Style, mehr denn eine absonderliche Clausel. Bis in die kleinsten Einzelheiten über die Verwaltung der legirten Güter sind die Vorschriften der ehemaligen Magistratsperson niedergelegt. Daß sein Gedächtniß nicht zu Grunde gehe, daß sein

Gesichtszüge der Nachkommenschaft aufbewahrt blieben, scheint dem Verstorbenen eine Hauptsorge gewesen zu sein. In diesem Punkte müssen wir die Ironie des Schicksals betonen, welche bei jeder Gelegenheit unserer Wünsche und Hoffnungen zu spotten scheint. Es hatte der selige Herr Apffel den Wunsch ausgesprochen, sein Bildniß mit den Portraits seiner Eltern und eines Secretärs möchte in einer Nische des Theaterfoyers aufgestellt bleiben. Der Brand des 9. September 1870 richtete, so viel uns bekannt, diese Absicht zu Grunde. — Aus einem anderen Theile des Testaments ersehen wir, daß Herr Apffel mit dem berühmten russischen Reisenden, dem Baron von Langsdorf, und mit Eugen Beauharnais, dem Stiefsohn Napoleon's, befreundet war; daß er dem General Hoche in einem kritischen Augenblick bedeutende Dienste geleistet, aber sich diese Verbindungen zu seinem Fortkommen keineswegs zu Nutze gemacht. Die Verfügungen über einen Theil seiner Lieblingsmöbel tragen das Gepräge einer natürlichen, keineswegs krankhaften Sentimentalität: man verzeihe mir den oft mißbrauchten Ausdruck. — Alles in Allem erscheint uns der Testirende als eine nicht unliebenswürdige Persönlichkeit, die, wie jeder Alternde, manche bittere Täuschung erfahren, und nach langem Hin- und Herzögern sich zu der Enterbung seiner Nebenverwandten entschlossen. Blos seinen eigenen Eingebungen und inneren Erfahrungen hatte er sich dabei überlassen. Was aber dem Testamente, meiner Ansicht nach, den eigensten Stempel aufdrückt, ist wohl folgender unerwartete Passus:

„Ich flehe zu Gott, daß er dieser meiner Testation
„seine Gnade verleihe; er befördere ihr Gedeihen und
„lasse sie die besten Früchte tragen; ich vertraue sie
„der Fürsorge des Municipalraths und empfehle sie
„insgemein der edelmüthigen und aufgeklärten Bevor-
„mundung der Notabilitäten von Straßburg."

Sollen wir diese feierliche Empfehlung als eine bloße Phraseologie betrachten? als ein eitles Wortgeklingel, hinter welchem kein Sinn sich birgt? Ich dächte kaum. . . . Augenscheinlich lag etwas sehr Ernstes im Sinne des Verstorbenen. . . . Er sah wohl in der dramatischen Kunst, im weltlichen Theater, ein herrliches Bildungsmittel für das Volk in allen seinen Abstufungen; wie ein Hellene, betrachtete er die Schaubühne fast als ein religiöses Institut; wie der idealistische Dichter Schiller wollte er „die Bretter, die die Welt bedeuten", so viel wie möglich zu einem erhabenen Zwecke aufgeschlagen wissen. Ein Greis, der schon mit anderthalb Füßen im Grabe steht, wird nicht mit sich selber und mit den Vollstreckern seiner letzten Willensmeinung Comödie spielen, nicht eine Lügenmaske vornehmen. Nimmermehr hätte er sein wohlgemeintes Legat unter den Schutz der höchsten außerweltlichen Macht und der Mitbürger seiner Adoptivvaterstadt gestellt, wenn er nicht einem wohlgeplanten Werke in der That damit die Krone aufsetzen wollte.

Sollte ein redlicher, unparteiischer Leser des Testaments Apffel in obenangezogene Stelle einen anderen Sinn legen, so bleibe ihm dies unverwehrt; mir aber lasse man auch meine Erläuterung als eine nicht unwahrscheinliche gelten, und verstoße man nicht den Ab-

geschiedenen in die Reihen der Sonderlinge, welche die englische Sprache mit dem Ausdrucke whimsical bezeichnet.

Der Maire von Straßburg — damals Friedrich Schützenberger — eilte nach Weißenburg, die ersten Vorkehrungen zur Besitznahme des unerwarteten Legats zu ergreifen. Fünfzig bis sechszig Tausend Franken jährliche Renten zu beziehen! welcher herrliche, großartige Vorschub sollte nicht hieraus für die dramatische Kunst in Straßburg erwachsen!

Aber vorerst mußte man sich auf einen Einspruch der zurückgesetzten Seitenverwandten gefaßt machen. Dieser Einspruch erfolgte in der That, und wurde zuletzt vor dem Staatsrath ausgetragen. Einige hunderttausend Francs wurden der nächsten Linie zugesprochen. Es befriedigte diese schiedsrichterliche Vereinbarung das Publikum von Straßburg, welches doch nicht mit dem Gedanken sich befassen mochte, der vermehrte Glanz seines Theaters sei mit der Zurückweisung eines verwahrlosten Zweiges der Familie des Testators erkauft.

Nun aber stellt sich die dreifache Frage dar: Was war das Theater von Straßburg vor dem Apffel'schen Vermächtniß? Was ist aus demselben, nach Anwendung der Renten, in den letztverflossenen zwanzig Jahren geworden? Wie ist dieselbe Dotation in Zukunft zu verwerthen? . . . Es erübrigt also, hier eine kurze Schilderung der modernen dramatischen Kunst in Straßburg zu geben, und einige fromme Wünsche als Anhängsel, mit der Bitte um nachsichtige Beurtheilung der Skizze und der Wünsche.

Schon in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bestand ein französisches Theater in Straßburg. Die Beamtenwelt, die Garnison, der höhere Bürgerstand besuchten die Vorstellungen. Für die Regierung war es ein natürliches Mittel, die französische Sprache in Aufnahme zu bringen. — Bei Goethe's flüchtigem Besuch, Ende Septembers 1779, wurde zufällig eine italienische Oper aufgeführt. Er erwähnt beiläufig diesen Umstand. An demselben Morgen hatte er zum letzten Mal von Friederike in Sessenheim Abschied genommen; an demselben Abend, nach geendigtem Theater, verabschiedete er sich ebenfalls von der glücklich verheiratheten Lili. Viele Eindrücke an einem und demselben Tage!

Während der ersten Revolution war das französische Theater häufig von der patriotischen Jugend besucht. In dem Parterre zeichneten sich die Parteien gegen einander ab. Jede Anspielung auf die Tagesereignisse wurde aufgegriffen, beklatscht oder verhöhnt, je nach dem Standpunkte der Zuschauer. Die rührend schöne Oper: „Richard Löwenherz", zog mächtig an in jenen erwartungsvollen Tagen, als Ludwig XVI., nach der vereitelten Flucht von Varenne, wie ein Gefangener in den Tuilerien behandelt wurde. Jedesmal, wenn der Troubadour Blondel das herrliche Recitativ anstimmte:

O Richard: o mon roi! l'univers t'abandonne!

Mein König Richard, dich verläßt die ganze Welt!

brach der aristokratisch gestimmte Theil der Jugend, die Schaar der Muscadins in ein tobendes Beifallrufen aus. „Der König ist nicht gefangen!" erwiderten

brüllend die Jacobiner. Französische Leidenschaft gährte, kochte, überfiedete in den gereizten Gemüthern. In jenen kritischen Augenblicken vollzog sich der chemisch-psychologische Proceß der Racenvermischung.

Am Anfang des laufenden Jahrhunderts brannte das Theatergebäude auf derselben Stelle, wo die jetzigen Trümmer klaffen, bis auf den Grund ab. Eine lebhafte Aquarellzeichnung, die sich noch in vielen Bürgerwohnungen vorfinden mag, vergegenwärtigt die tragische Nachtscene. Man verlegte das Theater in die entweihten Räume der romanischen Sanct-Stephanskirche. Dort gaben Talma und Mars ihre Gastrollen. Der ungeschmückte, unfreundliche Saal ward zu wiederholten Malen von hohen Herrschaften besucht, und auch an gewöhnlichen Tagen oft bis in die letzten Räume gefüllt. Dort sah Schreiber dieser Zeilen die jüngeren Prinzen der bourbonischen Linie, den unglücklichen Herzog von Berry an Kellermann's Seite, Lord Wellington, die jeden Anstandes baare Prinzessin von Wallis; dort vernahm er zum ersten Mal Susanna's*) holdes, liebreizendes Flüstern in „Figaro's Hochzeit", dort Talma's dröhnende Donnerstimme. . . . Aber auch den deutschen Musen blieb gastfreundlich dort mehr als ein Sommerabend gewidmet. In den ersten Jahren des Kaiserreichs war ein beinahe ständiges deutsches Theater in einem engen, meist überfüllten Saale der inneren Stadt**) angesiedelt: Kotzebue's Schauspiele und Comödien, Mozart's und Winter's Opern bildeten

*) Mlle. Mars.

**) In der Nähe der jetzigen Synagoge.

fast ausschließlich das Repertorium. Als diese Freistätte einging, erstreckten sich im größeren Theater die deutschen Vorstellungen auch auf die klassischen Schiller'schen Tragödien. Wir erinnern uns, vor mehr als fünfzig Jahren einer wirklich gelungenen Aufführung von „Wilhelm Tell" beigewohnt, und mimische Gemälde aus der biblischen Geschichte mit unwiderstehlichem jugendlichen Enthusiasmus bewundert zu haben.*) Es liegt über diesen ersten Eindrücken ein Reiz und ein Zauber der Neuheit ausgegossen, den später die vollkommen dramatische Aufführung in Hauptstädten nicht in den Schatten zu rücken vermochte.

Unter der Regierung der älteren Bourbonen erscheint uns in der That die Glanzperiode des hiesigen Theaters. Im Jahr 1821 wurde es in das neuerstandene Gebäude verlegt. Die höhere Comödie und das Drama waren meisterhaft besetzt. Schauspieler, die später in Paris auf den ersten Bühnen zu Ansehen gelangten, gingen von hier aus, waren zuerst die Lieblinge des Straßburger Publikums. Wir erinnern nur an die anmuthige Leontine Fay, an die leidenschaftliche, glühende Dorval, an den klassischen Périer, welcher in Molière's Lustspielen den Typus der eleganten Hofwelt verkörperte. Auch in zweiter Linie zeigte sich uns nach Talma's Größe der antinousgleiche Victor in Voltaire's „Zaïre" als Orosmane hinreißend; Casimir Delavigne's sicilianische Vesper fand hier Darsteller, die sich füglich mit den Schauspielern des Pariser Odeon messen konnten. Ich lege absichtlich einigen

*) Von der Wespermann'schen Gesellschaft aufgeführt.

Nachdruck auf diese Erinnerungen. In diesen gelungenen dramatischen Experimenten liegt einestheils die Erklärung der damaligen voranschreitenden Entgermanisirung Straßburgs, und sodann der Beweis für die Bildsamkeit des Publikums, wenn man selbigem systematische, kräftige, einfache, reine Speisen, statt pikanter Sauce, den eigentlichen grand monde statt des demimonde vorführt.

Schon unter Ludwig Philipp zeigte sich im hiesigen Theater ein Umschlag in's Schlimmere. Molière und die Charaktercomödie wurde nicht mehr richtig aufgefaßt, langweilte: Tartüffe blieb unverständlich, obwohl sein Urbild, unter verändertem Kleidungsschnitt, mit weniger abstoßender Maske, noch gar wohl in der Gesellschaft zu treffen war. Die Vorliebe für Oper und musikalische Leistung wurde überwiegend *): die moderne schlüpfrige Comödie verdrängte die veralteten Typen des 17. und 18. Jahrhunderts. In die klassische Tragödie brachte vorübergehend die Rachel ein neues Scheinleben: aber auch sie ergab sich, mehr und mehr, als Organ der jüngeren Schule hin, entsagte ihrer ursprünglich antiken Simplicität und haschte nach melodramatischem Effect. In dem Revolutionsjahr 1848 erschien sie mir, die „Marseillaise" declamirend, wie eine Furie: und in „Adrienne Lecouvreur" suchte ich vergebens die noble Haltung, die sie in den passionirtesten Scenen der Phädra und den Wuthausbrüchen der Camilla bewahrt hatte.

*) Agneje Schebeſt, die nachmalige Gattin von David Strauß, entzückte hier mit Recht durch die pathetische Tragik, die sie mit dem Recitativ zu verbinden wußte.

Wenn ich die Eindrücke der Theatervorstellungen in Straßburg von 1820 bis 1850 zusammendrängen müßte, würde ich sagen, daß einige bevorzugte Jahre hindurch die hiesige Bühne eine Vorschule für die Pariser Theater, späterhin aber der Abklatsch der letzteren wurde. Hat nun die Apffel'sche Stiftung dieser unseligen Tendenz Einhalt geboten? Hat sich seit zwanzig Jahren das Theater hier zum Bessern gewendet? Kaum wage ich das zu bejahen. In der größeren Oper wurde oft Schönes geleistet: Meyerbeer, Halevy, Bellini*), Verdi, Gounod fanden hier geeignete Organe. Aber ich zweifle sehr, daß es in der Absicht des Erblassers gelegen, die Choregraphie, die in einem Provinzialtheater nur etwas Verkümmertes leisten kann, zu begünstigen, oder den Afterschöpfungen Offenbach's die weiten Thüren zu öffnen. Gewiß dachte Apffel in seiner Begeisterung für dramatische Kunst an die Meisterstücke der tragischen und komischen Bühne, und wünschte die hiesige Jugend in diese Vorschule der Aesthetik einzuführen. Seine hinterlassene Büchersammlung, die, glaub' ich, leider auch im Theaterbrande aufgegangen, bestätigt diese Vermuthung.

Wenn einmal — und wir hoffen in nächster Zukunft — das Theater aus seinem Schutt erstanden, und diese, einer großen Stadt unentbehrliche gesellschaftliche Succursale zu neuem Leben erwacht, in welche Bahn gilt es dann einzulenken? Wie kann, unter

*) Diesen nur hier an eine liebliche Erscheinung erinnern, an Madam. Arga, die leider wie ein vorübergehendes Meteor verschwand?

ganz anderen, neuen Verhältnissen, dennoch dem ursprünglichen Wunsche des edelmüthigen Donators entsprochen werden? Ich sollte meinen, durch eine intelligente, resolute Pflege der höheren dramatischen Kunst — Man verstehe uns nicht falsch. Verwechseln wir nicht das Theater mit dem Hörsaale oder gar mit der Kirche. Wer im Theater Belehrung und Erholung sucht, will deßhalb nicht Wiederholung der Moralphilosophie oder Dogmengeschichte in Versen und Prosa. Selbst die Meisterstücke der ersten Dichter Deutschlands, Frankreichs und Englands sollen nicht alltäglich vorgeführt werden. Aber es bleibe denselben eine hervorragende Stellung, eine Rangordnung vorbehalten, die sich nicht unter das Joch der conventionellen Cassenstücke zu fügen hat. So dürfen wir hoffen, daß hier so gut wie in mancher kleinen Residenzstadt Mustergültiges zu leisten wäre. — Der Testator hat sein Vermächtniß „unter den Schutz der Gesetze, seines persönlichen Rechts und der Reinheit seiner Absichten gestellt", mithin wäre für jeden Gebildeten der Einspruch gestattet, wenigstens durch das Organ irgend eines Mitglieds des Municipalrathes, wenn jenen reiner Absichten durch schlechte, zweckwidrige Anwendung der Renten entgegengearbeitet würde. Möge sich die künftige Theaterdirection mit dem klar ausgesprochenen Wunsche, mit der Absicht des Erblassers durch und durch befreunden, und mögen die großen Schöpfungen der dramatischen Dichtkunst aller civilisirten Nationen mehr als es in der letzten Zeit geschehen, auf der elsässischen Schaubühne heimisch werden.

Der verstorbene Apffel hat in seiner nach mehreren

Seiten hin sich äußernden Sorge einen Fall angedeutet, der hoffentlich sobald nicht eintreten wird: „Sollte," so läßt er sich vernehmen, „sollte in der „Folge, nach unvorherzusehenden Katastrophen, die dramatische und musikalische Kunst in Straßburg dermaßen darniederliegen, daß mit keiner dargebrachten „Hülfe ein günstiges Resultat zu erzielen wäre, so „könnten während dieser Periode der Erschlaffung die „jährlichen Renten nach dem Gutbefinden des Municipalraths für irgend einen intellectuellen oder materiellen guten Zweck angewendet werden. Selbstverständlich würde mit dem jeweiligen Wiederaufleben „der dramatischen und musikalischen Kunst die ursprüngliche Dotation, wie solche in meinem eigenhändigen „Testament vorliegt, wieder in ihr volles, untheilbares „Recht eintreten."

Eine derartige Abnahme der Kunstliebe und der Fähigkeit, sich den reinen Genüssen dramatischer Schöpfung hinzugeben, liegt außer dem Bereich der Wahrscheinlichkeit; wir leben im Gegentheil der Hoffnung, daß nach temporärer Unterbrechung das wiedergeöffnete Theater unserer Vaterstadt als verbindendes Mittelglied zwischen beiden Nationen begrüßt werden, und im heiteren Gebiete der Kunst wie auf dem Boden der Wissenschaft ein friedliches Verständniß sich anbahnen wird.

Politische Journalistik im Elsaß.

1800—1870.

Das Hauptorgan der politischen Journalistik im Elsaß, im Niederrhein wenigstens, war seit dem Anfang des Jahrhunderts der »Courier du Bas-Rhin«, dessen lange Laufbahn von einer ungewöhnlichen Lebensfähigkeit Zeugniß ablegt. Dieses Blatt reicht eigentlich bis in die ersten Jahre der französischen Republik hinauf; nur war es damals in den Händen der Terroristen, von den Franzosen Simon und Lavéan redigirt, gegen die »Gazette de Strasbourg«, das gemäßigte, konstitutionelle Organ gerichtet. An der Spitze dieses letzteren stand Rudolph Salzmann, der Freund und Verwandte seines Homonymen, des allbekannten Aktuars. So lang es möglich, vertheidigte er den ersten Maire von Straßburg, Friedrich v. Dietrich; erst später übernahm er die Redaktion des Niederrheinischen Couriers, und behielt sie bis in die ersten Jahre der Restauration in seiner Hand.

Unter dem ersten Kaiserreich war, wie allbekannt, die Presse geknebelt. Mit der größten Vorsicht bewegte sich der verständige, gemäßigte Salzmann. Nimmt man jetzt diese alten Nummern des Nieder-

rheinischen Couriers vor, da erscheinen sie wohl farb- und kraftlos; und doch gehörte unendlich viel Takt und Umsicht dazu, innerhalb der gesetzlichen Schranken sich auf festen Füßen zu halten. Mit den Bourbonen kam ein frisches Leben in die Presse; der Courrier du Bas-Rhin wurde in die konstitutionelle Opposition hinein gezogen; er blieb das Hauptorgan der liberalen, beiläufig der protestantischen Bevölkerung, obgleich er es sich zur Pflicht machte, auch gegen seine katholischen Mitbürger gerecht und unpartheiisch zu sein.

Neben dem Courrier du Bas-Rhin lief unter verschiedener, oft wechselnder Benennung ein Präfekturblatt her, welches die Interessen der streng konservativen, beiläufig der katholischen Parthei, mit mehr oder weniger Talent vertheidigte, und mit seinem liberalen Collegen oft und heftig polemisirte. „Ich bin der Todtengräber der Regierungsblätter", pflegte der Hauptredakteur des Courriers unter der Juliregierung zu sagen, und er machte dabei durchaus keine Gasconnade; ihm widerfuhr, soll ich es Glück, soll ich es Zufall, soll ich es persönliches Verdienst nennen, ihm widerfuhr die Befriedigung, die Konkurrenten, welche ihren Unterhalt durch Beiträge der reichen Bourgeoisie, und mitunter der Regierung selber bezogen, aus dem Sattel zu heben, oder wie weiche Blätter abfallen zu sehen. Ob er sich dessen heutzutage noch erfreuen mag, ist mir nicht bewußt. Der Bürgerkönig und sein Régime war nicht fehlerfrei; aber für den Schreiber dieser Zeilen ist es zur unumstößlichen Gewißheit gediehen, daß ein vernünftiges, parlamentarisches System unter dessen mildem Scepter, und schon

unter den alten Bourbonen mit einem Ministerium Martignac dem Lande ersprießlich gewesen wäre, und daß die systematische Opposition Frankreich zwei oder dreimal an den Rand des Verderbens, zuletzt in einen bodenlosen Abgrund geführt.

Ich weiß sehr wohl, daß diese Ansichten im Elsaß nur von unbefangenen Lesern getheilt werden, und daß unzählige, durchaus nicht zu verachtende Intelligenzen, blind gegen die Lehren der Geschichte und der Erfahrung des Lebens, in ihrem unverwüstlichen Glauben an eine revolutionäre Panacée verharren, und nur im Umsturz alles historisch und organischbestehenden das Heil der Zukunft suchen. Gott gebe, daß ihnen bei den immer schrecklicher aufsteigenden Flammenzeichen am Horizont nicht allzuspät die Augen aufgehen!

Doch ich komme von meinem Objekte zu weit ab; ich wollte mich nur mit elsässischer Lokalpublizistik und nicht mit europäischer Politik befassen.

Das langjährige, glückliche Fortbestehen des Niederrheinischen Courriers fußte auf einer doppelten Ursache. Zur republikanischen Opposition war der hiesige Boden von Natur und Geschichte zum Voraus bereitet. Die reichsstädtische Tradition spukte bewußt oder unbewußt in vielen Köpfen; an sie schlossen sich die Mißvergnügten aller Classen, und wo bestand jemals eine gesellschaftliche Organisation, in welcher nicht Mißbräuche und verwahrloste, feindselige Mitglieder wie parasitische Schlingpflanzen sich vorfinden. Diesen Bestandtheilen gab sich der Niederrheinische Kourrier bisweilen zum Organe her. Aber die ausgezeichnete Individualität des Chefredakteurs war jedenfalls maßgebend für das Aufblühen des Journals.

Herr Boersch ist unbestritten ein bedeutendes publizistisches Lokal-Talent. Mit den Bedürfnissen der Stadt und Provinz bis in die genauesten Einzelnheiten wohl bekannt, von Berichterstattern treu bedient, zu schriftlicher und mündlicher Improvisation stets bereit, und durch lange, tägliche Uebung unermüdlich gerüstet, diese Bedürfnisse von seinem Standpunkte aus im Munizipalrath und in seinem Journale zu bevormunden, errang er eine unangefochtene Stellung und glänzende Erfolge, jedesmal wenn er einer reellen Erforderniß Worte lieh.

Noch einmal sei mir erlaubt, hier eine allgemeine Bemerkung einzuschalten. Man war hier in dem sonderbaren, eigensinnigen Wahne befangen, es könne sich im Elsaß nur dadurch irgend wer zum ächten Franzosen und zum ausgezeichneten Manne stempeln, indem man der deutschen Entwicklung den Laufpaß gebe, die deutsche Sprache wie ein untergeordnetes Instrument verläugne und zur Seite werfe! Während in Paris, in den höheren Kreisen der Weltstadt seit einem halben Jahrhundert die Beschäftigung mit deutscher Sprache, Literatur und Wissenschaft zur Ausbildung jedes bevorzugten Geistes gehörte, während jeder Denker in Frankreich kräftige Nahrung aus der unendlichen Vorrathskammer der deutschen Denkkraft sog, befliß man sich in Straßburg und dem übrigen Elsaß — ich lasse die Ausnahmen bei Seite — mitleidig auf das Haupträderwerk in der europäischen Entwicklung herabzusehen und belächelte öffentlich, verlachte insgeheim die Wenigen, die sich an den Heroen der modernen Dichtkunst aufrichteten, und nicht in den liederlichen

fabrikartigen Produkten der Boulevard-Literatur Erholung suchten. Zwei Sprachen, zwei Literaturen zugleich zu huldigen, das schien ein wahrer Unsinn, ein Greuel, gleichsam eine Bigamie! Freilich ist es schwerer und fordert eine größere Spannkraft aller geistigen Muskeln, sich abwechselnd oder gleichzeitig in zwei Revieren einzubürgern.

Im Oberrhein war das ablehnende Verhalten gegen deutsche Entwicklung, Kultur und Sprache auf denselben Grad gediehen wie im untern Elsaß. Der Industriel alsacien zu Mülhausen ignorirte gänzlich das jenseitige Geistesleben, und ist diesem systematischen Abschließen treu geblieben. Man glaubte sich am französischen Patriotismus zu versündigen, wenn man dem Nachbarn in seinem geistigen Bestreben gerecht würde. An der Grenze der deutschen Lande wurde die Ignoranz der deutschen Zustände fast ebenso weit getrieben, wie in den chauvinistischen Journalen der Hauptstadt.

Hier kann ich nun wieder einlenken und bemerken, daß in dem letzten Decennium, durch die Einführung des Hrn. Schneegans in den »Courrier du Bas-Rhin« ein jüngeres Lebenselement einströmte. Dieser Schriftsteller hatte sich mit den politischen Zuständen des deutschen Reiches befreundet, und bei mehreren Gelegenheiten dem Publikum reinen Wein eingeschenkt. Er verwerthet jetzt im »Journal de Lyon« seine hier angesammelten Kenntnisse, und ich habe noch nicht vernommen, daß man seinen französischen Patriotismus angefochten, weil er, den Doktrinen des »Temps« und unseres Landsmannes Reffzer folgend, sich von jeder

Einseitigkeit ferne hielt. Unter den jüngern Mitarbeitern und bevorzugten Zöglingen des Hrn. Gh. Boersch that sich auch Hr. Fischbach hervor; er kannte das lokale Terrain, und mich sollte Wunder nehmen, wenn er nicht vielleicht mit seinem keineswegs gealterten Gönner unter veränderter Gestalt am hiesigen publizistischen Horizont wieder auftauchte.

Ich würde eine unverzeihliche Vergeßlichkeit verschulden, wenn ich nicht eines imperialistischen und ultramontanen Kämpen gedächte, der in den ersten Jahren des kaiserlichen Régimes die Rolle eines Vertheidigers der Gesellschaft auf sich genommen hatte. Es war dies der kürzlich verstorbene Huder, Chef-Redakteur des «Alsacien», ein provinzialischer Veuillot, nicht ganz so keck und rücksichtslos wie dieser, aber gelegentlich persönliche Angriffe und Injurien sich erlaubend. Er hatte sich besonders während der Uebergangsperiode der Präsidentschaft Louis Napoleon's zum zweiten Kaiserreich die Aufgabe gestellt, auf die Wühler blindlings dreinzuschlagen, und dabei der Partei der Ordnung unstreitige Dienste geleistet. In den darauf folgenden Jahren war er das Hauptorgan der Ultramontanen, welche ihre meist ungerechtfertigten Angriffe auf die St.-Thomä-Stiftung richteten, und sich dabei nicht immer der strengsten Wahrheitsliebe befliſſen. Dann machte sich der Chefredacteur des «Alsacien» zum Panegyrikus des Präfekten Herrn West, und hob ihn auf ein Postament, welches die Verdienste des noch jugendlichen Verwalters in eine glänzende Beleuchtung zu heben bestimmt war, aber durch die maßlose Hyperbolik der Zuschriften oft den Zweck verfehlte. Für auf-

in geleisteten Dienste wurde im Grunde der treue Diener nicht gut belohnt: nicht einmal das rothe Bändchen, das häufig im Knopfloch der vornehmsten Polizeichefs und Wahlagenten flimmerte, kam dem lokalen Vertheidiger des Throns und des Altars zu Gute. Nachdem Herr West die Präfektur des Niederrheins an Hrn. Mignerez abgetreten, verfiel der nicht mehr bevorzugte Alsacien in ein zunehmendes Siechthum, das mit seinem freiwilligen Tode abschloß, und dem Courrier du Bas-Rhin auf eine Reihe Jahre hinaus das Feld überließ. —

Dritthalb Jahre vor dem Sturze des zweiten Kaiserreichs entstand hier ein neues Regierungsorgan, der Impartial du Rhin, der sich zwar mit seiner Unabhängigkeit brüstete, dieselbe auch ziemlich taktvoll bewährte, so lange die Rede nicht auf „Wahlen" oder „auswärtige Politik" kam: denn auf diesem abgezirkelten Boden überließ er sich jedesmal einer höhern Einflüsterung. — Die Kriegesfackel hatte der Impartial du Rhin pflichtgetreu geschwungen und emporgehalten, bis er, mit der Uebergabe Straßburgs, Ex und der Courrier du Bas-Rhin, sich auf den Trümmern der Wälle zu Grabe legte.

Auch aus dieser Vogelperspektive die vielfältigen Variationen hiesiger Journalistik zu beobachten, ist ein Schauspiel, reich an Belehrung. Der Geist der Einwohnerschaft spiegelt sich so mit photographischer Genauigkeit ab. — Ueber ein halbes Jahrhundert bestand als unabhängiges in allen Schichten der Bevölkerung gelesenes Organ, ohne irgend eine Hülfeleistung von oben, die Zeitung der theilweise gemäßigten,

bisweilen heftigen systematischen Opposition der Courrier du Bas-Rhin, und schmeichelte den Leidenschaften seiner Leser; dabei aber, und gleichsam als Gegengewicht, warf er in die Wagschale seines Urtheils jedes gerechtfertigte lokale Bedürfniß: er verwerthete die Geschichtskenntniß des Landes und der Städte; er scheute sich nicht, die verpönte Vergangenheit wachzurufen. — Nicht unbedingt empfing er jede Parole, welche die Pariser Presse in das Land hinaus schleuderte; und gab somit ein Beispiel wahrer, provinzieller Unabhängigkeit. — Den literarischen Bedürfnissen, besonders wenn sie sich auf elsässische Produkte bezogen, blieb er nie entfremdet. — So sei dankbar hier erwähnt, daß er während zehn Monaten (1860–1861) seine Spalten den historischen Briefen über das Departementalarchiv öffnete, und ein patriotisches Schauspiel: „Kaiser Sigismund in Straßburg" von demselben Verfasser zum Druck beförderte.

Diesem gehätschelten Liebling des Rheinischen Publikums gegenüber hatten nun zum Voraus die Rivalen einen bösen Stand. Wie sie sich benehmen mochten, ihre Unabhängigkeit war und blieb verdächtig. Die Leitung der Journale der „Conservateurs" ward oft unbefugten Händen, fremden, einseitig französisch geschulten Köpfen überlassen. Vereinzelte gediegene Leitartikel, wohl durchdachte literarische Leistungen wurden übersehen und gingen unter in dem zum Voraus verfehmten Gesammtinhalte. Der Unsegen klebte all' solchen Unternehmungen an der Stirne, und die Aktionäre konnten sich zum Voraus auf den Verlust ihrer Einlage gefaßt machen.

Während den unruhvollen Monaten, die auf die Februarrevolution von 1848 folgten, wurde unter der Leitung des verstorbenen Maires Küß ein demokratisches Blatt (le démocrate du Rhin) gegründet, aber da solches nur den Bedürfnissen einer heftigen Minorität entsprach, war ihm ein kurzes Lebenslos beschieden. Die Popularität von Küß knüpft sich keineswegs an diese publizistische Laufbahn und an den Metzgerprozeß (Spätjahr 1849), sondern an die Koincidenz seiner allzukurzen, uneigennützigen Verwaltung mit dem ungeheuersten Ereignisse, das über Straßburg nach seinem anderthalbtausendjährigen Bestehen hereinbrach.

Die moderne Sculptur im Elsaß.

Philipp Graß.

Unter den gleichzeitigen alsatischen Künstlern nimmt Graß eine der ersten, als Bildhauer unstreitig die erste Stelle ein. Ich wüßte nicht, wer ihm nur von Weitem diesen Rang streitig machen sollte. Er ist ein hoher Sechziger, und doch jugendlich frisch, productiv, keineswegs gebeugt von den Jahren: den Unfällen, die über ihn und seine Schöpfung im Augustmonat 1870 hereinbrachen, bietet er muthig die Stirne. Mit dem Museum des Paradeplatzes wurden in der furchtbarsten Brandnacht mehrere Statuen des Künstlers, den wir mit Stolz den unseren nennen, zernichtet. Marus und das liebliche Mädchen der Bretagne fielen, die ersten Opfer der Belagerungsgeschosse; wer sich mit diesen Gestalten befreundet, wird sie lange, wird sie immer vermissen und dem verwaisten Vater wehmüthig die Hand drücken. Wird Philipp Graß, so fragen wir, kann er den Meißel noch einmal in die feine Hand nehmen und zum zweiten Male dem Marmor dasselbe Leben einhauchen, das er im ersten Schöpfungsfeuer, beseelend und beseelt, ausgoß? Wird er noch einmal Muth fassen und zum zweiten

Mal den Sohn des Ikarus im Erz erstehen lassen? Wir müssen es bezweifeln: die frohen Tage der Jugend, die ersten Sommertage der vollen Manneskraft kehren nicht wieder. Eher entschließt sich vielleicht der Künstler zu neuen Versuchen, und verschmäht es, die schon einmal betretene Bahn zu wandeln.

Zu großem und unverhofftem Glücke blieb die Werkstatt, nicht weit vom Fuße des Münsters, unversehrt. Nach der Belagerung von Paris in seine Heimath zurückgekehrt, konnte Graß einen Theil seiner Kinder noch begrüßen. Mit ihm in der wohlbevölkerten Halle uns umsehend, treffen wir auf manche wohlbekannte christliche und heidnische Gestalten, auf Büsten, Basreliefs, Fragmente, Entwürfe aller Art; es ist immerhin noch eine schöne, durch mannigfache Kunst geheiligte Stätte.

Mit all' seiner Eigenthümlichkeit trägt Graß dennoch das Gepräge der eklektischen Epoche, worin er sich entwickelte. Er wurde, so will uns scheinen, zwischen verschiedenen Richtungen hin und hergeworfen, fand sich in Strömung und Gegenströmung befangen. Vielleicht ist ihm selber nie ganz klar geworden, wo seine eigentliche Stärke lag. Er war, er ist jedenfalls keine exclusive, systematische Natur; er suchte, fand und entwickelte das Schöne in mannigfachen Formen. Die antike Ruhe, das sinnige Wesen des Mittelalters, der Realismus der Neuzeit waren ihm gleichermaßen verständlich; abwechselnd gab er sich den Einflüsterungen der griechischen Muse, der christlich-katholischen Heiligen, der modernen lebensvollen Wirklichkeit hin. Classicismus, Romantik, bisweilen ein leises Anschmiegen an

die Ueppigkeitstheorie der Jetztwelt gaben ihm wechselsweise den Meißel in die Hand; doch in der äußeren Gestalt seiner Lieblingsbildnisse erwies er sich überall als ein ächter Künstler, dem Gesetz der höheren Schönheit unterthan.

Ich weiß nicht, ob Graß jemals das gedankenschwere, didactische Gedicht Schillers: „die Künstler", studirt und ergründet hat? Ich darf es bezweifeln; aber den Geist desselben hat er kraft des in ihm lebenden und webenden Talentes errathen und zum Theil verkörpert. Er ist durch die Gefilde des Schönen und des Anmuthigen mit offenem Sinne gewandelt und durch sie in das Reich der Wahrheit eingedrungen.

Fürwahr, Graß ist kein mit der Schönheit blos coquettirendes Genie; er trägt in seinem Geist, in seinem Busen ein Ideal, dem er unermüdet nachstrebt und das in den glücklichsten Augenblicken seines Lebens mit Urkraft hervortrat und in treffender, dem Gegenstande gemäßer Form, sich offenbarte.

Am Eintritt in die Künstlerlaufbahn war Graß augenscheinlich in dem jugendlichen Wahne befangen, es müsse der Bildhauer, wie der Maler, um die Augen der Menge auf sich zu ziehen, neu sein; er wollte innoviren, dramatisch wirken. Diesen Zweck erreichen konnte er nicht auf dem ebenen Wege der alten classisch-griechischen Kunst. Auch diese hat zwar im unvergleichlichen Laokoon ein Muster tragischer Action vorgestellt; aber es ist eine Ausnahme, und der Streit über die eigentliche Epoche der Entstehung des Laokoon blieb im Grunde unausgefochten; die complicirte Gruppe

gehört jedenfalls nicht in die Zeit, welche die Götter und Heroen des Phidias und Praxiteles in's Leben rief. Laokoon repräsentirt in der antiken Bildhauerkunst die Romantik; dieses Sujet auszuführen, dazu gehörte eine geniale technische Virtuosität, auf die unser bescheidener elsässischer Mitbürger keinen Anspruch machen wird. — Aber Graß wollte sich nun einmal nicht in den Schranken der regelrechten Sculptur halten; die ruhigen Linien einer schlafenden Venus, eines auf die Keule sich stützenden Herkules konnten ihm nicht genügen; in den Halbträumen seiner Nachtruhe erstand vor seinem innern Auge die beinahe krampfhafte Stellung des Ikarus, und die anormale des kindlichen, spielenden Mädchens der Bretagne. — Was den ersteren anbelangt, so wurden vor Jahren in das Pfeffelalbum einige Strophen eingereiht, die den Charakter der originellen Natur kennzeichnen und die wir uns erlauben, hier wieder einzuschalten; sie geben unsere eigensten Gefühle wieder und dürften vielleicht im Gedächtniß wohlwollender Leser das Bild des unseligen Luftseglers wachrufen.

Ikarus.

Titanenhafter Heldenknabe,
Was reißt dich sonnenhoch empor!
Du stürmst hinweg zu deinem Grabe!
Du bist ein Schwindler, bist ein Thor.

Nein! doch kein Thor! die inn're Stimme,
Die Nerven dir und Muskeln spannt,
Und dich mit frevelhaftem Grimme
Unwiderstehlich übermannt,

Sie ist Posaunenruf nach oben;
Es bliebe nur der Schwächling taub!
Ein Drang zum Himmel ist dein Toben,
Hoch über Noth und Erdenstaub.

So wirf die Arme weit in's Leere,
Den festen Boden stampfe fort!
Laß unter deinem Fuß die Schwere,
Und stürme in die Wolken dort.

Es hemme weder Zaum noch Zügel,
O luft'ger Renner, deinen Muth!
Versenge dir die Dädalsflügel
Und stürze nieder in die Fluth.

Du hast gewollt! dein Aufwärtsstreben
War dir ein eigner Götterlohn.
Im Erz des Künstlers wirst du leben,
Im Lied der Dichter lebst du schon.

Als Bildhauer des Frauenhauses war Graß durch seine officielle Stellung verpflichtet, in die mystischen, unergründlichen Ideen des Mittelalters sich zu vertiefen, und hier sich weniger als Schöpfer, denn als verständiger, fühlender Nachahmer zu zeigen. Es waren an dem Riesenbau des Münsters unzählige, durch die Ikonoklasten des Terrorismus zerstörte Statuen zu ersetzen, in demselben Geist, in derselben Form, wie sie die Künstler, Erwin's Zeitgenossen und Nachfolger, geschaffen. Da konnte nicht die Rede sein von lieblichen oder majestätischen Götterbildern; von vornherein war verbannt jeder Anflug von sinnlicher, sündlicher Vollgestaltung, von Faltenwürfen, welche die verborgenen Reize durch die Hülle um so verführerischer durchscheinen lassen. Im Geiste der mittelalterlichen

Ascetik ist die Lebensfülle ein Werk des Dämons; nur in abgemagerten, starren, blut- und marklosen Körpern, die halb in den Nischen sich bergen, oder auf Sarkophagen und Grabsteinen den langen Todesschlaf schlummern, darf der Sculptor seine Schöpfungen darstellen; nur in der Verklärung, die auf der Stirne der Märtyrer strahlt, oder wie ein kaum merkliches Lächeln um die Lippen der Schläfer spielt, darf die Erfindungsgabe sich bewegen; unwiderruflich ist sie in hieratische, überkommene Regeln gezwängt; nicht einmal anatomische Treue ist gestattet; den Typus des Schönen, wie er vor seinen Augen schwebt, muß der Bildhauer verschleiern und der Ueberlieferung seine beste Ueberzeugung opfern.

Konnte Graß sich diesem Programm sclavisch unterwerfen? Nun und nimmermehr; er konnte, er wollte es nicht. In seinen mittelalterlichen Schöpfungen, worin er jedoch dem Geiste der gegebenen Zeit gewissenhaft sich hingab, fühlt man das Widerstreben seines tiefinnersten Wesens. Die falschen, naturwidrigen Linien seiner alten grauen Vorgänger nimmt er nicht an; was von individueller Eingebung mit dem gegebenen System vereinbar, weist er nicht ab, und verfolgt somit einen Mittelweg über den wir uns wohl hüten, ihn zur Rede zu stellen. Ist ihm vollends eine eigene mittelalterliche Schöpfung zugestanden, da finden wir ganz den liebenswürdigen und begeisterten Kunstgenossen, der sich jeder Zeitepoche anzubequemen versteht, und gerade im enger begrenzten Raume seine Kräfte auf einen Punkt sammelt, den ihm auch die strengsten Moralisten zugestehen müssen. Seine Statue

der Sabine, Erwin's apokrypher Tochter, ist wohl der schönste Ausdruck dieser Seite seines Strebens. — Auch hier treffen wir wieder auf eine poetische Apostrophe, welche dem Gedanken unseres Bildhauers gerecht zu werden versuchte und die wir wiederzugeben uns befugt glauben.

Sabine.

Sabine, schöner Engel! Was willst du mit dem Meißel?
Welch' liebliche Gestalt schwebt deinen Augen vor?
Du weilest, sinniges Kind, schon in der Engel Chor.
Hienieden athmest du, fürwahr, wie eine Geißel,
Und sehnst in's freie Land der Dichtung dich empor.

O bleibe noch bei uns, bis du dein Werk vollendet,
Bis du mit heil'gem Schmuck geziert den Erwinsbau.
Doch blicke nur hinauf in's tiefe Himmelsblau,
Du kehrst zurück, gestärkt und ungeblendet
Von jener mystischen Geisterschau.

Nie woget ungestüm dein jugendlicher Busen,
Es legt sich deine Hand in keines Gatten Hand.
Den scheuen Fuß umhüllt ein faltiges Gewand,
Und priesterlich, wie heil'ger Dichtung Musen,
Verschmähst du ird'schen Schmuckes Tand.

Und doch, so streng du blickst, du keusche Nonne,
Ergreift ein tiefes Sehnen mich nach dir;
Es ist nicht Leidenschaft, es ist nicht Sinnengier;
Es ist der Durst nach seelenvoller Wonne,
Der Wunsch nach Lilien in unverwellter Zier.

Ich kenne dich schon längst, ich kenne dich, Sabine!
Du bist der Silberblick aus meiner Jugendzeit.
Nie hab' ich frevlerisch um deine Gunst gefreit,
Doch trat' ich ab von dieser Lebensbühne
In's bodenlose Reich der ernsten Ewigkeit, . .

Dann schwebst du mir am Abgrundsrand entgegen
Du Friedenstaube, du, mit leichtem Flügelschlag,
Und weckst den Glaubenskeim, der schlummernd in mir lag,
Und führest mich auf unbekannten Wegen
Aus meiner Zweifelsnacht in sternenhellen Tag.

In ganz anderem Geiste ist der Entwurf der „Susanna“: hier treffen wir im Entwickelungsgange von Graß auf den entgegengesetzten Pol. Ist Sabine der Ausdruck ätherischen Aufstrebens, der nicht sinnlichen Liebe, so tauchen wir dagegen mit Susanna in die wollustathmenden Fluthen des Orients: die Atmosphäre Syriens oder Mesopotamiens durchdringt uns: hier hat der Bildhauer auf dem Altare der Sinnlichkeit ein Opfer niedergelegt. Man vergönne mir zu letzt meine Ansicht über diese morgenländische Conception durch einige Strophen auszudrücken, wie ich schon dem heidnischen Fluge des Ikarus und dem engelgleichen Aufblick Sabine's zu folgen versuchte:

Susanne.

Perle Babylons! Susanne!
Wo du wandelst, wirst du siegen,
Aber deiner Badewanne
Bist, unglücklich, du entstiegen.

Wie die Arme, hingekauert
Vor den frechen Wüstlingsblicken,
Aengstlich hier zusammenschauert,
Aber herrlich zum Entzücken!

Sende deines Zornes Pfeile
Auf die alten Missethäter,
Flehe um des Donners Keile
Auf Verleumder und Verräther.

Aber selbst in deinem Zorne
Bleibst du, eine Venus, prächtig,
Oder wie die nord'sche Norne,
Die dem Bad entsteigt, allnächtig.

Hülle dich in tausend Schleier,
Rufe Sclavin oder Amme,
Daß nicht deines Marmors Feuer
Alt und junge Welt entflamme.

Wenn ich die Ehre gehabt, im Laufe der letzten Decennien einen einflußreichen Sitz im Municipalrathe einzunehmen, hätte ich wiederholt den Antrag gestellt, die Susanna auf Kosten der Vaterstadt des Künstlers zu erstehen, und hätte ihr, wie es in Frankfurt der Ariadne Danneckers widerfahren, ein besonderes Cabinet angewiesen, welches, den profanen Augen unzugänglich, sich nur den freisinnigen Verehrern der Kunst, ausnahmsweise, erschlossen hätte.

In reinem griechischen Style gehalten ist ein Bild, welches Graß mit der Bezeichnung des „Schnitters" ausgestattet hat. Eine nach vollbrachter Arbeit ruhende herrliche Jünglingsgestalt, unantastbar, nicht für den lauten Markt geschaffen; ein Erzeugniß der reinsten Begeisterung, nicht ätherisch verschwebend, nicht sinnlich fesselnd.

Graß hat einen großen Theil seiner productiven Kraft, zum Theil aus freier Wahl, zum Theil aus ökonomischer Rücksicht, der Verfertigung von Büsten lebender Zeitgenossen, Mitbürger und Freunde, gewidmet. Er kann sich mit dem Beispiel der alten, und der Künstler der neueren Welt entschuldigen. Die Museen aller Herren Länder enthalten aus vergangenen

Jahrhunderten eine Unzahl von Marmorbüsten, die uns oft auf eine höchst erwünschte Weise die Züge bedeutender Persönlichkeiten vergegenwärtigen. Graß, wenn er diese Specialität der Sculptur pflegt, copirt nicht sclavisch die Züge, die er vor Augen hat: er studirt die geistige Eigenthümlichkeit des Subjects, den Ausdruck des Charakters; den idealisirten Menschen sucht er wiederzugeben. Nichts lag weiter ab von seinem Wege, als die photographische Treue in der Reproduction. Die Individuen, welchen er im Sandstein oder Marmor ein dauerndes Leben schenkt, sind in der Totalität ihrer Züge leicht erkennbar; es sind Portraits, aber veredelt. So ist's ihm gelungen, aus oft ziemlich gewöhnlichen Gesichtern eine schöne Maske herauszumeißeln. Hat er aber ein wirklich anmuthstrahlendes Antlitz, die Züge eines naiven Mädchens, einer blühenden Frau, eines würdigen Denkers vor sich, kann er nichts Besseres sehen als die Wirklichkeit, da tritt er selbstverständlich nicht aus der Realität heraus und sucht blos das Ganze mit einem poetischen Anhauch zu übergießen, wodurch der Beschauer das Urbild, ohne es zu sehen oder zu kennen, liebgewinnt, und zu dem Unbekannten sich hingezogen fühlt.

In letzter Zeit hat Graß einen Christus geschaffen, auf den er, als das jüngste Kind, mit Recht großen Werth legt, denn es bekundet dieses Brustbild einen Fortschritt in der religiösen, inneren Entwickelung des Künstlers, der am Lebensabende sich mehr und mehr den geistigen Regionen zu nähern sucht, in denen wir, kraft unserer angeborenen Ahnungen, bestimmt sind, nach kurzem Todesschlafe zu erwachen. Es ist zwar

kein gewöhnlicher Christus, den wir vor uns sehen; der israelitische oder byzantinische Urtypus scheint ganz verschwunden, — auch auf diesem von der Anbetung der Jahrhunderte geheiligten Boden konnte Graß seiner Idee des Schönen und Gemeinnützigen nicht untreu werden; mir scheint, in seinem Christus verkörpert er mehr das Ideal der Humanität, als den Gottessohn. Vielleicht bin ich im Irrthum befangen und befriedige keineswegs den Künstler, der einen rein göttlichen Mittler darzustellen glaubte, und sein erstes Concept von einem traditionellen Christuskopf entlehnte. Ich habe mich aber zu nichts Anderem verpflichtet, als zur Wiedergabe meines aufrichtigen, persönlichen Eindrucks, und ebensowenig bin ich erschöpfend verfahren; denn es wäre leicht, in der Werkstatt von Graß noch eine ganze Bilderreihe herauszuheben, die sich zu eingehender Besprechung und allgemeiner Bewunderung eignet.

Die

Sculptur im niederrheinischen Departement.

Das Münster-Museum.

In der Nachbarschaft der Werkstatt von Philipp Graß, im Erdgeschoß des pittoresken Frauenhauses, steht dem fremden und einheimischen Besucher ein kleines, niedliches, mittelalterliches Museum geöffnet. Es ist zwar gewissermaßen nur ein Trümmerfeld, eine Art Succursale der am großen Münsterbau verschwendeten Sculpturarbeiten. — Der Architect des Münsters hatte nämlich vor einer Reihe von Jahren die ganz richtige Idee: es wäre nicht vom Uebel, wenn bei Reparaturen einzelner Zierrathen der Kathedrale die Fragmente der ersetzten Theile gesammelt, und nicht als unnütze Bausteine verbraucht würden. So häuften sich nach und nach besondere Säulenfragmente, in wahrer Unzahl, und boten dem Einzelstudium einen erwünschten Halt. Da liegen nun am Boden und auf Repositorien Kapitäler, Knäufe, phantastische Speiröhren und die Ueberbleibsel der im verhängnißvollen Jahre 1681 abgebrochenen Chorbühne. Aber mit dieser Zusammenstellung gab sich Hr. Klotz nicht zufrieden: er ließ vielfache Gypsabgüsse nehmen von Ornamenten, Statuen,

Statuetten und Basreliefs. Welcher Vortheil, welche Bequemlichkeit für das genauere Einsehen und Privatstudium daraus entspringt, ist einleuchtend; nicht auf schwindelnde Höhe hat so der Zeichner, der Bildhauer zu klettern, nicht auf offener Straße die oder jene in Stein gemeißelte Figur abzuzeichnen, wenn er unter Dach und Fach das genau abgeprägte Bild aufgestellt vorfindet.

Zu lehrreichem Vergleich mit der Sculptur im Elsaß und den Rheingegenden, ließ der Gründer dieses Localmuseums verschiedene Statuen der Kathedrale von Chartres und anderer Städte des inneren Frankreichs ebenfalls in Gyps abnehmen. Für den oberflächlichsten Laien fällt der Unterschied zwischen dem Charakter der Bildhauerkunst in unserer Rheingegend und der transvogesischen in die Augen; allein es ist hier nicht mein Zweck, mich auf dieses kunstgeschichtliche Gebiet zu begeben; ich übe blos das Amt eines Registrators.

Sobald der Gründer des Museums sich nicht rigoristisch an den Münsterbau hielt, nicht ausschließlich Fragmente oder Abdrücke von einzelnen Zierrathen und Gebilden des riesenhaften Monuments in seine Sammlung aufnahm, mußte sich seine Wahl doch vorzugsweise an hiesige oder unterelsässische Kunstproducte halten. So treffen wir in diesem Erdgeschoß des Frauenhauses auf eine Reproduction des Sarkophags des Bischofs Adelach in der Thomaskirche, und zwar ist das schöne Monument hier in seiner Totalität sichtbar, da es hingegen in der Kirche selbst durch seine Stellung an der Mauer zum Theil dem Beschauer verborgen bleibt.

Für den Schreiber dieser Zeilen ruft der Abguß des Bildes der Barbara von Ottenheim ein doppelt wehmüthiges Gefühl in seinem Busen hervor. Bekanntlich stand das Brustbild dieser verfehmten, verführerischen Frau über einer Treppe des alten Rathhauses, der sogenannten Pfalz; in letzter Zeit war das merkwürdige Bildniß auf der Stadtbibliothek aufbewahrt und ging mit diesem Gebäude zu Grunde. Mithin müssen wir es dem Architekten des Frauenhauses doppelt zu Danke wissen, daß er einen dem Urbild gleichen Abguß der Geliebten des Grafen Jacob von Lichtenberg für die Nachwelt aufbewahrt. — Ich sage absichtlich: „der Nachwelt", denn es ist die locale Geschichte der Grafen von Hanau-Lichtenberg nunmehr ein Gemeingut der deutschen Geschichte geworden, und auch in letzter Zeit sogar von dem französischen Publicum nicht unbeachtet geblieben. Das fürchterliche Loos dieses Opfers des Hexenglaubens versöhnt den heutigen modernen Leser mit der früheren Jugendgeschichte und Jugendverirrung der schönen Sünderin, und läßt nur dem Mitleid, nicht der Verdammniß Raum. Der „Weiberkrieg in Buchsweiler" ist wiederholt Gegenstand poetischer und prosaischer Behandlung geworden; aber die Verfasser, die im Durchschnitt sich zu Fürsprechern der populären Bewegung gegen die herrschsüchtige Pseudogräfin aufwarfen, haben in ihrem rühmlichen Eifer für die Moral gänzlich die psychologische Seite dieses Lebenslaufes außer Acht gelassen, und den Feuereifer der Buchsweiler Frauen gegen des Grafen Jacob's Maitresse aus Motiven erklärt, die nicht ganz stichhaltig sein dürften, und vielleicht mehr in der Mißgunst

gegen eine emporgekommene Bäuerin, als in dem puritanischen Sittlichkeitsgefühle wurzelten.

Ich bitte den Leser um Vergebung, daß ich mich durch den wiederholten Anblick der schönen Büste zu einer Abschweifung aus dem Münstermuseum verleiten ließ.

In der Sammlung behaupten die Abgüsse der Apostelstatuetten der Kanzel einen hervorragenden Rang; die Originale bilden ja einen Hauptschmuck der classischen geheiligten Rednerbühne, welche Geiler von Kayserberg bestieg und von deren Höhe herab er mit überwältigender Beredsamkeit die Gebrechen seiner Zeitgenossen rügte. — Von dieser Tribüne ertönte vor einem Vierteljahrhundert die begeisterte Stimme des Dominikanermönchs Lacordaire, welcher in seiner Zuhörerschaft Geistliche und Laien, Katholiken und Heterodoxen, Kopf an Kopf gedrängt sah, und die ewigen Wahrheiten des Christenthums in blendendem Gewande seinem gemischten Auditorium vorführte. Und etwas weiter hinaufreichend erscheint an derselben Stelle die gedrungene Gestalt eines andern Kanzelredners, der, wie Lacordaire, aus einer weltlichen Laufbahn zu der strengeren Ascese sich hinwandte und dem Studium der Theologie sich ergab. Ich meine den Abbé Bautain, eine noble Physiognomie, ein ernster Charakter, welcher auf die Vernunft mehr als auf die Phantasie seiner Zuhörer zu wirken strebte, und auch so auf enger begrenzter Bahn Triumphe der Beredsamkeit feierte. Und wie viele andere Namen knüpfen sich noch an diesen Punkt! Ueber die Apostelköpfe hin, die wir hier ruhig im Abdruck beschauen und bewundern, über

diese sinnigen Gestalten lispelte und donnerte abwechselnd die Stimme der begeisterten Redner, streute den Samen des Guten aus, in wie viele Herzen! Ihr Name und ihr Wirken lebt in der Erinnerung, wenn dagegen der Eifer einseitiger Zeloten wie eine klingende Schelle im weiten Raume verhallte und aus dem Gedächtniß der Bessern verschwand.

In einem besonderen Raume werden die Fragmente des astronomischen Uhrwerks von Dasypodius und Habrecht aufbewahrt, welche bis in die Dreißiger-Jahre die Stelle des jetzigen kunstreichen Mechanismus einnahmen. Eine pietätvolle Rücksicht wies dem veralteten morschen Gehäuse diesen Invalidenaufenthalt an. Wie ein armseliges Gerippe steht es nun da, dieses von Frischlin besungene Räderwerk, vor welchem während zwei Jahrhunderten unsere Voreltern sich staunend verbielten, gerade wie die Menge sich jetzt um die Mittagsstunde vor Schwilgue's Meisterschöpfung drängt. Der arme, alte Hahn, der schon einige Zeit vor der Revolution von 1789 das Krähen verlernte, mahnt hier neben dem lahmgelegten Mechanismus und den abgebleichten Malereien des Tobias Stimmer an die Vergänglichkeit alles Irdischen; wäre er nicht ein lebloser Automat, so ließe er wohl kläglich die Flügel hängen. Sein heutiger kunstgerechter Nachfolger bleibe, das ist mein Wunsch, auf lange, auf ewige Zeiten hinaus von ähnlichem Schicksal verschont, und mit den Aposteln und allegorischen Figuren fesle er auf seiner jetzigen Höhe die Bewunderung der Jungen und Alten.

Und da mir nun Schwilgué's Name unwillkürlich über die Lippen, ich will sagen, in die Feder kam, darf ich wohl beiläufig einige Worte dem Andenken des berühmten Mechanikers und Mathematikers widmen, welcher den Gedanken faßte, dem verrosteten Uhrwerk des 16. Jahrhunderts mit dem Wunder-Oel des modernen Wissens wieder neues Leben einzugießen. Ja, es war ein glücklicher Gedanke, der zu günstiger Stunde, wie eine Einflüsterung von oben, in dem Haupte des wissenschaftlichen Künstlers sich regte; aber damit dieser erste Keim sich organisch entwickeln konnte, dazu war zweierlei erforderlich: die Ausdauer des berechnenden Mechanikers selber, und die belebende Ermunterung des Stadtrathes. Dem Genie kam diesmal die patriotische Gesinnung seiner Mitbürger zu Hülfe; dem bewährten Erfinder und Constructor kunstreicher Maschinen griff das öffentliche Zutrauen unter die Arme, heftete Schwingen an seine Schultern, und so vermochte Schwilgué Ende September 1842, als in Straßburg der wissenschaftliche französische Congreß tagte, zum ersten Male vor befähigten Richtern das gebeime Räderwerk seines gigantischen astronomischen Baues zu enthüllen, und getrost, ohne aufgeblähte Eigenliebe, sein opus exegi aussprechen. In Versen und in Prosa ist sein Verdienst gefeiert, von allen Seiten beleuchtet worden. Schwilgue, nach schwerer Prüfungszeit, gelangte zu dem seltenen Glück, von der Mitwelt nach seinem ganzen Werthe, ich sage nicht erfaßt, aber geschätzt und geachtet zu werden, mit Ehren überhäuft, von hohen Besuchen bewillkommnet, in hohem Alter zu scheiden und Lorbeeren zu ernten auf dem trockenen Felde der höheren

Zahlenkunde, wo der Arbeiter sich gewöhnlich nur durch die Disteln der Algebra durchwindet.

Zu Füßen der astronomischen Uhr, an die westliche Mauer des Transeptes sich lehnend, weist sich dem Besucher das von Friedrich ersonnene Standbild des Bischofs Werinhar. Es steht dort so ziemlich am rechten Platze; denn wie allbekannt, rührt der romanische Theil der Kirche von jenem Kirchenfürsten her. — Es ist eine würdige Gestalt, vielleicht nicht gerade im Style des früheren Mittelalters gehalten, aber auf jeden Fall eines der gelungenen Werke des einheimischen Künstlers.

Rede zur Festfeier des 9. August 1871.

Goethe in Straßburg.

„Es ist vortheilhaft
Den Genius bewirthen; giebst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder."

Sie gestatten mir, meine Herren, daß ich die Betrachtungen, die sich an den Aufenthalt Goethe's in Straßburg und die Jubelfeier seiner Doctorpromotion knüpfen, mit den eignen prophetischen Worten des großen Dichters einleite: Sie gestatten, daß ich meine Unzulänglichkeit, meine Schwäche in die Falten seines unsterblichen Zaubermantels berge. Nur ein tiefes Pflichtgefühl, nur der Wunsch, einem höheren Aufruf zu folgen, kann den Greisenhaften, schon zur Hälfte Abgeschiedenen bewegen, in dieser ernsten Weihestunde das Wort zu nehmen, mit der inständigen Bitte um Nachsicht, wenn er es wagt, das goldene Zeitalter deutscher moderner Dichtung in seinen Anfängen auf hiesigem Grunde und Boden skizzenhaft vorzuführen.

Es ist dies schon zu wiederholten Malen von berufenen, talentvollen Schriftstellern geschehen: Goethe selbst hinterließ in seiner Autobiographie ein ewig frisches, farben- und ideenreiches Gemälde dieses bedeutsamsten Abschnittes seiner Laufbahn. Ich kann somit blos unsere Gefühle des Dankes aussprechen für dieses herrliche Vermächtniß, hinweisen auf einige Lichtpunkte, und im großen Dichterkönige den Friedensfürsten begrüßen, der versöhnend auf die Neuwelt einzuwirken bestimmt ist.

Wir, die Schüler Goethe's — ich darf das wohl ohne Rückhalt sagen — wir sind die Glieder einer unsichtbaren Kirche, eine nicht zu berechnende „Jüngerschaar, die ehrfurchtsvoll zu dem Altmeister aufblickt, denn Er vor Allen führte uns, Hand in Hand mit seinem unsterblichen Dichterbruder, er führte uns „in die heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen, und des Jammers trüber Sturm nicht mehr rauscht." Poesie, Kunst und Wissenschaft bilden, Gott sei es gedankt, immer noch das neutrale Gebiet, wo sich die im Leben entgegenstehenden Tendenzen friedlich begegnen.

Wenn sich die ganze gebildete Welt an Goethe's Meisterwerken erbaut, wenn sie ihn als ebenbürtig neben die größten Genien des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit hinstellt, so ist Straßburg ganz absonderlich zur Dankbarkeit gegen ihn verpflichtet. Ertheilte er doch meiner Vaterstadt und dem Elsaß ein Adelsdiplom, nicht ausgefertigt auf vergängliches Pergament oder chinesisches Seidenpapier, nein, mit tiefem Schriftzug eingegraben in die Felsen Hohenburgs, in

die versteckteſten Thalgründe der Vogeſen, gezeichnet auf die Muſcheln des Baſtberges, deſſen geologiſche Bedeutſamkeit er vorahnend errieth; niedergelegt in eine einſame Pfarre nahe an den weidebegrenzten Werdern des Rheinſtroms, aber vor allem mit Keilſchrift gemeißelt in die Münſterpyramide, von deren Spitze er zum erſten Mal hinausſah in das paradieſiſche Land, bei deſſen bloßer Erinnerung auf ſeine achtzigjährige Stirn ein jugendlicher, roſenrother Schimmer ſich ergoß. Einen Adelsbrief hat er ausgeſchrieben für jeden ausgezeichneten Geiſt, für jede damalige intellectuelle Größe der hohen Schule und des Elſaſſes: für dich, Schöpflin, den Mann eiſernen Fleißes, mit der Suada Ciceronianiſcher Beredtſamkeit um den heiter lächelnden Mund; für den dreifach begabten, der in Deutſchlands, Galliens und des alten Latiums Sprache gleichermaßen zu Hauſe, ein bindendes Mittelglied wurde zwiſchen Oſt und Weſt und Süd; für dich, Jeremias Oberlin, den ſinnigen Antiquar, den erſten, ernſten Forſcher auf dem unbeackerten Boden des altgermaniſchen und altfranzöſiſchen Idioms; für Koch, den Begünder einer faßlichen, chronologiſchen Methode, und den gefeierten Lehrer des Staatsrechts; für die auf mediciniſchem und chemiſchem Gebiete noch jetzt bekannten Namen von Spielmann, Ehrmann und Lobſtein; für dich, Franz Lerſe, den Freund und treuen Gehülfen des früh erblindeten Sängers des Prinzen Eugen, des Storches zu Delft und des opfermuthigen Pelikans; für den ehrenwerthen Actuar Saltzmann, den Mentor der Goethe'ſchen Tiſchgeſellſchaft, den väterlichen Rathgeber und Freund des nach Erfahrung

gierigen Jünglings; für euch alle, des Dichters Freunde und Studiengenossen, die, gleich ihm, an der Brust der Alma mater gelegen; für den mystischen Geisterseher und den praktischen Oculisten Jung Stilling; für den unseligen Reinhold Lenz, der, wenn er zugelassen wird in die Vorhalle des Tempels der Unsterblichkeit, es einzig und allein der neidlosen Freundschaft seines großen Gönners und Beschützers schuldet; für Dietrich, den Gründer der Hochöfen im Jägerthal, den Vater des juridisch gemordeten Maires von Straßburg . . . Was nur Goethe's Zaubergerte hier und in weiterer Umgebung vorübergehend streifte, ist unter dieser leichten Berührung zu höherem Leben erstanden; die von ihm im eigentlichen Sinne geformten Gestalten umschweben ihn, im Geisterreiche jenseits, auf reellem Boden diesseits, sie danken ihm, daß er sie aus dem Schattenlande der Vergessenheit errettet. — Dasselbe Unsterblichkeitsdiplom hat ja Goethe auch seinem fürstlichen Freunde, dem Herzog Karl August und dessen hohem Hause verliehen, und Weimar hat sich dem Genius des liebreichen Schützlings dankbar erwiesen und seine sterbliche Hülle in der Fürstengruft beigesetzt. Wir können nicht Gleiches mit Gleichem vergelten; aber in treuem Herzen können und sollen wir die Erinnerung hegen an die schöne Zeit, als Goethe unter unseren Großeltern wandelte, unbekannt, aber auf seiner Stirne schon für feine Menschenkenner das Wahrzeichen des hohen Geistes in Feuerzügen trug.

Die Gründung einer neuen Universitätsbibliothek für Straßburg, einer Fundgrube für Wissenschaft, einer Freistätte für den Forscher und den Denker, eines

Heiligthums für die Lehrenden und die Lernenden, knüpft füglich an die erhebenden Erinnerungen, die hier, mit Goethe's Namen eng verschwistert, uns auf jedem Schritt und Tritt entgegentreten. Indem wir die Inauguration der neuen Schöpfung mit seinem Andenken verbinden und an der Wohnung, die er auf dem Fischmarkt inne hatte, eine Gedenktafel stiften, errichten wir ihm ein Monument, dessen er in der Fülle seiner Glorie, im hohen Chor der Ruhmesbasilika, wohl entbehren kann, das aber als Abschlagszahlung unserer Schuldverschreibung gelten mag.

Sie, meine Herren, Sie wissen es so gut, ja besser als der unberufene Redner, daß der Frankfurter Patrizierssohn hier an einem Wendepunkte seines Entwicklungsganges stand: daß er von hier aus in ganz neue Bahnen einlenkte und sich, nicht willenlos, nein, mit vollem Bewußtsein in einen reichlich fluthenden, goldkörnerrollenden Strom stürzte und mit diesen Wellen zu neuen Fruchtgeländen hintrieb. — Hatte er in Frankfurt und Leipzig im Anschluß an die herrschenden Schulen seine ersten Versuche gedichtet und in die Formen der überlieferten Poetik gezwängt, so warf er hier diese beengenden Fesseln ab. Hier, in Straßburgs Mauern, eröffnete ihm Shakespeare einen ungeahnten weiten Horizont, entdeckte ihm das geheime Räderwerk des Schicksals in der Geschichte, legte vor seinen Augen die feinsten Fasern des menschlichen Sinnens und Trachtens bloß, ließ ihn an der räthselhaften Figur des Hamlet die Entzifferungskunst der Seelenzustände üben, und sich an den sprühenden Funken des Witzes und des Humors ergötzen. Lessings dramaturgische

Blätter übten von jetzt an einen unbestrittenen Einfluß auf ihn; die elsässischen, volksthümlichen Lieder führten ihn, auf Herder's Antrieb und Fingerzeig, in die unerforschten Schachten eines Urgebirgs, in die Volkspoesie, wo reiche Erzadern geborgen lagen und ihm geheimnißvolle Quellen entgegenrauschten. Hier in Straßburg zuerst durchblätterte er die Chroniken des Mittelalters, die ihn bald zu Götz von Berlichingen hinüberführten. Hier befreundete er sich mit der Märchen- und Legendenwelt und fand so geeigneten Stoff zu seinen späteren Schöpfungen. So kam es, daß die Grundidee zum Faust hier vorerst in seinem Geiste auftauchte und sich wie eine organische Pflanzenzelle allmälig entwickelnd, durch sein ganzes, langes, reiches Leben hinzog. Fragmentarisch nur erschloß sich das titanenhafte Poem vor den Augen seiner Zeitgenossen, oft durch lange Zwischenräume das eine Bruchstück von dem andern geschieden. Wie ein ungelöstes Räthsel, aufgegeben von einer mittelalterlichen Sphynx, lag es vor, und als Goethe, schon an der Schwelle des höhern Alters stehend, den ersten Theil in die Hände des Publikums gab, war es ihm selber, als lüfte er den Vorhang von einer Schaubühne, die ihm seit langer Zeit entfremdet worden. Er mußte wehmüthig und in tiefes Sinnen verloren, die Bilder heraufbeschwören, die er aus der elsässischen Jugendzeit mitgenommen.

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt!
Versuch' ich wohl, euch diesmal festzuhalten?
Fühlt sich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?

Ihr schwebt herbei! nun gut, so mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt.
Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
Vom Zauberhauch, der euern Zug umwittert.

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf.
Gleich einer alten halbverklung'nen Sage
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf.
Der Schmerz wird neu; es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf,
Und nennt die Guten, die um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor mir hinweggeschwunden.

Sie hören nicht die folgenden Gesänge,
Die Seelen, denen ich die ersten sang;
Zerstoben ist das friedliche Gedränge,
Verklungen, ach! der holde Wiederklang.
Mein Lied ertönt der unbekannten Menge;
Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang,
Und was sich sonst an meinem Lied erfreuet,
Wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerstreuet.

Jetzt erst ist es uns gegeben, die unendliche Sehnsucht und Wehmuth zu verstehen, die in diesen herrlichen Strophen geborgen liegt; jetzt erst können wir die Tiefe dieser Empfindung ergründen. Und soll ich, darf ich sie bei Namen nennen, die lieben Schatten, näher bezeichnen die Bilder der frohen Tage, der ersten Neigung, die vor dem sinnenden Dichter aus dem Nebelduft der Vergangenheit aufsteigen? Wäre es nicht eine halbe Entheiligung?

Auch sollte ich, nachdem der Dichter, wenn auch nur fragmentarisch, selber gesprochen, mich an seine Worte halten, keiner anderen Betrachtung mehr Raum

lassen, denn solche verhält sich nur wie ein tellurisches Beigemisch zu seltener Himmelskost. Allein es drängen sich doch allzunahe liegende Gedanken vor, die wir in dieser Skizze des zuerst sich offenbarenden poetischen Schöpfungsdranges Goethe's nicht abweisen dürfen, ohne dem Programm untreu zu werden, das uns auf die neue Gründung einer „universellen" Bibliothek hinweist.

Vergessen dürfen wir nicht, daß Goethe, wie sein unersättlicher, unbefriedigter Faust mit Philosophie, Juristerei und Medicin, beiläufig auch mit Theosophie und Theologie sich abgab, mithin an die Pforten aller vier Fakultäten anklopfte, daß er überdies hier auf ein anderes, ihm zuvor fremdes Gebiet hinüberschweifte; daß er ein halbes Jahrhundert vor Sulpitz Boisserée und der französischen Architectenschule zum Studium der gothischen Baukunst hinneigte, daß er die Manen Erwins von Steinbach heraufbeschwor und den ersten Plan des genialen Baumeisters divinatorisch andeutete, noch ehe er die im Frauenhaus aufbewahrten Risse mit eigenen Augen gesehen. Es lag in diesem seltsam begabten Geiste eine prophetische Initiative, die ihn all' seinen Zeitgenossen auf mehreren Feldern der Wissenschaft voranzueilen drängte. Die Keime dieser Naturanlage, die sich später zu Blüthen und Frucht herrlich entfalteten, lassen sich jetzt mit leichter Mühe in seinen elsässischen Vorstudien aufspüren. Am Fuße des hehren Erwinbaues, der auch auf uns Epigonen ahnungsvoll, gedankenschwer niederblickt, erschloß sich ihm eine unendliche, wundervolle Welt. — In seinem eigenen Herzen entdeckte er auch hier den unerschöpflichen Quell wahrer,

warmer lyrischer Begeisterung. Die Goldsmyth'sche idyllenhafte Erzählung verkörperte sich für ihn, und im Wiederglanze seiner Gefühle sah er in der einfachen, anmuthigen Landschaft nördlich von Straßburg einen verklärten Aether und farbige Irisbogen, wie seitdem kein sterbliches Auge mehr diese atmosphärischen Gebilde erblickte. Und später, aus dem Aschenhaufen seiner verkohlten Leidenschaft, hob er, wie Mahadöh der Gott der Erde, seine Geliebte, „mit feurigen Armen zum Himmel empor".

Vor dieser ernsten Versammlung darf ich mir nicht in das öfter vorgeführte Drama der ersten tiefen Neigung des Dichters einen weiteren Einblick erlauben: kaum wage ich es anzudeuten, daß auch dieses Erlebniß in den Entwickelungsgang des jungen Rechtsbeflissenen eingriff und ihn zwar nicht verhinderte, seine lateinischen Theses am 6. August 1771 blendend — er sagt leichtfertig — zu vertheidigen, aber doch manchmal die sogenannten Brodstudien stören mochte. Nur dürfte zu erinnern sein, daß Goethe eine Schnellkraft und eine Arbeitsfähigkeit besaß, wie Wenige: wie er denn auch in hohem Alter, mitten unter Kriegsstürmen, Familienverlusten, persönlicher Bekümmerniß und Dienstpflicht seinen früheren encyclopädischen Studien immer treu blieb. Sich und seinem Freunde Schiller konnte er getrost das ausdrucksvolle Zeugniß ausstellen: Wie Galeerensclaven arbeiten wir. Für die Dichter-Dioskuren war der Lorbeer keine Zierpflanze: jeden Tag erkämpfen sie sich ein frisches Blatt an dem immergrünen Kranze, der beider Schläfe schmückte, und im

Vollbewußtsein redlichen Strebens konnten sie, wie Faust, ausrufen:

Nur der verdient die Freiheit und das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

Zu Straßburg im Universitätskreise durfte sich Goethe übrigens nur umsehen, und überall stieß er auf unermüdliche Thätigkeit. In demselben Jahre, als er sich immatrikuliren ließ, begann der berühmte Hellenist Johannes Schweighäuser seine segensreiche Lehrerlaufbahn, und theilte jüngeren Freunden, wie z. B. Brunck, dem Herausgeber des Sophokles, seine Liebe zu Griechenland mit. Diesen klassischen Studien war Goethe keineswegs verschlossen, aber damals nicht eifrig zugewandt; er setzte sich sogar deshalb den spöttelnden Bemerkungen Herders aus. Auch gegen die französische Literatur, die er früher geliebt, verhielt er sich an Frankreichs Gränze eher abwehrend. Der kritische, verneinende Geist des alternden und altklugen Voltaire stieß ihn ab, so sehr er dem universellen Genie des Patriarchen von Ferner Bewunderung zollte. Und nun gar die materialistische Schule der Encyclopädie, welche im »Système de la nature« des Barons von Holbach gipfelte, war ihm in tiefster Seele zuwider. Das sogenannte Natursystem fand er aschgrau. Goethe, der seitdem als irreligiös verschrieene Pantheist, beugte sich von jeher vor dem unerforschlichen Urprincip und verwies die Theorie der ewigen Materie in das Reich einer ungerechtfertigten, unfruchtbaren Speculation.

Doch ich gerathe in Gefahr, mich ebenfalls auf einem abgelegenen Pfade zu verirren, und kehre zu der Bemerkung zurück, daß Goethe zu Straßburg in sprach-

lichem und literarischem Bezug ebenfalls an einem Scheidewege stand. Hätte er, statt dem Genius Shakespeare's und den Lehren Lessings zu huldigen, vor Voltaire die Kniee gebeugt, so gestaltete sich die Zukunft der deutschen Poesie ganz anders. Großes hätte Goethe jedenfalls geleistet; aber zum ächt germanischen Dichter, und später zum Verkünder einer alles versöhnenden Weltliteratur wäre er nicht geworden; die ganze Rangordnung auf dem deutschen Parnaß hätte sich anders gefügt; eine für die Jetztlebenden ganz unberechenbare Modification in allen geistigen Verhältnissen wäre eingetreten; die Constellationen an dem Dichterhimmel, und ich wage es hinzuzufügen, am politischen Horizont, wären in ganz anderer Stellung erschienen. Hat doch Napoleon nach der historisch-gestempelten Unterredung mit Goethe zu Erfurt in drei Worte alles zusammengedrängt, was sich seinem Scharfblick bei dieser einzigen Erscheinung bot: „Das ist ein Mann! Voilà un homme! Und Napoleon kannte von Goethe nicht viel mehr als den Werther in unvollkommener Uebersetzung! Und Goethe drückte sich in einer angelernten Sprache aus!

Der magnetische Einfluß, den Goethe's Persönlichkeit und seine Werke ausgeübt und in langer Folgezeit noch ausüben werden, ist unberechenbar. Die dem Elsaß gewidmeten Abschnitte in „Dichtung und Wahrheit" haben in Deutschland die alte Liebe für das ehemalige deutsche Reichsland zu neuer Flamme angefacht. Die magischen Tinten, die Goethe über die Gefilde des mittleren Rheinthales ausgoß, erweckten und unterhielten in den Herzen der überrheinischen Bewohner

eine Sehnsucht, derjenigen gleich, die Mignon nach Italien in das Land der Pomeranzenhaine zog. Seit einem halben Jahrhundert haben unzählige Reisende, Goethe's Spuren folgend, auf der Münstergallerie gestanden und auf einer Steinplatte seinen Namen entziffert; unzählige Pilger sind nach dem entlegneren Sessenheim gewandelt und haben dort nach den letzten Reliquien der Frühlingsneigung des Dichters geforscht. Goethe ist von der irdischen Bühne abgetreten, kaum ahnend, welche leidenschaftliche Begeisterung er entzündet und wie sehr dieser nun einmal angeregte electrische Funken in ganz andere Regionen hinüberzuckte. Auch hier kann ich blos andeutend verfahren. Ich wünsche in Goethe einen Vermittler zu finden, keinen wenn auch unwillkürlichen Propagandisten. Ich wünsche, daß bei der Verehrung dieses Glanzgestirnes politische Gegner sich die Hand reichen; ich wünsche, daß die an seinen Namen sich lehnende Gründung wachse, gedeihe und segensreiche Früchte bringe; daß unter dem Balsam der alles heilenden Zeit geschlagene Wunden vernarben. O, wenn dieser fromme Wunsch in Erfüllung geht, wenn der über das Grab hinaus waltende und wirkende Genius auch dieses schöne Friedenswerk vollbringt, dann dürfen wir alle dankbar einstimmen in den Spruch des zweitgrößten Dichters Deutschlands, dann dürfen wir neubestätigt finden das herrliche Wort:

Es soll der Sänger mit dem König gehen;
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen.

Ein Salon in Straßburg unter der Restauration.

In dem ersten Decennium des Jahrhunderts, während den Honigmonden des Consulats und des Kaiserreichs war Straßburg eine bevorzugte Stadt. Englische Kriegsschiffe und Piraten kreuzten vor den französischen Häfen des Oceans und des Mittelmeers; sie sperrten jeden Verkehr; doch während dieser Seesperre herrschte an den Ufern des Mittelrheins eine ungewohnte lebhafte kommercielle Bewegung. Häufige Truppenzüge warfen in die ehemalige Hauptstadt des Elsasses bedeutende Summen ab; der regelmäßige und unregelmäßige Verkehr legte den Grund, worauf sich rasch große Handelshäuser erhoben. An einen glücklichen Zustand gewöhnt man sich schnell; die Unfälle kommen nicht in Berechnung und Aussicht; da folgte aber eben so schnell ein Rückschlag, wir meinen die für Frankreich unseligen Jahre von 1813 bis 1815; epidemische Krankheiten, die Wechselfälle des Krieges, der jähe, doppelte Sturz des Kaisers, die Hungersnoth der

Jahre 1816 bis 1817: Straßburg fiel von seiner erschwindelten Höhe und mußte sich, nothgedrungen, zu einer einfacheren Stellung bequemen. Doch ebenso wenig verschwand mit einem Male die frühere Gastlichkeit; der Kern der ehemaligen höhern Gesellschaft des „grand monde", — wenn dieser Ausdruck in einer Provinzstadt nicht allzu anspruchsvoll scheinen sollte — dieser Kern hielt Bestand. Mehrere Familien fuhren fort, Freunde, Bekannte und Ausländer zu empfangen, nicht mit dem verzehrenden, tollen Aufwande der spätern Festlichkeiten und Gastmähler. Die Geselligkeit äußerte sich bescheiden und ersetzte die Pracht durch die Herzlichkeit der Aufnahme.

Ich versuche es hier, einen dieser gesellschaftlichen Vereine in unserer Provinzstadt um die Mitte der Restauration zu schildern. Warum nun fällt meine Wahl auf eine vorübergehende Epoche, die nicht mehr den Stempel der napoleonischen Regierung und noch nicht die Farbe der spätern parlamentarischen und republikanischen Neuheiten trägt? Ich hoffe, das folgende dient mit zur Entschuldigung und Erklärung. Ich halte an dem Jahre 1822 fest, weil es in die Zeit meiner Jugend fällt, und der rosige Widerschein dieser Frühlingstage noch im späten Alter vor dem Auge des Greisen die flüchtigen Tage verklärt, wo das Leben mit verdoppeltem Pulsschlag sich kundgab.

Bei einer andern Gelegenheit ward erzählt, wie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts Straßburg sich als Sammelplatz erwies für nordische Fremdlinge aus den baltischen Provinzen, und wie auf diesem Punkte deutsche und französische Bildung neben einander

doch nicht gerade in brüderlichem Bunde hinlebten.*) Unter der Regierung der ältern Bourbonen zeigte sich hier gleichsam ein Abglanz jener früheren, goldnen Zeit. Russen, Deutsche, Engländer besuchten Straßburg und nahmen Quartier in unseren Mauern; die Jüngern ihren akademischen Studien nachkommend, die Aeltern sich der höhern Gesellschaft erfreuend; mit ihnen kam vorübergehend ein frisches Element in das hiesige Leben. — Ich bitte um Nachsicht, wenn ich meine Leser nicht in irgend eine patriotische Häuslichkeit, auch nicht in die Wohnung eines echt französischen, aus dem Innern herbeigekommenen Beamten einführe, und mich an einen Salon der überseeischen nördlichen Colonie anschließe. Auf diesem neutralen Boden wird mir die Gruppirung der Theile, in dem sich die damalige Gesellschaft abgrenzte, bedeutend erleichtert. Meine Erinnerungen sind, ich hoffe es, genau und durch die langen Zwischenräume nicht abgeschwächt. Es wäre vielleicht Einiges hinzuzufügen, Weniges in den Hintergrund zu schieben; zur Widerlegung und Berichtigung meiner Aussagen findet sich wohl noch manch' Ueberlebender.

Wir betreten also den ehemaligen Gasthof „zum Geist," denselben, wo Herder abstieg und den Göthe oft besuchte, auf dem linken Ufer der Ill, der St. Nicolauskirche gegenüber. Die geräumigen Zimmer und Säle mit dem noch jetzt bestehenden Balkone waren damals von einer polnischen Gräfin bewohnt.

*) La Ville et l'Université de Strasbourg en 1770. — Mémoire lu dans l'Assemblée générale du congrès scientifique de France, le 27 septembre 1842.

Die schöne jugendliche Dame stand auf der Jahresgrenze, welche noch den Zoll der Verehrung und Anbetung der Männerwelt berechtigt. Die liebenswürdige, anmuthstrahlende Frau v. Lewezow war von drei Kindern, d. h. von drei Mädchen umgeben; das älteste war mit fünfzehn Jahren schon zur Jungfrau aufgeblüht; neben der Mutter schien sie die Rosenknospe am selben Zweige mit der üppig entfalteten Centifolie. — Gräfin v. Lewezow war eine Wittwe; einen Augenblick mit Schulden belastet, hatte sie ein Rittergut in Lotterie-Loosen verwerthet und durch einen seltenen Glücksfall wieder eingewonnen. Sie machte in Straßburg ein großes Haus; ihre Mutterpflichten erfüllte sie jedoch gewissenhaft und leitete selbst die Erziehung ihrer drei Töchter. Ulrike, die älteste, ein herrliches Geschöpf, sollte in das reizbare Herz des greisen Göthe einen Liebesfunken werfen, welcher allzu rasch zündete.

Der Ausgang des Winters, den sie in Straßburg zubrachte, war bestimmt zu einem Ausflug in die böhmischen Bäder. Der Reiseplan ward eingehalten, und in Karlsbad traf sie mit dem Dichter des Faust zusammen. Goethe war damals mehr als siebzigjährig, und doch wurde er so unwiderstehlich von dem unschuldigen, naiven Liebreiz der Ulrike Lewezow angezogen und gefesselt, daß er eine Zeitlang all' seinen geregelten Arbeitsstunden entsagte — bei ihm das Symptom einer tiefen, gewaltsamen Aufregung. Vernahm er von ferne den Klang der Silberstimme Ulrikens, da ergriff ihn das sehnsuchtsvollste Bangen. Ich möchte durchaus kein falsches Licht auf den Meister der deutschen Dichtkunst werfen, und doch fällt die Beschönigung schwer,

wenn man diese letzte leidenschaftliche Scene einer oft romanhaften Laufbahn näher ins Auge faßt. Zur vollen Entschuldigung Goethe's sei indeß erwähnt, daß seine Neigung nicht unerwiedert blieb und daß beiderseits Besprechung über ein eheliches Bündniß gepflogen wurde. Doch siegte in der Brust des Altvaters die Stimme der Klugheit und das ernste Pflichtgefühl; langsam und schonend löste er ein Band, welches für ihn zur schweren Kette zu werden drohte .... mit gebrochenem Herzen kehrte er zum Studium der Geologie zurück.

Diesen bizarren Zwischenfall an dem Lebensabend des deutschen Dichterkönigs glaubte ich wieder auffrischen zu dürfen; mehr als irgend eine Beschreibung der polnischen Familie erklärt sich daraus die Anziehungskraft, die von der magischen Atmosphäre der Frau v. Lewezow ausging.

In diesem Zirkel war wohl täglich ein freiwilliger, der Gräfin ganz hingegebener Sclave zu treffen, der Baron Malouet, der höchste Beamte des Departements. Dieser ausgezeichnete Mann war als Präfekt ein Diener der Bourbonen, doch selbstständig und liberal. Seine Ansichten, sein ganzes Benehmen trug ganz den Charakter des Grand-Seigneur des achtzehnten Jahrhunderts; er war in guter Schule aufgewachsen. Sein Vater, ein Mitglied der Constituante, sodann Minister Ludwigs des XVI, hatte dem unglücklichen Fürsten vor dem totalen Sturze der Monarchie die treusten, vernünftigsten Rathschläge ertheilt. Unter der napoleonischen Herrschaft saß er im Staatsrath und endete seine bewegte Laufbahn als Marineminister (1814) unter Ludwig dem XVIII.

Seinem Sohne hinterließ er einen hochgeschätzten, ehrenwerthen Namen; allein dieser Ehrenschild gewährte gegen die Camarilla der Tuilerien keinen hinreichenden Schutz. Ein Gewitter zog sich über dem Haupte des Präfekten zusammen. Daß Herr v. Malouet sich mit Frau v. Lewezow befreundete, hatte einen guten Grund in der Sorge um seine öffentliche Stellung. Ein Gegengewicht gegen die Last seines Amtes suchte er in dem Rath und in der Gesellschaft der feinfühlenden taktvollen Frau. In seiner sanften, geistreichen Physiognomie lag ein Ausdruck verborgenen Kummers; nicht für seine persönliche Laufbahn allein war wohl der biedere Mann besorgt; die nähere oder fernere Zukunft der Bourbonen mußte ihm bedenklich scheinen und Furchen auf seine Stirne graben.

In zweiter Linie zeigte sich Herr Engelhardt, der als Unterpräfekt während der kaiserlichen Regierung in der Rheinprovinz gelebt, und jetzt in Straßburg, seine Heimath, zurückgezogen, ein Künstlerleben führte. Herr Engelhardt war bei der Gräfin Lewezow gern gesehen; er verstand sich wohl auf das Anordnen geistreicher Festlichkeiten. Gerade für den Abendzirkel, wohin ich meine Leser mir zu folgen einlud, organisirte er mit seinem Sohne mimische Gemälde, kostümirte Scenen, die in rascher, dramatischer Folge bestimmt waren, die einzelnen Sylben und das Ganze eines charadenartigen Wortes vorzuführen. Die Zuschauer hatten sich mit der Auflösung des Räthsels zu befassen.

Nun möchte ich nicht dafür einstehn, daß ganz reiner Mund gehalten, und das Errathen nicht wenig-

stens für einige Anwesende halbwegs erleichtert wurde. Das beste an der Schaustellung war jedenfalls die improvisirte Truppe, der Anblick der herrlichen, jugendlichen Gestalten, die sich durch den Salon feierlich bewegten, oder in festgehaltener Gruppirung den Hintergrund ausfüllten.

In der Künstlerwelt hatte sich Herr Engelhard blos als Dilettante bethätigt. Doch konnten füglich seine schönen Landschaften, die Erinnerungen seiner Schweizerreisen, einen höhern Rang beanspruchen. — Neben ihm, doch weit über ihm als Talent, erschien im Salon der schönen Gräfin ein Landschaftsmaler, der in Deutschland nach und nach einen wahren Künstlerruf erlangen sollte. Helmsdorf war in vielen Kreisen willkommen und nicht nur um seiner ausgezeichneten Begabung: er empfahl sich als Mensch, durch seine trefflichen Eigenschaften, durch sein treuherziges, offenes Wesen. Zu Fuße hatte er die Apeninnen und Sizilien durchschweift, und von seinen Wanderungen viel werthvolle Skizzen mit nach Hause gebracht. Jetzt verwerthete er sie in Gemälden, die sich durch gewissenhafte, detaillirte Ausführung, durch ein blendendes Colorit, durch originelle Gesammtauffassung der Lokalitäten auszeichneten. In späteren Jahren wandte sich Helmsdorf mehr der skandinavischen Natur zu. — Ich sah ihn zum letzten Male während dem verhängnißvollen Sommer von 1848; er lebte damals still und einsam kränkelnd in einem wenig besuchten Thermalbad des aufgereizten Großherzogthums, und ging seinem nahen Ende entgegen.

Unter den Zuschauern dieser mimischen Gemälde

befand sich eine ritterliche Gestalt, ich darf nicht sagen ein alternder Krieger, denn seine Züge waren noch jugendlich, aber von erlittenen Strapatzen durchfurcht. Wilhelm v. Türckheim, wenig Jahre zuvor der Adjutant des Generals Rapp, hatte in Frankfurt im Herzen, oder um mich bestimmter auszudrücken, in der lebhaften, entzündlichen Phantasie Bettina's eine tiefe Spur hinterlassen: der französische Officier übte auf sie eine dreifache Anziehungskraft; er war tapfer, männlich schön und überdies ein Sohn der von Goethe verherrlichten Lili. An Wilhelm v. Türckheim's Seite stand ein Hauptmann; männliche Thatenlust war auf seiner Stirne geschrieben und glühte in seinen feurigen Augen. Unter der Juliregierung ward ihm das schönste Loos des Kriegers: er fiel, als Obrist, in Spanien, gegen die Carlisten kämpfend, an der Spitze der Fremdenlegion. Sein Name war Conrad, der ehemalige Adjutant des General Koeborn. In seinem ganzen Wesen lag ein Anflug des Konspirators; auch verbarg er keineswegs seine Vorliebe für die ehemalige kaiserliche Regierung. Seine soldatischen Züge vermählten sich, als treffliches Nebenbild, mit den Zügen seines Nachbars; nur erwartete letztern nicht der Tod auf dem Schlachtfelde, sondern das baldige langsame Hinsiechen auf einem schmerzvollen Sterbelager.

Ueber den Salon der Gräfin breitete sich übrigens keine kriegerische Atmosphäre; mir schien die Luft mit lauwarmen Atomen geschwängert. Hier, an derselben Stelle, wo jetzt Frau v. Lewezow ihre Verehrer und Schmeichler um sich sammelte, hier hatte vor wenig Jahren die Herzogin v. Wallis mit Bergami gefreeelt.

Die Gelehrtenwelt war durch einige ausgezeichnete Exemplare vertreten; in dieser angenehmen Umgebung suchte man aufmunternde Kritik oder wohlgemünzte Lobsprüche. . . . Noch ersteht vor meinen Augen Arnold's sarkastische Figur. Schon seit einigen Jahren hatte er aus Goethe's Hand das Diplom der Celebrität, ja sogar der Unsterblichkeit erhalten. Es zeigte der Verfasser des Pfingstmontags durchaus keine Verlegenheit; sein Blick schweifte unstät aber keck über die jungen Damen und Matronen hin, die den Zirkel des Hauses bildeten. — Mehr als eine dieser Gestalten hatte vor der Frau v. Lewezow die jugendlich frischen Züge voraus; aber wohl mochte die eine oder die andere insgeheim die Gräfin um den Zepter der anmuthigen Liebenswürdigkeit beneiden.

Aus den Reihen der Zuschauerinnen schwebt mir noch das glänzende Bild einer Dame vor, die unlängst in Weimar eine väterlich herzliche Aufnahme bei Goethe gefunden; es war die Schwiegertochter Lili's: bei dem greisen Dichter ein eigenthümlicher Vorzug! — An ihrer Seite saß eine Verwandte, entsprossen aus einer geschichtlichen Adelsfamilie Württemberg's: auch diese Frau brachte in die gesellschaftlichen Kreise Straßburg's eine unschätzbare Eigenschaft: mit französischer Feinheit verband sich in ihr deutsche Treuherzigkeit. Im Zirkel der älteren Damen befand sich die Baronesse, Wittwe des Generals v. Koeborn; eine würdige, etwas imponirende Erscheinung, und in ihrer nächsten Nähe Frau Renouard de Bussiere; aus ihren milden Zügen sprach das Wohlwollen und die thätige Güte. —

Ich kehre zu den Männern der Wissenschaft zurück.

— Nicht weit von Arnold, in einer Fensterbrüstung sich bergend, als fürchte er für seine geschwächten Augen den Kerzenglanz, saß ein gelehrter Archäologe, noch in vollem Mannesalter, doch schon auf der abhängigen, schiefen Bahn der Abnahme der physischen Kräfte: ich meine Gottfried Schweighäuser, den würdigen Sohn des berühmten Hellenisten. — Mit Schweighäuser hatte sich Herr v. Golbery in ein à-parte Gespräch eingelassen. Dieses junge Mitglied des Colmarer königlichen Appellhofes war eigens zu dieser Soirée nach Straßburg gekommen, und unterhielt sich vermuthlich mit seinem Freunde über den bald auszuführenden Plan einer illustrirenden Beschreibung der Schlösser und Kirchen des Elsasses. Golbery mochte wohl auch einige Zerstreuung suchen, denn schwer lasteten auf ihm die Sorgen eines Untersuchungsrichters oder Auditors. Wohl angeschrieben bei der höhern Verwaltung fiel auf ihn die schwierige Pflicht, gegen die Verschwörungen im Oberrhein mit den Waffen des Scharfsinns, der Dialektik und der Beredsamkeit einzuschreiten. Er, der Uebersetzer Niebuhrs, stand noch am Eingang seiner bewegten und wohlausgefüllten Laufbahn. Sein feines, etwas kokettes Gesicht hob sich seltsam ab von der krankhaften Ueberfülle seines Freundes.

Nicht ferne vom Präfekten, und sichtlich verlangend, eine Unterredung mit ihm anzuknüpfen, stand ein Gelehrter, etwa in Golbery's Alter, und wie Golbery aus dem wissenschaftlichen Deutschland den besten Schatz seiner Kenntnisse herüberholend; Sohn eines elsässischen Ackermanns, wußte Matter seinen ländlichen Ursprung geschickt zu verleugnen: er bereitete sich vor auf seinen

Pariser Aufenthalt; schon bekannt als Verfasser einer Geschichte der Alexandrinischen Schule, zeigte er sich mit den gegenwärtigen Celebritäten auf vertrautem Fuße, und hegte unverkennbar das Vorgefühl seiner künftigen akademischen Erfolge.

Ein frühreifer Professor der Philosophie, doch schon im Vollgenuß seiner Beredsamkeit, fehlte in dieser Versammlung. Bautain besuchte keine größere Gesellschaft; er glänzte durch seine Abwesenheit. Die Deputirten des Niederrheins waren zu Paris in der Kammersitzung; sonst hätten wohl die Herren v. Bussierre und v. Türckheim sich bei der Gräfin Lewezow eingefunden. Hr. Humann, der schon als arbeitsamer, staatsmännischer Finanzier eine große Auszeichnung genoß, hätte sich unstreitig, wie Bautain, bei Seite gehalten.

Noch fehlt in dieser flüchtigen Beschreibung ein wichtiges Element; noch habe ich nicht von den auswärtigen Gästen einige vorgeführt. Liefländer, Kurländer, Bayern, Engländer nahmen Theil als Zuschauer oder als handelnde Personen. Unter den jungen Kurländern fand sich eine stolze, kecke Figur; ich bezeichne sie nicht mit Namen, obgleich fast eine halbhundertjährige Periode sich zwischen jetzt und damals einschiebt. Dieser Jüngling hatte sich hierher geflüchtet, und zwar von Heidelberg; er gab vor, dort zu studiren; er war aber nicht mehr und nicht weniger als ein Renommist von Adel, der bei einer frivolen Zwistigkeit seinen Gegner im Duell zu Boden schoß. Seine Physiognomie war nicht unschön; aber es lag darin ein dämonischer Zug; er schien keineswegs um das jüngst Vorgefallene bekümmert; seine Flucht aus

der Universitätsstadt machte ihm keine grauen Haare. In den Reihen der Tänzer, die sich nach dem Schluß der mimischen Darstellung auf dem Parketboden rythmisch aufstellten und bewegten, war er nicht der letzte. Ein spöttisches Lächeln spielte um seine Lippen; und warum sollte ich es verhehlen, bei den jungen Damen und Mädchen war er wohl gelitten; es lag ein Corsarenzug in seiner Miene, und damals waren Byron's Helden die beliebtesten Gestalten.

Ich entferne mich nicht allzu sehr von meiner Vorlage, wenn ich die Gegenwart der baltischen oder skandinavischen Fremdlinge in Straßburg während dem achtzehnten und einem Theil des laufenden Jahrhunderts zu erklären suche. Es erschienen die einen nur vorübergehend; es ließen sich andere, als Ansässige, in unserer Mitte nieder. Nun ist es für jeden elsässischen Geschichtsfreund eine bekannte Thatsache, daß während der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges die schwedischen Heere im Elsaß eine furchtbare Rolle spielten. Erhielt sich doch lange die Erinnerung an jene gräßliche Epoche unter dem Namen des Schwedenkrieges in der Erinnerung des Volkes; doch unter diesen nordischen, unwillkommenen Gästen, unter den Officieren fanden sich welche, die in hohem Grade kultivirt, und, nach damaligen Begriffen, sich als liebenswürdige Menschen erwiesen. Auf mehreren Punkten unserer Provinz faßte so ein schwedischer Hauptmann, Major und Obrist feste Wurzel, oder nahm in sein fernes Heimathland die Erinnerung mit an die Rebenhügel, die Baumgärten, die gesegneten Kornfelder des Rheinthales. Der weite Umkreis der Ostsee gehörte damals

dem Königreich Schweden; die Bewohner Esthlands, Lieflands, Kurlands waren damals von ganzem Herzen dem schwedischen Norden zugethan; diese geschichtlichen heimischen Erinnerungen pflanzten sich fort von Vater zu Sohnessohn; kein Wunder, daß im Elsaß Familien wie die v. Rosen und v. Hahn, ebenso wie die Loewenhielm und Strahlenheim in den Adelsregistern sich vorfanden.

Nun wird man mich unterbrechen und mir entgegnen: Wir durchwandern mit dir die Reihen der Fremden, der Gelehrtenwelt, die Frauenzirkel; du nennst einzelne bevorzugte Erscheinungen mit Namen; warum denn kein Wort von den einheimischen Jungfrauen, von den Gestalten dieser mimischen Abendgemälde? Mein Schweigen hat, glaubt es mir, seine guten Gründe; mir verbietet mein Alter eine Abschweifung in dieses Königreich der Jugend; ich wage mich nicht mehr an die Beschreibung dieser liebenswürdigen, freudestrahlenden Mädchen; es sind doch die einen schon von der unerbittlichen Todessichel dahingemäht, oder die andern in ferne Gegenden verpflanzt. Und die noch unter uns hinleben, hat doch das Alter bereits ihre Stirne gebleicht; wäre es nicht unbesonnen und ungelegen, auch nur von ferne hier Namen zu nennen, anzuspielen auf die erste, süße Jugendzeit, auf längst entschwundene Erfolge, auf getäuschte Hoffnungen? Es gibt keinen Ersatz für die schönen Tage der ersten Maimonde; ihnen gegenüber sind Ruhm, Ehre, Macht und Reichthum eitel. Des Lebens Ernst, am Grabesrand, wirft auf die noch übrigen Abende einen Nebelschleier, vermengt unbarmherzig in einem einzigen

Knäuel die ungleichen Geschicke, und läßt den begünstigten, wie den enterbten Sklaven des Geschickes nur den Gewinn oder den Schmerz der Erinnerung.

Bevor ich schließe, sei mir vergönnt, noch eine Frage zu beantworten, die man mit vollem Recht mir vorlegen dürfte.

Dramatisirte Charaden, prächtige Costüme, beliebte Tänzer, kostbare Erfrischungen, waren das die einzigen Genüsse für die gegenwärtigen Gäste, für die fremden und einheimischen Celebritäten, für die schönheitstrahlende Frauenwelt? Wie? Konnte nicht in irgend einem anstoßenden, ruhigen Gemach, am lodernden Kamin, ein lebhaftes Gespräch zwischen Gleichsinnten sich entspinnen? War hier kein Raum, kein Ohr, kein Mund für die höhere Politik, für Wissenschaft, Kunst oder Literatur? Befaßten sich doch in der so oft mit Unrecht geschmähten Restauration die Gemüther mit ernsten Gedanken und Aussichten! Die ruhmgekrönten Namen von Lamartine, Casimir Delavigne, Beranger, Pierre Lebrun, fanden sie keinen Anklang in ausgesuchter Gesellschaft? Entfielen solche Namen nie den Rosenlippen, die für ihre Partner im Tanz und im Spiele gewiß der schmeichelhaften Worte viele fanden.

Hier ist eine völlige Beschönigung schwer. Wir stoßen hier auf die schwache Seite des Provinzial-Lebens. . . . Vor Allem sucht man eine Zerstreuung, eine Mahlzeit, einen Ball, einen Spieltisch. . . Und gestehen wir's nur; auch in den Haupt- und Residenzstädten werden die Salons immer seltener, die ausschließlich einer geistreichen Unterhaltung gewidmet sind. Es wäre es den unbillig, von einer untergeordneten

Provinzialstadt mehr zu verlangen, als sie geben will und kann; der Luxus bleibt an solcher Stelle bevorzugt; die intellektuellen Genüsse treten in den Hintergrund.

Und selbst hier gibt es vielfache Ausnahmen. Unbefriedigt stiehlt sich mancher weg vom Spieltisch, oder entweicht bei den Klängen eines rauschenden Orchesters, oder sucht nach einer ceremoniösen, officiellen Festlichkeit eine bescheidene, stille Wohnung, zum Wechselaustausch der Ansichten und Gedanken. Wer weiß, sogar in der kindlichen Seele Ulriken's v. Lewezow ließ vielleicht die glänzende Soirée in den Empfangszimmern ihrer Mutter, ließen vielleicht die Schmeichelworte ihrer jüngern Freundinnen und Tanzgenossen nur einen flüchtigen Eindruck — und horchte sie dagegen später mit inniger Theilnahme, mit offenem Gemüthe den kernigen, gedankenschweren Worten ihres väterlichen Freundes in Karlsbad. Ahnte sie wohl, daß der große Dichter seine Unsterblichkeit den beglückten Wesen mittheilt, die sich in dem Glanze seines wenn auch niedergehenden Gestirns sonnten? — Gewiß hat sie diese letzte Liebeshuldigung des greisen Sängers nicht verschmäht, und seiner, auch in andern Landen, mit treuer Anhänglichkeit gedacht.

Erinnerungen von Johann Jacob Coulmann.

(Réminiscences par J. J. Coulmann.)

In 3 Bänden. Paris 1862. 1865. 1869. In 8°.

Als wir in einer hiesigen Zeitschrift den im Monat September 1870 erfolgten Tod des ehemaligen elsässischen Deputirten Coulmann anzeigten, verpflichteten wir uns, einige Rückblicke auf die Laufbahn des Verstorbenen zu werfen; die Erinnerungen, die er zu drei verschiedenen Epochen der Oeffentlichkeit übergab, boten uns dazu den erwünschten Stoff und Rückhalt. Es sind drei interessante Bände für die Leser im Elsaß und Straßburg um so bemerkenswerther, da der Verfasser seine Kinderjahre und später die bessere Zeit seines Lebens auf vaterländischem Grund und Boden zubrachte, mithin seine Memoiren an vieles Locale sich anknüpfen.

Nicht immer und überall tragen diese Mittheilungen das Gepräge der nachsichtigen, christlichen Duldung; der Verfasser ist geistreich-pikant, und läßt bisweilen dem angebornen und wohlgepflegten Hange zur Ironie den Zügel schießen; allein das schadet dem dramatischen Interesse des Geschriebenen keineswegs, und

Herr Coulmann hatte zu keinem didactischen, frommen Zwecke die Feder ergriffen. Schreiber gegenwärtiger Zeilen hätte zwar gewünscht, gewisse Namen, die für ihn ehrwürdig sind, mit etwas mehr Nachsicht eingeführt zu sehen; doch will er sich durchaus nicht als Puritaner geberden, und gesteht gern zu, daß auf weltlichem Standpunkte, bei solchen Unterhaltungen über vergangene Zustände und abgeschiedene oder veraltete Personalitäten, hie und da ein scharfes oder maliciöses Wort hingehen mag, und dem Memoirenschreiber nicht als ein unverzeihliches Verbrechen angerechnet werden darf.

Herrn Coulmann's «Réminiscences» enthalten nicht blos persönliche Erinnerungen; mehr als eine Seite, mehr als ein Capitel ist eingenommen von wörtlich übersetzten Briefen historischer Celebritäten: Künstler, Gelehrte, Dichter und Dichterinnen, Weltleute und ernste Charaktere treten abwechselnd auf und die, wie es scheint, gewissenhafte Reproduction geistreicher Gespräche in den vornehmsten Pariser Salons giebt diesen Bänden eine eigenthümliche Physiognomie. Wir wollen damit nicht gesagt haben, daß Herr Coulmann diese Unterhaltungen wörtlich wiederholt: auch wenn er sie — was nicht wahrscheinlich — auf der Stelle im Auszuge niedergeschrieben, hat er solchen gewiß das Gepräge seiner eigenen Individualität aufgedrückt. Wir verlieren nichts dabei, Herr Coulmann ist ein angenehmer Berichterstatter; die eingeschaltete Correspondenz, die Reden und Gegenreden der geistreichen Freunde und Freundinnen des jungen Elsässers beugen jeder Monotonie vor, und dabei verleugnet er seinen

persönlichen Charakter nicht. . . . So fühlt sich der Leser gleich im Laufe des ersten Theiles ungemein angezogen und gefesselt von den liebenswürdigen Briefen eines jungen Naturforschers und Touristen, eines Adoptivsohnes des großen Cuviers. Alfred Duvaucel, so hieß der vielversprechende Jüngling, war ein Freund von Coulmann; die Briefe, die er aus Bengalen, wo er dem mörderischen Klima nach fünfjähriger Riesenarbeit unterlag, an den heimathlichen Cirkel schreibt, sind musterhaft; Herr Coulmann behauptet, es hätten die Berichte des Alfred Duvaucel bestimmt ebenso viel Anziehendes und Lehrreiches geboten, als die berühmte Correspondenz Victor Jaquemont's, der einige Jahre später zum Theil dieselben Gegenden bereiste. Die Briefe wenigstens, die der Verfasser der «Réminiscences» anführt, athmen dieselbe Freimüthigkeit, dieselbe unbedingte Hingabe an die Wissenschaft, die treue Anhänglichkeit an Familie und ferne Freunde; auch an dramatischen Scenen und Zwischenfällen fehlt es nicht. Dahin rechne ich z. B. die Rhinocerosjagd (I, p. 149—157), die für Duvaucel beinahe ein tragisches Ende genommen, und vielleicht zu seinem frühzeitigen, nicht lange nachher erfolgten Tode beitrug. Bei solchem Anlasse zeigt sich der gallische Charakter, die furia francese, in nicht ungünstigem Lichte. Herr Coulmann behauptet: das im hiesigen naturhistorischen Museum aufbewahrte Rhinoceros sei dasselbe, das dem kecken französischen Reisenden einen so verhängnißvollen Stoß beigebracht.

Man verzeihe mir, daß ich der regelrechten chronologischen Erzählung vorauseile. Die frühere Lebens-

periode des Herrn Coulmann hat für seine ehemaligen Straßburger Bekannten ein specielles Interesse. Er ist in Brumath, in den letzten Jahren des vergangenen Jahrhunderts, geboren; die Schilderung seiner Kinder- und Jugendzeit fällt somit in das erste Decennium des laufenden, und giebt ein annäherndes Spiegelbild unserer damaligen Sitten und Gebräuche. Herr Coulmann widersteht der Versuchung sich „zu verjüngen"! überließe er sich dieser verzeihlichen Schwäche, so müßte er auch der Wahrheit den Rücken wenden und auf die treue Wiedergabe seiner ersten ländlichen Eindrücke verzichten.

Brumath liegt fürwahr nicht in dem pittoresken Theile unserer gesegneten, an schönen Ansichten überreichen Provinz. Auch will Herr Coulmann seinen Heimathsort nicht auf gleiche Linie stellen mit den Städtchen, Flecken und Dörfern, die am Fuße oder auf den letzten Ausläufern der Vogesen so anmuthig und malerisch gelagert die Augen der Einheimischen und Fremden auf sich ziehn. Und doch bietet auch diese bescheidene Ortschaft, mit ihrem fruchtbaren Ackerfeld, ihren Wiesen, ihrem grandiosen Waldhorizonte, des Reizvollen genug; immerhin darf ein alternder, schon zum Grabe sich hinneigender Greis mit Wonne der Jahre gedenken, die er in Mitte dieser Obstgärten, dieser Auen, an diesem hehren Waldrande, fern von den Städten zugebracht. In freier Luft, nicht hinter den Klostermauern einer Erziehungsanstalt, bei derber Landkost, nicht mit regelrecht zugemessener Nahrung, wuchs der Knabe Coulmann auf, und noch im späteren Lebensabschnitt weiß er's der gütigen Vor-

schaung Dank für die freie Entfaltung seiner Kräfte, die ihm wenigstens bis in sein zwölftes Jahr vergönnt blieb.

Herr Goltmann war in einer protestantischen Familie geboren: der Pastor von Brumath ertheilte ihm und seinen Geschwistern den ersten Unterricht. Selbstverständlich war der Knabe nicht immer folgsam: es gelang ihm einmal, seinen geistlichen Erzieher aus den Fugen zu bringen. „Geht mir aus den Augen", ruft der Pfarrer, „ich will euch nicht länger mehr bei mir". Mit seinem Bruder geht der kleine Jacob geängstigt nach Hause, erzählt stotternd, reumüthig den Vorfall, und ist auf strengen Verweis und irgend eine Bestrafung gefaßt. Der Vater saß gerade mit einigen Freunden zu Tische. Vielleicht hatten die Schuldigen nicht wortgetreu berichtet: genug, statt der erwarteten Strafe, statt dem Donnerworte, erfolgt ein kleines Schelten, und die Knaben konnten gar wohl ein kaum unterdrücktes Lächeln bemerken, als sich der Hausherr gegen seine Tischgenossen wandte.

Nun war aber auch der Schleier zerrissen, der das Allerheiligste barg! erschüttert war der kindliche Glaube, die Ehrfurcht, die Unterwerfung unter eine unfehlbare Autorität; der Geist des Widerspruchs und des Zweifels zieht ein in das bis dahin unentweihte Gemüth des Schülers. Unvorsichtig und kaum zu entschuldigen war das Lächeln des Vaters; der Ungehorsam der Kinder hätte eine ganz andere Rüge verdient. Die ganze Scene ist vom Verfasser mit feinen Zügen hingestellt: er enthält sich, pietätvoll, jedes Tadels, und überläßt es dem Leser, die Anwen-

dung und die Lehre zwischen den Zeilen herauszufinden.

In der ersten Hälfte seiner Laufbahn wenigstens zählte Herr Goulmann unter die Rationalisten: er war Skeptiker; von Haus aus zog ihn sein natürlicher Hang in die Reihen der parlamentarischen Opposition; dazu kam noch eine Verkettung von äußeren Umständen, die einen unwiderstehlichen Einfluß auf den Verfasser der „Réminiscences" ausübte. Das gesteht er selber mit der größten Offenheit und einer anmuthigen Naivetät. Dahin rechnen wir sein verfehltes Bemühen um eine administrative Stellung. Schon war er auf dem Punkte, zum Unterpräfecten des schönen Zaberner Bezirks ernannt zu werden, von Hochstehenden hatte er die Zusicherung erhalten, und doch wurde er zu guter Letzt abgewiesen, und ging das ersehnte Amt in glücklichere Hände über; ein Nebenbuhler war im Halbdunkel des ministeriellen Bureau's aufgetreten und hatte den anscheinend bevorzugten Mitbewerber aus dem Felde geschlagen.

Nicht glücklicher war der junge Mann, da er sich auf dem Theater als dramatischer Schriftsteller versuchte. Er hatte eine hübsche kleine Comödie: „Die Intrigue zu Spa", verfaßt, und dabei den unglücklichen Gedanken gehabt, dies Erstlingswerk seiner Muse dem französischen Theater von Straßburg zur Aufführung anzuvertrauen. Noch jetzt ist mir dieser Mißgriff ein Räthsel. Vom zwölften Jahre an hatte Herr Goulmann die Feuertaufe der Pariser Erziehung empfangen; er war aufgewachsen in einem Kreise von Publicisten, von Literatoren und Dichtern der Restau

rationsperiode; er wußte oder sollte wissen, daß ein zu Paris nur halbweg erkämpfter dramatischer Triumph jeden Erfolg in der Provinz bedingte. . . Genug, Herr Coulmann wollte sich bei dieser Gelegenheit als patriotischer Elsässer zeigen; doch sein Zutrauen, sein guter Wille wurden schlecht belohnt. Vielleicht war die ausgeübte Strenge nicht mehr als gerecht, wenigstens gesteht der Verfasser selbst ein, es hätte sein Lustspiel auf einer schlüpfrigen, anstößigen Situation beruht. „In einer Loge, hinter einigen Freunden versteckt, vernahm der unglückliche Autor das Zischen und Pfeifen des Parterres, mit Gleichmuth, nach seiner Behauptung. Es mag sein: das Glück lächelte dem jungen Weltmanne von so mancher Seite her, daß er diese Niederlage wohl verschmerzen konnte. Sein väterliches Vermögen überhob ihn jeder Sorge; er genoß eine beneidenswerthe Unabhängigkeit. Durch Verwandtschaft und mehrfache Familienverbindungen stand er einigen militärischen Celebritäten des ersten Kaiserreichs nahe: Benjamin Constant, Cauchoy Lemaire, Béranger, der patriotische Sänger, waren ihm befreundet; ausgezeichnete Frauen, Madame Cuvier, Fräulein Duvaucel, die damals berühmte Dufrenoy gewährten dem jungen Manne ihr vollgültiges Patronat; J. J. Coulmann war im Grunde ein Glückskind. Die schönsten Länder Europa's bereiste er zu einer Zeit, wo das Touristenwesen noch nicht zum Gemeingut geworden; mit Politik und Literatur befaßte er sich nach Belieben, verbrachte die Sommerfrische zu Brunnath, liebäugelte mit den Erinnerungen und den „Mißvergnügten" der Napoleonischen Epoche, verthei

rigte die „Erilirten", und in diesen Verübungen und Vorkämpfen erprobte er seine Kräfte, die er der parlamentarischen Laufbahn zuwenden wollte. Einen Augenblick hatte er an die Diplomatie gedacht; dagegen aber sprach seine Schwester, die Wittwe des Generals Walther, mit anscheinend triftigen Gründen. Mir sei es erlaubt, eine andere Meinung von der eigentlichen Befähigung Herrn Goulmann's zu hegen. Sein unabhängiges Vermögen, sein Charakter, seine Neigungen, seine ganze Lebensart, sein angenehmes Aeußere, alle Umstände schienen zu diesem Ende übereinzustimmen, und mir will es scheinen, als habe Herr Goulmann, indem er den Einflüsterungen der Frau v. Walther nachgab, seinen eigentlichen Lebenszweck verfehlt. Im Vorbeigehen muß ich mir bemerken, daß der Bruder ein höchst anmuthiges, anziehendes Bild von seiner Schwester entwirft, und der Einfluß, den die ausgezeichnete Dame auf das jüngere Familienglied gewann, in jeder andern Hinsicht gerechtfertigt ist.

Im Charakter Herrn Goulmann's lag ganz bestimmt ein sympathischer, geselliger Zug, der ihm in allen Schichten der Gesellschaft theilnehmende, wohlwollende Freunde zuführte. So erblicke ich im Hintergrunde der Schaubühne, die sich perspectivisch durch die «Reminiscences» vor uns öffnet, eine Gestalt, die auf mich wenigstens eine eigenthümliche Anziehungskraft ausübt. Es trägt zwar diese Persönlichkeit keinen weitbekannten Namen, aber es verbirgt sich unter dieser Hülle ein trefflicher Mitbürger, der längere Zeit im hohen Norden, am St. Petersburger Hofe, verlebte, und der

aus jenen hyperboräischen Regionen einen Schatz von merkwürdigen Erlebnissen in die Heimath des Rheinthals zurückbrachte. Herr Coulmann hatte sich in dem Hause von Cuvier mit Herrn Lobstein, dem Sohne eines Straßburger Pastors, zusammengefunden und eine Zeitlang verbrüdert. Lobsteins Geschwister galten in hiesiger Stadt als Notabilitäten: der eine Bruder war ein ausgezeichneter Professor der Anatomie; der andere, ein Advokat, wohlbewandert in alsatischer Geschichte. Coulmann's Freund hatte in Paris keine officielle, amtliche Stellung; aber der junge Schutzbefohlene Cuvier's genoß in den höheren Cirkeln der Hauptstadt als Privatdocent der deutschen Sprache und Literatur eines wohlverdienten Rufes. Durch Cuviers Empfehlung kam er als Privatsecretär und Geschäftsführer der Prinzessin Pauline von Würtemberg, d. h. der Großfürstin Helene, nach Rußland.

Strenge Rechtlichkeit, unverbrüchliche Berufstreue, ausgezeichnete Geistes- und Gemüthseigenschaften stempelten Lobstein zu einem wohlgelittenen Diener eines Zweiges der kaiserlichen Familie; aber einigermaßen unterlag er doch dem Einfluß der Petersburger Hofatmosphäre. Herr Coulmann wenigstens behauptet, sein Jugendfreund habe ihn während einer Besuchs- und Berufsreise in Paris vermieden; er habe sich unter der unsichtbaren Ruthe der russischen Polizei gefühlt, und sei dem Zusammentreffen mit einem „liberalen" Franzosen ausgewichen. Unerbittlich in seinem Urtheile über den „abtrünnigen", furchtsamen Freund, wendet der unabhängige, elsässische Patriot ebenfalls der schönen Vergangenheit den Rücken, und

läßt den armen Lobstein entgelten, was der russische Privatsecretär unwillkürlich verbrochen.

Schreiber gegenwärtiger Zeilen trat mit Herrn Lobstein erst während seinen letzten Lebensjahren in Baden-Baden in Verbindung; damals war der ehrenwerthe Greis pensionirt, nicht mehr einer täglichen Zwangsregel und Etiquette unterworfen; er durfte sich etwas freier über seine vergangene Laufbahn aussprechen. Enttäuschung über Erdengröße, Resignation, Entsagung, ein gleichgültiger Rückblick auf die Vergangenheit, Indifferenz für die Gegenwart und die engbegrenzte Zukunft, das war so ungefähr die Gedankenfolge in seinen vertrauten Gesprächen. Hätte Herr Coulmann seinen alten Freund so nahe am Grabesrande noch einmal gesehen, gewiß wäre sein Urtheil milder ausgefallen: er hätte dem Russophilen nicht mehr gezürnt: die unverwüstlichen heiligen Erinnerungen der Maienzeit wären frisch aufgeblüht, und der liberale Franzose hätte wohl dem pflichtgetreuen Diener eines fremden Herrn nur ein verdientes Lob gespendet.

Schon im ersten Bande der «Réminiscences» drängt sich Name an Name; es wäre ein Leichtes, die Daten der mannigfachen Beziehungen Herrn Coulmanns zu hochstehenden Personen anzuschwellen. So könnte ich in denselben Abendstunden den Leser aus dem Salon des Herzogs Decazes zur Herzogin von Ragusa, und von dort in die einfachere Wohnung der Damen Sophie und Delphine Gay hinüberführen. Den folgenden Tag könnten wir wohl, am nämlichen Morgen, Beranger im Gefängniß von Ste.-Pelagie, Denon in seinem Antiken-Cabinet besuchen; darauf des Nachmit

tage wenige Meilen südlich von Paris auf der Straße nach Fontainebleau in das Schloß und die elegante Schweizermeierei derselben Herzogin eintreten, die uns Tags zuvor auf dem neutralen Gebiete ihres Pariser Prunkgemachs empfangen. Käme es bis zu einem Abstecher nach Baden, so dürften wir mit Coulmann der verehrungswürdigen Großherzogin Stephanie unsere Huldigung darbringen: in Straßburg könnte er uns wohl einführen bei dem eleganten Obristen, der seinen Namen auf eine für die Moral höchst empfindliche Weise in mehr als einem gestörten Familienkreise und in der theatralischen Künstlerwelt eingeschrieben. Herr Coulmann fühlt sich nicht berufen, den ersten Stein aufzuheben gegen den glänzenden Sünder; und doch wäre sein Richteramt hier mehr berechtigt gewesen, als gegen den ehrlichen Geheimschreiber der Großfürstin Helene *).

* * *

Im zweiten Bande seiner Memoiren führt Herr Coulmann noch einmal früher schon besprochene Personen wieder, doch in anderer Umgebung, vor, oder zeigt uns neue Portraits in seiner weithin sich dehnenden Bildergallerie. Delphine Gay und Clementine

*) Herrn Lobstein anbelangend, sei noch beiläufig erwähnt, daß sein Vater, als evangelischer Pfarrer, im Christmonat 1793 den Steuereinnehmer Rausch, den treuen Verwalter des Prinzen von Hessen-Darmstadt, hier im Gefängniß und am Fuße der Guillotine zum Tode bereitete. Der selige Rausch hatte in der Schreckenszeit eine verpönte Correspondenz mit seinem Fürsten gepflegt, und bestieg das Schaffot als eines der ersten Opfer des berüchtigten Eulogius Schneider.

Cuvier erscheinen, die eine in ihrer blendenden ersten Jugendblüthe und in der Morgenröthe ihres Dichterruhmes, die andere, ein frühzeitig gereiftes Wunderkind, auf der bleichen, schönen Stirn schon die ahnungsvollen Andeutungen eines baldigen Hinscheidens. . . . Lord Byron tritt auf in seiner genuesischen Villa, nicht lange vor seiner letzten Reise, einfach wie ein antiker Dichter, ganz ohne den Anstrich des dämonischen Wesens, das ihm seine „liebenswürdigen" Mitbürger zuschrieben. Herr de Serres, der Löwe der parlamentarischen Rednerbühne, empfängt bereitwillig den Freund von Benjamin Constant, und Alphons Ratisbonne drückt ihm die Hand unter dem Portale der Jesuitenkirche zu Rom, in derselben Stunde, die zu seinem Eintritt in die katholische Gemeinschaft der Gläubigen bestimmt war.

Doch über all diesen mehr oder minder berühmten Gestalten haftet in der Erinnerung und im Herzen des Verfassers ein wahrhaft königliches Bildniß — das Bildniß einer Frau, die ein Diadem verloren, aber in der Verbannung, an den Ufern eines schönen Schweizersee's, ein Hoflager von treuen Freunden und ergebenen Dienern um sich versammelte. Die auf das Schloß von Arenenberg bezüglichen Abschnitte füllen wohl die interessantesten Seiten im zweiten Bande der »Réminiscences«. Und hier lief Herr Goulmann große Gefahr, in den Ton eines maßlosen Panegyrikers zu verfallen: verflochten waren ja seine besten Erinnerungen aus früheren Jahren mit dem ersten Kaiserreich, und nun findet er eine herzliche Aufnahme auf dem malerischen Landsitze einer verbannten Königin. . . .

Wie schwer war es, nicht an der Klippe der Schmeichelei zu scheitern! Wie schwer, in den Augen der Nichtbetheiligten als einfacher Tourist, nicht als Höfling zu erscheinen! Nun, dünkt mich, hat Herr Coulmann diese Klippe geschickt vermieden: Niemand wird ihm die naive Verehrung vorwerfen, einer hohen Dame gegenüber, die in allen Parteien uneigennützige Anhänger und Bewunderer zählte, denn es ist jetzt weltbekannt, daß solche in der nächsten Umgebung des Bürgerkönigs sich vorfanden.

An dem kleinen Hofe von Arenenberg traf Casimir Delavigne, der Sänger der Messéniennes, zum ersten Male mit seiner künftigen Lebensgefährtin zusammen. Herr Coulmann bespricht diese Heirath, aber verschweigt die officielle Stellung, welche Delavigne als Bibliothekar bei Ludwig Philipp einnahm; er bescheidet sich, die intellectuellen Eigenschaften und die Schönheit der Braut, Mlle de Courtin, zu loben; damals war das Fräulein Gesellschaftsdame und Vorleserin der Königin Hortense. Zur selben Zeit leitete Hr. Philipp Lebas, ein ausgezeichneter Gelehrter, Sohn des berüchtigten Mitgliedes der Convention, die Studien des Prinzen Louis Napoleon. Es war eine reelle, klassische Erziehung. Als späterhin, unter dem zweiten Kaiserreich, das Publikum von den Arbeiten des Fürsten, über die Feldzüge Cäsars sprechen hörte und sich dabei etwas ungläubig erwies, war man wohl mit diesen ersten Anfängen in Augsburg und Arenenberg unbekannt. Das Exil ist eine treffliche Vorschule.

Dem Arenenberg gegenüber, im Zellersee, liegt die Insel Reichenau, mit ihren altertümlichen Basiliken

und karolingischen Andenken aller Art. Herrn Coulmann widerfuhr das unerwartete Glück, diese Kirchen und Reliquien im Gefolge der Königin und der verwittweten Großherzogin von Baden zu besuchen. Selbstverständlich spricht er nur vorübergehend von den Heiligthümern und von Kaiser Karl dem Dicken. Obiger Besuch fällt in das Jahr 1820: da lag das Feld der Archäologie noch im Argen: und wäre dies Gebiet der Wissenschaft auch wie heutzutage angebaut gewesen, Herr Coulmann hätte gewiß damals nur beide fürstlichen Größen vor Augen gehabt. Von den romanischen Kapellen, Kirchenschiffen und Thürmen ist kaum obenhin die Rede; desto mehr von dem festlichen Empfange der erlauchten Damen, die von den großherzoglichen Beamten und den Einwohnern der Insel begrüßt wurden. Kein Antiquar, kein Architect hätte indeß, auch bei so feierlicher Gelegenheit ermangelt, einen Blick auf die großartigen Bauten zu werfen, und die Ansicht der schönen, von der badischen archäologischen Gesellschaft herausgegebenen Kupfertiche zu empfehlen. — Die Insel Reichenau bietet des Anziehenden so viel, daß auch der unwissende Laie befriedigt von dort scheiden wird: der Reiz jenes Erdenwinkels liegt ja eben in dem Contraste der karolingischen Vorzeit mit den geschichtlichen Ereignissen und den Persönlichkeiten der Gegenwart.

Das herrliche Alpen-Panorama im Süden von Arenenberg bezaubert den glücklichen Touristen: er kommt wiederholt auf den großartigen Anblick zu sprechen. Wie sollte er nicht . . . er ist ein großer Freund der Schweizerlandschaften. Ich sage dies nicht

zu seinem Lobe, als wäre es eine besondere charakteristische Eigenschaft; die ausgesprochene warme Bewunderung der Alpenscenen charakterisirt unsere Epoche: man ist fanatisch eingenommen für die hohen Gebirge. Bei Herrn Coulmann wird diese Vorliebe nicht zum Unsinn, sie hängt zusammen mit seiner früheren ländlichen Erziehung: das Salonleben erstickte nicht die ersten guten Keime und ließ für seine späteren Jahre diesen reinen Genuß ungetrübt

Zwei Jahre nach seinem Besuche in Arenenberg besucht Herr Coulmann zum ersten Mal Italien. In Pisa wird er bei einer andern gefallenen Größe eingeführt; die Prinzessin Pauline Borgheſe gewährt ihm eine Audienz. Er erzählt halb ironisch seine Unterredung mit der „klassischen, berühmten Schönheit", mit der „medicäischen Venus" des ersten Kaiserreichs. „Ich hatte nie so hohe Ansprüche," so läßt sich die Prinzessin gegen Herrn Coulmann vernehmen, „aber früher nahm ich mich in der That besser aus als jetzt" (j'étais mieux autrefois!). Pauline Borgheſe war, als Herr Coulmann sie besuchte, schon dreiundvierzig Jahre alt, und, was schlimmer, sie litt an der Krankheit, die bald ihr Ende herbeiführen sollte. Eine unwillkürliche Bemerkung entschlüpfte ihr bei dem Eintritt des jungen Elsässers. „Finden Sie nicht," sagte sie gegen ihre Gesellschaftsdame sich wendend, „daß Herr Coulmann meinem ersten Gemahle gleicht?" – Und darauf zu Herrn Coulmann gekehrt: „Hat man Ihnen niemals gesagt, daß Sie Etwas von General Leclerc haben?" . . . Obgleich diese Aeußerung den Lippen einer dem Tode Verfallenen entschlüpfte, mochte sich

Herr Coulmann ganz eigen durch die aufgespürte Aehnlichkeit geschmeichelt fühlen. Hierauf dictirte die kranke Fürstin ihrem Besucher einige Empfehlungsbriefe nach Rom in die Hand; es waren dies Einführungskarten an Madame Lätitia Bonaparte, an den König Ludwig von Holland, an den Cardinal Fesch und an Herrn Vanutelli gerichtet; dieser letztere, der Geschäftsführer der Prinzessin, ist durch seine wunderschöne Frau zu einer europäischen Celebrität geworden. Die Besucher des Pariserfalons vom Jahre 1833 erinnern sich wohl noch des Gemäldes von Horace Vernet, worin der große Künstler die Frau Vanutelli, eine ächte prachtvolle Römerin, mit ihrer Amme und ihrem Kinde zu einer herrlichen Gruppe verband.

Was nun das Einzelne jenes fürstlichen Briefausstellers betrifft, muß ich an den Autor selber verweisen; anders zu verfahren hieße meinen Bericht in unausstehliche Länge ziehen.

Bei all diesen Begegnissen auf der Reise waltet über Herrn Coulmann's Haupte ein eigener Glücksstern. — Wir kommen mit ihm nach Florenz; dort residirt die Herzogin von Albany, die Wittwe des Prätendenten. Auch für sie hat unser Reisende eine dringende Empfehlung mitgebracht, und ihm wird die Gunst einer fast täglichen Aufnahme in der Behausung dieser „siebzigjährigen Königin" zu Theil. In wenig Zeilen skizzirt Herr Coulmann die romanesteste Laufbahn der Herzensbezwingerin, deren Schicksale so sonderbar verflochten waren mit dem Leben des Prinzen Karl Eduard, des Dichters Alfieri und des Künstlers Fabre; doch hat er keineswegs die Anmaßung, in den Charakter

dieser merkwürdigen Frau analytisch einzudringen, er beschränkt sich auf seine persönlichen Beziehungen; es ist als ob er gewußt hätte, daß Herr St. René-Taillandier sich die schwerere aber auch lohnende Aufgabe gesetzt, die Züge der Herzogin von Albany meisterhaft zu verjüngen und zu verklären.

In dem auf die Herzogin bezüglichen Capitel hätte ich — soll ich es freiweg gestehn — eine Unterredung Goulmann's mit dem Genfer Philhellenen Eynard lieber nicht vorgefunden. Bei einem Mittagessen im gastfreien Hause kommen beide nebeneinander zu sitzen, und der letztere ergeht sich in Freundlichkeiten und aufmerksamer Höflichkeit gegen den ersteren; dieser aber bleibt stumm und kalt. Es hätte nämlich wenig Tage zuvor der alte würdige Eynard den jungen unbekannten Reisenden sehr frostig aufgenommen, und nun, da er ihn auf festem Fuße bei der Herzogin von Albany trifft, bemüht er sich seinen ersten Fehlgriff wieder gut zu machen. Erfahrungen der Art kann wohl ein Jeder, ohne zu den Mauern seiner Vaterstadt hinauszukommen, mehr als einmal aufweisen; sich darüber aufhalten und dem verdienstvollen alten Herrn, der einen beträchtlichen Theil seines Vermögens uneigennützig für Griechenland hingab, eine unhöfliche Lection zu ertheilen, das war hart und stimmt so wenig überein mit der gewöhnlichen Courtoisie des Verfassers, daß wir ihn bei dieser Gelegenheit nachsichtiger gewünscht: seine Memoiren hätten nichts von ihrem Reize eingebüßt.

Und weil ich einmal auf der Fährte des Tadels bin, so mag hier eine andere Ausstellung ihren Platz

finden. In diesem zweiten Bande der »Réminiscences« sind allerliebste Briefe enthalten, wahre Muster von Epistolar-Styl, besonders von weiblichen Händen. Herr Goulmann correspondirte mit Madame Tufrenoy, der elegischen Sängerin, mit Madame Sophie Gay, mit der Herzogin von Ragusa, mit der engelgleichen Clementine Cuvier. Warum, nachdem man so zierliche, liebliche Schreiben eingeschaltet, warum nach so ächten intellectuellen Adelsdiplomen, sich mit unbedeutenden Empfangsscheinen, Einladungskarten und dergleichen Quart befassen, einzig und allein, weil diese Flugblätter irgend eine berühmte Namenssignatur tragen? Den Beweis zu führen, daß Sie, mein Herr, in Verbindung standen mit diesen Celebritäten? — Wir glauben Ihnen auf Ihr Wort, und hätten wahrlich lieber, an der Stelle dieser Gemeinplätze, irgend eine Epistel aus den Händen der Dichter oder der intellectuellen Größen gefunden, deren sie wohl manche, aus übergroßer Delicatesse, in ihrem Pulte zurückhielten.

Ein deutscher Kritiker, von Heinrich Heine sprechend, sagte treffend: „Ruhm hatte er vollauf, für eine Million; aber er wollte Ruhm für eine Million und einen Franken.“ In mancher Hinsicht, hierin wenigstens, gleicht Herr Goulmann dem Dichter von Atta Troll; er hat unschätzbare Documente in der Hand, Briefschaften, die jeder andere von Gott und der Welt Verlassene mit Blutstropfen aufwiegen würde; aber er besteht darauf, Umschläge oder Visitenkarten mit groß tönenden Namen vorzuweisen.

Schon einmal erwähnte ich ein unerhörtes Glück, das Herrn Goulmann während seiner italienischen Reise

zu Theil ward: ich spiele auf seine Unterredung an mit Lord Byron. Der gefeierte, vergötterte Dichter befand sich damals in Genua. Um diese hohe Begünstigung zu würdigen, muß man beinahe um fünfzig Jahre zurückgreifen. Herr Coulmann war ein total unbekannter Name; Lord Byron stand auf dem Gipfel seines Ruhmes, schloß sich gänzlich ab von der Außenwelt; die Stimmen der allgemeinen Bewunderung schlugen nur von ferne an sein Ohr, wie die Brandung der Wellen am Uferrande der Gärten, hinter welchen der stolze Sänger sich verbarg. War es das bewußte, absichtliche Gebahren eines Sonderlings? War es ein unabweisliches Bedürfniß nach Ruhe? Genug, Byron war unzugänglich. Zu welcher List nahm wohl unser Landsmann seine Zuflucht, um sich den Eingang zu erschleichen in die Villa oder Casa Saluzzo? — Er kam nach Genua mit inständigen Empfehlungsschreiben; doch ward ihm nicht verhehlt, daß der Dichter auf die Briefe seiner besten ehemaligen Freunde nicht eingehe. Herr Coulmann versuchte es mit der Kühnheit; er that, was neun Jahre später Herr v. Lamartine im Libanon der Lady Esther Stanhope gegenüber sich erlaubte; er schrieb einen Brief ganz ähnlichen Inhalts, ganz ähnlicher Formel mit dem Briefe, welchen der Sänger Elvirens an „die Königin von Palmyra" sandte:

„Mylord, ein Franke, der keinen andern Titel zum Einlaß bei E. H. besitzt, als eine ungemessene, aufrichtige Bewunderung ꝛc. ꝛc."

Don Juan war gerade gut aufgelegt; und wie ein gnädiger Monarch es nicht zur Hälfte ist, zeigte er sich, nachdem er einmal den Franzosen vorgelassen,

im höchsten Grade liebenswürdig. Herr Coulmann beging keine Indiscretion: er hielt ein Jahr lang mit seinem Berichte an sich: aber als Lord Byron in Missolunghi mit Tode abging (1824), veröffentlichte der Verfasser der »Réminiscences« dieses merkwürdigste Capitel seiner Erinnerungen. Ein ungemeiner Erfolg ward ihm zu Theil: die kurze Flugschrift wurde allgemein gelesen: auch ermangelt Herr Coulmann nicht, solche wörtlich wieder einzurücken.

In seinem Berichte über den römischen Aufenthalt eilt der Verfasser um zwanzig Jahre den Begebenheiten voraus, und bespricht die wunderbare Bekehrung des Herrn Alphons Ratisbonne: in welchem Sinne, das hat wohl der Leser zum Voraus errathen. Herr Coulmann, vergessen wir es nicht, ist oder war ein protestantischer Rationalist, ein Freidenker: er glaubt nicht an das Wunder, dazu ist er berechtigt. Die römisch-katholische Kirche selber befiehlt keineswegs ihren Kindern als ein Dogma, d. h. als einen Glaubensartikel das oder jenes Begebniß zu betrachten, das im Lebenslaufe irgend eines vom Himmel bevorzugten Individuums dem gewöhnlichen Lauf der Dinge wunderartig zu widersprechen scheint. Ueber solche Facten bleibt die Erörterung offen und erlaubt. Nun sprach ich einmal mit David Richard, dem verewigten trefflichen Director von Stephansfelden, über Ratisbonne's sonderbare Bekehrung, die eine Zeitlang die Cirkel der Theologen, der Gläubigen und der Weltmenschen ausnehmend beschäftigte. Ich erlaubte mir keineswegs die Aufrichtigkeit des Convertiten zu bestreiten, und beschränkte mich bloß auf die Bemerkung, daß die Er-

scheinung Maria's, welche im Herzen und im Geiste Ratisbonne's die innere Umwälzung und Bekehrung hervorrief, wohl nur das Ergebniß einer Vision, d. h. einer Sinnentäuschung, sein könnte. „Das mag sein," erwiederte David Richard, „nur unterscheide ich zwischen den productiven, folgereichen, und den unproductiven Visionen. Tagtäglich unterliegen unsere armen Irren zu Stephansfeld den Täuschungen ihrer Sinne: solche Erscheinungen sind nichts als leere Phantome: ich möchte sie dem Samenkorn vergleichen, das auf harten Felsboden fällt. Wie dürften wir auf dieselbe Linie die innere Erleuchtung und Eingebung stellen, deren Realität sich durch eine allgewaltige Umwälzung unseres moralischen und religiösen Organismus bewährt?"

Ich setzte diese Unterredung nicht weiter fort: ich war mir wohl bewußt, daß Reden und Gegenreden über so heikle Gegenstände zu keinem Ende führen, daß man sich gegenseitig eher erbittert als überzeugt. Richard's Wesen war nachsichtig: nichtsdestoweniger fürchtete ich, als Laie, dem erfahrenen Arzt und Helfer der Geisteskranken überlästig zu werden. Ich schwieg, um seine Zuneigung nicht zu verscherzen.

Herr Goulmann erzählt, lebhaft wie immer, den Verlauf der kirchlichen Ceremonie, welche der Bekehrung des Straßburger Israeliten das Siegel aufdrückt. Es ist die materielle Seite, der Abschluß des Drama's, dessen Ausgangspunkt im Gewissen und im ekstatischen Zustande des Convertiten lag.

In Neapel findet sich unser Landsmann eingeführt bei Herrn v. Serres, der soeben, von den ungeduldigen

Royalisten gedrängt, das Ministerium der Justiz in Paris verlassen und den Gesandtschaftsposten am Hofe des Königs beider Sicilien versah. Herr von Serres unterhält sich, frei und offen, mit dem jungen Freunde von Benjamin Constant; es will uns scheinen, als fühlte sich der in Ungnade verfallene Minister bewogen, gegen seine ehemaligen freisinnigen Freunde seine temporäre Abwendung von den liberalen Grundsätzen zu beschönigen. Sein Urtheil über Guizot, Royer Collard und die Doctrinairs ist denselben übrigens ungünstig. Sollte wohl Herr Coulmann diesen Theil seiner Unterredung mit dem berühmten Staatsmann besonders hervorgehoben haben? Behielt er wohl in frischem Andenken, wie Herr Guizot ihn, seinem jüngeren Bruder zu Lieb, bei der Bewerbung um eine Unterpräfectur hintangesetzt hatte? — Warum nicht? — Der politische Groll ist kein strafwürdiges Vergehen, und Herr Coulmann giebt sich nirgends für ein Muster christlicher Resignation.

Wir finden in seiner ganzen Anlage eine eigene Mischung von napoleonischen Tendenzen und liberalen Wünschen. Vergessen wir nicht, daß er, als Neffe eines kaiserlichen Generals, in Arenenberg wohl aufgenommen und zugleich der Zögling des Tribunen Benjamin Constant war. Er legt im Verlaufe des zweiten Bandes der »Réminiscences« folgendes unzweideutige parlamentarische Glaubensbekenntniß ab:

„Die Mode bringt es mit sich, den Parlamenta„rismus für ein Rhetoren-Regime auszugeben. Die „Rede, so sagt man, hemmt die That . . . Ja „wohl! . . . die schlechten Thaten! — Der Einfluß,

„die Macht, fügt man hinzu, wird nicht mehr am „Hofe, aber in einer Versammlung erstritten: ge„heime Verhandlungen werden an das Licht der Oef„fentlichkeit gebracht; die Ruhe ist dabei gefährdet; an „die Stelle der despotischen Selbstüberhebung tritt die „Kritik, an die Stelle des Gehorsams und des ener„gischen Eingriffs die Bedenklichkeit und der Unge„horsam. — Ich lasse den Vorwürfen ihre volle „Kraft; doch möchte ich fragen, bleibt den Völkern die „Wahl zwischen absolut vollkommenen Systemen? „Gilt es nicht, sich zu entscheiden zwischen mehr oder „minder schlechten? . . . Wir stehen hier einem „Jahrhunderte alten Zwiespalt gegenüber . . . einem „Streite zwischen der materiellen Gewalt und dem „Gedanken, der Willkür und dem Recht, der Ueber„lieferung und dem Gewissen, der Säbelherrschaft und „der Advokatenwirthschaft. Mameluken und Schwätzer „sind, die einen wie die anderen, unerträglich, — Nie„mand behauptet das Gegentheil. Wer möchte sich „wohl unbedingt irgend einer maßlosen Autorität „unterwerfen? Es handelt sich also blos, in beiden „Fällen, um die einzuhaltende Linie, um irgend eine „Schutzwehr."

— Ihre Aeußerungen sind aller Ehren werth, möchte ich Herrn Coulmann zurufen: aber gerade die Linie, an welcher die Schutzwehr aufgeworfen werden soll, ist schwer zu bestimmen. Wenn Herr v. Serres vor seinem Besucher in das desperate Wort ausbricht: „Ich mußte mich mit der Minute abfinden"*), so verräth

*) J'étais obligé d'aller au plus pressé, lautet der kräftige, unübersetzbare französische Ausdruck.

er im Grunde das Geheimniß aller Parteien, die sich in Frankreich gewaltsam und unversehens ablösen.

In Bologna wird Herr Coulmann bei Lucian Bonaparte vorgelassen: er denkt an das edelmüthige Benehmen des Prinzen gegen die Gemahlin, die er, dem Willen seines despotischen Bruders zufolge, verstoßen sollte, und dieser Gedanke flößt ihm eine unwillkürliche Ehrfurcht ein: „Als Lucian aufstand und „in meine Nähe trat, ergriff mich sein feuriges Auge, „sein bleiches Antlitz: bei dem Klang seiner Stimme „glaubte ich die Stimme des Kaisers zu hören. Ich „blieb einen Augenblick ganz verstört. Das einfache, „gütige Benehmen des römischen Fürsten brachte mich „schnell wieder zu mir selbst."

Schreiber dieser Zeilen fand sich nie dem ausgezeichnetsten, würdigsten Bruder des Kaisers gegenüber: aber er hatte mehrfache Gelegenheit — es ist schon lange her — bei einem Professor der Sapienza, den Prinzen von Musignano, ältesten Sohn des Prinzen von Canino, zu sehen und die Liebenswürdigkeit des schon damals rühmlich bekannten Naturforschers zu erproben. Kein Gedanke kam mir damals, daß dem Prinzen eine Rolle in der römischen Republik zufallen würde; noch weniger, daß sein naher Verwandter zu einer weltgeschichtlichen Rolle bestimmt war; ich sah in dem Prinzen nur eine historische, an das gastfreie Ufer der Tiber geworfene Trümmer, einen Schiffbrüchigen, wie deren die päpstliche Hauptstadt schon so viele aufgenommen und beherbergt hat. Wenige Jahre nachher hätte mich der Aufstand in Straßburg schon eines andern belehren können, denn von jeher unbe-

rechenbar waren die Aspecten an Frankreichs Horizont.

Der dritte Band der »Réminiscences« erschien vor etwa vierthalb Jahren: es sollte der letzte sein, den der Verfasser selber vor seinem Tode besorgte. Wir besuchen mit ihm den Heimathswald von Brumath, und wohnen einer eigenthümlichen Scene bei. Tief im Gehölze erhebt sich dort ein keltischer Grabhügel, den Herr Max v. Ring, im Auftrage der Elsässer Archäologischen Gesellschaft, im Spätjahr 1857 mit tiefen Einschnitten durchforschte. Damals war mir völlig unbekannt, daß dreißig Jahre früher (1827) die berühmte Schauspielerin Mlle. Mars mit ihren niedlichen Füßen diesen antehistorischen Tumulus berührt; daß sie von diesem improvisirten Theater herab die Elegie eines französischen gefeierten Dichters zum Entzücken ihrer Zuhörer declamirte. Herr Goulmann erzählt uns den Verlauf dieser Scene mit der ihm eigenen Disinvoltura. Bei ihm, auf dem Grafenberge, war die moderne Celimene einquartiert, und mit einer ausgewählten Gesellschaft unter die dichten Laubgänge und Fichten des Brumather Forstes gepilgert; auf sein Bitten hatte sie sich zu diesem „Recitative" verstanden und in der Wahl des elegischen Stoffes ein halb verschleiertes Geständniß abgelegt über die inneren Kämpfe, die damals ihr leidenschaftlich aufgeregtes Gemüth verheerten. Denn die Mars war nicht nur eine unnachahmliche Schauspielerin, sie war vor allem eine passionirte Frau, und zürnte in jenen Augenblicken über einen ungetreuen Liebhaber. Herrn Goulmann's Gäste waren wohl alle in das offenkundige

Geheimniß eingeweiht, und der eine oder der andere mochte den sonderbaren poetischen Contrast herausfühlen zwischen dieser modernen Liebessprache, und der zweitausendjährigen, mysteriösen Vergangenheit, die sich unter diesem gallischen Grabhügel barg. Zu den Füßen der herrlichen Pariserin verrostete Waffen, zerbröckelte morsche Gebeine, über ihrem Haupte das Flüstern des Herbstwindes in den hohen Bäumen des Forstes. Um solche Erinnerungen scheint mir in der That Herr Coulmann beneidenswerth; ihm selber mochte, als er sie niederschrieb, die vergangene Jugendzeit eine Thräne entlocken.

Eine ganz andere Färbung tragen die Seiten, wo von Benjamin Constant die Rede. Indem sich Coulmann dazu hergab, die Rolle des treuen Achates im Gefolge des großen Oppositionsmannes zu spielen, hatte er seine Gunst und in gewissem Sinne auch seine Freundschaft errungen; er durfte sich sonnen im Abglanz des Ruhmes, der von der Stirne des Agitators auf seine nähere Umgebung ausstrahlte. Im Besitze von unzähligen eigenhändigen Briefen des Tribunen, konnte Herr Coulmann mit diesem Schatze allein den besten Theil seiner «Réminiscences» zieren, und dabei mannigfache interessante Vorkommnisse anbringen. Es finden sich jetzt wohl wenige Leser, die sich zum Durchblättern der zahllosen politischen Flugschriften, der Kammerreden, der philosophischen und literarischen Werke Benjamin Constant's hergeben würden. Wir eilen mit den Tagesbegebenheiten vorwärts und nehmen auf Treue und Glauben die Bildnisse vergangener Größen hin, wie die Ueberlieferung sie uns vorführt.

Aber wir sträuben uns nicht gegen die geschickte, leichte Hand des Memoirenschreibers, der solche Bildnisse wieder auffrischt oder in neuer Beleuchtung zeichnet. Herr Coulmann idealisirt seinen Freund und Gönner keineswegs; er verbirgt ganz und gar nicht die entstellenden Flecken und Narben auf der Stirne B. Constant's, und doch müssen wir dem großen Redner und Publicisten unsere Huldigung und gewissermaßen unsere Liebe zollen. Der Verfasser des „Adolphe" war, das ist Jedermann bekannt, ein leidenschaftlicher Spieler: schon als Jüngling, mehr noch im besten Mannesalter, unterlag er dem furchtbaren Dämon des Spieles und untergrub auf immerdar seine bürgerliche Existenz. Wiederholte Anleihen, der Ertrag seiner Werke, das gegenwärtige und zukünftige Einkommen, Alles wurde von dem gähnenden, immer geöffneten Abgrunde zu seinen Füßen verschlungen. Er wußte es, er kannte seine Schwäche: aber versagen konnte er nicht mehr die Harpye, die ihre ehernen Krallen in seinen Busen schlug. Dies Bedürfniß nach fieberhafter Aufregung, war es etwa für ihn das unentbehrliche Gegengift für die oft schmerzliche Aufregung und die Gefahren seiner öffentlichen Laufbahn? nach unausgesetzter intellectueller Mühe und Arbeit, mußte er sich ausruhen in den verführerischen Armen der Glücksgöttin? gab es für ihn kein anderes heroisches Heilmittel? Wer sieht wohl solchen nervösen, anormalen Temperamenten auf den Grund? Wer wagt es, den ersten Stein aufzuheben gegen diesen großartigen, noblen Sünder? . . . Ein unheimliches Gefühl überschleicht mich beim Anblick dieser grenzenlosen Verirrung

eines genialen Mannes . . . aber treffe ich, im Laufe dieser Lektüre, auf das Verhältniß B. Constant's zu seiner Gattin, so bleibt mir nur der Eindruck einer ungeschmälerten Bewunderung. Grenzenlos war seine Geduld, sein Ausharren, seine Nachgiebigkeit dieser launenhaften, unsäglich zerstreuten Frau gegenüber. Und diese Frau war leider eine Deutsche! Hier gilt kein Beschönigen. In den »Réminiscences« selber muß man die Anekdoten nachlesen, die Goulmann zum Belege seiner Anführungen mittheilt. Und an der Wahrhaftigkeit des Erzählers wage ich nicht zu zweifeln.

An Baden-Baden knüpfen sich für Herrn Goulmann, wir sagten es schon, manche angenehme Erlebnisse. Er trifft dort unter Andern mit Louise Robert zusammen, mit der von Heinrich Heine, Achim v. Arnim, Lamotte Fouqué, gefeierten Dichterin, einer blendenden Schönheit, einer engelgleichen und himmlisch-reinen Frau. Ich bediene mich ungefähr der Ausdrücke Goulmann's, der sich zu ihren Verehrern rechnet. Louise Robert's Gatte, der Dichter Robert, starb am Nervenfieber; seine treue Pflegerin, an demselben Uebel erkrankt, folgte ihm nach wenig Wochen in das Jenseits. Die Scenen sind in den »Réminiscences« mit wenig Strichen einfach gezeichnet, und die Verse, die Louise Robert in des Freundes Album schrieb, dankbar aufbewahrt.

Wir sind immer noch im Jahre 1827; um dieselbe Zeit machte Herr Goulmann mit B. Constant einen Abstecher nach Karlsruhe. Auf sein Ansuchen hatte das großherzogliche Hoftheater eine Vorstellung

des Goetz von Berlichingen veranstaltet. Es war für den französischen Deputirten ein kleiner Triumphzug. Auch in Straßburg wurde er auf seiner Candidatenreise zur nächsten Wahl enthusiastisch empfangen; es mögen sich noch manche Bewohner Straßburgs dieser populären Auftritte erinnern. Die Kammer von 1827 und das Ministerium Martignac sollten aus dieser Volksbewegung hervorgehen; noch waren alle Aspecten friedlich, aber bald folgte das Ministerium Polignac und die Juli-Revolution. Im Elsaß war Herr Goulmann einer der einflußreichsten Volkstribunen; unter den Wahlmännern war er damals in der That beliebt; auch wiederholt er gern die Auftritte, die er vorzubereiten nicht müde war.

Daß er einen Theil der parlamentarischen Erbschaft B. Constant's nach dessen Tode übernahm, ist hier eine bekannte Sache; er wurde zum Deputirten des Niederrheins ernannt (1831) und ging bald in die Reihen der Opposition hinüber. Bis zum Jahr 1848 hielt er ungefähr dieselbe Richtung ein; doch erlaubte er sich, ausnahmsweise, bei den Ministern des Bürgerkönigs vorzusprechen. Nach der verfehlten Schilderhebung Louis Napoleons (30. October 1836) suchte Goulmann bei Herrn Guizot um die Freilassung des hohen Gefangenen nach; diese Unterredung und die mit der Königin Hortense bei dieser Gelegenheit gewechselten Briefe füllen eines der merkwürdigsten Capitel dieses inhaltreichen Bandes. Der Kaiser bewahrte in gutem Andenken die Freundesdienste des Elsässer Deputirten, und dieser — wir beeilen uns dies hinzuzufügen — bewarb sich desshalb, späterhin,

nicht um irgend eine Gunst. Er blieb, unangestellt, in seiner Einsiedelei zu Brumath.

Den Schluß seiner Memoiren bildet sein letzter Besuch im September 1837 zu Arenenberg; die Mutter des zukünftigen Kaisers war damals ihrem Ende nahe, und ihr Sohn, ebenfalls zu einem letzten Wiedersehen, aus den Vereinigten Staaten auf den einfachen Landsitz herbeigeeilt. Die französische Regierung hatte dieser tragischen Zusammenkunft kein Hinderniß vorgeschoben. Herr Coulmann schildert mit ergreifenden Zügen das Hinsiechen der gebeugten hohen Frau, ihr letztes Erscheinen, in einer Sänfte, auf einem Rasenplan, und findet zur Schilderung seiner Eindrücke Gedanken und Worte, wie sie nur ein reiner, tiefgefühlter Schmerz einzugeben vermag.

Straßburger Gassen- und Häusernamen im Mittelalter.

Straßburg, Schmidt's Buchhandlung. Ein Band in Octav.

Ein vielversprechender Titel! Es ist fürwahr keine Kleinigkeit, Benennungen der Art aufzufinden und womöglich zu erklären. Dazu gehört ein lange fortgesetztes Sammeln von Notizen, die nur zerstreut in alten Documenten sich vorfinden: es gilt viel Hundert, was sag' ich — es gilt manches Tausend alter Schartecken zu durchsehen, mit dem bestimmten Zweck einer Jagd auf Namen. Aber da hör' ich gleich die Einwendung: Wozu dieses? Was kümmern uns alte verlorene Benennungen von Häusern und Straßen? Liegt etwas Wichtiges hinter diesem mikroskopischen Forschen? Geben nicht die Haupt- und Staatsactionen, die Kämpfe um Dasein und Einfluß auch auf einem Stadtgebiet hinreichenden Stoff zur Localgeschichte? Warum Zeit und Mühe vergeuden an das Kleine, da die Geschichtsmaterie im Großen schon so schwer zu bewältigen ist?

Nun greift aber die Benennung der Straßen und Wohnsitze, wenn von localer Geschichte die Rede ist,

so direct in das ganze Leben und Treiben, daß nicht mehr von Infinitesimal-Forschung die Rede sein kann. Der Vorbericht des anonymen Verfassers des oben angeführten Werkes giebt mir die Beweismittel dazu an die Hand. Ich benutze sie dankbar, in meinem Namen und zu Nutz und Frommen meiner nachsichtigen Leser.

Unsere Kenntniß der Localitäten in hiesiger Stadt reicht in's zwölfte Jahrhundert hinauf. Der Beweis läßt sich führen, daß damals die jetzt noch bestehenden Kirchen schon errichtet waren; daß ein Spital, eine bischöfliche Burg existirten. Am Anfang des 13. Jahrhunderts finden wir die Stadt schon in Quartiere, nach Gewerken getheilt. Solche Genossenschaften einten sich zur Wahrung gemeinsamer Interessen, und in jedem einzelnen Revier wurden die Gassen nach den Gewerken benannt, welche sie ursprünglich bewohnten. Da gab es denn Gassen der Kardewener (Schuster), der Kuttler, der Seiler; da gab es einen Schneidergraben; doch sei hier zugleich beiläufig erwähnt, daß die Schneider und Schuster auch zerstreut aufzufinden waren; ihr Gewerbe ist so allgemein anwendbar und gesucht, daß man diese Arbeiter an mehr als einem Fleck antreffen mußte.

Auch die Namen der Märkte reichen zu Straßburg in's 13. Jahrhundert. Da finden wir denn schon einen Fischmarkt, einen Kornmarkt, einen Holzmarkt, einen Roßmarkt, einen Obstmarkt, einen Broodmarkt, eine Metzig, und in der Nähe der letzteren sich darauf beziehende Gassennamen, als da sind die Brübgasse, die Lungengasse, die Rindsfußgasse.

An die alten Besitzer, die vornehmen Familien, hefteten sich natürlicher Weise auch die Namen gewisser Gassen. Der anonyme Verfasser bemerkt hierbei, daß die meisten Localitäten dieser Art nur enge und hinten geschlossene Gäßchen waren. Das Stubenweggäßchen heißt heute die kleine Kirchgasse. — Nicht nur einheimische Straßburger Familien, auch ländliche elsässische Geschlechter hatten Immobilien in der Stadt, daher die Gassen derer von Schiltigheim, von Bischofsheim ꝛc. ꝛc. — Daß nach den Kirchen, Klöstern, Kapellen mehrere Straßen benannt wurden, ist selbstverständlich. Da haben wir denn die Münstergasse, die Elisabethengasse (Elsbethergasse), die Predigergasse.

Was man in der französischen Sprache mit der ausdrucksvollen, fast cynischen Benennung eines cul-de-sac bezeichnet, das heißt eine Enge, ein Sackgäßchen, hieß im Mittelalter ein Allmendschlupf!*) In Straßburg fand sich deren eine Unzahl; nach und nach wurden sie überbaut, und jetzt noch ihre vorige Lage zu ermitteln, wäre vergebliche Mühe. Noch im Laufe gegenwärtigen Jahrhunderts sind deren viele, sowie auch die Gäßchen, spurlos verschwunden. Ich weiß nicht, ob es Herrn Anonymus ergeht wie mir? aber oft, wenn ich in ein seit Jahren nicht besuchtes Quartier komme, finde ich tabulam rasam, d. h. ich suche vergebens nach Schlüpfen, die aus der Kinder- und Jugendzeit noch in meinem Gedächtniß hafteten. Dieser Umwandlungsproceß ging zwar bei uns bedeutend lang-

*) Allmend, ein Boden, den Jedermann benutzen konnte.

samer von statten, als in Paris, wo weiland Ihro Gnaden Herr Haußmann — ein Oberelsässer — systematisch aufzuräumen geruhten; aber nichtsdestoweniger hat sich, in kleinerem Maßstab, auch bei uns Vieles verändert, und nun gar im nördlichen und westlichen Theile der Stadt wird Vieles ein ganz neues Ansehen gewinnen.

Diese Gassen, diese Gäßchen, diese Märkte, diese Plätze, diese Häuser boten ebenfalls einen von dem heutigen Zustande ganz verschiedenen Anblick. Steinhäuser waren hier im Mittelalter ungemein selten. Die schönen rothen vogesischen Sandsteine, die brauchte man wohl zum Prachtbau des Münsters; aber zu Privatbauten erlaubte man sich diesen Luxus nicht, oder doch nur ausnahmsweise. Holz und höchstens Backsteine waren das angewandte Material; Stroh- und Schilfdächer in Straßburg waren eine ganz gewöhnliche Erscheinung. Erst im Jahre 1427 wurde solche Ueberdachung förmlich verboten; es läßt sich denken, wie bei Feuersbrünsten Holzhäuser und Strohdächer dem grausamen Elemente Nahrung zuführten. — Dasselbe läßt sich von den Ueberhängen sagen, deren wir übrigens noch manche Exemplare in der heutigen Stadt vor Augen oder vielmehr über unseren Häuptern sehen. Bei Regenszeit gewährten sie wohl einen sehr bequemen Schutz und ließen die damals ganz unbekannten Regenschirme nicht vermissen; aber brach irgendwo Feuer aus, da konnte leicht in dem obern Stockwerk die Flamme von einem Haus zum gegenüberliegenden züngeln; denn nicht nur *ein*, sondern zwei, wohl auch drei Ueberhänge fanden sich an ein und derselben

Façade. Den Einwohnern der unteren Hausthei-
entging das Licht und die Luft; denken läßt sich, wie
der öffentliche Gesundheitszustand darunter litt. Auch
glaube man nicht an Uebertreibung, wenn bei Pest
oder Seuchen die Chroniken von einer Unzahl von
Sterbefällen berichten. Stirbt heutzutage in ganz
außerordentlichen Fällen ein Dreißigstel der Bevöl-
kerung, da fiel in mittelalterlichen Jahrhunderten ein
Drittel!

Zu diesem unseligen Sanitätszustande trugen noch
andere Eigenheiten der Bauart und der Sitten bei.
Hinter den Häusern fanden sich gewöhnlich Schwein-
ställe und Aborte, vor den Häusern Misthaufen, wie
man solche noch in manchen Dörfern sieht. Auf dem
freien Lande bringt dies weniger Schaden; im Innern
einer Stadt mit vielen Winkelgäßchen, welche pestartige
Luft! Schweine wurden damals von vielen Bürgern
gemästet, bei Bäckern, Müllern, Mehl- und Oelhändlern
war es natürliches Herkommen. Die liebenswürdigen
Bestien ergingen sich lange auf der Straße. Mit Ver-
ordnungen wurde angekämpft, aber nur langsam der
Sieg errungen. Mißbräuche sind so bequem und der
individuelle Eigensinn so groß! und die Polizei unter
jeder Gestalt so verfehmt!

Aber war denn die ganze Stadt von einem Ende
zum andern diesem Unwesen verfallen? War nirgends
ein Zufluchtsort gegen solche Mißbräuche? Wohnten
die vom Adel in ebenso karggemessener und verpesteter
Atmosphäre? . . . Nicht doch! Auch in dem Häuser-
labyrinthe traf man auf einzelne Wohnplätze, Höfe
(curiæ) benannt. Solche Höfe, d. h. größere Räume,

gehörten dem Adel und den Klosterherren. Auf der Straßenseite waren diese angesehenen Häuser mit Erkern, Altanen, Thürmen und Söllern ausgestattet; im Innern, hinter dem Hause, athmete man freier in kleineren oder größeren Gärten, oder zwischen Buchsbäumen, Hecken und Zierblumen. Hin und wieder erhoben sich schattige Linden und gewährten in den heißen Hundstagen den Familien, die nicht auf das Land flüchteten, ein erwünschtes Asyl. Wie sehr in der Mitte der Häusermassen Ruhepunkte der Art erwünscht, welchen lieblichen Eindruck ein grünes Laubdach neben Bauten von Menschenhand hinterläßt, ist leicht zu ersehen, besonders in den niedlichen Städten und Flecken unseres Nachbarlandes auf dem rechten Rheinufer. Bis jetzt eingeklemmt in seine Festungswälle, erlaubte sich Straßburg nur ausnahmsweise diesen Luxus. Und sonderbar genug, als in den vierziger Jahren der damalige unvergeßliche Maire, Fr. Schützenberger, versuchen wollte, an einigen geeigneten Stellen, z. B. auf dem südlichen Münsterplatze, Square's anzulegen, wurde er vielfach bekrittelt. So schwer hält es, aus alter Angewöhnung zu treten und sich mit dem bessern Neuen zu versöhnen.

Ich komme noch einmal auf die alten Benennungen zurück. Die Häuser hatten Zeichen und Namen: gemalte, geschnitzte, in Stein gehauene Bilder; und zwar lieferten einheimische und fremde Thiere, Bäume, Blumen, Früchte, Kleider, Waffen, symbolische Personen, fabelhafte Wesen solche Namen. Da gab es denn: rothe Hirschen, Löwen, Bären, goldene Störche; Elephanten, Riesen, Drachen, Lindwürmer, graue, wilde

Männer: spöttische Bezeichnungen: zum rothen Juden, zur kalten Wittwe. — Viele Namen bleiben unerklärlich. Herr Anonymus ist sehr vernünftig und modest; er läßt sich nicht auf Vermuthungen ein; stößt er z. B. auf Ausdrücke folgender Art: zum Bulm, zum Zullefuß, so sagt er: Ich weiß nicht. Mir sind andere Gelehrte, einheimische und fremde, bekannt, die nicht auf halbem Wege stehen bleiben und gerade an solchen dunklen Ausdrücken mit Vorliebe ihren Scharfsinn üben, oder eine stupende etymologische und geschichtliche Kenntniß an den Tag legen. Ich halte es mit Herrn Anonymus und behaupte, daß ein demüthiges Geständniß, „man wisse nicht", besser läßt, als eine apodictisch ausgesprochene, doch nur auf Wolken fußende Behauptung.

Einen ganz eigenen Anblick gewährten im alten Straßburg die Lauben und Gaden. Loube, Laube, hieß eine unter dem ersten Stockwerk hinlaufende Gallerie, auch eine an mehrere Häuser sich anlehnende Halle. Solche Hallen dienten besonders als Krämerbuden; der Art waren z. B. die Tuchlaube, die Gerberlaube, die Erbsenlaube. Gaden ist das Synonymum von Buden; Krämer und Handwerker, die ihre Buden und Werkstätten zur ebenen Erde hatten, verschlossen sie des Nachts mit Läden, die man nach der Straße hinaus umlegen konnte, und die dann zum Umlegen der verkäuflichen Gegenstände dienten. Bäcker und Metzger hatten auf offener Straße Bänke, d. h. feste Buden wie die alten Metzgerbänke auf dem Fischmarkt, oder mit einer leicht wegzunehmenden Decke versehene Tische.

Was dem alten Straßburg noch eine besondere Physiognomie verlieh, das waren die Wasserdächer, die Vorbauten oder Ueberthüren, d. h. auf Pfeilern ruhende Dächer vor dem Eingang der Häuser. Bänke zum Sitzen in guter Jahreszeit waren ebenfalls vor mancher Wohnung angebracht. Für den Einzelnen war das allerdings comfortabel; man trug das Innere der Haushaltung auf die Straße; wie aber in den engen Gassen der tägliche Verkehr dadurch gehemmt oder erschwert wurde, läßt sich denken. Für Wagen blieben solche Quartiere unnahbar. Und diese Unannehmlichkeiten spielten von dem Mittelalter bis in das vorige Jahrhundert herein.

Ungemein lehrreich ist es, sich dermaßen mit dem ungenannten Verfasser in dem alten Straßburg umzusehen und im Einzelnen die Namen der Gassen und Häuser zu durchblättern. Bei der Mehrzahl ist ein Referat auf die jetzige Zeit ganz unbestimmbar. Wo sich Auskunft geben läßt, ist die Lectüre des betreffenden Abschnitts immer interessant. Nehmen wir z. B. die Bezeichnung: uff Rinecke. „So hieß der Theil des jetzigen Thomasstadens oberhalb der Niklausbrücke; anno 1334 wird unter den adeligen Rathsmitgliedern Klaus Klobelouch zu Rineck erwähnt; er gehörte zu den Klobelouch, die in der Gasse dieses Namens (jetzt Knoblauchsgasse) mehrere Häuser mit auf die Ill hinaus gehenden Gärten besaßen.

„Auch ein Zweig der Zorn wohnte hier: Jacob Zorn zu Rineck, 1360; die Zörnin zu Rineck, 1370; Henselin Zörnelin dictus uf Rinecke, Edelknecht 1390. Am Ende des 15. Jahrhunderts hatte das St. Tho-

mas-Kapitel uf Rinecke eine curia claustralis (Klosterhof), die 1503 als der Rebhof bezeichnet wird. Den Ausdruck kann man nicht, wie Herrman l., p. 269 meint, durch die Lage erklären; denn als durch den Goldgießen noch ein Rheinarm floß, war dessen Einmündung nicht hier, sondern weiter unten, dem Kaufhaus gegenüber. . . . Woher aber der Name? . . . an dem Rheinufer waren mehrere Rheineck genannte Burgen . . . dieß kann aber nicht hier in Betracht gezogen werden. Der Ursprung der Bezeichnung uf Rinecke bleibt in Dunkel gehüllt, es sei denn, daß folgende Vermuthung Wahrscheinlichkeit hätte: Die Namen mehrerer alter Straßburger Häuser endigen sich auf Ecke; es waren meist Gebäude, die das Ende einer Gasse bildeten, Loubenecke, Hornecke, Kaltecke, Schönecke. Da wo das Rinecke genannte Revier bei der Niklausbrücke aufhörte, wird ein Haus gewesen sein, das eine solche Ecke war, wie noch heute Nr. 8, quai St.-Thomas. . . ."

Hier bin ich nicht ganz mit dem gelehrten Verfasser einverstanden. Mir ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß der durch den Goldgießen einmündende Rheinarm zur Benennung des sogenannten Rhineckels maßgebend gewesen. Die Entfernung von dort zur Niklausbrücke ist wahrlich unbedeutend; die vernünftige Etymologie erlaubt wohl, anzunehmen, daß die gegen den Rheinarm gekehrte Ecke des jetzigen Thomasstadens obige Bezeichnung erhielt und behielt. Hier wäre auf eine Monographie hinzuweisen, die sich in einer der letzten Nummern des historischen alsatischen Bulletins unter dem Titel: Une maison à Strasbourg, vorfindet.

Der Verfasser hat daselbst für eine einzeln auf dem Rhineckel liegende Behausung das Programm durchgeführt, welches Herr Anonymus auf mehrere Hauptwohnungen der Stadt angewendet zu sehen wünschte. Schon gut; nur müßte mit gehöriger Auswahl verfahren, und müßten nur wirklich interessante, hoch hinaufreichende Originaldocumente benutzt werden, denn sonst, wo bliebe man stehen? Die Lectüre der Vergangenheit verschlänge die Gegenwart.

Wir, wir leben; unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht.

Sehr anziehend, ich muß es wiederholt aussprechen, sind die einzelnen Abschnitte über bestimmte Quartiere oder Gassen. So hätte ich große Lust, die betreffenden Seiten über das Dummenloch (jetzt Rue Thoman) auszuschreiben. Hier ergeht sich der Verfasser ebenfalls in philologischen, ingeniösen Hypothesen; doch zum Voraus giebt er sie preis. Wo er von den Beguinenhäusern spricht, d. h. von den kleinen, für eine Unzahl armer Weiber bestimmten „Gotshüsern", versetzt er einem Vorgänger im Amte der alsatischen Localhistoriker einen unliebsamen Seitenhieb. „Die Liste „solcher Häuser, — heißt es p. 10 — die Professor „G. Schmidt in seinem übrigens nicht fehler„freien Aufsatz über diesen Gegenstand giebt (in „Stöber's Alsatia, 1859), könnte ich bedeutend ver„mehren." — Herr G. Schmidt ist mir ein lieber, belehrender Bekannter; ich muß ihn durchaus in Schutz nehmen gegen einseitige Bemäkelung. Im Jahre 1859 hatte Herr G. Schmidt, der gewissenhafte Verfasser des „Chapitre de St.-Thomas", gegeben, was er damals

in Händen hatte: ich dächte, wenn er jetzt wieder in die Schranken träte, könnte er dem gleichgelehrten geheimen Referendar über Straßburgs Gassen- und Häusernamen im Mittelalter die Stange halten. O! um gegenseitige Nachsicht, mein bester Herr! alle wir haben sie bei der einen oder der andern Gelegenheit vonnöthen! Ihr Verdienst, mein werthester Anonymus, um Aufklärung der alten Straßburger Straßennamen, jetzt, wo man damit umgeht, die heutigen theilweise umzutaufen,*) ist so unbestreitbar, Sie werden bei solcher Innovation oder Renovation, bewußt oder unbewußt, willig oder unwillig, einen so bedeutenden Platz einnehmen, daß Sie, ohne sich im Geringsten etwas zu vergeben, Ihre Vorarbeiter im Felde der localen Geschichte unangefochten lassen sollten.

*) Geschrieben im Jahr 1871.

Geschichte des Elsasses von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart.

Von F. Ottokar Lorenz und Dr. Wilh. Scherer.

Bilder aus dem politischen und geistigen Leben der deutschen Westmark.
2 Halbbände 8. Berlin, Verlag von Fr. Duncker. 1871.

Es war leicht vorauszusehen, daß die Vereinigung des Elsasses mit Deutschland in kurzem Zwischenraum mehr als ein Geschichtswerk in's Leben rufen würde. Eine solche beinahe improvisirte, jedenfalls aber sehr beachtenswerthe Erscheinung ist die oben angekündigte, von zwei Collaboratoren ausgegangene elsässische Historie. Die Form ist ansprechend, und es ließe sich schwer herausscheiden, welchem Verfasser das eine oder das andere Capitel zukömmt. Wir haben uns übrigens dieser Untersuchung nicht hingegeben, und betrachteten das Ganze wie aus einem Gusse. Der Inhalt ist reich; an Silben zu klauben, hätte sich's nicht verlohnt.

Vor zwölf Jahren erschien zu Straßburg als historische Einleitung in die officielle „Beschreibung des „Niederrheinischen Departements" eine zusammen

gedrängte, übersichtliche Landesgeschichte*). Zum ersten Male, nach zahlreichen größern und kleinern, allgemeinen oder monographischen Werken über das Elsaß war durch diesen Aufsatz Licht und Schatten gehörig vertheilt in das Gesammtgemälde, und ein bestimmt abgegrenzter Rahmen umzog das Ganze. Der Verfasser knüpfte die zerstreuten Facten vorzugsweise an die Reihenfolge der Bischöfe von Straßburg; somit war eine epische Abrundung gewonnen. Doch in seiner Tendenz stand er wohl nicht auf ganz freien Füßen. Er schrieb für ein confessionell gespaltenes Publikum: die Reformationsgeschichte in Straßburg und im Elsaß wurde ungehörig abgekürzt und über die Vorfälle des zweiten Quartals des laufenden Jahrhunderts durfte die Hand des Zeichners ebenfalls nur leicht hingleiten.

Die Herren Lorenz und Scherer konnten unbedingt rücksichtsloser verfahren. Kein officieller Standpunkt war ihnen vorgeschrieben, oder nur bezeichnet. Somit konnte gerade die vom Archivar des Niederrheins im Halbdunkel gelassene Parthie in klarer Beleuchtung hervortreten. Nun gar dem patriotischen deutschen Gefühle blieb der Ausdruck unverkümmert; wir möchten sogar sagen, diese Saite werde so stark angeschlagen, daß sie für manchen ruhigen, vom Strome der Zeitereignisse nicht fortgerissenen Leser, besonders aber für die

*) Histoire de la Basse-Alsace par M. Louis Spach, archiviste du Bas-Rhin. — Introduction historique à la description du département du Bas-Rhin. Strasbourg 1858, en 8°.

jetztlebenden Elsässer, die Harmonie des Ganzen stören dürfte. Es ist ein aufjauchzender Siegesjubel, der die Historiker hin und wieder zu Barden umwandelt.

Die Gruppirung der Begebenheiten ist sinnreich; sie zerfällt in vier und zwanzig Capitel, worin nicht gerade die strengste Chronologie eingehalten wird. Mit Recht setzen die Verfasser bei ihren Lesern wenigstens die allgemeine Kenntniß der Geschichte Deutschlands und Frankreichs und die Wechselbeziehung zwischen beiden Ländern voraus. Die Zeiträume gliedern sich massenhaft. Doch täusche man sich nicht: es bleibt nicht bei Conturen; einzelne Persönlichkeiten, besonders auf dem Felde der Philosophie, der Kirche, des Staates, treten aus dem Hintergrunde hervor und bringen Leben und Bewegung in das Ganze. Man sieht es den Verfassern wohl an, daß sie manche biographische Notizen, woran die alsatische Literatur so überaus reich ist, gut zu benutzen verstanden. Da sie aber dem System der Belege absichtlich ganz entsagen, so verschwinden die einzelnen Quadersteine spurlos in dem Gesammtbau.

Die keltische, römische, fränkische Periode überspringend, versetzen wir uns mitten in die aufstrebende Bürgerwelt der elsässischen Reichsstädte, vor allem nach Straßburg, wo der erste Anfang des Gemeindelebens von den Bischöfen ausging. Die Entwickelung dieser Phase gehört zu den vorzüglicheren Abtheilungen des gehaltreichen Buches. Vor den Augen des Lesers entwickelt sich der steigende Einfluß dieser aufstrebenden, thätigen, intelligenten Bevölkerung, die nach und nach ihre eigenen Repräsentanten an die Stelle der bischöf

lichen Richter und Beamten zu setzen weiß. In Straßburg entfalten sich die Facten ohngefähr wie in anderen rheinischen Städten: in Hagenau dagegen sind es die Kaiser, die den Anstoß geben und die Stadtverfassung bilden. Waren es doch die Großeltern des Friedrich Barbarossa, welche schon den Grund dazu gelegt! Die Residenz dieses Heldengeschlechts in dem längst verschwundenen Schlosse auf einer Waldinsel der Moder, die prachtvolle Kapelle über dem Eingang, wo die Kroninsignien bewahrt wurden, die von dort ausgegebenen Privilegien, das Hoflager, die Jagden im nahen uralten Eichen- und Tannenforste, das sind wohl Hauptmomente in der elsässischen mittelalterlichen Geschichte, wobei die obigen Verfasser leider nicht verweilen, die sie aber doch vorüberstreifend berühren. Erinnern wir nur an den Dichter der leidenschaftlichen Liebe, an Gottfried von Straßburg, der gewiß mehr als einmal im Hagenauer Schlosse weilte, und unter Rittern und Frauen die Vorbilder seines Tristans und seiner Isolde auf stattlichen Rennern vorüberstürmen sah. Die originellen Bemerkungen, welche der literarische Collaborator über das psychologische Epos von Gottfried anstellt, werden, auch wenn der Leser das Gedicht schon kennt, mit Genuß und Gewinn hingenommen werden. Gottfried's künstlerische Größe, in Parallele gesetzt mit der gleichzeitigen städtischen Cultur in Straßburg, eröffnet neue Seitenblicke auf die ganze Composition.

Etwa ein halbes Jahrhundert später beginnt der Kampf des Bischofs Walther von Geroldseck mit der Bürgerschaft Straßburgs, und gipfelt in der Schlacht

von Hausbergen (März 1362). Kein gebildeter deutscher Elsässer, der nicht einzelne Episoden dieses Schlachtentages kennt; nicht Jedem aber mag der Zusammenhang mit den vorhergehenden Ereignissen klar geworden sein. Schon seit dem Jahre 1255 hatten Bürger und Städte im Elsaß eine Art von Eidgenossenschaft gegen alle adligen Feinde geschlossen. Im Kampfe zu Hausbergen kommt diese Aufregung, wo nicht zum endgültigen Abschluß, doch zur vorläufigen Entscheidung. Graf Rudolph von Habsburg, der nachherige Kaiser, hatte als Vogt und Bundesgenosse Straßburgs kräftig zu diesem Siege beigetragen. Nun sollte man meinen, daß er, nach dem Interregnum, hier im Elsaß und im Reiche zu gleichem Ansehen wie die staufischen Kaiser gelangen würde. Dennoch schlug die Sache anders aus. Die Habsburger suchten zuvörderst ihre Hausmacht, nicht die deutsche Centralmacht zu begründen. Und Elsaß war vor allen ein Reichsland; „das beste Reichsland," nach dem ternigen Ausdruck der Verfasser. Die Bewohner dieses Landstrichs, auch wenn sie, wie es sich fügte, die Kämpfe Rudolphs an der östlichen fernen Reichsgrenze mitkämpften, pflegten doch nicht zu den Habsburgern emporzusehen, wie zu Barbarossa und seiner Heldensippschaft. Mit einem Worte, von da an war die kaiserliche Autorität geringer, als unter den Hohenstaufen. —

Gehen wir nun in das 14. Jahrhundert hinüber, da treffen wir in Straßburg zuvörderst auf den inneren Streit der adligen Geschlechter, vor allen der Zorn mit der von Müllenheim. Aehnliche Zwistigkeiten

und Fehden liegen uns vor in den Annalen vieler Städte des Mittelalters: in Italien, in Mailand, in Florenz gab es Blaue und Rothe, Weiße und Schwarze. In Straßburg aber legte der Streit die Bresche bloß, durch welche die unteren Stände, die Handwerkerzünfte, eindrangen in die Verwaltung. Es lag also das Eigenthümliche dieser Kämpfe im Süden, Westen und Norden jedesmal in der Art der Lösung. Aus den italienischen Städtekriegen entsprang jedesmal eine „Tyrannis“: die Visconti's, die Medicis' erhoben sich über dem Sturz ihrer Rivalen; in Frankreich beerbte die Königsmacht ihre Vasallen; in Deutschland, im Elsaß, dem Microcosmos Deutschlands, tritt die Masse des Volkes in das politische Leben der Stadt.

Der alte Klosener, der moderne Strobel schildern den Hauptkampf der Zorn und der Müllenheim im Ochsensteinischen Hofe, dem heutigen Rathhause (April 1332). Lorenz und Scherer können nicht aus diesem Zaubertreise treten; hier waren sie gezwungen, sich ebenfalls an ihre Vorgänger zu halten, und betonen nur etwas mehr, wie nun die Bürger vermuthlich mit einem schon fertigen Programm hervortraten und geradezu eine neue Ordnung der Dinge schufen. Der ganze Rath, man weiß es, dankte ab; die alten Räthe wurden durch 25 Mitglieder, je eines von jeder Zunft, verstärkt; zu den vier patrizischen Stättemeistern kam der erste bürgerliche Ammeister, Burkard Zwinger.

Wenige Jahre nach dieser Verwaltungsreform brach eine andere, heftigere Revolution los; mir meinen, bei Anlaß der „Judenverfolgung“. — Eine der Hauptursachen des Elendes im Mittelalter rührte her von

dem unglaublichen Schwanken der Korntreise, mithin von dem unvermeidlich hinaufgetriebenen Zinsfuß, von dem verpönten Wucher. Die israelitischen Wechsler oder Banquiers wurden deshalb als die Sündenböcke angesehen; doch ist dabei nicht zu vergessen, daß sie ihre Privilegien für Bankgeschäfte dem Stadtrath, dem Bischof, dem Kaiser abkaufen mußten; daß mithin eine Hauptverantwortlichkeit auf diese Personalitäten fällt. — Die Revolution des 8. Februar 1349 war hier gegen die vier Stättemeister gerichtet, welche die Juden beschützten; eine neue Verfassung war das Ergebniß dieses Anlaufs gegen das Bestehende; von dort an saßen 28 Handwerker gegen 11 Adlige und 17 Altbürgerliche im Rathe. Aber die Volksjustiz, die Lynchjustiz war damit nicht befriedigt. — Es war die Zeit des großen Sterbens; ein unsinniger Wahn ergriff die Masse und artete aus, wüthend, furchtbar, in der Mord- und Brandscene, die sich dann legendenartig im Gedächtniß des Volkes fortpflanzte. — Im vorliegenden Werke sind weniger die dramatischen Momente, als ihre politische Bedeutung hervorgehoben: in der kirchlichen Bewegung: die ketzerischen Secten, die Mystiker, die Einflüsse der Mönchsorden. Auf diesem Felde hatten die Doppelverfasser gründliche Vorarbeiten in Prof. Karl Schmidt's Monographien; ich denke sie sind ihm in petto dankbar. Der ungelehrte Leser macht dabei mit Meister Eckard und seinen Schülern, Tauler und Suso, mit Rulmann Meerswin, dem Gründer des Johanniterhauses zum grünen Woerth, und mit den Gottesfreunden nähere Bekanntschaft. Man erfährt hier beiläufig, daß die Dominikaner vor

zügtich als Beichtväter bei den vornehmen Damen, die Franziskaner von den ärmeren Frauen gesucht waren.

Neben den Mystikern werden auch die Chronisten und Historiker, von Ellenhart und Gottfried von Ensmingen bis auf Königshoffen besprochen: der letztere besonders, der „zeitgemäße, gesinnungstüchtige", ist auf eine anmuthige Art portraitirt, und seine schwache Seite keineswegs verhüllt. Eingestanden wird, daß er sich Vorgänger und mitlebende Scribenden zu plündern erlaubte und den Raub in seine eigene Waare hineinschmuggelte. Nun, daß ist gerade keine Eigenheit seines Jahrhunderts; in allen Zweigen des Wissens und Producirens wird diese Freibeuterei immer noch fortgetrieben. Es steigt immer der Eine auf die Schultern des Andern; Alles ist vergeben, wenn man für die geliehene Unterstützung dankt.

Eines der schwungvollsten Capitel ist wohl das über den Straßburger Münster. — Man sollte denken, über diesen herrlichen Zeugen der mittelalterlichen Architectur ließe sich nichts Neues mehr sagen; aber der Stoff eines großen Kunstwerkes ist ebenso unerschöpflich wie das Meer: jeder Begabte sieht ein solches Product der schöpferischen Menschenhand mit frischen Blicken an: neue eigene Gedanken überkommen ihn; hat er nur einigermaßen Darstellungsgabe, so wird er auch einen neuen Ausdruck für seine Begeisterung oder seinen Kennerblick finden. Wie treffend sind nicht folgende Andeutungen über die Erwins-Façade . . . Nachdem in der Beschreibung derselben das verticale Moment hervorgehoben, heißt es weiter: „Dazu tritt

„noch Erwins eigenster Gedanke — das emporsteigende
„Stab- und Maßwerk, welches in einer Entfernung
„von zwei Fuß die ganze Façade gleichsam überspannt
„und den Blick des Beschauers leise nach oben leitet.
„Dem Ernsten, Ruhigen, Dunkeln, Feierlichen, schwer
„und colossalisch Gelagerten ist ein so leichtes, leben-
„diges, heiteres, anmuthig umspielendes Element bei-
„gesellt, das sich in den Thürmen fortsetzt. Es ist, als
„ob Epheuranken das Gebäude überzogen hätten, und
„dann weit, weit darüber hinausgewachsen wären. . . .
„Sicherlich war Erwin nicht ein strenger, trüber, son-
„dern ein feiner, liebenswürdiger Geist."

Und zuletzt noch: „Man begreift, wie der Local-
„patriotismus darin das achte Wunder der Welt er-
„blicken mochte. . . . Es ist doch etwas Großes, so
„hoch in die Wolken zu bauen. Seit den Werken
„orientalischer Despoten, seit den riesigen Hügeln,
„welche ägyptische Könige als Pyramiden über ihren
„Gräbern aufführten, hat man so vermessen nicht mehr
„in die Lüfte gestrebt. Auch dort eine Art Mittel-
„alter, die Wissenschaft in den Händen der Priester,
„der Unterschied der Stände bis zur schroffsten Tren-
„nung gediehen. Aber dort der Uebermuth eines
„Despoten, den die Herrschaft über Knechte trunken
„macht: hier das Selbstgefühl eines Bürgerstandes,
„der die Macht des Fleißes und der Hingebung in sich
„kennen gelernt hat. Dort der grollend geleistete
„Dienst eingeschüchterter Sklaven: hier die begeisterte
„Arbeit freier Männer, die trotzig in schwindelnde
„Höhe klimmen mit einem heiligen, kühnen Glauben."

Wir begreifen nicht, wie nach diesen Worten es

dem Doppelverfasser beikommen konnte, mit einem störenden, gezierten Bilde zu schließen, das ich, seinetwegen, nicht abconterfeien will.

Mit dem 14. Jahrhundert beginnen die Franzosenkriege, und von da läuft ein rother Faden durch das ganze Werk: es werden von jetzt an die Gelüste betont, welche Frankreich unter verschiedenen Vorwänden und verschiedenen Formen nach dem Rheine hegte. Nicht nur läßt sich diese Tendenz der französischen Politik nicht leugnen, sie springt so klar an den Tag, daß selbst französische Schriftsteller, wie der Verfasser der Histoire de la Basse-Alsace wiederholt, darauf hinweisen. Mit andern Worten: die Kämpfe des westlichen Europas klopften an die Pforten Deutschlands: Franzosen, unter engelländischem Banner (Enguerrand de Coucy), Franzosen und Burgunder auf eigene Faust, schädigen, bedrohen die Unabhängigkeit des Elsasses; die Armagnak's sind nicht anderes als eine französische Invasion in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts; der Dauphin Ludwig hatte es bei seinem Einfalle in das Elsaß auf die Rheingrenze abgesehen; und das gute Verhältniß, das während dem Aufenthalt der französischen Banden zwischen dem Kaiser Friedrich dem III. und König Karl dem VII. herrschte, deutet auf den wunden Fleck der deutschen Reichsgeschichte, als das unterhöhlte, schwindende Ansehen der kaiserlichen Centralmacht dem äußeren Feinde die Waffen zum Angriff der deutschen Reichsgrenze selber in die Hand gab.

Die burgundische Macht — dieses großentheils französische Mittelreich — hatte ebenfalls die bestimmte

Absicht, die Grenzprovinzen, die ihm von Oesterreich in Versatz gegeben, zu verwälschen.

Der elsässische Geßler, Peter von Hagenbach, der im Volksmunde lebt und dessen häßlichen, apokryphen Schädel man auf der Kolmarer Stadtbibliothek noch ohnlängst vorwies, Peter von Hagenbach, mit seinem deutschen Namen, war für burgundisch-französische Interessen gewonnen, und erbitterte die Bewohner durch seine raffinirte wälsche Grausamkeit. — Im 16. Jahrhundert tränkte der französische König Heinrich II. seine Rosse im Rhein: es war im eigentlichen Sinne eine Recognoscirung, die sich am Ende desselben Jahrhunderts, während der bischöflichen Kriege, und im folgenden, während dem Jülich'schen Erbstreit und dem 30jährigen Kriege, fast in ununterbrochenen Kämpfen fortsetzte. Richelieu, Mazarin, Ludwig XIV., Straßburgs Fall, die Reunionskammern waren also nur die Endglieder der Kette, die zu Enguerrand de Coucy hinaufreicht.

Daß wir in dieser flüchtigen Uebersicht der elsässischen Geschichte den Begebenheiten vorauseilen, hie und da einen Hauptpunkt vorzüglich berühren, vieles Merkwürdige liegen lassen, wird uns der Leser nicht nur verzeihen: es liegt dieses Verfahren in der Natur dieser Besprechungen begründet. Wir bezeichnen einige Hauptabschnitte: den Freunden des Elsasses überlassen wir, nicht die Mühe, sondern den Genuß, das Einzelne selber nachzusehen.

Am Scheidewege zwischen dem Mittelalter und der modernen Geschichte, zwischen dem noch übermächtigen Papstthum und der Reformation, steht der liebenswür-

dige, chevaleresk Kaiser Maximilian I., Straßburgs „guter Freund“. Wie viele Anekdoten ließen sich nicht erzählen von seinem Verweilen in hiesiger Stadt! Fast erinnert der Verkehr des Kaisers mit dem Elsaß und seiner Bürgerschaft an die hohenstaufische Zeit, oder doch an den fröhlichen Aufenthalt des Luxemburger Sigismund! Mit warmer Gesinnung schloß sich das Elsaß an die Person des Kaisers, während die nördliche Schweiz sich im Gegentheil gewaltsam vom Reiche losriß. Maximilian war bekanntlich ein guter Artillerist; zwar hatte er noch keine gezogenen Kanonen seinen lieben Straßburgern als Geschenk mitzubringen, aber die Büchse, „die Appenzellerin“ genannt, ließ sich damals nicht übel an, und der „Strauß“ und der „Löwe“ wurden von Seiner Majestät selbst erprobt. Auch wenn es Prügeleien zwischen den Bürgern und den kaiserlichen Beamten, diesen „hergeloffenen Finanzern“ absetzte, wurden diese Mißhelligkeiten leicht beigelegt.

Nicht so glimpflich liefen zu derselben Zeit die Schilderhebungen der Landbewohner, der Bauern, ab. Communistische Bewegungen — es ist nichts Neues unter der Sonne — brachen im Jahre 1493 los; der Bundschuh ist eine bekannte Verbrüderung, die im Blut erstickt werden mußte und woran sich die jetzt verschollenen Namen Ullmanns, Joßfritzens, Gugelbastians und des armen Conrads knüpfen. Als dreißig Jahre später die Reformation Wurzel zu schlagen begann, nisteten auf dem lebensfähigen Stamme giftige Parasitenpflanzen, welche ebenfalls zu vertilgen waren. Die Tollheiten eines Balthasar Münzers, die gräu-

lichen Excesse des Bauernkrieges (1525), führten gezwungen zu einer reactionären Bewegung; im vorliegenden Buche bildet sie eine nicht zu übergehende Episode; vielfach wurde sie schon in Geschichte und Dichtung verarbeitet.

Von diesen Schreckensscenen, welche durch die heutigen Ereignisse zu doppelter Bedeutung gelangen und zu unmittelbarem Vergleiche auffordern, gleiten wir an der Hand der Verfasser auf Augenblicke wieder in das heitere, sonnenbeschienene Kunst- und Literaturleben. — Martin Schönganers mystische Heilige, Baldung Grien's lebenskräftige Rubensgestalten, Gutenbergs erste Druckerpresse erstehen vor uns, und dabei wird die Aufmerksamkeit hingezogen auf das Zusammentreffen dieser weltgeschichtlichen Erfindung mit dem Fortschritte der Naturwissenschaften, etwa wie heutzutage mit dem Dampfschiff und der Eisenbahn die Telegraphie und die Photographie.

Im Vorbeigehen möchten wir die Verfasser um die Erklärung bitten, weshalb und worauf sich stützend, sie die Erfindung der mobilen Lettern in's Jahr 1444 nach Mainz versetzen, indem sie die Proceßacten Gutenbergs mit seinen Associés in Straßburg eines Bessern belehren konnten.

Mit anzuerkennender Virtuosität werden die Prediger, die Satyriker, die Schulmänner, die Humanisten dieser Zwischenperiode behandelt. Für Sebastian Brandt und für Murner kündet sich in diesen Capiteln eine gewisse Vorliebe an; Geyler von Kayserberg wird etwas strenger behandelt. Was nun den Erstern anbetrifft, so wäre zu erinnern, daß schon vor Jahren

Gervinus auf die seltenen Fähigkeiten dieses Dichters und Geschäftsmanns hinwies. Schreiber dieser Zeilen, der sich ebenfalls in Mußestunden „auf das Narrenschiff" zu Gaste lud, konnte auch in der Stimmung des humoristischen Satyrikers etwas vom Molière'schen Geiste finden, den tiefen Blick in die verdorbene menschliche Natur, und das daraus hervorgehende Schwanken zwischen Spott und Ernst, Lachen und Weinen und zürnendem Schmerz. Nur bleibt ein himmelweiter Unterschied zwischen dem deutschen und dem französischen Schriftsteller: Brandt hat keine lebenden Individuen geschaffen: Molière's Charaktere dagegen sind in unsterbliche Formen gegossen. Thomas Murner ist mit drolligem Humor gezeichnet, „wie ein wilder Kater, der beißt und kratzt und den Gegner am liebsten zerfleischen möchte. . . . Murner's lutherischer Narr ist eine große Denunciationsschrift." Und nun fügen die unparteiischen Verfasser hinzu: „Seine Satyre ist „darum so ausgezeichnet, weil sie nicht gegen rein Ersonnenes und Erlogenes kämpft: weil sie in der Reformation bei aller feindseligen Uebertreibung doch „eine Seite hervorhebt, welche durchweg an den gewaltigen Umwälzungen der moralischen Welt zu Tage „tritt: eine geistige Bewegung, die in der Tiefe packen „soll, muß mit starken materiellen Interessen verknüpft „sein."

Den doppelten Charakter der Reformation, die geistige und die sociale Umwälzung, entwickeln die Verfasser nach beiden Seiten hin: doch gefallen sie sich vorzüglich in der Portraitirung der zu Straßburg eingreifenden Persönlichkeiten. Mathias Zell und seine

Gattin Katharina, Capito, Hedio, Butzer, ziehen jeder in seiner eigenthümlichen Gestalt und in seinem speciellen Wirken vorüber; besonders hervorgehoben wird der moderirte Gang der Reform in Straßburg, und die Erklärung in dem Charakter der localen Prediger, in dem epikuräisch-skeptischen Bischof Wilhelm von Hohenstein gesucht. Ein freisinniger, der Reformation nicht abgeneigter geistlicher Würdenträger, der Dechant Sigismund von Hohenlohe, saß überdieß in dem Domcapitel: der Rath blieb immerfort Herr der Lage. Es giebt wohl wenige politische oder kirchliche Revolutionen, die sich so glimpflich abgewickelt, wie die Reform in Straßburg: das will nicht heißen, daß es ganz und gar ohne stürmische Scenen abgelaufen; doch es floß kein Blut, nur hin und wieder Wein in den erstürmten Klosterkellern, und Straßburg blieb, während der Orkan außen tobte, die Zufluchtsstätte der Vertriebenen. Ganz anders stellte sich im Gegentheil die Sache im Lager der Gegner, im österreichischen Ensisheim, wo die Regentschaft fanatische Unduldsamkeit walten ließ und nicht selten zur Folterbank und zum Scheiterhaufen Zuflucht nahm.

Wem aber verdankte Straßburg diese relative Ruhe, diesen inneren Frieden, inmitten der äußeren Verwickelung? . . . Einem großen Manne, dem größten wohl, welchen die Stadt je gehabt, und der auch mehr oder weniger eingriff in die Geschichte Deutschlands; dem Jakob Sturm von Sturmeck. Seine Fähigkeit als Redner, als Staatsmann, wird in's Licht gesetzt

ich möchte ihn dem frühreifen Wilhelm Pitt vergleichen, wie er, kaum den Knabenschuhen ent

wachsen, seinem Lehrer Wimpheling rathend zur Seite steht, und kaum fünfundzwanzigjährig, in seiner Vaterstadt schon die höchsten Würden bekleidet. Doch weiter hinaus müßte die Parallele abgebrochen werden: Pitt scheute nicht vor einem Weltkriege zurück; Jakob Sturm tritt immer als Vermittler auf; in der evangelischen Partei strebt er hin auf Frieden und Einigung; Gewissensfreiheit steht auf seine Fahne geschrieben. Ich weiß in der That nicht, was an ihm mehr hervorzuheben, sein oratorisches oder sein diplomatisches Genie, das praktische Eingreifen in Stadt- und Schulwesen, oder die „Hoheit und Idealität" seines geistigen Wesens. Jakob Sturm fesselt uns als Scholarch, als Gründer des Gymnasiums (1538), worauf er eine allgemeine protestantische Universität zu impfen gedachte; wir bewundern ihn während seinen zahllosen diplomatischen Missionen an fürstlichen Höfen und an Reichstagen. Und wie es sich mehrmals in der Geschichte ereignet, der genievolle Mann thut glückliche Griffe. Sturm zog einige talentvolle Helfer an sich, die ihm beistanden, besonders im Werke der öffentlichen Erziehung. Sein Homonym, Johannes Sturm, der eigentliche Organisator des Gymnasiums, und der pragmatische Geschichtschreiber Sleidanus waren die trefflichen Akolythen des Stettmeisters. Die Erscheinung dieses Mannes ist in der Geschichte Straßburgs kein blendendes, verschwindendes Meteor; er ist ein hellleuchtender Polarstern, auf welchen Kind und Kindeskinder, wenn ihnen die Augen am rechten Flecke sitzen, immer noch blicken werden, so lange es alsatische Annalen giebt.

Wir wollen indeß nicht behaupten, daß in der alsatischen Reformationsgeschichte nur Lichtpunkte sich weisen; es giebt auch Nebelflecken oder Nachtseiten: dahin reihen wir den unerquicklichen Abendmahlsstreit, welcher die innere Spaltung der protestantischen Kirche bloslegte. Solche dogmatische Streitigkeiten rufen uns byzantinische Vorkommnisse in's Gedächtniß, und geben den katholischen Gegnern eine Degenspitze in die Hand, wenn es ihnen beliebt, in der offenen Wunde der Heterodoxen zu wühlen und sich unter dem Panzer der formalen Einheit ihrer Kirche zu bergen.

Im Grunde des Herzens waren die Straßburger Theologen mit der evangelischen Schweiz einig; aber so lange es gehen konnte, wichen sie aus vor dem zürnenden, heftigen Martin Luther, und nach dem unvermeidlichen Bruche mit ihm mühten sie sich ab, bis eine äußerliche Vereinigung wieder zu Stande kam.

In die Protestantenkriege, gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, wurde Straßburg nur zeitweilig verflochten; aber die Niederlage des Kurfürsten von Sachsen bei Mühlberg gereichte der Stadt zum Unsegen. Das Interim wurde gezwungen eingeführt: nur drei Kirchen den Straßburger Lutheranern gelassen: aber diese Kirchen waren an Sonn- und Festtagen gepfropft voll, das dem Domcapitel ausgelieferte Münster blieb leer. — Nach dem Religionsfrieden (1555) besserte sich für Straßburg und das Elsaß die Lage; nur blieben für Deutschland Metz, Toul und Verdun verloren; geschickt hatte der gallische Nachbar

die religiöse Spaltung benützt. Somit zerstörte der Kampf der neuen Kirche mit der alten die deutsche Einheit; der Kampf der deutschen Fürsten mit dem deutschen Kaiser gab ebenfalls die deutsche Einheit preis; erst drei Jahrhunderte später, durch Sadowa, Wörth, die Kämpfe um die Wälle von Metz und die Mausfalle von Sedan sollte sie wieder hergestellt werden.

Mit der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts nimmt die Reformation in Straßburg eine ganz andere Wendung. Die vermittelnden, mäßigen Theologen und Prediger treten ab und werden vom zelotischen Marbach, von dessen fanatischem Schüler Pappus und ihresgleichen ersetzt. Unduldsamkeit gewinnt die Oberhand. Johannes Sturm, der Director des Gymnasiums, wird verketzert, doch hält er sich noch fest auf dem Boden des öffentlichen Unterrichts; noch scheint er mit seinem unbestreitbaren Organisationstalent allen Angriffen gewachsen; war doch die Zahl der Schüler des Gymnasiums, dreißig Jahre nach dessen Gründung, auf einige Tausend gestiegen, worunter fürstliche und hochadlige Zöglinge. Aber auf politisch-religiösem Felde war Johannes Sturm ein Utopist; glaubte er doch an die Möglichkeit einer Versöhnung zwischen Katholiken und Protestanten, an eine sichere protestantische Allianz mit Frankreich; ließ er sich doch von einigen vornehmen, fürstlichen, protestantischen Hugenotten zu Geldanleihen hinreißen, wodurch sein eigener Wohlstand in Rauch aufging. Der naive Gelehrte, der die Wiederbelebung des Alterthums anstrebte und zum Theil erreichte, unterlag den gemei-

nen Intriguen der lutherischen Genossen, wurde abgesetzt (1587), zog sich, halb erblindet, in das Dorf Nordheim zurück, baute dort selber seinen Acker, seinen Garten, und starb vereinsamt, mehr als achtzigjährig (1589), seiner eigenen schönen, zum Theil noch heute bestehenden Schöpfung entfremdet.

Aber sein Streben und das Wirken seines früheren Beschützers und Freundes, des schon lange hingeschiedenen Jacob Sturm von Sturmeck hatte doch treffliche Früchte getragen. Im ganzen Verlaufe des 16. Jahrhunderts wies Straßburg in allen Fächern des menschlichen Wissens und der Kunst eine Reihe von Celebritäten vor, wovon manche Namen jetzt noch dem gebildeten Elsässer gegenwärtig und dem Literarhistoriker nicht fremd sind. Straßburg stand mit seinen Gelehrten, Dichtern, Naturforschern „auf der Höhe der Cultur". Es beherbergte zwar keinen Theophrastus Paracelsus, keinen Conrad Geßner, aber bekannte Mediciner und Chirurgen und Botaniker lebten in Straßburg; der Gartenbau war schon in frühem Flor; die Gärtner bildeten eine Zunft, deren Erinnerung im jetzigen Geschlechte fortlebt. Georg Obrecht war ein berühmter Nationalökonom; der Maler Tobias Stimmer, der an der Ausschmückung der astronomischen Münsteruhr des Dasypodius und Habrecht theilnahm, illustrirte die Icones des Nicolaus Reisner; in Mobilien, Gerätschaften, Waffen, herrschte der etwas überladene Geschmack der Renaissance: der Puritanismus der Kirche verdrängte durchaus nicht das Wohlleben im Innern der Wohnungen.

Und vollends in der Literatur hatte das Elsaß die

Führerschaft. Das Volksdrama florirte neben dem gelehrten, klassischen. Jörg Wickram, der dramatische Dichter (Verfasser des Tobias) war zugleich der Vater des deutschen Familienromans, ein Vorläufer August Lafontaine's; sein „Rollwagenbüchlein", ein belustigendes Reisebüchlein, besteht aus einer Sammlung kleiner, vielgelesener Anekdoten.

Fischart, der Dichter des „glückhaften Schiffes", ist zur europäischen Celebrität geworden und findet neuerdings wieder ganz besonderen Anklang. Seine Sprache, im Gargantua, dieser originellen Paraphrase des Rabelais, ist „ein schäumender Champagner": aus dem formlosesten Wort macht er einen wahren Proteus. Eine Ader volksthümlichen Witzes zieht durch den ganzen Fischart, sei es, daß er als Dichter, sei es, daß er als Publicist, als Polemist sich mit der ultramontanen Partei herumzanke. Die „Flohhatz", „das podagramische Trostbüchlein", entrunzeln noch heutzutage die finsterste Stirne. Fischart repräsentirt in der Literatur das Deutschthum, wie Johannes Sturm die gelehrte Renaissance.

Am Anfang des 17. Jahrhunderts stoßen wir hier auf ein ausgezeichnetes, dramatisches Talent, auf den lateinischen Dichter Brülow, der als eine Art Vorläufer von Shakespeare anzusehen wäre; auf Wolfhart Spangenberg, der etwas von Hans Sachs an sich trägt, aber besonders durch seine zahlreichen, kleinen Dichtungsarten sich empfiehlt. Und vollends Moscherosch, der deutsche Quevedo, der strafende, zürnende, franzosenfeindliche Satyriker, der mitten in den Schrecknissen des dreißigjährigen Krieges seinen männlichen

Muth nicht verliert, und aus dem Kriegsgetümmel auf die friedlichen Höhen des Parnasses sich flüchtet. Grimmelshausen, der Verfasser des historischen Sittenromans „Simplicissimus", kann auch von dem Elsaß zu den Seinen gezählt werden. Der katholische Horaz, Balde, verbrachte zwar den größten Theil seiner productiven dichterischen Laufbahn in Baiern; aber seine erste Bildung verdankte er doch dem Ober- und Unter-Elsaß, und bewahrte auf seiner Ruhmeshöhe dem ersten lieben und schönen Vaterlande ein treues Andenken. So reihen sie sich Einer an den Andern, die Koryphäen der Elsässer intellectuellen Welt, und bilden von dem Mittelalter bis zu unsern Tagen herab eine nur selten lückenhafte Kette.

All' diesen fortschrittlichen Bestrebungen und Anläufen gegenüber erhob sich ein entgegengesetzter Ideenstrom, ein anti-reformatorisches Gebahren. Nach dem Tode des Bischofs Erasmus († 1568) war Johann von Manderscheid-Blankenheim auf dem bischöflichen Stuhle gefolgt; unter ihm wurde der Streit zwischen den katholischen und protestantischen Domherren heftiger, und für die Katholiken, durch Einführung der Jesuiten in Molsheim, erfolgreicher. Auf vielen Punkten ward für sie das verlorene Terrain wiedergewonnen; der zeitweilige Waffenstillstand zwischen beiden Confessionen neigte sich seinem Ende zu. Als Johann von Manderscheid das Zeitliche gesegnet (1592) und der Cardinal Karl von Lothringen ihm nachfolgte, schritten die protestantischen Domherren zu einer Gegenwahl in der Person des Administrators Johann Georg von Brandenburg; der sogenannte bischöfliche

Krieg entbrannte und das Elsaß wurde der Hauptschauplatz der gegenseitigen Verheerung. Es war nur ein gedämpftes Vorspiel des dreißigjährigen brudermörderischen Kampfes, aber auch hier schon in seinen Einzelheiten mit blutigen Lettern gezeichnet.*) König Heinrich IV., trat vermittelnd ein; Frankreichs Hand griff immer sichtlicher in Deutschlands innere Angelegenheiten. — Nach Cardinal Karls Tode († 1607), unter Leopold von Oesterreich entbrannte der Jülich'sche Erbfolgestreit (1609); das Elsaß wurde wiederholt zum Schauplatz des Kriegs (1609—1611), und durch denselben Ernst von Mansfeld im Dienste der Katholiken verwüstet, welcher zehn Jahre später als Condottiere einer protestantischen Schaar das Land und die Leute preßte.

Es läßt sich nicht erwarten, daß in einem zusammengedrängten Werke der factenreiche dreißigjährige Krieg hinlänglich ausgeführt würde. Die Verfasser mußten sich auf einige in ihren Plan passende Hauptpunkte beschränken; ihnen war es vor Allem daran gelegen, der französischen Politik, wie sie in den verschiedenen Phasen des Kampfes sich gegen Elsaß verhielt, auf Schritt und Tritt zu folgen. Und da charakterisiren sie denn mit den heftigsten Ausdrücken die rücksichtslose „Henkerpolitik" von Richelieu, der in der zweiten Hälfte des Krieges mit den Schweden in die Geschicke des Elsasses eingriff. Für sie ist die

*) Dahin rechnen wir die Einnahme des Schlosses Kochersperg und die Hinrichtung des katholischen Commandanten Michael Birkel.

Vergiftung des Herzogs Bernhard von Weimar eine ausgemachte Sache; für sie ist die Bestechung von Erlach, des Bevollmächtigten Bernhards in Paris, und der vorzüglichsten Stadt-Commandanten im Elsaß unbezweifelt, und als Mazarin, immer dieselbe politische Linie verfolgend, die Hand zum Frieden reichte, finden sie im 11. und 12. Artikel des westphälischen Traktats mit Recht die augenscheinlichsten Beweise, daß Frankreich zum Voraus die Conflicte mit dem deutschen Reiche suchte. Sie nennen das Verfahren der französischen Administration im Elsaß, nach geschlossenem Frieden „die Virtuosität der Chicane, welche unvermeidlich zur Uebergabe von Straßburg und zur Mattlegung der vorbehaltenen Rechte der Reichsstände im Elsaß führen mußte". Eins aber auch gestehen sie unumwunden ein: die Reichsbehörden waren unfähig, die deutschen Dynasten im Elsaß zu schützen, und ebenso unfähig, das von allen Seiten umgarnte Straßburg aus der Schlinge zu ziehen. Die Einverleibung Straßburgs war nach ihrer und nach unserer Ansicht unvermeidlich; sie fiel wie eine überreife Birne vom Baume. Auf die Frage: Ist Straßburg verrathen worden? antwortet sie nicht mit ungläubigem Lächeln, sondern mit schallendem Gelächter. In den letzten Jahren hatte sich in Deutschland, und schon von lange her im Elsaß, eine Schule von Geschichtsforschern gesammelt, die immer mit Verrath um sich warfen, wenn von Uebergabe der Stadt die Rede war. Es schien ihnen eine erwiesene Sache, daß der und der Rathsherr von Frankreich erkauft worden, da es hingegen auf der Hand liegt, wie bei dem unver-

zeitlichen Verhalten des Kaisers und des Reichstages der Widerstand ein wahrer Unsinn gewesen wäre. Ein Wunder ist's zu nennen, daß sich das Schicksal der Stadt nicht schneller entschied. Auch die Sendung von heimlichen Boten, den Austausch von Depeschen oder Wahrzeichen auf der Basler Rheinbrücke sehen die Verfasser als eine fabelhafte Legende an. Vom 9. August 1680 an, als die Breisacher Reunionskammer den Spruch gefällt: „die Straßburger Vogteien Waßlenheim, Barr und Ilkirch*) gehörten zur Krone Frankreichs", war die Uebergabe zum Voraus besiegelt: kein denkender Mensch konnte sich hierüber in Straßburg, in Deutschland, in Frankreich der geringsten Illusion hingeben: nur die unterste Schichte der Bevölkerung mochte sich in Unabhängigkeitsträumen einlullen, bis Montclar mit 30,000 Mann vor den Thoren stand. Im Stadtrath dachte kein einziges Mitglied an Widerstand; 400 Milizen machten die ganze Garnison aus: Kanonen ließ man wohl auf die Wälle führen, nur keine Munition dazu.

Das geistige Leben Straßburgs und der Einfluß französischer Verwaltung, der sogenannten Intendance d'Alsace, während den 140 Jahren, die zwischen der Uebergabe der Provinz Elsaß und dem Anfang der

*) Wir erlauben uns die Bemerkung, daß die Orthographie der Eigennamen ꝛc. ꝛc. im vorliegenden Werke bisweilen zu wünschen läßt: auch irrthümliche Personen sind citirt, z. B. II, p. 113, ein Herzog von Anjou, soll wohl Herzog von Orleans sein. — p. 123. Frischmann Sohn, nicht der Vater, folgte auf Laloubère als französischer Resident in Straßburg.

französischen Staatsumwälzung lagen, sind so oft, so ausführlich und erschöpfend geschildert worden, daß von den Verfassern kein durchaus neues Gemälde, keine absolut neue Ansicht zu erwarten war. Die hervorragendsten Persönlichkeiten und Intelligenzen sind nach schon vorhandenen Biographien geistreich portraitirt; der folgenreiche Aufenthalt Goethe's in Straßburg ist mit einigen Strichen gezeichnet, und wird hier mit Recht die Behauptung aufgestellt, daß die herrliche Schilderung seines Verhältnisses in Sessenheim mit dazu beitrug, in ganz Deutschland die leidenschaftliche Liebe für das Elsaß wach zu halten und noch zu größerer Flamme anzufachen. Der Goethe-Cultus war einer der mitwirkenden Factoren zu der Wiedereroberung des Elsasses. „Goethe hat mehr geliefert „als ein Stück Selbstbiographie, mehr als ein farben„prangendes Culturbild, mehr als ein herrliches Idyll, „— er hat nicht blos ein Kunstwerk geschaffen, worin „wir die blühende Landschaft bewundern mit den präch„tigen, wahren Gestalten, die sie beleben — er hat „damit zugleich dem Elsaß für alle Zeiten eine Stätte „gewonnen in dem Herzen jedes Deutschen, ja er hat „die Wiedereroberung vorbereiten helfen, denn von den „Tausend sehnsüchtigen Gedanken, die wir herüber „sandten zu den fremdgewordenen Ländern jenseits des „Rheins — wie viele wären wohl gedacht, wie viele „wären wohl gefühlt worden ohne Goethe's Schilde„rung, ohne dies bezaubernde Gemälde, getaucht in „Sonnenglanz und Aetherduft? . . ."

Aber ebenso wahr ist, daß die französische Verwaltung, während dem 18. Jahrhundert, durch ihre ge

schickten Maßregeln, durch ihr feines Eingreifen in das materielle Leben der Gesellschaft, durch die Hebung des Ackerbaues und des Handels, die politische Einverleibung des Elsasses schon vor dem Ausbruch der Revolution vollzog und dem Kaiserreiche mit der nachfolgenden Regierung nur die nationale und sprachliche Verschmelzung zu bewerkstelligen überließ. — Entgehen konnte ihrem Blick ebensowenig der Umstand, daß der ausschließlich dem katholischen Cultus zugewandte Schutz und die Beeinträchtigung des protestantischen Glaubens, wo und wie es geben mochte, einen faulen Fleck derselben gallischen Regierungsweise an den Tag legt.

Der ganz eigenthümliche Charakter, welcher in den ersten Jahren der französischen Revolution die Begebenheiten und die Personen im Elsaß kennzeichnet, wird in bestimmten Umrissen angedeutet. Die Verfasser erkennen gerade in diesem Umstande die zähe, unaustilgbare Natur des deutschen Sinnes, der alten Städtefreiheit. — Straßburg und die meisten elsässischen Reichsstädte wollten zuvörderst eine Bestätigung, eine Ausdehnung sogar ihrer verbrieften Privilegien, keineswegs ein Aufgehen in der großen französischen Nationalidee. Nur durch den Einfluß einer ausgezeichneten Persönlichkeit, des ersten Straßburger Maire, Friedrich von Dietrich, läßt sich Straßburg in die neue Bahn hinreißen. Und als der Terrorismus in Straßburg zu herrschen beginnt, ist es wieder ein Kampf zwischen dem französischen und deutschen Elemente, der sich kundgiebt. Der deutsche Mönch Eulogius Schneider, mit deutschen Gesinnungsgenossen und den geborenen Straß-

burger Jacobinern, unterliegt den französischen Eindringlingen, dem Savoyarden Monet und den Repräsentanten des Nationalconvents, Saint-Just und Lebas. Die deutschen Wohldiener konnten es den fränkischen berühmten Sansculotten nicht recht machen, auch wenn sie dieselben in ihren Ungeheuerlichkeiten womöglich überboten. — Satyrische Seitenhiebe setzt es dabei ab. — Als Eulogius Schneider nach Paris abgeführt wurde, glaubte man in Straßburg, die Zeit zu freierem Aufathmen sei gekommen. Bald aber wurden die naiven Bürger eines Bessern belehrt; nun fingen die Einkerkerungen und Erpressungen erst recht an. Der Maire Monet, um die Verfolgungen zu beschönigen, hob vor Allem den Umstand hervor, daß die elsässische Grenzprovinz dem Angriff der inneren und äußeren Feinde der Republik am meisten ausgesetzt sei, und den Grund davon suchte er in den eingewurzelten Antipathie der Einwohner gegen die Franzosen, in der offenbaren Neigung derselben zum Deutschthum.

Nun, das müssen wir eingestehen, das Blatt hatte sich in der Zwischenzeit von dort auf heute gewendet. In den Siegen des ersten Kaiserreichs berauschte sich das elsässische Volk; sah es doch mehrere seiner Söhne in den Reihen der kaiserlichen Marschälle und Generale. Späterhin lag im Metternich'schen System, in den Kleinlichkeiten der Frankfurter Bundesregierung, in der Zersplitterung Deutschlands, kein Motiv für den Elsässer, auf das rechte Rheinufer begehrlich oder gar sehnsüchtig hinüberzublicken; und im Innern der beiden Departemente übte die systematische Verwälschung durch die Schule und die Kirche einen sicht

lichen Einfluß auf Sitten, Gewohnheiten und innere Stimmung der Gemüther.

Was nun die sogenannte „geistige Zwitterschaft" betrifft, die eines der bedeutsamsten Endcapitel bildet, so ist Schreiber dieser Zeilen nur im Ganzen mit den Verfassern einverstanden; gegen einzelne Ausstellung müßte er — gestattete es der Raum — bestimmte Einwürfe erheben. Manche nicht zu unterschätzende handgreifliche Unrichtigkeiten läßt er bei Seite; solche bieten z. B. die Charakteristiken von Fr. Schützenberger und Fr. v. Türckheim; aber auch in der Würdigung und Zusammenfassung der berührten Intelligenzen greifen die Verfasser bisweilen fehl, überschätzen die einen, kennen die anderen evident blos dem Namen nach, versteigen sich mithin zu unrichtigen Parallelen und lassen sich zu Urtheilen hinreißen, die für die Betroffenen um so schmerzhafter sich erweisen, als der ernste Ton und der gehaltreiche Inhalt der Mehrzahl der Capitel auch für die improvisirten eine günstige Meinung erwecken dürften. Exempla odiosa.

Ueber „Gegenwart und Zukunft" sehen die Verfasser im Ganzen richtig, so viel bei dem schnell umrollenden Rade der jetzigen Weltgeschichte die Zukunft sich vorausbestimmen läßt. Wie hätte noch vor wenig Jahren der eingefleischteste Pessimist, der entschiedenste Schwarzseher die Bartholomäusscenen von Paris nur annähernd anzudeuten gewagt? Wer hätte nach den Schlägen von Sedan und Metz noch die längere Widerstandsfähigkeit des schon so tief heruntergedrückten Frankreichs geahnt? . . . Wir glauben mit den Verfassern, daß sich das Elsaß in seine neuen Geschicke nach und nach

fügen wird, und die Zeit ist vielleicht nicht ferne, wo die Wohlthaten einer geordneten, festen, gerechten Regierung auch den Halbblinden klar werden dürften. Aber die Uebergänge sind schwer zu vermitteln, bei dem uneigennützigsten Willen von oben. Wer könnte vorausbestimmen, ob Schonung des Bestehenden, ob rasches Umwälzen der jetzigen Verhältnisse der geeignetste Weg sei zur schnellen, totalen Widereroberung des Jahrhunderte lang entfremdeten Landes? —

Aus Natur und Geschichte von Elsaß-Lothringen,

von **Dr. Franz von Löher.**

Leipzig 1871.

Verhängnißvolle Monate sind verflossen, seitdem Herr von Löher beim Ausbruch des Krieges die ersten Kapitel, deren Reihenfolge das oben angezeigte Werk bildet, in die Augsburger Allgemeine Zeitung einrücken ließ. Schon bevor man die Unterschrift des allbekannten Berichterstatters las, fesselten jene Skizzen die Aufmerksamkeit des größern Publikums: waren sie doch der Ausdruck der Gefühle, die damals alle deutschen Herzen bewegten. Und als der Schriftsteller von „einer Abrechnung mit Frankreich" sprach, war er damals sicher, einen Anklang zu finden bei vielen Tausenden. Die geschichtlichen Artikel, die sich später an die ersten Eindrücke und Ergüsse reihten, waren viel ruhiger gehalten. Der Ausgang des Riesenkampfes unterlag keinem Zweifel mehr. Deutschland wußte, daß seiner Söhne Blut nicht umsonst auf den Schlachtfeldern von Elsaß und Lothringen, unter den Mauern von Sedan und Metz, an der Loire und der Somme geflossen.

Der Siegespreis, um den es gekämpft, war ihm gewiß. Und als ohnlängst Herr von Löher, demselben Ideengang folgend, die Mittel besprach, womit in den errungenen Grenzprovinzen die Herzen der Bewohner zu gewinnen wären, da verlief sich der lyrische Strom der ersten Begeisterung in eine halb philosophische, halb öconomische Betrachtung. Es war fast wie das Ausklingen eines Schlachtgesanges, nicht in Siegesjubel, sondern in friedliche, weiche Accorde. Das ist im allgemeinen der Eindruck, den dieses merkwürdige Buch im Gemüthe des unpartheiischen und aufmerksamen Lesers hinterlassen mag.

Auf dem Felde der ernsten Geschichte hat obbenannter Autor seine Thätigkeit bewiesen; aber auch als sittenbeobachtender Reisender, in Nordamerika, Sizilien, Italien, hat er seit Jahren einen weiten Leserkreis um sich versammelt. — Er liebt Gallien und dessen Bewohner nicht, und seine Gallophobie tritt uns in einem guten Theile dieses seines polemischen Werkes entgegen; und doch hat er etwas, er mag nun wollen oder nicht, mit der französischen Literatur gemein: die kräftige Präzision des Ausdrucks, eine plastische Rundung des Gedankens. Er ist inhaltschwer und doch liest jeder seiner Aufsätze sich leicht weg; Form und Inhalt durchdringen sich wechselweise. Aber nun, was sagt das Buch selber?

Es verkündet auf jeder Seite, daß der Autor das Elsaß liebt, und zwar seit lange her, mit sehnsüchtigem und doch männlichem Verlangen, wie der kräftige Bräutigam eine lange verenthaltene Braut. „Fahrten im schönen Elsaß", so lautet die Ueberschrift des VII.

Kapitels. . . . Vor 30 Jahren war der Verfasser Studiosus zu Freiburg im Breisgau, und seine Blicke schweiften allabendlich hinüber, von der Schloßhöhe über den Rhein nach der gesegneten Elsaß-Ebene und dem blauen Vogesus. Ihm war es nun einmal wie eine fixe Idee in den Kopf hineingeschraubt: „Dies Land da drüben gehört zu Deutschland, und muß ihm wieder werden!" — Es war, als ob eine Eisenklammer sich ihm über die Brust legte: „Ruhe bekomme ich nicht bis mein deutsches Vaterland diesen verlorenen geraubten Streifen wieder zu seinem großen Landcomplere geschlagen!" Und da wanderte er nun mehrmals hinüber, allein oder in Gesellschaft, sogar mit französischen Kumpanen, durchzog Städte, Flecken und Dörfer in der Ebene, besuchte die Ruinen der Schlösser auf Wald- und Felshöhen, streifte gelegentlich an dem westlichen Abhang des Wasgaus, aber wenn ihm der wälsche Dialect entgegenklang, da sagte er doch, mit Resignation; „Hier ist meines Bleibens nicht."

Das Talent eines ausgezeichneten Landschaft- und Sittenmalers liegt in diesem Wanderkapitel zu Tage. Freilich giebt die Erinnerung an die schöne Jugendzeit dem Künstler gar schöne glänzende Farben auf sein Palett. Diese lieblichen Landschaftsbilder behalten ihren vollen Reiz, auch wenn ich mir die prächtige Schilderung des Niagara, wo Löher einige berauschende Tage zubrachte, möglichst vergegenwärtige. Kann man etwas anmuthigeres lesen als folgende Schilderung einer abendlichen Rheinfahrt in der Nähe von Alt-Breisach:

„Eines Tages ruderten wir über den Rhein zurück.

Eine zahllose Menge niedriger Inseln, welche dichtes Weidengebüsch bedeckt, macht es schwer, den Weg zu finden. Um so wonniger weht die Frische an, wenn der Kahn ins freie lichte Gewässer tritt. Wir landeten am Fuß der grauen Schanzen von Alt-Breisach, die einst so viel edles deutsches Blut überrieselt hat. Ihre Höhe wurde bestiegen und noch einmal der Rückblick auf das Rheinthal genossen, dieses schöne sonnige Land, wie die Erde in all ihren Welttheilen kein schöneres hat. Der heilige Strom zog so still und ruhig dahin, in seiner blaugrünen Tiefe spiegelte sich rosiges Himmelsgewölk. Drüben auf der schwarzen Vogesenwand glühten im Abendroth ein paar Schneestreifen. Wir hatten diese Schneelinien öfter durchkreuzt. Tagelang waren wir umhergestreift zwischen den Zacken und Kämmen des Gebirgs, die jetzt so kahl und finster, so ruinenhaft empor starren. Der Wälsche kann den frischen grünen Wald nicht recht leiden, längst waren die Bergseiten links und rechts abgeholzt. Auf den sturmumrauschten, unsäglich einsamen Höhen hatten wir die düsteren Bergseen umwandert, hatten auf den Kuppen in wundervollen Fernsichten geschwelgt, und waren zum Nachtquartier bald auf der Lothringer, bald auf der Elsasser Seite herabgestiegen. — Der lang sich hinziehende Gebirgskamm macht eine scharfe Grenze zwischen Wälsch und Deutsch. Oefter hatte ich meinen französischen Gefährten den Spaß gemacht, in ihrer Sprache auf der deutschen Seite einen Geisbuben anzureden, der mit seiner Heerde zwischen den kahlen Felsenrippen emporkletterte. Richtig folgte jedesmal die Abweisung, er sei kein Wälscher, freilich

in einem Deutsch, das fast noch häßlicher klang als die berüchtigten Schweizer Gurgeltöne."

Einen schmerzlichen Gegensatz zu dieser friedlichen Scene bildet einer der folgenden Abschnitte, mit der ahnungsvollen Ueberschrift: „Straßburg nach der Eroberung." Der Verfasser besucht am Eingang des Winters das vom Krieg heimgesuchte und nicht ganz beruhigte Land; er betritt die Mauern Straßburgs, die er noch vor dritthalb Jahren unversehrt gesehen, und kann sein Auge nicht ganz den peinlichen Eindrücken verschließen, die von vielen Seiten auf ihn einstürmen. Aber glaubenszuversichtlich verweist er auf eine nicht ferne Zukunft, und verkündet, mit unverwüstlicher Ruhe, das baldige Vernarben der Wunden. Dann bleibt er nicht auf halbem Wege stehen; freimüthig giebt er nach eigner Ansicht und nach eingeholtem Rathe von Sachverständigen Mittel und Wege an, die Heilung der Schäden zu beschleunigen.

Ich will ihn vorerst nicht auf diesem Pfade begleiten; die nächste Zukunft wird es hoffentlich lehren, ob er richtig prophezeit. Es finden sich mancherlei andere Ansichten in seinem Buche, die mir ebensosehr einer nähern Berücksichtigung werth scheinen.

Löher, sagten wir, ist ein Landschaftsmaler; er ist aber auch Topograph und Geograph. Man sieht es ihm auf jedem Schritte wohl an, daß er im gelehrten Lande heimisch ist, wo der geniale „Ritter" die Erdkunde dozirte, und in dieser Doctrine ganz neue Bahnen brach. Die Beschreibung der eigenthümlichen Lage und Konfiguration von Lothringen, die auch seine Geschichte bedingt, ist so frappant, daß ich mich nicht ent-

schließen kann, solche anders als in extenso mitzutheilen. Der ernste Leser gewinnt somit einen vollen Einblick in Löhers Methode und erhält von dem Nachbarlande ein frisches Bild, das ihm die weite Provinz am westlichen Abhang der Vogesen wie mit einem Zauberschlag näher rückt und dessen Geschichte erklärt.

„Geographisch bildet Lothringen die Abdachung vom westlichen Rheingebirge, den Vogesen, bis zu den Ardennen, jenem langen unwegsamen Waldgürtel, der sich zwischen Maas und Marne und ihren Nebenflüssen hinzieht. Entschieden beginnt jenseits der Ardennen eine andere Landesnatur, es öffnet sich dort der große Kreideboden der Seine zum Ocean hin. An die Stelle des Mittelgebirges tritt Ebene, und wenn man die langen Waldwege hinabgestiegen, glaubt man, es wehe etwas wie Meerluft vom Ocean herauf. Von der Ebene aus gesehen, erscheint das Lothringerland wie ein weit sich hinziehendes Hochland mit dunkelm Waldgebirgsrande. In der That ist das ganze Gebiet in Natur und Anbau gleichartig mit all' dem Mittelgebirgsland, das sich zwischen Maas, Mosel und Rhein ausbreitet. Nach Süden aber ist Lothringen durch das Plateau von Langres und die Sichelberge vom Saonegebiet getrennt. Umgürtet ringsum, öffnet es sich nur nach Deutschland zum Unterrhein hin. Nur dorthin ziehen seine Gewässer: Maas, Mosel, Murte, Saar und Blies.

„Alle diese geographischen Thatsachen bestimmen Lothringen als zu Deutschland gehörig, und es war deswegen keineswegs ein Zufall, daß sein geistliches Fürstenthum in Metz, Toul und Virten (Verdun) eben

so vom Trierer Erzbischof als seiner Metropole abhängig war, wie sein weltliches Fürstenthum vom Kaiser und Reich abhing.

„Neben diesen natürlichen Nöthigungen aber, welche die Lothringer an die deutsche Nation anschließen, wirken auf sie in entgegengesetzter Beziehung ein paar andere Umstände ein.

„Sie sind zwar durch Ardennen und Eichelberge vom übrigen Frankreich abgeschlossen, jedoch erhebt sich auf der ganzen östlichen Länge ihres Landes ein Gebirgswall, der noch höher ist.' Zugleich ist Lothringen so recht eigentlich mitten hineingeschoben zwischen das Rhein-, Seine- und Saonegebiet, und sind die Uebergänge von einem in das andere so leicht zu bewerkstelligen, daß Verkehr und Fühlung auf keiner Seite jemals aufhören. Endlich aber hat das Lothringer Gebiet doch auch seine eigentliche Breite und Ausdehnung. Die beiden Hauptflüsse, Maas und Mosel, bieten für sich allein ein bedeutendes und eigenthümliches Flußgebiet. Auch die vorgeschobene Lage nach Westen hin trägt nicht wenig dazu bei, den Lothringern einen Hang zur Selbständigkeit und ein Gefühl zu geben, daß sie nicht blos zu Deutschland oder Frankreich, sondern vor allen Dingen sich selbst angehören.

„Diesen geographischen Vorbedingungen entspricht nun auf zutreffende Weise die Geschichte Lothringens."

Diese Geschichte skizzirt der Verfasser mit raschen Zügen, immer mit dem Hinweis auf den Unabhängigkeitssinn der Bewohner und deren lange ganz abgeschlossene, spezielle Geschichte. — Es läßt sich wohl denken, wie er tadelnd, in heftigem Ausdruck vom

Verrathe spricht, der Metz in die Gewalt Heinrichs des II., Königs von Frankreich brachte. Auch findet selbstverständlich die Politik Richelieu's keine Gnade vor ihm, indem der große Cardinal alles darauf anlegte, Lothringen mürbe zu machen, und zu einem vollständigen Anschluß an das große Nachbarland vorzubereiten. Er stellt die etwas kecke Behauptung auf, daß die Lothringer sogar nach Stanislas Tode noch sich keineswegs mit ihrem Loose versöhnten:

„ . . . So blieb es bis zur französischen Revolution. Diese änderte ihre Gesinnung. Die großen Ideen der Freiheit gaben ihnen Ersatz für das Verlorene. Sie und die Elsässer waren ihre begeistertsten Vorkämpfer. Noch mehr durchströmte sie mit französischen Gefühlen die Ruhmeszeit Napoleons I.: mit deutscher Treue und Tapferkeit und mit französischer Hitze folgten sie seinen Adlern. Noch in der letzten Zeit stellten die Lothringer gleich den Elsässern die meisten Freiwilligen zum Heer. Auf Lothringens Feldern wachsen ja die französischen Marschälle, und was wäre vielleicht aus Frankreich geworden ohne das lothringische Landmädchen von der deutschen Grenze, Johanna von Orleans?"

Aus seinem geographischen und geschichtlichen Gemälde von Lothringen zieht Herr von Löher zwar keine direct ausgesprochenen Folgerungen; doch dürften in seinem Betonen der frühern Unabhängigkeit Lothringens andere Hintergedanken liegen, auf die wir uns hier nicht erlauben einzugehen. Die Zukunft liegt in Gottes Hand; die Gegenwart hat der heikeln Punkte genug, und auf beiden Seiten der Vogesen der Pflichten

genug: über die nächsten Monate oder Jahre hinaus sich ins Blaue zu verlieren, wäre verlorene Zeit und Mühe.

So sind wir nicht ganz mit Herrn von Löher einverstanden, wenn er über die jetzige und die künftige Bevölkerung der Stadt Metz geistreiche, aber doch einigermaßen hypothetische Berechnungen anstellt. Er lebt der Ueberzeugung, daß in sehr kurzer Zeit die Zahl der deutschen Bewohner sich dem französischen Grundstock gleichstellen werde. Mag sein, daß er richtig sieht; keinesfalls aber legen wir auf diese in Aussicht gestellte Eventualität ein Hauptgewicht. Deutschland glaubt zur Sicherung seiner Südwest-Grenze die Stadt Metz und einen französisch sprechenden Bezirk des ehemaligen Moseldepartements annektiren zu müssen. Ob nun Metz etwas früher oder später an deutschsprechenden Bewohnern zunimmt, ändert an der ganzen Sachlage nichts. Erwachsen der Stadt und dem Bezirk bedeutende Vortheile aus der Annexion, so wird die französische Bevölkerung nicht nur sich ins Unvermeidliche fügen, sie wird wie früher Straßburg und das deutschredende Elsaß an Frankreich, sich an das große Deutschland willig anlehnen, besonders wenn im einst großen Westreiche die ungeordneten Zustände in eine chronische Krankheit ausarten sollten.

In den neun oder zehn Kapiteln, welche der Verfasser der speciellen Geschichte Straßburgs widmet, finden wir vollauf seine Gabe des schnellen Ueberblicks in oft verwirrten Verhältnissen. Einige wenige Unrichtigkeiten verschwinden ganz in der Zeichnung des Gesammtbildes. Es ist auch für den elsässischen Ge-

schichtsforscher nicht geradezu leicht sich in den Municipalverfassungen, in den Schicksalen und Kämpfen der Stadt immer zurecht zu finden; wie sollte es einem auswärtigen Schriftsteller, dem nicht alle Rectificationsmittel zu Gebote stehen, nicht gut angerechnet werden, wenn er jedem gebildeten Leser einen Leitfaden in diesem Gewirre zu Handen giebt.

Die Zeiten und die Folgen des fürchterlichen dreißigjährigen Krieges im Elsaß schildert Löher mit brennenden Farben; bei den vielen Vorarbeiten war das Gemälde wohl nicht zu verfehlen. Aber in einem der folgenden Kapitel: „Göthes Straßburger Zeit" finden wir einiges auszusetzen und werden unsere Einwendung aussprechen, frei weg! Nicht daß auch diese herrliche Periode der Göthischen Jugendzeit mit seiner Umgebung nicht gut gezeichnet wäre! Welch' reiche Ausbeute fand nicht der Verfasser schon in „Wahrheit und Dichtung"; gelingen mußte ihm der Gesammteindruck. Nahm doch Löher selbst seine besten Jugenderinnerungen aus unsrer Heimath mit nach Hause! Auch zu ihm spricht der Horizont des Elsasses mit seinem Bergrande eben so schmeichlerisch, so verführerisch wie ein italienischer Himmel. Aber wie konnte er gegen die jetztlebenden so ungerecht sein und sich zu folgendem Ausspruche verleiten lassen: „Professoren wie Schöpflin, Oberlin, Lobstein, Koch, müßte man bald mit der Laterne suchen!" Dies bezeichnet doch ein Verkennen oder Nichtkennen merkwürdiger Persönlichkeiten, die gerade während den letzten Dezennien in allen fünf Facultäten Straßburgs sich voranstellten. — Allen Respect vor den bezeichneten gelehrten Häuptern

der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts! Allein wir können denselben eine beträchtliche Mehrzahl gefeierter Namen entgegenstellen, vor denen Herr von Löber, der vielbegabte, unpartheische Würdiger fremden Verdienstes, sobald ihm solche kundgegeben, willig Halt machen würde. Hätte er vor noch nicht langer Zeit, er, der freisinnige Katholik, sich zu Füßen der St. Nicolai-Kanzel gefunden, allwo Colani seine inhaltreichen, männlich eloquenten, historischen Predigten hielt, oder vor dem Katheder gesessen, den Fustel de Coulanges inne hatte, und durch seinen krystallhellen Vortrag, sei es über Geschichte des griechischen Alterthums, sei es über die Reformen des vorigen Jahrhunderts sein gemischtes Publikum belehrte und bezauberte; hätte er Schimper's beseelten fantasiereichen Vorträgen über Geologie und Paläontologie gelauscht, oder Schützenberger's Besuchen am Krankenbette des Hospitals gefolgt, gewiß hätte er sich eines andern besonnen, und die Namen, die ich aufs Geradewohl aus der Mehrzahl der hiesigen academischen Häupter aufgriff, als den besten in Deutschland ebenbürtig erklärt. O! daß meine schwache Stimme weit hinüberreichen könnte über den Rhein und Schwarzwald, und Taunus, und Thüringergebirge, in die Sandflächen Berlins oder auf Münchens Hochebene, um gerechte Anerkennung zu fordern für unsre einheimischen intellectuellen Größen, die auch auf engerm Schauplatz treu ihre Pflicht erfüllten, und mit dem geistigen Erwerb zweier Nationen befruchtet, sich dankbare Schüler heranbildeten.

Ein zweiter Punkt, worüber ich mich in diesem

übrigens so anziehenden Abschnitt mit Herrn von Löher nicht verständige, betrifft den weitern Ausbau des Münsters. Doch bescheide ich mich hier als incompetenter Richter meine Ansicht in petto zu behalten, um bei Sachverständigen mir keine Blöße zu geben; nur sagt mir ein instinctiver ästhetischer Sinn, daß zur vollgültigen Ausführung eines Doppeltthurmes das erste Erforderniß abgeht: die treue Befolgung des ursprünglichen Erwin-Planes.

Ein Umstand, den Herr von Löher in seiner Analyse der Göthischen Entwicklung ganz besonders betont, ist mir auch von jeher aufgefallen; ich meine, daß der große Dichter sich gerade an Frankreichs Grenze ganz entschieden von der französischen Literatur abwandte; daß er die Berechtigung einer nationalen, ganz aus dem deutschen Volksgeiste geschöpften Poesie mit seinen jugendlichen Genossen hier zum erstenmale in tiefster Seele fühlte, und bald darauf durch eigne Meisterwerke bethätigte. Göthe war doch von Kindheit auf zum Theil französisch gebildet: was bestimmte ihn auf einmal zu dieser seiner geistigen Umwandlung? Fürchten wir uns nicht, dies mit dürren Worten auszusprechen: die abweisende, wegwerfende Behandlung, die er von französischen Kommilitonen, französirenden Straßburgern oder höhern Beamten erfuhr, sobald er es wagte französisch zu sprechen oder zu schreiben. Der Gallier und der ihm Nachahmende übt gegen Fremde keine Nachsicht; er giebt durch ein mitleidiges, kaum unterdrücktes Lächeln, oder wenn er gnädig sein will, durch die richtige, präzise Widerholung der verfehlten Sprachweise zu verstehn, wie schwer der Unmündige sich gegen Styl,

Grammatik und Aussprache vergangen. — Sodann hatte auch Göthe gegen Voltaire, die Encyklopädisten und ihr Zerstörungswerk einen geheimen Ingrimm gefaßt, der ihn von der französischen zur englischen Literatur hinübertrieb. Es sollte ihm dies zu Heil und Segen gedeihen. In der Nachahmung der französischen Dramaturgie oder sonstiger regelrechter Dichtungsarten wäre er vielleicht zu Grunde gegangen.

In wenig Monaten werden es hundert Jahre, seitdem Göthe von Straßburg, vom Münster und den lieben Bewohnern des Elsasses Abschied nahm. Nur zweimal, und höchst flüchtig, hat er im Laufe desselben Dezenniums (a. 1775 und 1779) das schöne Land berührt. Sind aber auch von seinen Fußtapfen hier keine sichtlichen Spuren geblieben, so lebt im Herzen seiner zahlreichen Verehrer der Geist einer unsichtbaren Kirche. Löher zählt zu der Schaar dieser Gläubigen. Wir reichen ihm getrost auf diesem geheiligten Boden die Hand.

Alsatia.

Herr Trautwein von Belle, Alsa's Panegyrist.

Die „Alsatia", Beiträge zur elsässischen Geschichte, Sage, Sitte und Sprache enthaltend, bezeigt die fortlaufende Thätigkeit August Stoebers auf dem vaterländischen, provinziellen Gebiete. Schon bevor er diese Sammlung herausgab, hatte er Aehnliches in den „Neujahrsblättern" (a. 1848) versucht. Diese Blätter wurden mit einer Biographie des alsatischen Dichters Nicolai eröffnet, der als russischer Beamter in hohem Alter starb (1820). Stoeber's Freund, F. Otte, lieferte diesen Beitrag. In demselben Hefte wurde die Schlacht von Hausbergen (a. 1262) der Gegenstand einer Abhandlung für den Stadtarchivar Ludwig Schneegans. Ein bedeutsames letztes Concert bei Professor Thibaut, dem leidenschaftlichen Kenner der alten Kirchenmusik, gab Hrn. Brauer Anlaß zu einem anziehenden, dramatischen Berichte. Stoeber selbst lieferte eine etwas knapp gehaltene Notiz über den berüchtigten Sechsplappertkrieg zu Mülhausen.

In den „Neujahrsstollen (1850) befolgte der Herausgeber dasselbe System historischer und cultur-

historischer Mittheilung. — Peter von Hagenbach, der verhaßte Vogt Karl's des Kühnen, Gedanken, Sprüche, Aberglauben im Elsaß (die Gespensterthiere) bildeten die Vorlage.

In der „Alsatia" von 1851 steht obenan die wohlbekannte Geschichte des Weiberkriegs in Buchsweiler, und das Pfingstfest mit den burlesken „Rohraffenscenen" im Münster, von dem Herausgeber. Die zweitgenannte Abhandlung ist ein erschöpfender Bericht über diesen lang geduldeten, durch Geiler von Kaysersperg gerügten Scandal. Ludwig Schneegans erzählt das Johannisfest im Elsaß und das Martinsfest im bischöflichen Palast zu Zabern (1578); Oblever beschreibt den Pandurenlärm in Weißenburg (1744). Wir geben dies blos als eine Andeutung des mannigfachen, bunten Inhalts.

In der „Alsatia" von 1854—55 treffen wir eine Fülle interessanter Mittheilungen und Aufsätze. Dahin rechnen wir zuvörderst zwei Briefe Goethe's aus dem Jahre 1826, an Moritz Engelhardt. Es hatte nämlich letzterer — der bekannte Herausgeber des altdeutschen Gedichts: „der Ritter von Staufenberg" — den Altmeister Goethe um Erlaubniß gebeten zur Veröffentlichung mehrerer seiner Jugendbriefe an den Actuar Salzmann, die sich mit anderen Manuscripten des großen Dichters in den Händen des Bittstellers befanden. Goethe, in einem übrigens sehr verbindlich gehaltenen Briefe, ertheilt die ersuchte Erlaubniß nicht, und zwar aus Gründen der Delicatesse gegen Cotta, den Verleger seiner gesammelten Schriften.

In demselben Hefte schreibt Heitz über „die Ding-

höfe" einen inhaltreichen Artikel; nur wurde diese verdienstliche Arbeit durch gründlichere Studien deutscher und elsässischer Gelehrten seitdem in den Hintergrund geschoben.

Pfarrer Michel von Rappoltsweiler theilt zwei Briefe von weiblichen Mitgliedern der Familie von Rappoltstein aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit; es sind treue Abbilder der beschränkten, einförmigen Kreise, worin sich damals Klosterfrauen und Weltdamen hochadliger Geschlechter bewegten.

Eine Reihe von elsässischen, anmuthigen, naiven Volksliedern wird vom Herausgeber mitgetheilt. Sie erinnern lebhaft an Herder's „Stimmen der Völker", und ähnliche Sammlungen von Achim von Arnim und von Clemens Brentano.

Briefe vom pfälzischen Bildhauer Melchior an den Straßburger Künstler Obmacht versetzen in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und athmen einen treuherzigen Ton, der seitdem ganz abhanden gekommen. — Auch ein kleines Lebensbild des schon lange verstorbenen Musiklehrers und Componisten Conrad Berg hat sich in diesen Band eingeschlichen und den zahlreichen Freunden und Verehrern des sinnigen Meisters ein wehmüthiges Lächeln abgewonnen.

Einige Jahre später (1858) brachte eine neue Folge der „Alsatia" die Resultate der gründlichen Forschungen Prof. Karl Schmidt's über die Beghinenhäuser in Straßburg. Es sind dies gewichtige Beiträge zur Kirchengeschichte des Mittelalters. — Zu den Sammlungen deutscher Sagen und Märchen steuerten bei: August Stoeber, Stoffel, Otte, Ingold, Pfarrer Ringel

Mittlerweile war einer der Hauptmitarbeiter, Ludwig Schneegans, gestorben (a. 1858). Sein Freund G. Mühl entwarf eine interessante, liebevolle Skizze dieser arbeitsamen Forscherlaufbahn (Alsatia 1862). Er würdigt besonders die zahlreichen kunstgeschichtlichen und juridischen Abhandlungen des Verfassers, dessen reizbare artistische Natur den Anforderungen der praktischen Laufbahn allzufrühe unterlag.

Einer der Hauptbeiträge der späteren „Alsatia" ist wohl das Protokoll der literarischen, von Lenz gestifteten Gesellschaft, in den Jahren 1775 bis 1777. Wir ersehen daraus, daß der französische Schriftsteller Ramond in diesem deutschen Kreise seine ersten dramatischen, lyrischen und novellistischen Versuche vorlas; daß der Actuar Salzmann in diesen Cirkel belebend und belehrend eingriff; daß die später so ausgezeichneten Kanzelredner Hassner und Blessig, ihre ersten moralischen und theologischen Abhandlungen mittheilten. Die ästhetischen und philosophischen Arbeiten des Dichters Lenz, worüber Gruppe berichtet, stehen schon hier zum Theil in dem Protokoll angedeutet. Man ersieht daraus, daß ein reges geistiges Leben damals von Straßburg ausging, aber die Entwickelung ganz bestimmt auf die deutsche Seite hinneigte.

In demselben Hefte der „Alsatia" ließ sich Matter, welcher gewöhnlich nur in französischer Sprache schrieb, im angebornen deutschen vernehmen; er theilte eine interessante Notiz mit über Friedrich Rudolph Salzmann, den Vetter des durch Goethe berühmt gewordenen Actuars. Auch dieser Rudolph Salzmann erweist sich als eine originelle Persönlichkeit. Wir er-

fahren durch seinen Biographen, daß er an der Spitze einer akademischen Buchhandlung stand, und während einer Reihe von Jahren unter mannichfachen Hindernissen und Gefährlichkeiten den Niederrheinischen Kurier redigirte. Aber seine Eigenthümlichkeit lag durchaus nicht in dieser publicistischen Beschäftigung. Er neigte sich zu der Partei der Theosophen und Mystiker, hatte dem Studium Böhme's und St. Martins den besten Theil seines Lebens gewidmet, war mit Schubert befreundet und legte in einigen Schriften die Früchte seines Nachdenkens, seiner inneren Erfahrung, seines tüchtigen, immer fortgesetzten Bibelstudiums nieder. — Die eigene religiöse Tendenz, die Herr Matter in den letzten Jahren seines Lebens angenommen, befähigte ihn ganz vorzüglich zur Darstellung des Wirkens einer Individualität, wie sie uns in Rudolph Salzmann vorliegt. Diese Biographie ist eine Perle in der Sammlung der „Alsatia"; weniger durch die etwas geschraubte Darstellung, als durch den Reiz, welchen diese Art Gemüther auf verwandte Seelen ausübt.

Ich unterschätze die „Alsatia" keineswegs: nur muß bei dergleichen Monatsschriften auf einen stetigen Zusammenhang und auf gleichermaßen interessante Beiträge verzichtet werden. Es sind Bruchstücke, die dem künftigen Geschichtsschreiber oder Literator Bausteine zu einem künstlerischen Werke liefern. Mir will scheinen, der Herausgeber habe auch gar keinen andern Zweck im Auge gehabt.

Ein ähnliches Verdienst kommt der Wochenschrift: das „Sonntagsblatt" zu, welches von einem Theil derselben Mitarbeiter in Mühlhausen zu Tage gefördert

wurde, aber zuletzt aus Mangel an hinreichenden Subscribenten einging. Es war in ächt populärem Tone gehalten. Kirschleger lieferte wohl die meisten Beiträge, bald literarische, bald naturhistorische, bald über alles und jedes discutirend. Mit wahrer Betrübniß sahen wir das lehrreiche Blatt vernachlässigt; denn für die Unterhaltung der mittleren Volksclassen sind, in einem abgegrenzten Bezirke, derlei Veröffentlichungen von nicht unerheblichem Einfluß. Magister Friedrich — so lautete das von Kirschleger angenommene Pseudonym — hat, nach unserer Ansicht, bei seinen Mitbürgern ein bleibendes Verdienst durch seine populären Vorträge erworben, obgleich seine Vorliebe für elsässische Weine oft ein unwiderstehliches Lächeln auf den Lippen seiner Leser hervorrief. — Seine Fußwanderungen mit den botanisirenden und geologisirenden Mitgliedern der elsässischen Vereine sind in ächtem Humor beschrieben und belustigten auch solche, die mit vornehmer Mine die Leistungen bekrittelten. — Der „Niederrheinische Kurier" nahm solche Berichte willig auf.

Bei dieser Gelegenheit wäre auch eine Wochenschrift: „das evangelische Sonntagsblatt", zu erwähnen, welches seit mehreren Jahren, von Herrn Pfarrer Bögner redigirt, in den bürgerlichen, protestantischen Kreisen Straßburgs und des Elsasses, von streng orthodoxem Standpunkte aus, religiöse und kirchliche Angelegenheiten bespricht, besonders über Missionsangelegenheiten referirt und einen segensreichen Wirkungskreis ausfüllt.

Ich kann diese Mittheilungen über die intellec-

tuellen Zustände und Bestrebungen des Elsasses, wie sie sich am Vorabend der weltgeschichtlichen Ereignisse des Jahres 1870 zeichneten, nicht schließen, ohne mit dankbarem Rückblick eines Mannes zu gedenken, der seit fünfzehn Jahren Straßburg und dem Elsaß den besten Theil seines literarischen Strebens zuwandte und mit platonischer Uneigennützigkeit die Leistungen der alsatischen Gelehrtenwelt in helles Licht zu setzen sich bemühte. Es ist dies Herr Dr. jur. Trautwein von Belle, Custos an der k. k. Bibliothek zu Berlin.

Woher kam diesem noch jugendlichen Kämpen für die Verherrlichung des Elsasses, woher kam diesem Panegyriker seine Vorliebe für den Landstrich zwischen dem Mittelrhein und den Vogesen? Zuvörderst wohl aus einem angeborenen, leidenschaftlichen Hang für das Land seiner aus Elsaß und Lothringen stammenden Großeltern. Wenn ich nicht irre, ist der Vater obbenannten Schriftstellers, um dem Verhängniß zu entgehen, das sich an die Fersen der Adligen oder mit dem Adel in Beziehung stehenden Beamten heftete, zur Revolutionszeit mit seinen Eltern ausgewandert und in preußische Militärdienste getreten. — Der Literator und Rechtsgelehrte Herr Trautwein v. Belle verwandte auf Geschichte, Geographie und Literatur des Elsasses, aus instinctivem Antrieb, viele Zeit und fand am Ende treffliche Gelegenheit, diese Specialkenntnisse vor einem größeren Publikum zu verwerthen. Das in Berlin erscheinende „Magazin für die Literatur des Auslandes", und das „Leipziger Centralblatt" wurden zuvörderst ein Repositorium, worin der junge Literarhistoriker in geistreich verfaßten Aufsätzen seine An-

sichten über Land und Leute an dem östlichen Fuße der Vogesen niederlegte. Es ist wohl kein irgendwie bedeutender Name auf dem Gebiete der Poesie, der Geschichte, der Archäologie im Bereiche der zwei rheinischen Departemente, dem Herr Trautwein v. Belle im Laufe der letzten vierzehn Jahre nicht gerecht geworden wäre. So unterwarf er einer regelmäßigen Besprechung die Publikationen der alsatischen historisch-archäologischen und der Straßburger literarischen Gesellschaft; er gab diesen Bulletins, die vielleicht unbeachtet geblieben wären, einen wahrhaft kalligraphischen Geleitsbrief mit in die gebildeten Kreise Deutschlands. — Auf dem Gebiete der Jurisprudenz wohl bewandert, ließ er kein juridisches, auf die älteren Institutionen des Elsasses bezügliches Werk unbemerkt zur Seite liegen. Mit liebevoller Aufmerksamkeit wies er jedem Arbeiter auf dem weiten Felde der Alsa-Forschung seine gebührende Stelle an. Wenn ich ihm einen Vorwurf zu machen mir herausnehmen dürfte, so wäre es eher der der Ueberschätzung einiger Producte; auf manchen liegt wohl für ihn der Zauberschein der Entfernung, oder es diente ihm dies und jenes als erwünschter Wegweiser auf der langen, unabsehbaren Heimsuchungsbahn. So hatte sich denn Herr Trautwein v. Belle in deutschen und österreichischen Zeitschriften eine Specialität angeeignet, die ihm keine Concurrenz streitig machen konnte. Und damit ließ er sich nicht begnügen. Auch als Redner wollte er mündlich Zeugniß ablegen für das Heimathsland seiner Väter; so sprach er vor dem Gustav-Adolphs-Verein, so mehrmals vor dem wissenschaftlichen Vereine

Berlins, wo die tausendköpfige Versammlung, mit hohen und höchsten Persönlichkeiten, die Vorträge günstig aufnahm. — In diesen Reden wurde natürlich die hohe Bedeutung des Elsasses an der Grenzscheide beider Nationen und der Werth der Männer hervorgehoben, die, ohne ihre politische Nationalität zu verleugnen, den germanischen Geist mit treuer Anhänglichkeit pflegten.

In den ersten Decennien des Jahrhunderts lebte zu Berlin ein deutscher Dichter von französischer Abstammung. Wer kennt nicht Adalbert von Chamisso? Auch dieser hatte für das Land seiner Väter eine Anhänglichkeit bewahrt, die sich besonders in seiner schönen Elegie auf die Ruinen seines Familienschlosses in der Champagne aussprach. — Eine ähnliche wehmüthige Stimmung, dächte ich, muß manchmal den Festredner des wissenschaftlichen Vereins überkommen, wenn er in den Sandflächen seines Adoptivvaterlandes der lotharingo-alsatischen Abstammung gedenkt. Ihm aber brachte diese Stimmung Gewinn; sie befruchtete einen Theil seines Geistes und wurde der Antrieb zur Beschäftigung mit Zuständen, die im Laufe der synchronistischen Weltbegebenheiten die Aufmerksamkeit des Publikums fesselten. Den alsatischen Gelehrten und Poeten ist es nicht so wohl geworden; der Zwiespalt hat in mehr als einem Busen allzu tiefe Furchen eingegraben, das Schwanken zwischen zwei Nationalitäten hat auf die innere Ruhe solcher Naturen verhängnißvoll eingewirkt; es konnten dieselben nicht zur Klarheit kommen über ihre eigentliche Bestimmung; das ist nun bei Herrn Trautwein v. Belle nicht der Fall, er

ist ein Deutscher vom Wirbel bis zur Zehe, nur hat er ein unparteiisches Verständniß erworben für die Bestrebungen zwischen Rhein und Vogesen. Er hat sie nicht photographisch wiedergegeben, aber auch nicht in verkleinertem Maßstab; er hat sich pietätvoll gegen uns erwiesen; ihm nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten, wäre unschön und unliebsam.

Versuch einer historischen Fauna der wilden Säugethiere des Elsasses,

von Charles Gérard,

Advokat am Appellhofe von Colmar, Mitglied der naturhistorischen Gesellschaft derselben Stadt.

Ein originelles Werk! in Form und Inhalt! Doch warum hätte die locale Thierwelt keinen Anspruch auf eine Specialgeschichte? Grenzt sie doch an unsere Culturwelt? Wird sie nicht von derselben bestimmt, und übt sie nicht auf dieselbe eine bedeutsame Wechselwirkung aus? Dann möchte ich ebenfalls fragen: Hat der Mensch das Recht, so stolz und herrisch von seiner intellectuellen und moralischen Höhe auf die untergeordneten Kreaturen herabzublicken? Besteht nicht, nach dem Ausspruch Montaigne's, oft ein größerer Abstand zwischen dem und jenem Menschen, als zwischen dem Menschen und jenem Thiere? Mit dem Vorrecht, dem Idealen und den Engeln nachzustreben, läuft der Mensch ebenso sehr Gefahr, bei mancher Gelegenheit unter die Bestien herabzusinken. Exempla odiosa. Wir können die Belege dazu mit Händen greifen. Also, wenn Herr Gerard, der pikante Verfasser des

kulinarischen Elsasses*), sich ein Stück aus dem elsässischen Thierreich als geschichtliche Vorlage zu bearbeiten vornimmt, ist er fürwahr dazu befugt und befähigt. Die specielle Verfassung seines Geistes, sein systematisches Anhäufen dahin einschlagender Notizen, sein Temperament, mochten ihn zu dem Object seiner gegenwärtigen Abhandlung hinziehen; sie enthält des Belehrenden Vieles und giebt mannichfaltigen Stoff zu unterhaltender Lectüre. Sein Buch weist uns ein humoristisches Gemälde mit Berg und Thal im Hintergrund. Die Säugetiere, d. h. das Wild, dessen Geschichte zu erzählen er sich bereitet, bildet die Staffage; ein etwas trüber Wolkenhimmel überwölbt das Ganze: — das Symbol der melancholisch-ironischen Stimmung des Verfassers.

In seiner gehaltreichen Vorrede umzirkelt er folgendermaßen seinen Plan: „Ich forschte, ob das Elsaß „in der Vorzeit einige zuletzt verschwundene Thier„Species besaß; dann, wo solche ihre Wohnung auf„geschlagen; warum sie da und dort in größerem oder „geringerem Maßstabe sich vorfanden; warum sie aus„gestorben oder fortgezogen? Ich stellte mir die Frage, „warum gewisse Typen verschwunden, und wie dagegen „andere neuere Typen sich bei uns eingeführt und ver„mehrt. Ich suchte das sympathische oder antipathische „Verhältniß zu bestimmen, das sich zwischen dem Men„schen und dem Wilde gestaltet, sei es auf der Jagd, „sei es auf dem Pfade der Wissenschaft, im Aberglauben „des Volkes, im Gebrauch der Arzneien. Ich ver-

*) L'ancienne Alsace à table.

„suchte eine historische Fauna der höheren Thierclassen „zu schreiben, die behufs ihrer Verbreitung, ihres eigen„thümlichen Charakters auf unsere Einbildungskraft, „auf unser Gefühl anregend wirken, und mit uns das „Vorrecht theilen, auf der Erde als Schauspieler auf„zutreten und ein Stück Geschichte zu machen."

An die geologische, paläontologische Fauna will sich der Verfasser nicht wagen. Er deutet bescheiden darauf hin, daß ihm hierzu die nöthigen Vorkenntnisse abgehen. Zu solchem Unternehmen gehört Schimpers Wissen und sein poetisches Erfassen des Gegenstandes. — Auf dem beschränkten Bezirke bietet uns Herr Gérard indeß so viel Anziehendes, daß er einem Ausflug auf den paläontologischen Boden gar wohl entsagen darf.

Die Thiere, die uns Herr Gérard vorführt, sind immer in großer Mehrzahl uns wohlbekannte Figuren: aber gerade weil wir zu den meisten, ich will nicht sagen auf vertrautem Fuße, aber in mannichfacher Beziehung stehen, gewinnt die Darstellung unseres Thierhistorikers ein verdoppeltes Interesse. — Meister Reinecke, Herr Isengrimm, Herr Braun der Bär, Land- und Feldmaus und Maulwurf, Ratten und Mäuse und Hamster, Eichhörnchen, Hasen und Kaninchen, Elenthiere, Rennthiere, Dammhirsche, Rehe und Gemsen, Wildschweine, Büffel und Auerochsen ziehen an uns vorüber. — Das Verfahren unseres einheimischen Naturhistorikers ruft mir — ich hoffe, er nimmt mir die Parallele nicht übel — einen vor sechzig Jahren sehr beliebten Kinderschriftsteller, den seligen Raff in's Gedächtniß zurück. „Bär, Wolf, Fuchs, erzähle mir deine Geschichte!" Nur muß ich gleich

hinzufügen, daß Hr. Gérard einen sehr anziehenden, lebhaft gefärbten französischen Styl schreibt, bisweilen neologisirend, im Durchschnitt untadelhaft. Eine beißende satyrische Lauge ist über manche Seite ausgegossen. Wer könnte es Herrn Gérard verübeln, daß er nicht Alles in der Welt am rechten Platze glaubt, daß er sich nicht in die großen Umwälzungen der Jetztzeit von einem Tage auf den andern zurechtfinden kann.

Was mir am meisten Respect einflößt, ist seine seltene kostbare Belesenheit, und die Art, wie er die gesammelten Notizen in seinen Text einzureihen weiß. So erfahren wir beiläufig, daß die berüchtigte Ratte, die schwarze Ratte (mus rattus), welche der alten Welt gänzlich unbekannt war, vermuthlich im 12. Jahrhundert aus Persien und dem Orient während den Kreuzzügen zu uns herüberkam, und von Europa auf Kriegs- und Kauffarteischiffen nach Amerika übersetzte, aber im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts von der großen Wanderratte (mus decumanus), die ebenfalls aus dem Orient stammt, bekämpft und beinahe ganz vertilgt wurde. Diese Ratten-Völker-Wanderung, dieses Eingreifen einer stärkeren, bevorzugten Race und der partielle Untergang eines Rattengeschlechts, welches sich seit Friedrich Barbarossa's Zeit im Centrum Europa's allmächtig glaubte, beschreibt unser Verfasser auf eine drollige, fast boshafte Weise. Die Uebertragung dieser allegorischen Satyre aus dem französischen Text in die arme deutsche Vulgarsprache würde hier einen allzugroßen Raum in Anspruch nehmen, und ich muß den neugierigen Leser auf das Originalbuch

selber verweisen. Es genüge hier zu wissen, daß die Wanderratte schon im siebzehnten Jahrhundert vom kaspischen Meere her gegen Schweden und Norwegen ihre Vorposten geschickt, aber bald inne geworden, daß sie sich zu weit gegen Norden hinauf verirrt. Der Vortrab zog sich zurück; im Jahr 1727 setzte sich die Nachkommenschaft dieser ersten Eindringlinge in Bewegung; die einen wandten sich gegen das centrale Europa, die andern gegen das britische Ostindien. Im Jahr 1752 betraten sie das Elsaß, im folgenden Jahr Paris. Bis 1809 war die Schweiz verschont geblieben; aber von dort an darf man wohl sagen, sie haben die ganze Erde umwandert und überzogen, denn heutigen Tages ist dieser verheerende Parasitenschwarm über alle uns bekannte Lande, ja über alle Inseln des Oceans verbreitet. Sie haben, man weiß es, die eigene Gabe, sich den Schiffen aufzudringen, und hiermit ihre Raublust in allen Welttheilen zu befriedigen, bis auch ihre Stunde schlägt und auch sie einem neuen, jetzt noch im Zukunftsschooße schlummernden Feinde als Sühnopfer anheimfallen. Die Analogie zwischen der Thier- und Menschenwelt ist nun einmal so augenfällig, daß der eingefleischteste Skeptiker auf diesem Punkte die Waffen strecken muß.

Der elsässische Hamster, der bis jetzt die Vogesen nicht überschritten, und sich nur auf der lieben deutschen Rheinseite heimisch fühlte, giebt dem Verfasser erwünschte Gelegenheit zu unbarmherzigen Satyren. Hinter des raubsüchtigen Hamsters Maske sieht Herr Gérard den Idealisten, der sich, seiner philosophischen Tendenz ungeachtet, gar wohl auf dem Boden der Wirklichkeit zu

betten versteht, und gegen die Güter dieser Welt sich keineswegs gleichgültig zeigt. Andere sich daran knüpfende Betrachtungen kommen wohlfeilen Kaufs dazu, und sind, unseres Erachtens, nicht gerade mit ächt französischer Finesse durchwürzt. Wir ziehen es vor, ihm bei einem andern Sujet zu folgen, wenn er z. B. von dem seit zwei Jahrhunderten ausgestorbenen Auerochsen spricht und die muthmaßliche Geschichte dieses riesenhaften Zeitgenossen des Mammuths bis in die quaternäre Urzeit hinauf verfolgt. Er erkennt in diesem Urstier den Urus des Cäsar, Seneka und Plinius, den Bubalus der merovingischen Chronisten, und Gregors von Tours, des Dichters Venantius Fortunatus, des Mönchs Jonas. Einige Verse der Nibelungen beziehen sich auf den gigantischen Waldochsen; Herr Gérard unterläßt nicht, dieselben anzuführen; der prächtige Held Siegfried tödtet in einem Jagdzuge vier dieser Bestien. An der Verfolgung des Urs ergötzt sich Ludwig der Fromme in den Wäldern des Elsasses. Unser einheimischer, werther Geschichtsschreiber Strobel erwähnt diesen Umstand in einem Capitel, welches dem unglücklichen Kaiser, dem Opfer des Lügenfeldes, gewidmet ist. Auch erfahren wir von Gérard, in welchen Localitäten bei uns die Beweise von der ehemaligen Gegenwart des Auerochsen gefunden worden: so z. B. in den Kalkschichten zu Nirbeim, im Lehmboden zu Hangenbieten und Achenheim, in den Kieslagerungen des Rheins. Noch vor dreißig Jahren stieß man zu Rheinweiler auf einen mächtigen Auerochsenschädel. Bekannt ist wohl, daß die ungeheuren Hörner als Humpen bei Trinkgelagen dienten. Auf

dem Schlosse von Hohbarr wurde ein solcher für bachische Feste aufbewahrt: die reckenhaften Trinker leerten auf einen Zug den vier Litres kräftigen Wolxheimer Weins fassenden Becher. Wie sie den Weg von Hohbarr nach Zabern hinunter fanden, ist eine andere Frage. Herr Gérard, in seinem schon angeführten kulinarischen Werke, Grandidier, Dagobert Fischer, ergehen sich des Näheren über jene unmäßigen Trinkgelage im bischöflichen Schlosse. Ich darf nicht verhehlen, daß ich solchen Gelagen keinen Geschmack abzugewinnen vermag, und mir dieses Vergeuden einer herrlichen Himmelsgabe, auch wenn sie in einer naturhistorischen Reliquie dargeboten wird, von Herzen widersteht.*)

Auch dem Wildschwein widmet Herr Gérard ein fesselndes Schlußcapitel mit Anekdoten verbrämt, deren Authenticität ich kaum anzugreifen wage, weil der Herr Verfasser daran zu halten scheint. Oder wäre es nur eine verkappte Ironie, wenn er, dem Volksaberglauben nachspürend, die jeweilige Vermehrung der Wildschweine mit bevorstehenden Kriegen und Umwälzungen in Verbindung bringt?

Auch die Geschichte dieses schmack- und nahrhaften Wildes bietet dem belesenen Verfasser eine erwünschte Gelegenheit zu geschichtlichen Exkursen in das hohe Alterthum unseres Landes hinauf. Mit Delbos und Koechlin-Schlumberger weist er die Gegenwart des Wildschweins im Lehm von Dannemarie nach, und

*) Der Riesenpokal verschwand, als der Cardinal v. Rohan auf das rechte Rheinufer nach Ettenheim übersiedelte.

unterscheidet zwei Species: das in den Eichwäldern hausende (sus scrota) und das Wildschwein der Moore (sus palustris). Die Ueberreste dieser zweiten etwas kleineren Gattung finden sich besonders an den Pfahlbauten der Schweizerseen; gegenwärtig giebt es keine lebenden Exemplare mehr; wie und wann dieses Moorschwein ausstarb, liegt im Dunkel der Vergangenheit verborgen.

Bei der Geschichte des Wildschweins werden noch einmal die Nibelungen citirt und der Kampf, welchen Siegfried mit einem Kolosse dieser Race bestand, aus dem Texte hervorgehoben. Auch eine versificirte Chronik, welche einen anno 1557 bestandenen Kampf des Bauern Franz Müller mit einem Wildschwein beschreibt, giebt Gelegenheit zu einem ausgedehnten Citate. Ueber die unglaubliche Menge dieser kampflustigen Wildschweine berichtet unser Verfasser: „es habe der Bischof Leopold von Straßburg in einem einzigen Jagdtreiben des Jahres 1627 sechshundert solcher Bestien niederstechen oder niederschießen lassen." Mir will fast scheinen, es könne hier nur die Rede sein von einem oder mehreren Jahrgängen, vielleicht von der ganzen Regierungsperiode des Bischofs. Sechshundert Wildschweine auf einmal! Der Herr sei mir gnädig! Eine solche Schwadron wäre ja im Stande gewesen, mehrere Truppen bischöflicher Jäger niederzuwerfen oder einen halben Eichwald zu entwurzeln. Ich lege meinen Zweifel in aller Bescheidenheit dem ehrenwerthen Geschichtsschreiber vor.

Unter der ersten Republik war das Wildschwein in mehreren Wäldern beinahe ganz vertilgt. Es hing

dieser Umstand natürlich mit der Jagdfreiheit zusammen. Im Jahr XIII erschienen nur ausnahmsweise noch mehrere Wildschweine im oberen Elsaß. Die Pfalz und das Unter-Elsaß waren nicht in demselben Grad von dieser Race entvölkert. Seit einem Vierteljahrhundert hat sie wieder Zeit gefunden, sich zu vermehren und beträchtlichen Schaden in den waldbegrenzten Ackerbezirken anzurichten. Die deutsche Forstverwaltung trifft vermuthlich Anstalten, der steigenden Gefährlichkeit vorzubeugen.

Den mannichfachen Benennungen des Ebers oder Wildschweins, je nach Alter und Eigenschaft, widmet Herr Gérard einen Paragraphen, und schließt mit einer halb ernsten, halb scherzhaften Portraitirung des alternden Thieres, welches sich dann einem misanthropischen (sollte wohl heißen, einem misanimalischen) Hange anheimgiebt, nur wenn der äußerste Hunger es antreibt, aus dem Verstecke hervorbricht, und zu guter Letzt der Flintenkugel eines Waidmanns unterliegt. Ich fühle mich nicht berufen, die pathetische damit verbundene Nutzanwendung und Prophezeiung wiederzugeben; es sei dieselbe den gewissenhaften Lesern — den elsässischen Nimroden sowohl als den Stillen im Lande — empfohlen. Nur dürfte die Weissagung nicht überall gläubige und geneigte Ohren finden.

Noch eines, bevor ich schließe, nachdem ich beinahe auf's Gerathewohl aus den zahlreichen Capiteln einige vereinzelte aufgegriffen und aus diesen einige vereinzelte Facten hervorgehoben. Dasselbe Verfahren würde in allen anderen ähnliche belehrende Ergebnisse erzielen, nur würde ich dann

Auf das Büchlein ein Buch mit seltener Fertigkeit pfropfen; und aus einer Anzeige eine zweite Ausgabe machen. Mich sodann des Nachdrucks oder des Plagiats zu beschuldigen, hätte der Verfasser ein Recht. Und das thäte mir in der Seele leid, denn mag auch unser gegenwärtiger Standpunkt nicht ganz derselbe sein, so fühle ich mich doch dem von Witz übersprudelnden und dichterisch fühlenden Schreiber in hohem Grade befreundet, und wünsche ihm in allen Kreisen älterer und jüngerer Bewohner und Jagdliebhaber des Elsasses ebenso gewogene Leser als mich.

Das Lügenfeld.

Eine retrospective Kritik.

Das Todtengericht der Egypter fällte, so behauptet man, strenge Urtheile; wir sind behutsamer und nachsichtiger geworden; im Durchschnitt ziehen Prediger und Redner am Grabe eines Abgeschiedenen die Lobeserhebung einem unparteiischen Richterspruche vor; und ein gleiches Verfahren wird von Akademikern und Kritikern den Werken eines verstorbenen Schriftstellers gegenüber beobachtet; gesellschaftliche Rücksichten, übergroße Delicatesse, eine allgemein angenommene Sitte, alles zielt darauf hin, die Fehler und Schwächen des Todten zu bemänteln, und seine besseren Eigenschaften, sofern er deren nicht ganz entblößt ist, hervorzuheben.

Im vorliegenden Falle jedoch glaube ich die kluge Vorschrift: veniam damus petimusque vicissim*) einer wissenschaftlichen und literarischen Pflicht hintansetzen und meiner zum Tadel wenig geneigten Natur entgegenhandeln zu müssen. Offenbare Irrthümer — selbst wenn solche durch die Akademie der Inschriften

---

*) Nachsichtig sind wir, und um Nachsicht bitten wir.

in Schutz genommen wurden, fordern zur Widerlegung und Berichtigung auf; selbst ein feierlicher, öffentlicher Ausspruch jener „ehrwürdigen" gelehrten Corporation kann nicht als „infallibel" gelten.

Ich komme nun auf den eigentlichen Gegenstand dieser Mittheilung. In der Februar-Nummer der «Revue d'Alsace» erschien im Jahre 1862 eine Monographie über „das Lügenfeld", ein Aufsatz, hieß es daselbst, welchem die «Académie des inscriptions et belles-lettres», im Jahre 1861, in öffentlicher Sitzung, eine „ehrenvolle Erwähnung" zuerkannte. Die bewußte Arbeit hatte Herrn Boyer, damals noch lebenden Rath am kaiserlichen Appellhofe von Kolmar, zum Verfasser. Nur drängt mich mein literarisches Gewissen zur Behauptung, daß wohl selten eine akademische Ehrenbezeigung so wohlfeilen Kaufs errungen wurde. Der Autor des Lügenfeldes mag als Rathsherr und als Mensch ohne Tadel dastehen, und als solchem will ich ihm durchaus nicht zu nahe treten; aber zur Vertheidigung jener Thesis über das Lügenfeld fehlte ihm jede philologische und grammatikalische Vorkenntniß. Noch jetzt ist mir unbegreiflich, wie eine der ersten gelehrten Corporationen Frankreichs sich auf solche Weise hinter das Licht führen ließ!

Ich hatte nicht die Ehre, den seligen Herrn Boyer persönlich zu kennen. Nec beneficio nec injuria cognitus. Nur zwei- oder dreimal sah ich ihn gelegentlich bei einer Generalversammlung der archäologischen Gesellschaft zu Kolmar, wohnte der Vorlesung einiger seiner Aufsätze bei, und durchblätterte seine Einleitung in die „Geschichte des Elsasses", eines Geschichtswerks,

das gleich mit dem ersten Bande zusammenbrach, und durchaus keine Fortsetzung haben konnte. Ich überzeugte mich bald, daß ich mich einem Autodidakten gegenüber befand; Herr Boyer schien mir der ehrlichen Ueberzeugung zu leben, er habe seinen Gegenstand völlig inne; aber dabei war er der Hypothese, und dem systematischen, blinden Etymologiewahnsinne ganz mit Leib und Seele verfallen; der geringste Widerspruch, die mäßigste, ernste Kritik, die höflichste Zurechtweisung brachte ihn aus den Fugen; den gesunden Menschenverstand als Maßstab an Facten und Documente zu legen, dazu schien er ganz und gar unfähig, und obendrein — was ganz unverzeihlich — brachte er zu jeder seiner Vorlagen ein unzulängliches, fehlerhaftes Wissen mit.

Unendlich ist das Feld der Gelehrsamkeit; es ist noch hundertmal schwerer zu umschreiben, als „das Lügenfeld", welches den Ausgangspunkt gegenwärtigen Excurses bildet. — In dem und jenem Fache nichts zu wissen, ist gar wohl erlaubt; wie jetzt Wissenschaft und Literatur beschaffen, wird eine encyclopädische Umsicht beinahe zur Unmöglichkeit; noch mehr — dem gewissenhaftesten, thätigsten, zu jeder Stunde sich abmühenden Arbeiter ist es nicht mehr gegönnt, selbst in dem engeren Specialbezirke, den er zu umfassen strebt, alles und jedes zu ergründen; Unkenntniß, ich wiederhole es, ist keine Sünde; aber verpönt bleibt ein für allemal die ungerechtfertigte Anmaßung, sich den Schein des Wissens zu geben, wenn die reelle Unterlage fehlt: In der Gelehrten- wie in der Alltagswelt giebt die Affectation sich lächerliche Blößen;

den Schriftsteller setzt sie einer größeren Gefahr aus, denn der Leser wird unwillig, mißtrauisch und läßt vielleicht den guten Eigenschaften des Schuldigen nicht mehr gehörige Gerechtigkeit widerfahren.

In bezeichnetem Aufsatz bemühte sich Herr Boyer, den Bezirk des Lügenfeldes zu bestimmen; seine Abmarkungen sieht er in den Namen einiger Localitäten der Umgebung von Kolmar. Auf philologische Folgerungen stützt er seine Beweise; das mittelalterliche und das moderne Deutsch, und der elsässische Dialect müssen dabei herhalten. Nur geht ihm die unentbehrliche Eigenschaft für solche Beweisführung ab; den oberelsässischen Dialect scheint er zwar zu kennen; aber ganz unbekannt ist ihm die Syntaxis, die Grammatik der deutschen Sprache, wie solche in den Schriften der Dichter und Prosaisten des Mittelalters, in den unsterblichen Werken des letzten Jahrhunderts vorliegt, und wie sie dermalen bei der salonfähigen Gesellschaft oder im Kreise der Literatoren üblich ist.

Diese Beschuldigung, ich weiß es, wird kaum glaublich scheinen; doch will ich gleich die Belege dazu anführen; vorerst seien mir einige Vorbemerkungen über den eigentlichen Streitpunkt vergönnt.

Die eigentliche Localität, wo der Abfall der Söhne Ludwig's des Frommen sich vollzog, sucht Herr Boyer ganz bestimmt zu umgrenzen; er unterzieht sich diesem undankbaren Bemühen mit einem unverwüstlichen Eifer und unverdrossener Zuversicht. Mir, nachdem ich die vom Verfasser angeführten Texte geprüft, bleibt nur die Eine Ueberzeugung: es sei das Lügenfeld in der Strecke gelegen, die sich zwischen Sigolsheim und

Kolmar hinzieht; es ist die vom berühmten Geschichtschreiber Henri Martin angenommene Meinung; sie hat alle Wahrscheinlichkeit für sich; aber zu einer bestimmten Bezeichnung des geschichtlichen Terrains, zu einem abgezirkelten Plane, geht uns alles ab; es ist, als wolle man die Mondregionen geographisch abmessen. Wohl erblicken wir durch ein Telescop massenweise jene Regionen; doch über das Einzelne bleiben wir im Unklaren. Wenn die mittelalterlichen Chronisten von gewissen welthistorischen Localitäten sprechen, so malen sie geradezu in's blaue oder schwarze; ihre Angaben sind für uns nicht werthvoller, als die durch den Telescop vermittelten Ansichten auf der Mondscheibe. Nach älteren Schriftstellern die Topographie eines Schlachtfeldes bestimmen zu wollen, ist fast immer ein vergebliches, ein vermessenes Unternehmen; hierin ist die Genauigkeit der neueren militärischen Schriftsteller auf einen ganz anderen Grad gediehen; man entsage nur geradezu dem Gedanken etwa zwischen den Zeilen der Chronisten zu lesen. Mit dem Lügenfeld hat es nun ganz dieselbe Bewandtniß. Die lateinische Bezeichnung: Sigwaldi mons, und die mittelalterliche des „Sigolswalds" führt uns nach Sigolsheim, aber nicht darüber hinaus. Herr Bover, indem er auf ein genaueres Eingehen wie versessen war, verlor dabei, wie mehrere seiner Vorgänger, Zeit und Mühe und den ganzen Aufwand einer bedenklichen Erudition.

Die Namen dieser Vorgänger sind jedoch einigermaßen durch die Verjährung geheiligt; sie knüpfen sich an respectable Gelehrte. Herr Bover erlaubt sich kecke Sprünge; Ignoranten oder gefällige Freunde mochte

er überzeugen; ernstere Forscher zuckten dabei mitleidig die Achseln.

Den Mittelpunkt der verrätherischen Handlung sucht Herr Bover am Logelbach, der eine Localität bewässert, wo sich früher ein Dorf „Logelnheim", „Dürren-Logelnheim" vorfand. Für unsern Etymologisten bedeutet Logelnheim, „der Lügen Heimath"; denn Log ist für ihn äquivalent mit Lüge. — Log oder Loge hat im mittelalterlichen Deutsch die Bedeutung eines Fallstricks, einer „hinterlistigen Nachstellung"; doch nehmen wir einen Augenblick die Analogie mit „Lüge" an; lassen wir die Heimath des Fallstricks für die Heimath der Lüge gelten; was wird aus der eingeschobenen Sylbe eln? Herr Bover ist dabei keineswegs verlegen; hiebei folgt seine „originelle Beweisführung".

„Das Einschiebsel der Zwischensylbe ist augen„scheinlich nur die Ergänzung, nur die Verdoppelung „der vorhergehenden Silbe; die Bedeutung wird da„durch bestätigt. Man mag nun den Anfang des „Wortes, Logel, als euphemistische Ableitung von loge, „logen, im dativus pluralis betrachten, oder, was „wahrscheinlicher, man trenne die in logeln versteckten „zwei Wurzelwörter und spüre nach dem Ursprung des „zweiten, eln, aus elen (!) zusammengezogen, in die„sem uraltdeutschen Worte elln, ellenes, ellnes, „welches in seinen Abkürzungen ell, el im Dativus, „ellen, elen, eln im Genitiv des Pluralis lautet, „und woraus al, ale (omnis, totus) abgeleitet „würde; . . . . und man kommt folgerichtig zum „Schlusse, daß Logelenheim oder Logelnheim die Ver-

„kürzung von Logen—alen—heim ist, und schließlich „aller Lügen Haus, mit andern Worten, die Heimath aller Lügen bedeute."

Risum teneatis amici! Indem ich obige Stelle mehrere Mal durchlas, zu ergründen suchte, und die sogenannten Ableitungen erwog, zu deren Bekräftigung Hr. Boyer sich vermißt, die Schilter, Scherz und Graff anzuführen, warf ich mir zuletzt die Frage auf, ob ich nicht in einem Traume befangen? Ich fragte, wie und wo Hr. Boyer gefunden, daß das eingeschobene el ein Komplement von loge im dativus pluralis sei? Schilter, Scherz und Graff hätten sich gegen den Einbruch eines derartigen Philologen in ihr heimathliches Gebiet verwahrt; sie hätten ihn vielleicht in eine Primärschule verwiesen, wenn sie ihn einer Antwort gewürdigt. Sie hätten ihm die Frage vorgelegt: in welchem Wörterbuche er gefunden, daß lager, laeger, loger einen Lügner bedeute? Haben Sie, wertbester Herr, aus eigner Eingebung, oder von irgend einem Lehrer folgende Uebersetzung „erdichtet": die red ist ane lougen ... die Rede ist eine Lüge, ist lügenhaft? — Sie finden sich bewogen, Geehrtester, diese Sentenz mit einem Ausspruche des unsterblichen Diplomaten Talleyrand zusammenzustellen: „die Rede ist dem Menschen zur Verhüllung seiner Gedanken gegeben"; ihrem geistreichen Vergleiche klebt nur ein Fehler an: er hinkt! er fußt auf einer falschen Uebersetzung! Der altdeutsche Satz: die red ist ane lougen, bedeutet gerade das Gegentheil von ihrer Interpretation: die Red' ist ohne Falsch (ane = ohne, sine), mit andern Worten: „die Red' ist wahrhaftig." — Bitte um Vergebung,

daß ich es wage, gleich einen andern Schnitzer aufzuweisen: Sie behaupten, mein Herr, *hausen* sei der Dativus von Haus. In unserer deutschen Sprache decliniren wir anders; aber Sie sind nicht gehalten, das zu wissen, so wenig als wir, Sie zu berichtigen! — *Sie* streichen Ihr Heimathsland so schön heraus, Ihr Land, „wo *die Gelehrten das Hochdeutsch verstehen, aber es nicht sprechen*," daß wir in der That der Mühe und der Pflicht überhoben sind, Ihnen, geehrtester Herr Appellrath, irgend einen Rath zu ertheilen; Appelliren Sie doch an diejenigen unter Ihren Collegen, die noch die regelrechte Sprache ihrer Vorfahren verstehen und sprechen!

Doch Ehren-Boyer bleibt nicht auf halbem Wege stehen. Jedem Einwand kommt er zuvor; er nimmt an, seine erste Version sei nicht gültig, nicht annehmbar; die Erklärung von Logelnheim, Logelbach, als „Heimath der Lüge", als „Lügenbach" sei unrichtig! Schadet nichts! Er hat mehr als eine Sehne, mehr als einen Pfeil für seinen Bogen. Folgen wir ihm weiter auf dem holprichten Pfade seiner Uebersetzungskunst:

„Nachdem wir zuvörderst eine Erklärung, die uns „die vorzüglichste scheint, gegeben, weisen wir noch eine „andere vor; wir nehmen den Terminus „Logelnheim" „in seiner Gestaltung, ohne daran zu rühren, und zergliedern blos die einzelnen Sylben:

loge = Lüge,
len, gewöhnliche Abkürzung von *Lehn*,
heim = Heimath.

„Somit fänden wir in Logelenheim die Wohnung, die

„Heimath des Lügenlehns. — All' diese Umsetzungen „laufen immer auf dasselbe Resultat hinaus; Logeln„heim ist und bleibt die Lügenheimath, und Logelbach „der Canal der Lügenebene." Im ersten Falle contrahirt Hr. Boyer Logelnheim, im zweiten dehnt er die Benennung Logelenheim; verlegen ist er nie; er ist der Hypothese mit Leib und Seele verschrieben; er ist ihr ritterlicher Kämpe; sie zu vertheidigen, stürzt er mit der Lanze der Etymologie bewaffnet, auf Grammatik, Syntaxis, Prosodie, wirft sie nieder und bringt sie geknebelt, verstümmelt, zu den Füßen seiner Herrin.

Der Donquichotismus ist überall und zu allen Zeiten, und auf allen Gebieten heimisch!

Nun dürfte man mir einwenden: Du wagst einen Angriff auf einen ehrlichen, wohlgesinnten Arbeiter im Felde der Wissenschaft; hast du etwas Besseres an die Stelle seiner Hypothese, seiner Erklärung zu setzen? ... Da ich keine Verbindlichkeit eingegangen, könnte ich mich füglich enthalten. Ich bezweifle die Möglichkeit, dem Lügenfeld bestimmte Grenzpfähle zu setzen; mir bliebe somit das Recht, für die Erklärung des Logelfeldes irgend eine hypothetische Erklärung, oder gar keine, vorzuschlagen; meine Ansicht dürfte ebenso irrig sein, als Herrn Boyer seine; ich bin zu nichts verpflichtet.

Aber könnten wir nicht in dem oberrheinischen (Kolmarer) Dialecte einen Ausdruck finden, der ohne Sylbenklauberei sich der gegebenen topographischen Bezeichnung ganz einfach anschließt? — In diesem localen Patois bedeutet L o g e l ein kleines tragbares Fäßchen, welches vornemlich im Herbste bestimmt ist, den Durst

der Winzer zu löschen. Die Ebene am Eingange des Münsterthales, vom Logelbach bewässert, war vermuthlich seit undenklicher Zeit mit Reben bepflanzt; sie ist es theilweise noch jetzt, obgleich industrielle Gebäude und Landhäuser theilweise die Weinstöcke verdrängten. Warum sollte der Logelbach, dieser Abzugscanal der Fecht, warum sollte er nicht ganz einfach den Wasserlauf bedeuten, welcher die Winzerebene durchschneidet? Meine einfache, auf keine Citate gestützte Erklärung will ich keinem meiner Leser aufzwingen . . . ich verfahre nicht dictatorisch wie Hr. Boyer, der seinen grammatikalischen und etymologischen Unsinn durch die Autorität der »Académie des inscriptions« zu bekräftigen wähnte. Selbstverständlich war der mit der Untersuchung seiner Monographie Beauftragte kein eigentlicher Germanist!!

II.

Ich komme nun zu einem angenehmeren Theile der Aufgabe, die ich mir gestellt. In die fruchtlose Besprechung des eigentlichen örtlichen Bezirks des Lügenfeldes werde ich mich also keineswegs einlassen, aber die Ursachen des Abfalls der Söhne Ludwigs des Frommen werde ich womöglich zu Tage legen. In der allgemeinen öffentlichen Stimmung nach dem Tode Karls des Großen sind wohl diese Ursachen vorerst zu suchen, und im persönlichen Charakter der Hauptpersonen, welche in dieser geschichtlichen Tragödie eine Rolle gespielt. Hat sich doch die Erinnerung an diese ergreifende Scene während zehn Jahrhunderten im elsässischen Volksmunde erhalten! So werde ich, auf

einfachem Wege, vor mehrere historische Bildnisse treten; Ludwig der Fromme, seine zweite Gemahlin Jutta oder Judith, seine Söhne erster Ehe, Bernhard von Aquitanien, der Freund der Kaiserin, einige Vertraute des Kaiserpaares, der Papst Gregor IV., dessen räthselhafte Stellung während den Verhandlungen zwischen dem schwachen Vater und dem undankbaren Sohne nie völlig in's Reine gesetzt wurde, sie müssen nacheinander an uns vorüberziehen. Nur behaupte ich nicht, daß ich den Schleier gänzlich lüften werde; doch gelingt es vielleicht, einen Einblick zu gewinnen in das mysteriöse Gewirre der Thatsachen und der Actoren, wenn wir, ohne vorgefaßte Meinung, nur vom Wunsche beseelt, die einfache Wahrheit zu schauen, uns an die bewährten Facten halten. Zuvörderst müssen wir die Laufbahn des Kaisers Ludwigs, d. h. des dritten Sohnes Karls des Großen, von ihren ersten Anfängen an verfolgen.

Er erblickte das Tageslicht unter ungünstigen Gestirnen, im Jahre der Unglücksschlacht von Roncevaux (778). Kaum drei Jahre alt, wurde er zum König von Aquitanien durch Papst Hadrian IV. gesalbt, und hielt als solcher, in eine Scheinrüstung gesteckt, seinen Einzug in das neue Königreich. Die Residenz dieses unmündigen Fürsten wird bald in Toulouse, bald in den königlichen Meiereien aufgeschlagen; so hielt es schon sein Vater. In seinem dreizehnten Jahre unterzieht er sich einer andern officiellen Ceremonie; wir sind im Jahre 791 angelangt; der fürstliche Knabe Ludwig wird aufgenommen in die Kriegerschaar, die gegen die Hunnen zu ziehen bestimmt ist; vor dem

ganzen Heere umgürtet er sich das Schlachtschwert; so erzählt der „Astronom".

Im Jahre 792 treffen wir ihn jenseits der Alpen; der lombardische Herzog von Benevent hat sich gegen Karl den Großen aufgelehnt; Ludwig sammelt einen Heerhaufen in Aquitanien, und führt solchen als Hülfscorps zu seinem Bruder Pipinus, König von Italien. — Von 797 bis 798 machte er die Eroberung der Marka von Spanien mit. Damals war er neunzehn bis zwanzig Jahre alt, und wir können wohl annehmen, daß er einen reellen Antheil nahm an einem Feldzug, welcher die Franken zum ersten Male auf längere Zeit jenseits der Pyrenäen Posto fassen ließ.

In dem welthistorischen Jahre 800, welches den Schluß des achten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung bildet, und in der Weihnacht, unter dem Petersdom, die restaurirte Kaiserkrone auf die Stirne Karls des Großen setzte, eilt König Ludwig über die Pyrenäen und nöthigt die arabischen Walis von Barcelona, Lerida und Huesca zur Aufnahme einer christlichen Besatzung; bei dieser Gelegenheit wurde Lerida geschleift, Barcelona belagert und durch den Hunger bezwungen.

Wir können füglich die theatralischen Scenen, worin Ludwig als Kind und als Knabe auftrat, bei Seite lassen; mit den spanischen Feldzügen nimmt er eine bedeutendere Stellung ein; sein Vater konnte von jetzt an Zutrauen zu ihm fassen und die Hoffnung hegen, es werde der königlichen Macht durch ihn kein Abbruch geschehen. Durch sein Testament von 806 wurde zu den bisherigen Domänen Ludwigs das centrale und das südliche Frankreich geschlagen; somit fand sich der

jugendliche Fürst an der Spitze eines gallo-römischen Reichs.

Im Jahr 812 setzt Ludwig wieder über die Pyrenäen zum Niederwerfen eines Aufstandes im westlichen Gaskonien. Während dem Rückzuge oder der Heimfahrt durch die Pyrenäen, durch den berüchtigten Paß von Roncevaux, ward ihm, um ein kleines, das Schicksal Roland's; man entging indeß einer Niederlage durch eine grausame List; eine Masse von Weibern und Kindern ward als Geißel mitgeschleppt und in das aquitanisch-fränkische Heer eingereiht, bis man die gefährlichen Bergpässe hinter sich hatte.

Die Laufbahn Karl's neigte sich indeß ihrem Ende zu. Der große Kaiser hatte augenscheinlich ein Vorgefühl seines nahen Todes; er hatte während dem Sommer des Jahres 813 den nunmehr sechsunddreißig Jahre alten König von Aquitanien zu sich nach Aachen berufen und mehrere Monate nicht verabschiedet. Bevor er seinen vorgefaßten Plan zur Ausführung brachte, berieth er sich mit den Würdeträgern des Reichs, mit den Bischöfen, mit den Aebten; alle erklärten sich einverstanden mit der Uebertragung des Kaisertitels auf den König Ludwig; in der byzantinischen Kirche zu Aachen wurde die Krönungsfeier abgehalten; hierauf sagten sich Vater und Sohn Lebewohl auf Nimmerwiedersehen.

Als Ludwig im Jahre 814 seinem abgeschiedenen Vater auf dem Throne folgte, hatte er unstreitig seine persönliche Tapferkeit durch seine Kriegführung im Süden bethätigt; in die öffentliche Verwaltung war er ohne Zweifel eingeweiht; er war wissenschaftlich

gebildet, melancholischen Temperaments: er liebte die Gebirge, die Waldungen, das Innere der Basiliken: beschaulicher Natur, schloß er sich gerne gegen die Außenwelt ab; den Intriguen war er nicht unzugänglich, und dem eigentlichen Verdienste nicht gerade günstig. Gleich bei seinem Regierungsantritt weiß er die geistreichen feinen Höflinge seines Vaters zu entfernen; er ersetzt sie durch gleißnerische Charaktere: er ist mehr als freigebig: seine verschwenderischen Ausgaben leeren gleich zu Anfang den königlichen Schatz.

Seine Sitten sind eines Puritaners würdig; aber für die Schwächen der Andern ist er ebenfalls rücksichtslos: seine unzeitige Strenge bringt ihm der Feinde eine Unzahl ein: die Anhänger, die er durch seine Liberalität gewonnen, waren kein hinreichendes Gegengewicht. Mit den ersten Schritten, die er auf der gefährlichen breiten Straße der unumschränkten Machtbefugniß wandelt, erweist sich seine Unfähigkeit, die Menschen zu errathen, zu durchdringen, sich ihrer durch erlaubte Mittel zu bemeistern.

Die Tugend einiger Töchter Karls des Großen stand nicht auf festen Füßen: Ludwig ließ ihre begünstigten Freunde verhaften: bei solchem Anlaß wurde Hodoin von den Söldlingen des Kaisers, indem er sich gegen sie zur Wehr setzte, niedergemacht. Ein anderer Günstling desselben Ranges, Tullins geheißen, wurde geblendet: ein unverzeihlicher Fehler des Kaisers: die Ermordung des Hodoin hätte ihn auf dieser abschüssigen Bahn zurückhalten sollen. Ein Enkel Karl Martel's, ein Rathsherr Karls des Großen, Wala, wurde in ein Kloster gesteckt. Es waren dies unsinnige Thaten, die

Symptome eines kleinlichen Geistes, eines gelegentlich boshaften Schwächlings, der hinterher bereut, was er gethan, und die unerhörte Strenge abzubüßen sucht.

Man darf wohl die Behauptung aufstellen, daß von diesem Augenblicke an der Schatten des großen Kaisers allein sich als Schutzwehr des fränkischen Reiches erwies. Die zukünftige Thronfolge war durch die Verfassung des Jahres 817 geregelt; die Einheit des Staates so viel als möglich gesichert. Ludwig hatte von seiner ersten Gemahlin Hildegardis drei Söhne; den ältesten, Lothar, ließ er als Kaiser krönen, in derselben Feier, worin Papst Stephan IV. zu Rheims ihm selber und seiner Gemahlin die Kaiserkrone auf das Haupt setzte.

Pipin, der zweite Sohn, erhielt die Würde eines Königs von Aquitanien und Gaskonien; Ludwig, der dritte Sohn, wurde zum Könige von Baiern und von Böhmen ernannt. Der Kaiser selbst behielt die directe Regierung Galliens, Germaniens, Italiens und Roms in Händen.

Diese Vereinbarung schien ihrem politischen Zwecke ganz zu entsprechen, und doch lag gerade in diesem Acte der Keim der Unruhen. Bernhard, Ludwigs Neffe, der Sohn einer Concubine, war in dem Theilungstractate unerwähnt geblieben; die lombardischen Großen trieben diesen vernachlässigten Prinzen zu einem verzweifelten Schritte. Bernhard begab sich unberufen nach Chalons-sur-Saone, warf sich zu den Füßen des Kaisers, bat um Anstellung (818); der Kaiser blieb unerbittlich; in Aachen ließ er den Unglücklichen blenden. Bernhard, zum Tode verwundet, starb an den

Folgen dieser grausamen Behandlung. Der Kaiser, nun es zu spät, wurde von tiefer Trauer befallen; die Kaiserin Irmengardis starb. Ludwig mochte in diesem Todesfall eine Strafe, eine Warnung des Himmels sehen; er wollte sich hinter Klostermauern bergen, und nur mit Mühe wurde er von diesem verzweifelten Vorsatz abgebracht.

Der Weltlust zurückgegeben, vermählte sich Ludwig in zweiter Ehe mit Jutta oder Judith, der Tochter Welfs, des Herzogs von Bayern (807); diese zweite Gemahlin gewann schnell über ihren alternden Gatten einen unwiderstehlichen Einfluß. Herrschsüchtig, verschlagen, mit körperlichen Reizen ausgestattet, lenkte sie die Zuneigung Ludwigs von seinen Söhnen erster Ehe auf den Sprößling der zweiten, auf Karl, den später als König Karl der Kahle von Frankreich in die Annalen des unglücklichen Landes eingeschriebenen. Karl war aus dem Schooße einer Furie entsprossen, auf ihn läßt sich alles Uebel und alle Zwietracht in der kaiserlichen Familie zurückführen. Für dieses vierte Kind empfand Ludwig bald eine leidenschaftliche Liebe. Lothar hatte den kleinen Karl aus der Taufe gehoben; aber gerade auf Kosten des Pathen wollte der Kaiser Ludwig dem Söhnchen der Jutta ein Königreich schaffen. Auf der Tagsatzung von Worms, im Jahr 829, wurde dieser Prinz als König von Alemanien, d. h. der Schweiz und des Elsasses, ausgerufen. Die listische, einschmeichelnde, verführerische Judith hatte von Lothar die Zustimmung zu der neuen Schöpfung erschlichen, aber ihre Zauberkünste konnten nicht auf lange hin aushalten; Lothar fand sich bald auf eine

schändliche Art übervortheilt; er hielt nicht Wort, verband sich mit seinen Brüdern Pipin von Aquitanien und Ludwig dem Deutschen; Bischöfe und hohe Beamte strömten ihnen zu; das Ansehen des schwachen Kaisers ging auf die Neige. Ludwig „der Fromme" sucht einen Beschützer jenseits der Pyrenäen: er ernennt zu seinem Kammerherrn den Bernhard, Herzog von Barcelona, den vertrauten Freund, viele Stimmen behaupten, den begünstigten Geliebten der Kaiserin. Bernhard beginnt mit der Absetzung mehrerer kaiserlichen Räthe und Höflinge. Mehr und mehr steigen die Wogen des Unmuths: der betrogene Gatte, der schwache Fürst, sinkt immer tiefer in der öffentlichen Achtung. Die Kaiserin ward, vielleicht mit Unrecht, als Ehebrecherin verschrieen. Der Abt Wala, welcher, bevor er in den geistlichen Stand übertrat, mit dem Grafen von Aquitanien verschwägert gewesen, glaubt seinem ehemaligen Verwandten eine Warnung schuldig zu sein; er predigt tauben Ohren. Von nun an schaaren sich die Unzufriedenen um Wala gegen den kaiserlichen Günstling, den man der Zauberei bezüchtigt. Bernhard hatte in der That den Kaiser und die Kaiserin in einem Zauberstricke gefangen.

Wir sind im Jahr 830: gerade wollte der Kaiser gegen die empörten Bretagner ziehen; plötzlich sah er sich von Allen verlassen. Mit den drei ältesten Brüdern hatten sich die obersten Reichsbeamten verbündet. Paris war der Sammelpunkt der Verschwörer.

Ludwig beugte sein Haupt unter der eisernen Noth. Dem Bernhard wurde gestattet, sich in sein Herzogthum zurückzuziehen: die Kaiserin wurde vorläufig in

das Kloster von Sanct Maurus verwiesen; Ludwig begab sich in den Palast von Compiègne, wo er mit den Rebellen zu unterhandeln hoffte.

Nun vollzog sich in dem Innern dieser fürstlichen Residenz eine wahrhaft byzantinische oder merovingische Revolution. Die Kaiserin hatte ihren treuen Rathgeber nicht mehr zur Seite; sie verstand sich dazu, den Schleier zu nehmen und ließ sich in das Kloster der heiligen Radegundis zu Poitiers sperren. Ludwig war nur noch ein Schattenkaiser; schon jetzt wäre er seiner Würde verlustig gegangen, hätte sich nicht Ludwig der Deutsche dem Vorhaben der Verschwörer entgegengeworfen; er schien dem Vater doch noch einige Sohnesliebe zu bewahren; er widersetzte sich jeder Gewaltthätigkeit an dem „Gesalbten des Herrn". Die Höflinge der Judith erfuhren eine grausame Strafe, und ihre Brüder wurden verbannt. Den kleinen Karl hielt man gefangen; der Kaiser wurde von Mönchen bewacht, die dem Lothar Treue gelobt (830).

Es ist augenscheinlich, daß die tragische Scene des Jahres 833 keineswegs der erste Aufzug des historischen Trauerspiels war; schon Jahre lang vorher traten die Symptome des End-Verraths an den Tag.

Für diesmal noch hatte die Partei, welche die Einheit des Reichs aufrecht zu erhalten wünschte, in der Person des Lothars gesiegt; doch dieser Fürst war der historischen Rolle, die er ausführen konnte, nicht gewachsen; sein Egoismus, seine Habsucht, seine heftigen Ausbrüche ließen bald die Regierung Ludwigs des Frommen im günstigsten Lichte erscheinen. An die Stelle der Kreaturen der Judith und des Bernhard

von Aquitanien waren wälsche Höflinge getreten, die um kein Haar besser sich anließen als ihre Vorgänger. Die Mönche, die zur Wache des alternden Kaisers sich hergegeben, traten auf seine Seite. Auf dem Reichstage von Nymwegen, im Jahr 831, brach eine zweite Palastrevolution aus und warf die Vereinbarungen von Compiègne über den Haufen. Ludwig wurde als Kaiser restaurirt, der Name Lothars aus den öffentlichen Acten gestrichen. Der undankbare Sohn erwies sich ebenfalls undankbar gegen seine Freunde; seine besten Anhänger lieferte er aus, und gestand die Zurückberufung seiner Stiefmutter aus dem Kloster der heil. Radegundis in Poitiers zu. Der Papst Gregor IV. — er erscheint hier zum ersten Male mit den Irrungen der kaiserlichen Familie verschmolzen — hatte die klösterlichen Bande der Judith aufgelöst.

Die siegende Partei hielt sich nicht durch diesen ersten Sieg sattsam befriedigt. Auf dem Reichstage von Diedenhofen (831), welcher dem Nymweger folgte, wurde Bernhard von Aquitanien schuldlos erklärt. Aber Gundbald, ein unruhiger, intriguanter Mönch, der Hauptagent in der Restauration Ludwigs des Frommen, wollte von nun an die Hauptrolle am Hofe spielen; der Freund der Kaiserin mußte zurücktreten; Judith selber verläugnete ihn. Da glaubte sich Bernhard berechtigt, mit Pipin, dem zweiten Sohne Ludwigs, Verhandlungen anzuknüpfen. So brachten es die Verhältnisse mit sich, daß die drei Brüder Lothar, Pipin und Ludwig der Deutsche wieder gegen ihren Vater und ihre Stiefmutter mit Bernhard eine Quadrupel-Allianz bildeten.

Wir sind im Jahr 832, an der Tagsatzung von Orleans. Judith versucht es, den Bund der drei Brüder zu lösen; sie gewinnt den Lothar wieder für sich. Pipin wird gefangen nach Trier abgeführt und sein Königreich Aquitanien an den kleinen Karl übertragen. Lothar verlangt den Titel eines „Augustus" und das Königreich Baiern. Diese neue Theilung kommt indeß zu keinem Abschluß; Pipin entwischt aus seinem Gefängniß zu Trier; Aquitanien empört sich zu seinen Gunsten. Dieser Bewegung Einhalt zu thun, eilt der Kaiser mit den nördlichen Milizen, den germanischen Vasallen herbei. Zu spät; die Mißachtung des Staatsoberhauptes ist neuerdings zu hohem Grade gediehen; die Franken zürnen einem Kaiser, der ein mehrmals in seine Hand gegebenes Scepter immer aus den Fingern gleiten läßt.

Gregor IV., von Lothar gewonnen oder eingeschüchtert, begleitete den Fürsten nach Frankreich; er sei Willens — so hieß das Schlagwort — den Frieden zwischen Vater und Söhnen dauernd zu befestigen. Der Kaiser rückte von Aachen her an der Spitze einer fränkisch-germanischen Armee, über Worms in das Elsaß (im Juni 833); die drei verbündeten Brüder hatten sich im Rothfeld gesammelt, bei dem Berge Sigwald geheißen, zwischen Argentovaria und Basel. Die Klausen oder Bergpässe von Italien waren von den kaiserlichen Truppen beim Nahen des Papstes und Lothars ausgeliefert worden. Gregor IV. verlangte die einfache Ausführung des Vertrages von 817, welcher das Erbrecht der drei Söhne Ludwigs des Frommen geregelt, und damals dem ältesten Bruder,

dem Lothar, die kaiserliche Würde, als Mitregenten des Vaters, zuerkannte.

In Gallien erregte die Ankunft des Papstes eine tiefgreifende Bewegung. Die Bischöfe zeigten sich zu allererst mißmuthig; sie billigten keineswegs die gegen den Kaiser und die kaiserlich gesinnte Klerisei ausgestoßenen Drohungen. Augenscheinlich wollten die gallischen Prälaten eine geistliche Aristokratie befürworten; sie waren keineswegs gesonnen, sich widerstandslos unter die Excommunication des römischen Pontifex zu beugen. Den letzteren beklagten sie des Eidbruches an dem Kaiser; der Papst warf den Bischöfen dieselbe Anklage des Meineids entgegen. Im ersten Augenblick zeigt sich Gregor IV. unentschlossen, doch schnell faßt er Muth; er ist unwillig, weil die Prälaten schriftlich ihn als Bruder, nicht als heiligen Vater begrüßten; er besteht aber darauf, bei Ludwig dem Frommen als Vermittler aufzutreten.

Der unglückliche Fürst war bis südlich von Straßburg gezogen; am 24. Juni 833 standen sich beide Heere in der Nähe von Kolmar gegenüber. In den ersten Tagen war der Papst vom alten Kaiser mit kaum verhehltem Argwohn empfangen worden; er begab sich zu wiederholten Malen mit Vermittelungsvorschlägen aus einem Lager in das andere; während all der Zeit hatten geheime Intriguen den Boden in der Nähe des Kaisers unterwühlt. Augenscheinlich hatte man den Mittler hintergangen; Gregor IV. war nicht ehrgeizig, nicht hinterlistig; die offenkundige Besprechung und Verhandlung diente zum Deckmantel der Einschüchterung und der Lockspeisen, die den fränkischen

Großvasallen und den Prälaten vorgehalten wurden. „Beinahe das ganze Volk," so heißt es in den karolingischen Chroniken, „verlief sich wie ein Strom auf die Seite der Söhne des Kaisers", Ludwig der Fromme fand sich nach drei Tagen ganz verlassen, und zu seiner Seite nur seine Gemahlin mit dem kleinen Karl, der Erzbischof Drogo, einige Grafen und Aebte und eine kleine Schaar von treuen Vasallen.

Am 30. Juni bedrohten die Rebellen das kaiserliche Gezelt. Die treugebliebenen Krieger machten Anstalt zur Vertheidigung. Um jeden Preis wollte Ludwig einen blutigen Conflict vermeiden; er sagte ihnen die schmerzlichen Worte: „Gehet hinüber zu meinen Söhnen!" —

So stand nun Lothar als Sieger da. In seinem Rath war die Entthronung des Kaisers zum Voraus beschlossen. Das ganze Reich, in seinen innersten Bestandtheilen, war der Auflösung verfallen. An die Stelle der von Karl dem Großen zusammengefügten Elemente trat das Chaos. Der enttäuschte Papst schlug den Rückweg ein, „später als er gewollt" *). Er hatte eine undankbare Rolle gespielt; das Ansehen Roms war um vieles vermindert; hätte Gregor IV. in diesem kritischen Augenblick die Thatkraft eines seiner Nachfolger besessen — ich meine die Energie Gregors VII., — er hätte schon damals die päpstliche Autorität über alle andern Staaten erhoben. Lothar zeigte sich dem Papste ebenso undankbar wie dem leiblichen Vater;

*) Tardius quam vellet.

eine kurze Zeit nach der tragischen Scene des Rothfeldes bemächtigte er sich der Kirchengüter, wahrscheinlich aus dem Grunde allein, weil Gregor IV. das empörende Verfahren des Sohnes gegen den geängsteten Vater getadelt.

Die Demüthigung des entthronten Kaisers wurde in der That rücksichtslos vollzogen. Sich selbst mußte der Arme des Mordes, der Treulosigkeit, der Raubsucht, seine Gemahlin Judith der Zauberkünste beschuldigen. Zuerst wurde Ludwig in die merovingische Villa nach Marlenheim abgeführt, von dort in das Medarduskloster von Soissons versetzt; dort blieb er in Verwahrsam und trank so den bittern Kelch bis auf die Hefe. Die empörenden Ceremonien der öffentlichen Buße in der Sanct Medarduskirche erweckten indessen in jedem redlichen Gemüthe das schlummernde Mitleid; man hörte nicht auf die freche Apologie des Lyoner Erzbischofs Agobard über die Entthronung des Kaisers. Wie früher schon mehrere Mal, entzweiten sich die verbündeten, aber mißgünstigen Brüder; Ludwig der Deutsche und Pipin standen zusammen gegen Lothar, und setzten ihren Vater in die alten Rechte ein; Lothar beugte sich, wie vordem, unter dem Rechte der Stärkern, aber, ein wahrer Feigling, übergab er noch zuvor die Stadt Chalons-sur-Saone der Plünderung und dem Brande. Die unglückliche Schwester Bernhards von Aquitanien ward noch vor dieser Schreckensscene in die Saone geworfen; doch der einzelne Unglücksfall verschwindet im Gedränge so unerhörter Katastrophen.

Die Schicksalsstunde hat für ihn geschlagen; das

Unglücksjahr 833 findet die drei Brüder in verjüngtem Bunde; dem ältesten, dem Lothar, steht überdies ein mächtiger Bundesgenosse zur Seite, der Papst Gregor IV. Es ist nun an der Zeit, diesen Pontifex genauer zu betrachten, denn er spielt eine Hauptrolle, die Rolle eines Vermittlers im Lügenfeld.

Gregor IV. zählt nicht in die Reihe der großen Päpste. Die päpstliche Würde hatte er mit Widerstreben angenommen; das Volk hatte ihm beinahe Gewalt angethan, und Gregor — Sohn des römischen Patriziers Johannes — seine Einwilligung nur mit Vorbehalt der kaiserlichen Bestätigung gegeben. Als er den päpstlichen Stuhl bestieg, sammelten sich schwere Gewitterwolken über Italien und Europa. Die Sarazenen und die Mauren bedrohten Sicilien und das südliche Italien; Palermo fiel 831 in ihre Hände. Der Papst war vor Schrecken wie vom Blitze gerührt. Von einem Augenblicke zum andern konnten die Ungläubigen die Tiber aufwärtssegeln und, wie mehrere Male seit dem Sturze des abendländischen Kaiserthums geschehen, die Stadt Rom plündern und verheeren. Gregor IV. beschloß die Befestigung von Ostia, oder vielmehr die Gründung einer neuen Stadt, neben dem antiken Ostia, und zwar mit den Bausteinen dieses römischen Hafenplatzes. Seinen Plan führte er aus; zinnengekrönte Mauern und Festungsgräben umgaben bald die kleine bischöfliche Stadt, die in neuerer Zeit einer gänzlichen Verödung anheimfiel.

Zu diesen von Süden her drohenden Gefahren gesellten sich, bei dem besorgten Gemüthe des Pontifex, die wüsten Familienscenen in dem karolingischen Hof-

lager. Tief gesunken, fast wie die letzten Merovinger, war Karls des Großen Geschlecht: Habsucht, Wollust, ungebändigte Machtansprüche kennzeichneten die Umgebung des Kaisers zu Aachen, oder in den fürstlichen Villen. In der chronischen Empörungssucht, in dem Ränkeschmieden der entarteten Söhne Ludwigs des Frommen tritt der Charakter dieses barbarischen Jahrhunderts klar zu Tage. Während einigen Decennien war die große Gestalt des Ersten Karls nur wie ein Meteor in finstrer Nacht erschienen!

Es war nicht in meiner Vorlage, den Knäuel der fortlaufenden Intriguen der verbrecherischen Söhne bis zum Tode ihres Vaters (840) zu verfolgen und zu entwirren; die Erzählung der blutigen Schlacht von Fontenay (25. Juni 841), der Flucht von Lothar nach Aachen, der Zertrümmerung des silbernen Tisches Karls des Großen, des Eides zu Straßburg (14. Februar 842), und des Tractats von Verdun (843) lag ebenfalls jenseits meines ursprünglichen Planes. Ich wollte mich einerseits auf die Behauptung beschränken: es sei unmöglich, die Lage des eigentlichen Lügenfeldes durch die Etymologie oder die unvollständigen gleichzeitigen Chronisten zu bestimmen, nachdem Schöpflin und Grandidier sich vergebens darüber abgemüht. Beiläufig suchte ich die erwiesenen Facten, welche dem Verrath auf dem Rothfeld vorangegangen oder nachfolgten, in gehörige Beleuchtung zu setzen. Die einfache historische Tragödie ist erschütternd, ohne jede Beigabe. Sie sei nun aufgeführt worden in der Umgebung von Kolmar, mit den Gebirgen des Münster- und Urbeisthales im Hintergrunde — und diese Ver-

muthung ist wohl die richtige, — oder auf der Ebene von Cernay, fast am Fuße des Elsässer Bölchen, — eines steht fest, noch jetzt, nach einem mehr als tausendjährigen Zeitraume: das Erbe eines heldenhaften, großen Mannes zerbröckelte in schwachen oder verbrecherischen Händen. Auch die Schlußscene steht klar vor unsern Augen: in weniger als drei Tagen zerstäubt, zerrinnt wie ein abgeleiteter Strom ein ganzes Heer, eine byzantinische Hofhaltung; und ein Papst, der eine erdrückende Last auf seine Schultern geladen, entfernt sich, verschwindet „später, als er wollte."

Nunc erudimini. *)

*) S. Louis Spach. Oeuvres choisies. Tome V. pag. 244 u. ff., für den geschichtlichen Theil: Henri Martin. histoire de France. Tome II. Livre XV.

Deutsche Sagen im Elsaß.

Von

Wilhelm Hertz.

Stuttgart 1872. Ein Band Octav.

Im ersten Augenblicke, bei flüchtiger Durchsicht des schönen Bandes, wirkt es fast betäubend, so viele mythische, heroische und geschichtliche Sagen über eine einzelne Provinz des Deutschen Reichs zusammengedrängt zu finden; denn was in den reichhaltigen Vorrathskammern der elsässischen Volkslegenden aufgespeichert, aber in zahlreichen Zeitschriften und Monographien zerstreut lag, das hat der Verfasser des oben angeführten Werkes geordnet und zu einem größeren Gesammtbilde vereinigt. Es wird dem Leser zu Muthe, als ob viele Wald-, Wiesen- und Feldblumen zu einem unmäßigen Blüthenstrauße gebunden vor seinen Augen lägen, und ihm die Auswahl gerade durch die Reichhaltigkeit des Vorgelegten erschwert würde. Der Verfasser hoffte zweifelsohne dem Eindruck vorzubeugen, indem er von dem übersichtlichen Texte die unzähligen Noten und Belege schied, und diese letzteren in einer zweiten Abtheilung anbrachte. Unstreitig ist diese Methode empfehlenswerth; aber die Masse des zu bewältigenden

Stoffes wird dadurch nicht verringert, und dem gewissenhaften Leser nur theilweise die wiederholte Mühe des Nachsehens erspart. Hr. Wilhelm Hertz hat wohl das meiste, so in alter und neuer Zeit über den angedeuteten Gegenstand gedruckt worden, durchstöbert; nur einige ganz neuere Schriften waren noch nicht in seine Hände gelangt; so z. B. die Monographie von Rudolph Reuß über „die Hexenprocesse im Elsaß". Den Vater dieses noch jugendlichen Schriftstellers, Hrn. Professor Eduard Reuß, rechnet der Verfasser zu den Todten, was wir glücklicherweise berichtigen können.

Auf die Zugehörigkeit des Elsasses zu dem deutschen Nationalstamme wird in gegenwärtigem Werke ein ganz besonderer Werth gelegt. Herr Wilhelm Hertz ist durch und durch ein patriotischer Deutscher, und die zeitweilige Lostrennung der alsatischen Rheinebene und der Vogesen von dem „Reiche" ist für ihn eine fast unbedeutende Episode in der Localgeschichte und in dem Leben der Provinz. In der That ließ die Sagenpoesie sich nur sehr wenig durch die temporäre Scheidung beeinflussen. Einzelne Anklänge an gallisches Wesen verhallen ungehört in dem großen Volksconcerte, welches hier zu unserer Belehrung und Ergötzung aufgespielt wird.

Schon die alten Kelten behandelt Hr. W. Hertz mit kaum verhehlter Geringschätzung. Er hebt mit Vorliebe die Charakterzüge hervor, welche noch dem modernen Gallier eigen sind. Darüber läßt sich nicht streiten. Wie Franz von Löher spricht Hertz von einer Abrechnung mit Frankreich; lassen wir diese Redensart auf sich beruhen und begnügen wir uns mit der Er-

rungenschaft, die uns auf jeder Seite gegenwärtigen Bandes vorliegt.

Einen großen Theil der neueren Beiträge zu dem weitschichtigen Aufsatze haben die Alsatia, die Sagen des Elsasses von August Stöber und das Bulletin der archäologischen Gesellschaft geliefert. Vergessen wir nicht, daß der Verfasser nicht erfinden, sondern finden wollte. Auch den traditionellen, in den alten Volksglauben übergegangenen Legenden konnte er nicht ausweichen. So begegnen wir einer ausführlichen Erzählung der wundersam gerechtfertigten Kaiserin Richardis; — des Einzuges und Aufenthalts Kaiser Sigismund's in Straßburg, — des Bruderzwistes der Herren Ludwig und Jacob von Lichtenberg. . . . Dies sind aber augenscheinlich nur Zugeständnisse des Verfassers an das größere Lesepublikum; seine Hauptabsicht war jedenfalls, die vielfachen Quellen anzudeuten, welche aus der Zauberhöhle der localen Tradition hervorsprudeln und den Leser zu weiterer Benützung anregen. Zu seinem Vorhaben bringt er eine Belesenheit mit, die wir einer Wünschelruthe vergleichen möchten. Die mannichfachen geographischen Excurse dürften ebenfalls unter die bedeutsamsten lehrreichen Seiten des Werkes zu rechnen sein. Wenn der Verfasser dabei den einheimischen elsässischen Gelehrten nichts Neues bietet, wird er dagegen seinen eigentlichen Stammgenossen erwünschte Gaben darbringen.

Eine der ergreifendsten Sagen — W. Hertz entlehnt sie einer Hauptmonographie Stöbers — ist wohl die Sage von dem Werkmeister des Frauenhauses, Hekler, und vom Inspector des astronomischen Uhr-

werks, Isaak Habrecht, „welche beide, wahrhaftige und glaubwürdige Herren, in einer Septembernacht des Jahres 1680 (also gerade ein Jahr vor der Uebergabe der Stadt), zu einer ganz ungewöhnlichen Stunde die Glöcklein des Uhrwerks schlagen hören, hierauf mit Laternen zu der kleinen Thüre hineingewandert, und im Münster eine unsichtbare junge Knabenstimme vernommen, die folgendermaßen sang:

Nach Leib und Leben sie uns stahn,
Deß wird sich Gott erbarmen!

Da sie den Knaben, der so gesungen, nirgends entdecken konnten, wäre sie eine nicht geringe Furcht angekommen, und hätten ganz verstarrt und versteinert ihren Weg wieder zurückgekehrt, hinausgegangen und dies große Geheimniß Gott überlassen." —

An die längst vollzogene Umwälzung werden sich zweifelsohne mit der Zeit — und jetzt schon — der Sagen viele knüpfen. Der geschäftige Volksmund wird sie vergrößert, mit Varianten aller Art, weiter ausbreiten. Man hat sehr oft unsere Zeit als ganz unpoetisch, nur auf materielle Interessen gerichtet, verschrieen. Sie wird ihre Verläumder Lügen strafen. Fabriken und Eisenbahnen vertreiben keineswegs die Poesie; sie geben ihr nur eine andere Gestaltung, und in nicht gar ferner Zukunft wird irgend ein Sammler, wie Hr. W. Hertz, die neuentstandenen Legenden auflesen, verarbeiten und einem immerfort wundersüchtigen Publikum zu neuer Unterhaltung, zu neuem Ergötzen vorlegen.

Die deutsche Literatur im Elsaß.

Von **Heinrich Neubauer.**

Darmstadt und Leipzig. 1871. Ein Bändchen 8.

Die Juncker von Prag, Dombaumeister um 1400, und der Straßburger Münsterbau.

Kunsthistorische Darstellung

von **J. Seeberg.**

Die oben angezeigte Uebersicht der deutschen Literatur im Elsaß besteht eigentlich aus zwei Abschnitten. Im ersten werden die volksthümlichen Namen der älteren elsässischen Dichter und Schriftsteller vor dem Jahre 1681, d. h. vor der Uebergabe Straßburgs, flüchtig charakterisirt; hierauf die hundertjährige Uebergangsperiode 1681—1789 behandelt, und mit Darstellung der neueren poetischen Versuche von 1789 bis in die Jetztzeit geschlossen. Das Alles ist auf 37 Seiten enthalten. Im zweiten Abschnitte werden auf etwa 60 Seiten Proben aus modernen Dichtern angeführt; eine kleine, unvollständige, etwas capriciöse Blumenlese; wie denn auch der erste Theil durchaus nicht als ausreichend gelten darf. Uns will scheinen, es mache der Verfasser durchaus auf keine erschöpfende Darstellung Anspruch; er wollte nur in leichten Umrissen die Gestalten der jüngeren elsässischen Dichter zeichnen, die sich für ihn auf dem Hintergrund der Vogesen profilartig abhoben. Nur ist, auch wenn wir

dem Improvisirenden seinen beschränkten Gesichtspunkt gelten lassen, selbst auf diesem abgezirkelten Felde kein richtiges Verhältniß eingehalten. Bei weitem überwiegend sind z. B. die aus Pfeffels Fabeln und Erzählungen angeführten Proben. Nun, da Pfeffel seit einem Dreiviertel-Jahrhundert sich in den Händen jedes deutschen Literaturfreundes befindet und theilweise durch eine elegante französische Uebersetzung von Paul Lehr in Frankreich eingebürgert ist, hätte sich leicht der angewiesene Raum mit anderen Leistungen ausfüllen lassen. Der anakreontische Pfarrer Goetz hätte gar keine Stelle verdient, und auch Hr. v. Nicolai, der russische Staatsrath, der Nachbeter und Nachtreter Ariosts und Wielands, wäre füglich seinem lethäischen Winterschlaf in Finnland zu überlassen gewesen. Unter den neueren Dichtern hätten wir ebenfalls andere Wahlen bevorzugt. Aber Nomina odiosa.

Zu loben ist am Verfasser, daß er auf die Zähigkeit des dichterischen und literarischen Strebens im Elsaß einen großen Werth legt. Die Angehörigkeit zu deutschem Wesen bethätigte sich jedenfalls auf diesem Boden. Die französische Regierung ahnte dies instinctiv. Sie bevorzugte und belohnte keineswegs jüngere und ältere elsässische Sänger; über die Schultern sah sie dieselben an oder ignorirte sie gänzlich. Nur dem Pfingstmontag konnte sie nicht ganz Thür und Thor verschließen. Die Berücksichtigung, welche Arnold's populärem Straßburger Lustspiel nicht nur im stammverwandten Elsaß und der Schweiz, sondern in ganz Deutschland zu Theil wurde, übte sogar auf die localen Repräsentanten der Pariser Centralregierung einen

gewissen Eindruck. Der Pfingstmontag wurde unter dem letzten kaiserlichen Regime in einem Saale der Präfectur von einheimischen Bürgerssöhnen und Töchtern aufgeführt, somit dem Idole des Localpatriotismus ein nicht ganz uneigennütziges Opfer gebracht. Man schmeichelte sich damit die Herzen und die Geister zu fesseln.

Hr. Neubauer weist mit Recht auf die archäologische Thätigkeit des verstorbenen Stadtarchivars Ludwig Schneegans hin. In Seebergs oben angezeigter Monographie über den Münsterbau wird seiner in Ehren gedacht, und die Verdienste, die er sich um die Feststellung der eigentlichen Mitglieder der Familie Erwins von Steinbach und der späteren Münsterarchitecten erworben, gebührend hervorgehoben. Das Werkchen von Seeberg ist mit eingehender Sachkenntniß geschrieben, und bestätigt die Gegenwart in Straßburg der beiden Brüder Junckher aus Arlers Schule von Prag (circa 1400) zu Entwerfung und Ausführung eines neuen Bauplans, d. h. des leichten, luftigen, hohlen Octogonsbau des Münsters über der Plattform, auf den von Erwin von Steinbach anno 1277 fundamentirten nördlichen Thurmrumpf gestellt. „Johann Hültz von Köln vollendete, wie bekannt, nach „Abtreten der Junckher den obersten Theil von dreien „der vier Junckher'schen Schneckenthürmchen, die noch „nicht ganz fertig geworden waren — er baute die „Thurmpyramide mit den acht kleinen schrägen Schnecken, und obenauf die letzten vier senkrecht aufsteigenden Schnecken; endlich die Thurmspitze selbst, d. h. „den Helm mit Laterne, Krone und Knopf; er baute

„ſo nach einem wohl unzweifelhaft ihm ſelbſt zuzu-
„ſchreibenden neuen Plane die ganze Spitze als eine
„eigenthümliche, in achtmaliger ſtufenförmiger Verjün-
„gung aufſteigende Pyramide fertig (am Tage Johannis
„des Täufers 1439)."

Wir können in gegenwärtiger kurzgefaßter Anzeige nicht auf die berührten Fragen eingehen, ob zu den beiden Baumeiſtern Johann und Wenzel Junckher nicht auch ein Bildhauer Michael Junckher beizufügen wäre. Schneegans und nach ihm Seeberg ſcheinen ſich für die Perſönlichkeit des dritten Künſtlers zu entſcheiden. Beide Archäologen erklären ſich apodictiſch gegen die Idee, einen zweiten Münſterthurm aufzuführen. „Der
„gegenwärtige Thurmbau ſelbſt und die Dispoſition
„des Ganzen in ſeinen höhern Theilen läßt genügend
„erkennen, daß dieſer Thurm, allein genommen, ein
„völlig abgeſchloſſenes Kunſtwerk bildet, welches auf
„kein zweites daneben berechnet war, obſchon dieſer
„einzige Thurm nicht auf die Mitte des Frontbaues
„über die Fenſterroſe, ſondern nur auf die eine Seite
„geſetzt werden konnte, und daß der Künſtler, der ihn
„ſchuf, ſich darauf beſchränkte, ihn dem Unterbau, der
„Façade, anzupaſſen, und ihn beſtmöglichſt mit der
„Geſammtheit des Frontbaues zu harmoniſiren. . . .
„Angekommen auf dem Punkte, auf dem wir das
„Bauwerk jetzt ſehen, betrachtete man dieſes nicht aus
„Unzulänglichkeit, ſondern grundſätzlich und planmäßig
„als ganz vollſtändig zu Ende geführt." —

An dieſe Ausführung von Schneegans knüpft Hr. Seeberg an und behauptet, es würde in Wahrheit einen Verſtoß gegen die Idee des Bauwerks ſelbſt ſein, noch

die Aufführung eines zweiten Thurmes auf der Plattform unternehmen zu wollen, wodurch überdies die seit 400 Jahren als ein historisches Wahrzeichen dienende Form verändert werden würde. Zu demselben Resultate gelangt Alfred Woltmann, welcher darauf hinweist, wie gerade für dieses Bauwerk ein besonderes Interesse darin liegt, daß hier die verschiedenen Epochen der mittelalterlichen Architectur thätig gewesen sind, jede auf ihre Weise, jede fast das Beste leistend, den oberen Theil des Nordthurmes ausgenommen, „dessen Formen „weiter hinauf unruhig spielend werden". — „Wie „sollte nun ein südlicher zweiter Thurm gehalten wer„den," fragt Woltmann, „zu den späteren Formen des „Nordthurms, der in eine architectonische Caprice aus„läuft? — Der architectonische Sinn der Gegenwart „würde sich gegen die Aufstellung eines Duplicats, „gegen die Wiederholung solcher grillenhaften, tändeln„den Form sträuben. In modificirter Weise neben „jener? In den Formen des Unterbaues? Das Bild „des Einen hohen Thurms ist unserer Phantasie ein„geprägt . . . so erblickte ihn der junge Goethe . . . „so stand er von jeher vor uns." — Der Verfasser hofft, daß der Straßburger Münsterbau in unveränderter Gestaltung unterhalten wird. Auch Schreiber dieser Zeilen stimmt damit überein, obgleich sehr competente Archäologen die eben ausgesprochene Ansicht bekämpfen.

Die Broschüre Seebergs giebt einen Abdruck der anno 1565 geprägten Münstermedaille, welche das Andenken der drei von Prag gekommenen Schöpfer des Münsterthurmes zu verewigen bestimmt war. Auch

über diese Denkmünze bringt der Verfasser interessante Notizen. Der Straßburger Münster hat, wie alle größeren Kunstwerke, eine eigene Literatur in's Leben gerufen; noch lange nicht wird das letzte Wort über den pyramidalen Bauplan ausgesprochen werden. Jedenfalls schließt sich gegenwärtige Monographie an die bedeutendsten früheren auf eine würdige Weise und erörtert mehrere streitige Punkte — siegreich, wie es dem unbefugten Laien scheinen mag; hypothetisch, wie vermuthlich befugtere Kenner sich darüber aussprechen dürften.

Die Belagerung von Straßburg während des Feldzugs von 1870

von Hrn. **v. Malartic,**

Präfect des Ober-Loire-Departements.

Paris 1872. In 12°.

Es ist dies ein in hohem Grade fesselndes Tagebuch der Belagerung und des Bombardements von Straßburg. Der Verfasser, während jener Schreckensperiode und schon einige Zeit zuvor Generalsecretair der Präfectur des Niederrheins, und gegen Ende der Krisis mit dem schwierigen Amte eines General-Schatzmeisters betraut, war in der besten Lage, die täglichen Vorfälle genau zu erfahren, und einen Blick in das Innere der Verwaltungsmaßregeln, beiläufig auch der militärischen Vorkehrungen, zu werfen. Einzelne Unrichtigkeiten und Namensverdrehungen abgerechnet, sind jene Aufzeichnungen im Ganzen dem historischen Verlauf treu geblieben. Dennoch ist es unmöglich, überall den kundgegebenen Ansichten des Verfassers beizustimmen. Er ist leidenschaftlich, und die Leidenschaft trübt sein Urtheil. Sein Büchlein ist alles in allem ein Factum

1) gegen den protestantischen Theil der Bevölkerung,
2) gegen den Municipalrath,
3) gegen einzelne, ihm antipathische politische Persönlichkeiten,
4) theilweise gegen den General Uhrich,
5) gegen die Sieger.

Andererseits, und von demselben leidenschaftlichen Gesichtspunkte ausgehend, verherrlicht er einige ihm befreundete Beamte und Damen. Die Belege zu unserer Behauptung werden wir gleich beibringen; was uns übrigens nicht verhindern soll, der Flugschrift — denn ein Geschichtswerk ist es nicht — ein bestimmtes Interesse zuzuschreiben. Sie reiht sich an die früher erschienenen Berichte von Fischbach und Schneegans, und wird, besonders jenseits der Vogesen, der Leser viele finden. Was einem elsässischen oder gar einem deutschen Publikum allzu exclusiv scheinen dürfte, hat gerade in Frankreich den meisten Anklang zu hoffen.

Eine der bedeutsamsten Stellen ist wohl folgende:

„Ich habe schon von dem Einverständniß gesprochen, welches der Feind in dem Innern der Festung hatte. Ich möchte indessen nicht, daß meine Aeußerung zu einem Mißverständniß Anlaß gebe. Der größte Theil der Straßburger Bevölkerung ist dem patriotischen Sinne treu geblieben. Aber in allen Grenzländern bildet sich, durch Familienverbindung und complicirte Interessen, eine Mischlingsrace, ohne Nationalgeist. In der Bürgerschaft setzten einige Hauseigenthümer die Sicherheit ihrer Immobilien über die Landesinteressen! (den Beweis bleibt uns der Verfasser schuldig).

Die Opposition sogar blieb den patriotischen und nationalen Sympathien nicht ganz treu. Für mich, und nicht für mich allein, ist es unzweifelhaft, daß die radicale Partei (le parti avancé) die Idee einer Lostrennung des Elsasses von Frankreich gehätschelt, nicht um die Provinz mit Deutschland zu verschmelzen, aber mit einem Rückblick auf die Erinnerungen der alten republikanischen Verfassung von Straßburg, und in der Absicht, einen selbstständigen, oder an Preußen annectirten Staat zu gründen.

„Eben so wenig dürfen wir vergessen, daß die naturalisirten Deutschen, oder solche Deutsche, die nicht ausgewiesen worden, sich gegen Frankreich undankbar bezeigten. Wir sind mit dem Zugeständniß der Naturalisation gegen Fremde allzu bereitwillig. Jetzt weiß man, daß seit langem Preußen gewisse Auswanderungen begünstigte, einzig und allein, um uns auszukundschaften. Unbestreitbar ist, daß der Feind immer zum Voraus genaue Kenntniß von den Maßregeln und dem Vorhaben der Vertheidiger hatte; deshalb mißglückten unsere Ausfälle. Man gab dem Feinde Signale zur Berichtigung der Schußweite. Ein ganzes Quartier, das Quartier von St. Thomä, blieb vom Bombardement verschont; dieser Umstand wurde bemerkt und commentirt.“ —

Es ist schmerzlich, einem höchst gebildeten Manne gegenüber, die Unrichtigkeit obiger Angaben, und den Mangel an Aufrichtigkeit betonen zu müssen. Rein aus der Luft gegriffen ist die Behauptung, der Feind habe im Innern der Stadt mehrfache Kundschafter gehabt, die ihm durch Signale die Oertlichkeiten be-

zeichneten, wohin er seine Schüsse zu richten oder nicht zu richten hätte. Der Thomasstaden wurde auch von Bomben und Granaten heimgesucht, und verdankte die geringere Verwüstung blos dem Umstande, daß die südlich der Stadt spielenden feindlichen Geschütze durch die Ueberschwemmung verhindert waren, in die nächste Nähe der Stadt vorzurücken, und die Geschosse mit derselben Präcision zu schleudern, wie die Batterien zu Schiltigheim, St. Gallen und Kehl. Noch einige Tage längerer Belagerung, und die Südseite der Stadt wäre derselben Zerstörung unterlegen, welche die Nord-, Ost- und Westseite traf. Die Andeutungen und Anspielungen des Verfassers sind perfid. Die gänzliche Zerstörung der protestantischen Neuenkirche, der protestantischen Seminarbibliothek und eines Theils des Gymnasiums muß er wohl gelten lassen; wie er sie mit seinen übrigen confessionellen Vorurtheilen zusammenreimt, wird uns nicht klar.

Auch der Bestand und der Wirkungskreis der Lazarethe ist nicht unparteiisch angegeben. Das „Journal de Lyon" hatte schon auf diesen Theil der unrichtigen Behauptungen des Verfassers aufmerksam gemacht. Edelmüthiger wäre es gewesen, hätte Hr. v. Malartic die gleichmäßige, opferwillige Thätigkeit der mit der Pflege der verwundeten Krieger sich befassenden Personen gerühmt, und sich nicht auf einseitiges Lob beschränkt. Auf dem Felde der christlichen Barmherzigkeit sollten die kirchlichen Antipathien in den Hintergrund treten. Ein mit dem klassisch-hellenischen Alterthum vertrauter Geist — und das ist Hr. v. Malartic — sollte bei seinem Verkehr mit den großen Schriftstellern

der Vorzeit sich zur allgemeinen Idee der Humanität erheben, und in keiner Lage diesem Ideal untreu werden. — Der protestantische Theil der Bevölkerung Straßburgs hat in jenen Tagen der Noth und der Prüfung seine Sympathien für das niedergeworfene Frankreich auf eine Art an den Tag gelegt, die ihm wohl die Vorwürfe des Verrathes an der „nationalen" Sache ersparen sollten. Aber der Chauvinismus ist ein ausschließliches Glaubensprincip; er sagt nicht nur: „Wer nicht ist für mich, der ist wider mich"; er nimmt seine entschiedensten Anhänger selbst auf's Korn, wenn sie sich nicht auf eine läppische, kindische Weise mit seinen Farben schmücken, und als willenlose Seiden auch seine Wischer geduldig hinnehmen.

Der Municipalrath kommt bei Hrn. v. Malartic nicht besser weg, als das verrufene Quartier von St. Thomä. Ueberall hebt der Verfasser die Widerspänstigkeit dieses Stadtrathes hervor, betont die geringe Hülfe, welche die Departementalverwaltung bei dessen Mitgliedern fand, und läßt sogar auf eine höchst beleidigende Weise die Andeutung durchscheinen, als hätten die städtischen Rathsherren sich, den Bomben und Haubitzen gegenüber, durchaus nicht als römische Helden gezeigt. Nun ist allmänniglich in Straßburg bekannt, daß das Gemeindehaus einer der ausgesetztesten, gefährlichsten Punkte der ganzen Stadt war, daß nur durch immerwährende Wachsamkeit, durch ein Wunder, die Gebäulichkeit vor dem Aufgeben in Rauch und Brand verwahrt blieb; es ist bekannt, daß der Sitzungssaal am Broglie während den Verhandlungen von Granaten heimgesucht wurde, und der Maire einer

augenscheinlichen Nothwendigkeit wich, indem er die Sitzungen in das etwas abgelegene untere Geschoß des Archivs verlegte. Mehrere der Mitglieder des Rathes begaben sich aus den Vorstädten, aus ihren abgebrannten Wohnungen oder ihren temporären Zufluchtsstätten täglich in die Versammlung; keine Klage über erlittene oder zu befürchtende Verluste kam über ihre Lippen. Sie setzten sich ebenso gut und so oft als Hr. v. Malartic den feindlichen „confessionslosen" Geschossen aus. Als gegen Mitte Septembers die Verwaltung der Mairie in das Hotel de Commerce am Gutenbergsplatze übersiedelte, war die Gefahr etwas vermindert, aber durchaus nicht auf Null reducirt. Wir haben kein Recht, Hrn. v. Malartic's Geistesgegenwart und persönliche Tapferkeit zu bezweifeln; aber es bezeugt keine Generosität, wenn man einer ganzen Corporation, die ihre Pflicht erfüllt in Tagen der Verzweiflung, die Berechtigung auf ruhigen Muth und Hingabe an die öffentliche Sache abspricht. Die persönlichen Ausfälle gegen Schneegans, den damaligen Redacteur des Niederrheinischen Kuriers, sind geradezu bämisch und gemein. Wir sind durchaus nicht berufen zum Anwalt des jugendlichen Publicisten, der auch im Municipalrath Sitz und Einfluß hatte. Die Geschichte der Belagerung, die Hr. Schneegans schon im Monat October 1870 in Zürich herausgab, ist dramatisch, aber nicht ganz ruhig gehalten; er schreibt unter dem Eindrucke der erlittenen „Schmach"; was uns aber nicht verhindern darf, ihm mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als sein einseitiger Gegner.

Am Eingang dieser Besprechung behaupteten wir ebenfalls, daß Herr von Malartic eine deutschfeindliche Haltung zur Schau trage. Nun, dazu ist er als Franzose, als imperialistischer und dann als republikanischer Generalsecretair vollauf berechtigt. Er wurde gemaßregelt, d. h. in Folge der Uebergabe der Stadt und Festung mußte der Verwalter, der während sechs Wochen sich mit ausgedehnten complicirten Rechnungsangelegenheiten befaßt hatte, er mußte dem einrückenden „Feinde", er mußte der deutschen Verwaltung Rede stehen, und wurde deshalb einige Wochen lang in Arrest gehalten. Ueber grausame Behandlung kann er sich nicht beklagen; daß er keine angenehmen Stunden zubrachte im Saale, der ihm und einem Leidensgefährten angewiesen wurde, ist selbstverständlich. Die Freiheit ist ein so köstliches, unentbehrliches Gut, daß auch nur eine temporäre Unterbrechung in dieser „freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens" im höchsten Grade beschwerlich fällt, und auf weniger stark angelegte Naturen eine traurige, zernichtende Wirkung hervorbringen muß. Daß Herr von Malartic diese Prüfung glücklich überstanden, beweist seine jetzige Lage. Er ist zum Präfecten eines ansehnlichen Departements (der Haute-Loire) befördert, und wird dort, zweifelsohne, neue Beweise seiner Fähigkeit und Charakterstärke ablegen. Wir scheiden nicht von seiner Flugschrift, ohne ihm Dank zu wissen für die Uebersicht, die er uns in den Mauern der belagerten Festung über Zustände und Personen gewährt. Das Gefühl, welches den betheiligten Leser dabei ergreift, ist nicht gerade wohlthätig. Die Begebenheiten sind noch nicht

in gehörige Ferne gerückt, um den Ansichten einen ächt poetischen Zauber zu verleihen. Aber auch so, nach zweijährigem Zwischenraume, können wir schon mit dem lateinischen Dichter ausrufen:

Et hæc meminisse juvabit,

was bei dem bekannten Verfasser der Dya-Na-Sore also lautet:

Erinnerung ist's, was ich gewann.

General Uhrich.

General Uhrich ist ein merkwürdiges Beispiel der wandelbaren Volksgunst; einen Augenblick, nach der Belagerung Straßburgs, auf den Schild erhoben, wie ein heldenmüthiger, glorreicher Kämpe, bald darauf in den Staub herabgezogen, fast wie ein Verräther des ihm anvertrauten Pfandes, hat er im Laufe von wenig Monden die ganze Skala der extremsten Gefühle und Erfahrungen durchmessen. Er hätte seinen enthusiastischen Bewunderern und gehässigen Verläumdern mit einem Spruche Corneille's entgegnen dürfen:

Je n'ai mérité
Ni cet excès d'honneur, ni cette indignité.

Der ausdauernde Vertheidiger, der Oberkommandant von Straßburg, hat seine militärische Pflicht bis zuletzt ultra posse erfüllt; vielleicht nicht ganz dem wörtlichen Texte veralteter, auf die jetzige Angriffskunst nicht mehr anwendbarer Vorschriften gemäß, aber doch so weit es die Mittel in seinen Händen erlaubten, so weit es die Menschlichkeit, die Berücksichtigung der ins Unheil und Leiden gestürzten Einwohnerschaft und der gesunde Menschenverstand gestatteten. Gewiß darf

er in der Kriegsgeschichte zutrauensvoll vor die Mitwelt und die Nachwelt treten und das Urtheil ruhiger, unparteiischer Richter abwarten.

Uns ist selten, vielleicht nie ein officielles Dokument zugekommen, welches der Wahrheit so derb ins Gesicht schlägt, als der Bericht der Untersuchungskommission über das Verhalten General Uhrichs während und nach der Belagerung Straßburgs. Und doch trägt dieses Aktenstück die Signatur des Marschalls Baraguay d'Hilliers und von vier Generälen! woher nun diese Strenge in der Beurtheilung, dieser Widerspruch mit dem ersten Ausdruck der Volksstimme? Wir können uns diese Auffassung der Sachlage nur durch die Reaktion gegen zuvor maßlos gespendetes Lob und durch die Qualität der abgehörten Zeugen erklären. Es trat zum Beispiel, wenig Monate nach der Einnahme Straßburgs, eine Flugschrift ans Licht, worin ein ehemaliger, ausgezeichneter Professor der hiesigen Akademie über seinen Besuch bei Uhrich, der in Montreux residirte, berichtet. Die Unterredung des Gelehrten mit dem sich ausruhenden Krieger scheint nicht ganz genau wiedergegeben zu sein; sie ist auf den dramatischen Effekt berechnet, und damit hat der wohlgesinnte Berichterstatter seinem Helden nicht den besten Dienst geleistet. Bevor die Flugschrift im Druck erschien, hatte sie einem Vortrag in Lausanne gedient. Die Farben sind etwas stark aufgetragen; der General hat sich vermuthlich einfacher ausgedrückt. — Und was nun die abgehörten Zeugen betrifft, sind wir zum Voraus berechtigt, die Aussage des einen, hochgestellten, den wir nicht näher bezeichnen, zu verdächtigen. Wir

sprechen ihm die Befugniß ab, sich ein Wort vor den Richtern der Untersuchungskommission zu erlauben. Mit dem General Uhrich während der ersten Jammerwochen nur Eine Seele, wendete er sich später gegen ihn, wohl aus geheimer Mißgunst. Er war ergrimmt über die Lorbeern, welche der General eingeheimst, und über den Tadel, die Zurücksetzung, welche ihm — dem Zeugen — zu Theil geworden. — Aus dem Municipalrath von Straßburg wurde nur ein Mitglied vorgeladen, und dieser Zeuge konnte sich ebenfalls nur einseitig aussprechen; er gehörte der ultramontanen Partei an. Die Billigkeit verlangte das Verhör noch anderer Augenzeugen der verhängnißvollen Monate.

Uhrich übernahm den Oberbefehl in der vorletzten Juliwoche 1870; keine Vorkehrung war bis dorthin getroffen zur Abwehr eines feindlichen Angriffs, einer Blokade, oder gar einer Belagerung. Man zählte ja zuversichtlich auf ein baldiges Einrücken der französischen Truppen in Baden und der Pfalz. Wer es damals gewagt hätte, an dem mathematisch gewissen Siege zu zweifeln, auf die Gefahr einer mit äußeren Forts nicht versehenen Umwallung, und unzureichender, veralteter Artillerie aufmerksam zu machen, wäre zum Vaterlandsfeinde, zum Verräther gestempelt worden. Von dem Kriegsministerium wurde dem Oberkommandanten sogar untersagt, in der Nähe der Stadt die Gebäulichkeiten abzubrechen, die Bäume zu fällen; die in Friedenszeiten bestehende Garnison wurde nicht nur nicht vermehrt, als der Krieg schon ausgebrochen; sie wurde gegen die nördliche Gränze des Niederrheins zu

der Armee Mac Mahons geboten; die kaum unter die Waffen gerufene Mobilgarde sollte die künftige Besatzung bilden; und als die verlornen Schlachten bei Weißenburg und Wörth der ganzen Lage eine unerwartete, ominöse Wendung gaben, blieb dem General Uhrich zur Abwehr des heranrückenden deutschen Heeres nur die zum Voraus entmuthigte Flüchtlingsschaar, die vom Heere Mac-Mahon abgeschnitten, sich vom östlichen Theile des Schlachtfeldes über Hagenau in die Mauern der Hauptstadt des Elsasses warf, und ein zufällig von Süden her eintreffendes, verspätetes Regiment Linientruppen. Mit diesem Kerne, mit der ungeschulten Mobilgarde, einem Häuflein Marinesoldaten, Douaniers, und an den Fingern abzuzählender Artilleristen, mit der improvisirten Nationalgarde, sollte der weite Umkreis der Wälle vertheidigt, sollte das sechs- bis siebenfach stärkere Belagerungsheer abgehalten werden.

Die älteren Bewohner der Stadt, die sich aus ihrer Kindheit und Jugend der näheren Umstände der Blokaden von 1814 und 1815 erinnerten, konnten sich der Sorge nicht entreißen, daß Straßburg sich jetzt in einer viel schlimmeren Lage befinde, und, sollte es zu einem wirklichen Bombardement mit den jetzigen weitreichenden Geschützen kommen, die Uebergabe unvermeidlich bevorstände. Wer sich solchermaßen, auch im intimsten Zirkel ausließ, wurde verhöhnt.

General Uhrich sah bestimmt, vom ersten Tage an, mit ruhigem, offenem Auge die ungeheure Verantwortlichkeit, die auf seinen fast siebzigjährigen Schultern lag. Allein er hatte sich freiwillig die Last aufgebürdet,

und mußte deßhalb aushalten bis zu Ende. Er organisirte, was zu organisiren war: ihm standen treu zur Seite: Viceadmiral Excelmanns, der hierher gekommen mit dem Auftrag, eine Kriegsflotille den Rhein hinunter zu führen, und am rechten Ufer eine Landung zu bewerben;

General Barral, von der Artillerie, der sich, als schon die Stadt umzingelt, hereinschlich und auf den Wällen mit schnell gebildeten Artilleristen die plumpen unzureichenden Geschütze so gut als möglich verwerthete: Obrist Belu, Obrist Blot, der Platzkommandant Ducasse u. a. m. — Es war ein Verzweiflungskampf, welchem später der Sieger volle Anerkennung zollte.

Einen höchst anziehenden Theil von Uhrichs Bericht bilden die Depeschen, die er mit dem Oberbefehlshaber der Belagerungsarmee, mit General Werther austauschte. Wer hätte nicht gedacht, daß solche in lakonischem, soldatischem Style gehalten, einer gegenseitigen Erbitterung den Ausdruck geliehen? Dem ist aber nicht so. Nicht nur sind die gewöhnlichen Höflichkeitsformen strenge beobachtet; es weht im Ganzen ein ritterlicher Geist: beide hochstehenden Männer werden sich gegenseitig gerecht: über den Kanonendonner und den Pulverdampf und das Feuermeer, das einen Theil der Stadt und ihrer schönen Gebäude verzehrt, erhebt sich der Blick dieser chevaleresken Gegner: seine Pflicht erfüllet jeder: ihrer Stellung getreu bleibe beide: selbst in den berechtigten Erörterungen, Anfragen und Anklagen verläugnet sich nie die gegenseitige Achtung. — Sie vergegenwärtigen in mancher Hinsicht einige homerische

Helden, die sich, während der Streit entbrennt, tapfer auf Kopf, Schild und Rüstung schlagen, aber nach dem Kampfe, versöhnlichen Gefühlen zugänglich, bisweilen Gastgeschenke mit einander austauschen. — Dieses Verhältniß gipfelt in der Scene des 28. Septembers. Die Kapitulation ist abgeschlossen; der General mit seinem Stabe zieht zum Weißthurmthor hinaus; er ist der Offiziersgruppe des deutschen Feldherrn nahe; da steigt General v. Werder vom Pferde, geht dem Besiegten entgegen und schließt ihn in seine Arme. Ich wiederhole es: das ist eine antike, herrliche Scene; ein Lichtblick nach den grausamen Tagen und Nächten der Belagerung. Leider nur ein Lichtblick! Der Auszug eines Theils der Garnison war keineswegs geeignet, die Vertheidiger in günstigem Lichte zu zeigen. Nach leider nicht zu verwerfenden Zeugnissen, kleidete sich die berechtigte Trauer über den unseligen Ausgang nicht in die würdevolle Haltung besiegter Tapferkeit; es war auch keine Verzweiflung, die sich kundgab. Wir ziehen es vor, den Schleier über diese Verwirrung aller Begriffe des Anstands zu werfen. Zur Entschuldigung diene die fast zweimonatliche Aufregung, das zu Schanden gewordene Hoffen auf Rettung und Ersatz von jenseits der Vogesen.

Bei dieser dringend gebotenen Uebergabe, was bleibt dem General Uhrich vorzuwerfen? — Er ist nur Eines Fehls geständig; — und dies Geständniß ruft in der That nur ein Lächeln auf unsere Lippen. „Er hat das Belagerungsregister nicht regelmäßig gehalten; er hat nur auf fliegende Blätter die Tagesereignisse verzeichnet, und sich vorgenommen, diese Blätter bei mehr

Ruhe und Muße in einen zusammenhängenden Band einzutragen." Den Richtern und den Krittlern, soldatischen und bürgerlichen, möchte ich nur Eines zurufen: Wer sich selber frei fühlt von aller Schuld und jeder Unterlassungssünde in jenen furchtbaren Leidenswochen, der hebe den ersten Stein auf! — Die sonstigen Anklagepunkte widerlegt Uhrich mit gelassener Würde. — Wir legen sein gehaltreiches Memoire aus der Hand, mit der Ueberzeugung, daß er seine Pflicht bis zur letzten Stunde erfüllt, und die Thore nur im allerletzten, schon gefahrdrohenden Augenblick geöffnet, als der Sturm mit all seinen Schrecken zu erwarten war.

Nichts in der ganzen Leidensgeschichte Straßburgs kömmt wohl seltsamer vor, als die Haltung mancher Damen — nach der Uebergabe. Es war eine naive Verzweiflung über diesen unglaublichen Schritt! über diese Schande! über diesen Verrath! Nur hatte man wohlweislich vergessen, wie man in der letzten Woche vor der eventuellen Erstürmung mit vollem Rechte gezittert! Entrüstung aber mußte den ruhigen Beobachter fassen, wenn solche Aeußerungen eines unsinnigen Patriotismus von Persönlichkeiten — weiblichen oder männlichen herrührten — die sich wohlweislich vor dem Beginn der Belagerung in sichere auswärtige Reviere zurückgezogen.

Bei solchen tragischen Ereignissen werden die absprechendsten, liebelosesten Urtheile meist von Fernestehenden gefällt, die, unbekannt mit der eigentlichen Lage und nicht in Mitleidenschaft gezogen, die Farben und die Charaktere nach ihrer Ansicht modeln. So kam

es, daß in der Untersuchungskommission die Richter, wovon einige an dem Kriege von 1870—1871 nicht einmal Theil genommen, den General Uhrich gleichsam aus der Vogelperspektive aburtheilten. Es klingt fast unglaublich — doch es ist buchstäblich wahr — es giebt ehrenwerthe Leute, welche den Oberkommandanten von Straßburg nicht als tapfern Offizier gelten lassen, weil er es nicht auf einen Sturm ankommen ließ, und sich nicht, nach eventueller Einnahme der Vorstädte, hinter den Kanal zurückgezogen, die Straßen der innern Stadt, Haus für Haus, vertheidigt und Straßburg zu einem zweiten Saragossa gemacht. Diese melodramatischen Helden verhüllen systematisch die schauerlichen Scenen, die vor, während und nach solchen rücksichtslosen Kämpfen vorfallen, und selbst die abgeschwächteste Einbildungskraft mit Schrecken erfüllen. „Das ist ehrenvoll und nimmt sich gut aus", wagen sie zu behaupten . . . Der Krieg mag und wird noch lang hinaus als ein unvermeidliches Uebel gelten, aber, hoffen wir zu Gott, daß er doch einmal in bestimmte Schranken durch das Völkerrecht gebannt, und das totale Zernichtungssystem als ein Erbtheil barbarischer Vorzeit, nicht als ein Erforderniß der Nationalehre angesehen werden dürfte.

Geschichte der Reformation im Elsaß,

von **Julius Rathgeber.**

Als Verfasser einer Abhandlung in französischer Sprache, über den Theologen Spener ist Herr Pfarrer Rathgeber schon vortheilhaft in den Kreisen elsässischer gebildeter Leser bekannt. In der oben angeführten Schrift bewährt er sich auf einem weiteren Felde als Kenner unserer Localgeschichte, als ernster, theilnehmender Erzähler. Einen bedeutenden Vorgänger hat er in der Person des verstorbenen Pfarrer Röhrich, welcher vor Jahren eine gewissenhafte, aus Quellen geschöpfte Reformationsgeschichte des Elsasses schrieb, vom protestantischen Standpunkte aus; der verewigte Bibliothekar Professor Andreas Jung, ehe seine Thätigkeit in dem Lehramte und den Reperterien der ungeheuren städtischen Büchersammlung ganz aufging, hatte ebenfalls eine alsatische Reformationsgeschichte begonnen; die Professoren Baum und Schmidt schrieben zu gleichem Zwecke mehrere Monographien. Der Convertit Vicomte Theodor Renouard de Bussiere beleuchtete, nicht mit einer Zauberlaterne, wohl aber mit grellem, gelbfarbigem Lichte die Scenen der hiesigen

kirchlichen Umwälzung des sechszehnten Jahrhunderts; er stellte sich auf die Zinnen seiner neokatholischen Partei, und hob, von innerem Geiste getrieben, die Schattenseiten der vollzogenen Revolution hervor. Somit war dem Hrn. Rathgeber schon zum Voraus der Rang abgelaufen; wenn er nichtsdestoweniger seine Leser zu fassen weiß und manches Neue bringt, so ist sein Verdienst desto größer. Ihm gebührt das Lob geschichtlicher Gruppirung der Facten; wir sehen in seinem Werke die Genesis und den ganzen Verlauf der großen Bewegung. In der Charakterschilderung führt er nicht den lebhaften Pinsel der Herren Ottokar Lorenz und Wilhelm Scherer; non omnia possumus omnes. Aber mehrere neue, weniger bekannte Personalitäten führt er an uns vorüber, und von dieser Seite kann sein Werk auf eine gewisse Vollständigkeit Anspruch machen.

In der kirchlich-reformatorischen Bewegung von Straßburg fällt vorzüglich die Stellung der hiesigen Reformatoren in's Auge; sie bilden gleichsam das Mittelglied einer Kette, die sich einerseits an die Wittenberger Theologen, andererseits an den Zürcher Reformator und an die französischen Protestanten anschließt. Auch in materieller, realistischer Hinsicht ging hier die Metamorphose viel glimpflicher vor sich, als im Centrum von Deutschland, in der Schweiz und in Frankreich. Die Schrecken des Bauernkrieges hatte Elsaß mit Süd- und Mitteldeutschland gemein; der eigentliche Religionskrieg blieb unserem Lande erspart. Kein Zwingli fiel hier für die Bibel; keine Wiedertäufer-Herrschaft intronisirte, drei Jahrhunderte vor

dem Pariser Pöbel, den practischen Communismus. Die allmäligen Siege der Glaubensneuerung wurden mit den Waffen des Wortes erfochten, und der geschichtliche Straßburger Schöffenspruch vom Jahre 1529, welcher mit überwiegender Majorität die Abschaffung der Messe decretirte, war im eigentlichen Sinne ein parlamentarischer Sieg; es wurde damit legislatorisch ein Zustand begründet, der factisch schon mehrere Jahre lang bestand.

Bevor Hr. Rathgeber das eigentliche Reformationsgemälde enthüllt, giebt er einen Gesammtüberblick über die ältere Geschichte des Elsasses und die Städteverfassung von Straßburg. Eine Sittenschilderung, wie sich der Verfasser die Zustände im Jahr 1500 vorstellt, bildet den Uebergang in die theologisch-revolutionäre Periode. Mir kommt diese Schilderung etwas schwarz gefärbt vor; die Conturen und die Tinten sind wohl den Predigten Geilers von Kaisersberg und Brant's Narrenschiff entlieben; allein bedenken wir, daß es von jeher das sehr traurige Privilegium der Satyriker, der Moralisten und Prediger war, die Nachtseite der menschlichen Natur zu beleuchten, und somit auf die Besserung der Zustände zu dringen. Wenn ein künftiger Sittenmaler sich einmal mit unseren Verhältnissen befaßt, und in die Spelunken der Jetztzeit niedersteigt, wie kann er dann diese Augiasställe schildern, ohne der Gesellschaft insgesammt zu nahe zu treten? und doch besteht auch in unserer finstern Epoche mehr als ein leuchtender Punkt, in unserem krankhaften Zustande mehr als ein gesunder Kern und Keim des Bessern.

Auch die Vorläufer der Reform werden sorgsam von Hrn. Rathgeber beachtet. Er ermangelt nicht, auf die unglücklichen Waldenser hinzuweisen, die im Jahr 1212 unter dem Bischof Heinrich von Veringen den Märtyrertod starben; er erwähnt beiläufig die mystische Gesellschaft der „Gottesfreunde", die Hinrichtung des Nicolaus von Basel zu Vienne im Dauphiné (1393); die Existenz der „Winkler", das unglückliche Lebensende Friedrich Reisers († 6. März 1458). Er verfährt dabei als einfacher Referent und sucht keine tragischen Effecte. Ich hätte ihn deshalb nicht geschmält, denn ich gestehe meine sympathische Schwäche für jeden Märtyrer, was auch sein Glaubensbekenntniß sein mag.

Die eigentlichen Vorläufer der Straßburger und Elsässer Reformatoren bezeichnet der Verfasser mit Recht als die Repräsentanten der Kirche, der Schule und des Volkes, und zwar in den ausgezeichneten Persönlichkeiten von Geiler, Wimpheling und Sebastian Brant. Er betont die Einflüsse der Pamphletisten-Literatur in den ersten Decennien des 16. Jahrhunderts, wozu die Buchdruckereien in Straßburg einen erheblichen Beitrag lieferten. Mit der Verbreitung der Flugschriften Luthers befaßte sich hier vorzüglich der Buchdrucker Nicolaus Gerbel, und arbeitete damit den freisinnigen Predigern in die Hände, absonderlich dem Pfarrer Mathias Zell, — dem Freunde des Jacob Sturm von Sturmeck — der seine Polemik gegen die herrschende allgemeine Kirche mit Texten aus den Episteln des Apostels Paulus an die Corinther begann,

und durch den Bischof Wilhelm von Hohenstein vor den Straßburger Senat geladen wurde.

Die Reformen in Straßburg wurden, wie bekannt, nicht allein von den eigentlichen Theologen in's Werk gesetzt: nicht allein Mathias Zell's Collegen: Capito, Bucer, Hedio, gingen ihm hülfreich an die Hand: die weltliche Obrigkeit leistete thätige Hülfe: wir stoßen da auf die Namen eines Boecklin von Boecklinsau, eines Egenolph Roeder von Diersburg, eines Ammeisters Kniebs, Daniel Mieg's, Mathias Pfarrers, des Fidams von Sebastian Brant, des illustren Jacob Sturms von Sturmeck nicht zu gedenken, der allein schon alle Blätter unserer Localgeschichte in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts auszufüllen vermag. Nie und nimmer hätte die hiesige kirchliche Bewegung den organischen, beinahe friedlichen Verlauf genommen, wäre nicht von außen her, von der Laienwelt, der Beistand ausgegangen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich in der heutigen Bewegung, die sich im Schooße der elsässischen evangelischen Kirche kundgiebt, gleichsam ein Abbild der früheren Zeit und ein Erbtheil der früheren Zustände erblicke. Die weltlichen Mitglieder der jetzigen Consistorien sind auf ihren Einfluß in diesen Versammlungen eifersüchtig: sie wollen dem geistlichen Elemente nicht nur die Stange halten: sie streben nach weiterer Entfaltung, nach größerer Theilnahme an den Pfarrwahlen, als ihnen durch die heutige Gesetzgebung zugestanden wurde. Auf der größern und kleinern geschichtlichen Schaubühne liegt etwas Mysteriöses in diesem oft unbewußten Festhalten an alter Ueberlieferung: es sind gleichsam neue Sprößlinge

linge, die aus einem alten Stamme an's Licht hervorbringen.

Die Verhältnisse mit den französischen Reformirten bilden ebenfalls einen originellen Abschnitt in unserer localen Geschichte des 16. Jahrhunderts. Daß Calvin, daß Farel hier verweilten, ist ein bekannter Umstand; ebenso daß sich der berühmte Schulmann, der Rector Johann Sturm, mit den französischen Hugenotten in höchst bedenkliche Verhältnisse einließ, indem er ihnen durch große Vorschüsse aus ihrer Verlegenheit half, aber sich selber damit in so tiefe Schulden steckte, daß sein Privatvermögen dabei auf die Neige ging, und er, von den öffentlichen Geschäften nach und nach ausgeschlossen, vom Rectorate entsetzt, sich nach Nordheim auf sein kleines Landgut zurückzog, dort seinen Garten selbst bestellte und aus dem Ertrage der Früchte, der Gemüse, zum Theil seinen Unterhalt bestritt. Eine seltsame, rührende, halbtragische Episode in diesem großen Kampfe der Geister! Des Straßburger Gymnasiums Organisator, der Schutzbefohlene Jakob Sturms von Sturmeck, vom undankbaren Regiment der freien Reichsstadt verstoßen, von untergeordneten, bis dahin obscuren Theologen verfolgt, erblindet, am Fuße der Vogesen auf einem Meierhofe sich mühsam durch die täglichen Verlegenheiten durchschlagend . . . ! Wie denn überhaupt die spätere Periode der Straßburger Reformationsgeschichte gar seltsam gegen die ersten Anfänge absticht, und nach glänzendem Aufschwunge sich in die Irrgänge der Polemik verliert und verkriecht, und in die starren Formen des engen Lutherthums sich einzwängen läßt. Für die Anhänger

der alten, katholischen, compacten Kirche mag in der That das Schauspiel des innerlichen Zwistes, dieser Streitigkeiten, dieses rücksichtslosen Verfahrens eines Doctor Marbach, eines Doctor Pappus gegen den Altvater Sturm ein ergötzliches Schauspiel gewesen sein. Zwischen Capito und Pappus, welch ein Abstand! Welch ein Abgrund! Wer begierig ist, ihn zu ergründen, der lese die Endkapitel des vorliegenden Werkes, sie gehören unter die lehrreichsten. Bei Dr. Marbach findet sich noch ein Anflug von Toleranz; aber sein jüngster Schüler, der streitsüchtige, ehrgeizige Pappus schreitet rücksichtslos einher; er ruht nicht, bis sein Gegner neutralisirt, bis die sogenannte Concordienformel (lucus a non lucendo) zur Richtschnur in geistlichen Angelegenheiten wird, bis der milde, versöhnliche Geist der ersten Reformateren dem fanatischen Treiben der Dogmatiker weicht. Dieses systematische Bekämpfen der früheren Straßburger Theologie ist vom Verfasser mit deutlichen Zügen hervorgehoben und vom höheren evangelischen Standpunkte aus beurtheilt. Man sollte meinen, es müsse eine solche Geschichte in Spitzfindigkeiten ausarten, den Leser kalt lassen: dem ist keineswegs so: wer sich mit den Verfassungsfragen der protestantischen Kirche abgiebt oder bekannt machen will, wird von diesen Schlußcapiteln sich angezogen fühlen und dem Verfasser für diesen verfehmten Theil der Straßburger Reformationsgeschichte Dank wissen. Der burleske Name des Pappus wird nunmehr an eine feste Gestalt sich knüpfen und sich in einem leidenschaftlichen Zeloten verkörpern.

Zum Schlusse hält der Verfasser Rückschau über

die durchlaufene sechzigjährige Periode, und bezeichnet in wenig Worten die verschiedenen Evolutionen; von der Zeit der ersten heiligen Begeisterung bis zu den schönen Tagen des dankbaren Genusses der errungenen geistlichen Freiheit, und bis zur Zeit des ängstlichen Festhaltens am Besitz der früheren Errungenschaften. Der gewöhnliche Verlauf der irdischen Dinge vom ersten Flüssigwerden bis zur Versteinerung.

Ein elsässischer Philosoph.

Geschichte der Philosophie in Europa von **Alfred Weber,** Professor der Philosophie (in Straßburg).

Dieses bedeutsame, inhaltreiche Werk eines Straßburger Gelehrten hat schon in der französischen Presse eine vorläufige Würdigung gefunden. Die »Académie des sciences morales et politiques« hat darüber den Bericht eines ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder vernommen; auch Angriffe, welche die Tendenz eines Schriftstellers in eine mehr oder weniger schiefe Beleuchtung stellen, sind nicht ausgeblieben. Hr. Weber ist also durch Lob und Tadel schon etwas gesetzt, und unsere Anzeige kommt, wo nicht verspätet, doch schon hinter einigen Vorläufern.

An dieser Stelle dürfen wir die Eigenschaften und Bedürfnisse unserer geneigten Leser nicht unberücksichtigt lassen; es wäre völlig zwecklos, uns hier in metaphysischen Erörterungen zu ergehen, und uns über das von Hrn. Weber aufgestellte System in tiefe abstruse Untersuchungen einzulassen; aber unsere Pflicht als Berichterstatter über heimathliche wissenschaftliche

Produkte ist es wohl, dem elsässischen Publikum in's Ohr zu flüstern: Ihr habt da in eurer Nähe, unter euren Augen, einen verdienstvollen, arbeitsamen Gelehrten, der nun schon seit einem Decennium sich auf dem Felde der Philosophie an die schwere Arbeit des Aehrenlesens gemacht, oder mit anderen Worten, ihr habt da einen Sammler, der sich mit weitgreifenden Studien über die Gesammtsysteme der antiken, mittelalterlichen und modernen Weltweisheit befaßt, und die Resultate seiner encyclopädischen Lectüre in einem Handbuche dem gebildeten Publikum vorlegt.

Wir haben es also hier mit keinem dem Verfasser eigenen Aufbau zu thun; er will kein neues Gebäude vor unsern Augen aufführen, aber in den sich kreuzenden Haupt- und Nebenhallen des Tempels der Philosophie will er uns herumführen. Bei dieser Aufgabe beschränkt er sich indessen auf einen bestimmten Raum; die orientalische, israelitische und arabische Philosophie läßt er bei Seite. Der Titel des schwerwiegenden Bandes giebt den Zweck offenkundig an; es ist eine Geschichte der europäischen Weltweisheit. Aber auch mit solchermaßen fixirten Grenzen ist der auszuführende Plan noch weit genug: Griechenland, Kleinasien, die alexandrinische Schule, die Scholastik des Mittelalters, die Renaissance, die modernen Schulen von Bacc vom Verulam und Descartes bis auf die Neuzeit, bis auf Hegel, Schopenhauer, Herbart . . . eine unendliche Gallerie von unsterblichen Namen! eine Walhalla von denkenden und schaffenden Geistern!

Jedes einzelne System, mit seinem pro und contra, ist präcis und klar entwickelt; kein überflüssiger Schmuck,

aber auch kein Helldunkel. In dieser Uebersicht wird der Verfasser jedem metaphysischen Streben gerecht; er prüft, er sondert, er schwört in keines Meisters ausschließliche Worte; er hat eine persönliche Ansicht, und diese legt er unverhohlen an den Tag.

Und nun diese Ansicht? wovon geht sie aus? auf welchen Punkt deutet sie hin? Da liegt der Haken. Ich habe es gleich am Anfang verschworen, mich in keine subtilen, ontologischen Spitzfindigkeiten einzulassen, aber so versperre ich mir den Weg, der in's Sanctuarium führt, und kann von der Meinung und dem Verfahren des angezogenen Schriftstellers keinen ganz adäquaten Begriff geben.

Es läßt sich leichter sagen, was er nicht ist, als was er ist. Er ist kein Materialist, kein einseitiger Positivist. Als Lehrer am protestantischen Seminar wäre dies eine Sünde wider den heiligen Geist. Doch ist er ebensowenig ein ausschließlicher Idealist, welcher der Realität den Rücken wendet, die Thatsachen der Sinnenwelt wegläugnet und sich voreilig auf den supranaturalistischen Standpunkt des ausschließlichen Glaubens stellt. Er hat ja in seinem Handbuch nicht direct mit der Theologie zu verkehren; aber auch gegen die intoleranten Verfechter von „Kraft und Stoff" setzt er sich zur Wehr.

Also ein Eklektiker, in der Art, wie Cousin vor etwa vierzig und einigen Jahren auftrat? Auch das nicht ganz. Hr. Weber strebt evident darnach, ein Vermittler zu sein zwischen den bis jetzt sich ausschließenden Tendenzen; er sucht sie in einer höheren Einheit, in einer umfassenderen Formel zu vereinigen.

Das Verdienstliche seines Strebens will ich durchaus nicht wegläugnen, nur glaube ich, daß in seiner Erklärung des Grundprincips aller Wesen, aller Schöpfung, so scharfsinnig, so feingedacht, so prägnant sie auch scheinen mag, doch etwas Logomachie mit unterläuft, und wir uns zu guter Letzt immer vor dem unaufgerollten Vorhang, vor dem nicht gelüfteten Isisschleier finden, der, so sehr wir uns dagegen sträuben, uns durch die Ueberzeugung beschämt, daß wir von der metaphysischen Welt nichts erfahren können, und uns mit der einfachen evangelischen Glaubenslehre — wollen wir nicht in Verzweiflung verfallen — abfinden müssen.

Ist desbalb die Philosophie ein unnützes Studium? Fürwahr nicht. Als Gymnastik des Geistes hat sie immerhin einen großen Werth, eine unabweisliche Bedeutung; sie bleibt, wie dies Hr. Weber zu wiederholten Malen ausspricht, das Bindemittel, die Grundwurzel jeder andern Wissenschaft. Das principienlose, materielle Experimentiren und Beobachten mag für den gewöhnlichen Kopf hinreichende Beschäftigung und Befriedigung bieten; kein Denker kann sich damit begnügen; er wird immerfort suchen, die beobachteten, gewonnenen Facten unter eine höhere Einheit zu bringen, und aus der Welt der bloßen Phänomenen in das überirdische Reich der abstracten Gesetze sich zu erheben. Wie könnte er's ohne philosophische Methode.

Ungeschmälert bleibt das Verdienst jedes ehrlichen Philosophen, besonders des Geschichtschreibers der Philosophie, der aus den Systemen seiner Vorgänger den Theil der Wahrheit hervorsucht, der bei jedem zu treffen

ist. Was zuerst bei Hrn. Weber auffällt, das ist die umsichtige Belesenheit in seinem Fache; in seiner Einleitung legt er die Bücher vor, die er für seine Arbeit verbrauchte. Es ist eine reichhaltige Bibliothek! In den Folgerungen, die sein Werk beschließen, gipfelt der merkwürdige Gedankengang, den er verfolgte, und wird jedem in das Studium der Philosophie Eingeweihten als ein substantielles Inhaltsverzeichniß des Gesammtbandes gelten. Zu den bedeutsamsten Paragraphen möchten wir wohl solche zählen, die sich über die neueste deutsche Philosophie auslassen. Durch seine Vorstudien über Schilling und Hegel war Hr. Weber schon dazu befähigt. Seine Widerlegung von Schopenhauer, dessen tiefsinnige, aber trostlose, halb buddhistische Philosophie vor nicht langer Zeit in der »Revue des deux mondes« einer eingehenden Analyse unterworfen wurde, mag unter die gelungensten des Gesammtwerkes zählen. Es war unserer abnormen Zeit vorbehalten, dem Systeme des Nirwanah oder Nihilismus eine Palingenesie zu bereiten, die auch bessere Geister mit sich fortriß und für schlimme Subjecte nicht ohne practische Folgen bleiben dürfte. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Dieses ewig wahre Wort sichert den einfachen Lehren der christlichen Kirche eine unzerstörbare Berechtigung zu. Ich will Schopenhauer durchaus nicht mit Vogt u. Cie. zusammenstellen; aber auf ein ähnliches Resultat laufen dennoch derartige Systeme hinaus, Systeme, die falsch verstanden, und in ihre extremsten Consequenzen hinaus verfolgt, wie „Irrlichter den Wanderer in den Sumpf des Unglaubens hinabziehen.

Der Statistiker Schnitzler.

Johann Heinrich Schnitzler, dessen Abscheiden wir seiner Zeit angezeigt, war am 1. Juni 1802 in Straßburg geboren, studirte Philologie und Theologie am hiesigen protestantischen Seminar; aber schon früh versuchte er sich in der französischen Journalistik; kaum zwanzig Jahre alt, war er Mitarbeiter an der „Revue encyclopédique", welche Julien in Paris herausgab. Im Jahr 1823 ging er nach Kurland, als Gouverneur in der hochangesehenen Familie „von Hahn", und von dort nach Petersburg. Seinen Aufenthalt auf dem ländlichen Edelsitze hatte er zur Erlernung der russischen Sprache benützt; in der Hauptstadt, bei dem Hofmedicus v. Müller, wandte er sich dem tieferen Studium der Geschichte, der Geographie und der Statistik des großen Reiches zu, das auf einige Zeit seine zweite Heimath geworden. Ein jugendlich offenes Gemüth befreundet sich leicht mit den Zuständen und Verhältnissen seiner Umgebung, besonders wenn ihm, von außen her, Wohlwollen und Achtung allseitig entgegentritt. Schnitzler sah die Zukunft des Riesenlandes deutlich vor Augen; er fühlte sich berufen, seine Mit-

bürger in Frankreich darüber aufzuklären und zur Kenntniß dieser weiten Strecken der nördlichen Erdkugel beizutragen. Im Jahr 1829 erschien, bei Brieff in Petersburg, in französischer Sprache der erste Versuch des jungen Elsässers: eine allgemeine statistische Uebersicht des russischen Reichs. Es war ein glücklicher Wurf. Die Bahn des künftigen Schriftstellers war sofort vorgezeichnet.

Im Jahr 1828 bereiste Schnitzler Deutschland und begab sich über Straßburg nach Paris, wo er privatisirte und sich besonders als Mitarbeiter an dem „Universel" betheiligte. In dieselbe Zeit fällt eine picante Anekdote. Schnitzler hatte in besagtem politisch-literarischem Journale Salvandy's Werk über den Polenkönig Johann Sobiesky besprochen, und zwar den ersten Theil, welcher die ältere Geschichte Polens behandelte, streng kritisirend. Schnitzler war in der slavischen Ethnologie trefflich bewandert, Salvandy höchst oberflächlich. Der letztere, über die unerwartete Belehrung betroffen, schrieb an Landresse, den Chef-Redacteur des „Universel", einen höflichen Brief mit der Bitte, ihn mit dem ausgezeichneten Kritiker und Slavophilen in Verbindung zu setzen. Als er aber erfuhr, es handle sich um einen ihm unbekannten Namen, ließ er in einer andern Epistel absagen, und bezeigte seine Verwunderung, wie ein obscurer Scribent sich an ihn, den hochgestellten, herangewagt habe. Für einen geistreichen Franzosen war der Uebergang nicht fein. Etwa sechszehn Jahre später, als Salvandy das Amt eines Ministers des öffentlichen Unterrichts bekleidete, hatte er von dem „obscuren Kritiker" eine bessere Meinung

gefaßt; er begehrte und erhielt für ihn das rothe Bändchen der Ehrenlegion.

Ueber die Julirevolution hat Schnitzler eine höchst interessante Notiz geschrieben. Von dort an lieferte er häufige Beiträge in die „Augsburger Allgemeine Zeitung". Seine politischen Grundsätze schlossen sich den Doctrinärs an; er wurde eine Zeitlang das Organ Casimir Periers. — Die Buchhandlung Treuttel und Würz übergab ihm die Leitung der »Encyclopédie des gens du monde«, das heißt, einer immensen Unternehmung, die von 1833 bis 1845 auf 44 Bände anschwoll. Das Conversations-Lexicon von Brockhaus hatte diese Publikation angeregt; aber das französische Werk war selbstständig, von Pariser und Straßburger Gelehrten verfaßt, auf ein französisches Publikum durch die sorgfältige, elegante Form berechnet und nur beiläufig die Leipziger Sammlung benützend. Mit der täglichen Anordnung dieser Benedictiner-Arbeit betraut, und häufige eigene Beiträge, besonders im historischen Fache liefernd, fand Schnitzler dennoch Zeit, sich mit dem Lande zu beschäftigen, woselbst er seine besten Jugendjahre zugebracht. Eines seiner Capitalwerke: »La Russie, la Pologne et la Finlande«, ein mächtiger Octavband, die Materie von drei oder vier kleineren in sich schließend, gehört in das Jahr 1835. Es enthält nicht nur eine geographische und statistische Totalübersicht von Rußland; für die Reisenden konnte es als vade mecum und Wegweiser gelten. Der Marquis de Custine, welcher bald darauf Rußland als Beobachter und Sittenmaler durchzog, läßt dem gewissenhaften Statistiker

und Geographen volle Gerechtigkeit widerfahren, und thut ein für allemal den Ausspruch: „Was ich von positiven Notizen beibringe, entnehme ich aus Schnitzler's Werk."

Nebenher liefen seine statistischen Arbeiten über Frankreich, mit den übrigen Ländern Europa's verglichen (4 Bände, 1842—1846), und mit all diesen aufreibenden Beschäftigungen fand er noch Zeit, einen ehrenvollen Auftrag zu erfüllen: er ertheilte mehreren Gliedern der königlichen Familie Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur.

Mit der Vollendung der „Encyclopédie" war indeß seine Hauptaufgabe in Paris erfüllt. Im Jahr 1847 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo ihm das bescheidene Amt eines Inspectors der Gemeinde-Primärschule zufiel. Um dieselbe Zeit hatte er seine geheime Geschichte des letzten Regierungsjahres Alexanders I. geschrieben und veröffentlicht. Für die Genealogie der vorzüglichsten Familie Rußlands waren die Noten dieses Werkes besonders interessant; auch dies geschichtliche Gemälde ist fesselnd, es schildert einen kritischen Wendepunkt in Rußlands Geschick, die Militärverschwörungen des Jahres 1825, den Tod des Kaisers Alexanders, die Anfänge und die Krönung seines Bruders und Nachfolgers Nicolaus. Den Festlichkeiten in Moskau hatte Schnitzler beigewohnt und solche als Augenzeuge lebhaft geschildert.

Ehe Schnitzler von Paris nach Straßburg übersiedelte, hatte er einen beträchtlichen Theil seiner Bibliothek veräußert; aber der Kern derselben, der russische, ward beibehalten, und jährlich, monatlich durch

Zusendungen, Gaben und Ankäufe vermehrt. Diese Sammlung wird wohl im südlichen Europa die beträchtlichste Specialbibliothek über Rußlands Geschichte, Geographie und Statistik bilden.

Von nun an traten Schlag auf Schlag die Resultate seiner umfassenden Studien über das Czarenreich hervor. In der „Revue d'Alsace" erschienen zuerst die Artikel, welche das fortschreitende Wachsthum des nordischen Colosses schilderten (la Russie et son agrandissement territorial depuis quatre siècles); „Alt- und Neu-Rußland, seine Geschichte, seine Sitten" (la Russie ancienne et moderne, histoire, description et mœurs); „die Donau, das schwarze Meer und die Ostsee" (le Danube, la Mer noire et la Baltique, in 4°); „Alexander II. und der General Rostopschin" (a. 1860), mit Forschungen über den Anstifter des Brandes von Moskau; Forschungen, die selbst nach dem fesselnden, glänzenden Werke des Herrn Philipps v. Ségur den Reiz der Neuheit bieten. Aber Schnitzlers capo d'opera ist wohl »l'Empire des Tzars*), au point de vue de la science actuelle« (4 Bände groß Octav, 1856—1869), welches, wenn auch unvollendet, den früheren Leistungen unseres Mitbürgers die Krone aufsetzt. Es ist im eigentlichen Sinne ein encyclopädisches Repertorium, das auf Jahre hinaus dem Geschichtsforscher, dem Statistiker als Hand- und Leitfaden über Rußland dienen wird. Schnitzler hatte im Jahre 1863 schon die beiden ersten Bände dem Publikum übergeben, als die schmeichelhafte Einladung des

*) Tzar ist die von Schnitzler festgesetzte Orthographie.

russischen Kaisers an ihn erging, sich in Rußland selber umzusehen, und die seit 1828, also seit mehr denn 35 Jahren vollbrachten Evolutionen für die Abfassung der folgenden Theile zu berücksichtigen. Im Frühjahr 1864 verließ Schnitzler Straßburg, besuchte St. Petersburg, Moskau und die großen Städte des europäischen russischen Südostens, die Handelsstadt Nijni, die Universität Kasan. Ueberall ward ihm eine freundliche, oft glänzende Aufnahme bereitet, die Spitzen der Verwaltung ebneten ihm die Wege; der Kaiser Alexander II. gewährte ihm eine Audienz, und der schon betagte, aber noch rüstige Beobachter kehrte mit einer Masse neuer Erfahrungen und Ansichten bereichert in die Heimath zurück. Von 1864 bis 1869 wurden zwei neue enorme Bände an die früheren gefügt und der Kreislauf seines Unternehmens beendet. Im fünften, nicht erschienenen Bande blieb nur die Beschreibung der verschiedenen Localitäten des ganzen Landes übrig; in den vorigen war Orographie, Hydrographie, Ethnographie, der Staat und die Kirche, die ökonomische Lage Rußlands eingehend behandelt, der Parallelismus mit Europa festgehalten, die Resultate gezogen, und weite Aussichten in die Zukunft geöffnet. Und hier sei im Vorübergehen bemerkt, daß Schnitzler, bei all' seiner Vorliebe für Rußland, keinen einseitigen Beobachter abgiebt; er verschleiert die Schattenseiten des glänzenden Gemäldes nicht und läßt es nicht an kernigen Lehren mangeln. Ob solche, wie manche Moralpredigten, überall auf günstiges Erdreich gefallen, ist eine zu erörternde Frage. Doch Eines steht wohl fest: Rußland geht einer großen Zukunft ent

gegen. Die Schranken der Leibeigenschaft sind beseitigt; die öffentliche Meinung findet ihre Organe in einer oft ungezügelten Presse; die Eisenbahnen werden mit fieberhafter Hast geplant und ausgeführt; im Laufe von zehn Jahren wird das asiatische Rußland mit dem europäischen in directer Schienenverbindung stehen; der electrische Draht läuft schon in die äußersten Regionen des unermeßlichen Reichs. Die Handelsbeziehungen zwischen Mittelasien und Europa nehmen vielleicht in nicht langer Zeit ihren Weg über russisches Gebiet. Schade, daß es unserem abgeschiedenen Mitbürger, der mit prophetischem Sinn auf diese Zukunft Rußlands hinwies, schade, daß es ihm nicht vergönnt war, die Erfüllung seiner auf Ziffern und kartographisches Studium gegründeten Weissagung zu erleben, und daß er nicht bis zu Ende sein großes Werk durchführen konnte, nicht durch eine vollbrachte That den Dank aussprechen für die intelligente Theilnahme, die er in den höchsten Kreisen der russischen Regierung für seine Arbeiten fand. Allein all' unser Wissen ist Stückwerk; nur wenig bevorzugten Naturen ist es beschieden, zu einem Endziele zu gelangen, und auch deren Arbeit ist am Ende nur ein einzelner Baustein an dem unendlich hohen, in die Wolken hinaufstrebenden Dome der Wissenschaft.

In den letzten sechs Lebensmonaten hatte Schnitzler jeder anstrengenden Beschäftigung entsagt; er hatte zusehends gealtert und sah sein nahes Ableben voraus. Ein Nervenschlag machte seinem Dasein am 19. October 1871 ein plötzliches Ende. Seine nächsten Freunde haben ihn am 21. zur letzten Ruhestätte auf St. Gallen

geleitet. In Rußland hat die Nachricht seines Todes eine aufrichtige Trauer verbreitet. Auch in Deutschland hatte Schnitzlers Name einen guten Klang; seine Beiträge zu Raumers historischem Taschenbuch und anderen historischen Sammlungen waren geschätzt; er schrieb ein reines, kernhaftes Deutsch; als ächter Elsässer hatte er in seiner Jugend deutsche Verse verfertigt. Ob Frankreich in seiner aufgeregten Stimmung Zeit und Ruhe finden wird, retrospectiv die Verdienste eines Schriftstellers gehörig zu würdigen, dessen Pariser Thätigkeit in die Zeit des Bürgerkönigthums fiel, steht zu wissen. Jedenfalls werden seine daten- und factenreichen Werke in jeder statistischen und historischen Bibliothek ihr wohlerrungenes Repositorium finden, und Straßburg das Andenken des modesten Gelehrten in Ehren halten.*)

*) Wir kommen hier nicht auf die schon früher angezeigten hohen russischen Ordensverleihungen zurück; sie bildeten einen Theil der officiellen Anerkennung, welche unserem Mitbürger um so mehr zukam, als seine specielle Beschäftigung mit einem fremden, weit entlegenen Lande von seinen elsässischen Genossen weniger berücksichtigt werden konnte.

Namen- und Sachregister.

Seite.

Abdankung Friedrich von Dietrichs. B. I. . . 38
Achenheim. II. . . . 207
Ackerbaugesellschaft (Société des Sciences, agriculture et arts.) Ihr Ursprung und ihre Geschichte. I. . 294 u. 295
Ihr Einfluß. I. . . 296
Ihre ersten Mitarbeiter. B. I. 297
Ackerbaugesellschaft. I. . 299
Veränderung in ihrem Innern. I. . . 297. 298
Preisvertheilung. I. , 298
Ihre Preisfragen. I. . 300
Ihre Mission. I. . . 303
Adam, von Kolmar (siehe Garcin, Fräul.) I. 301—302
Adeloch Bischoff. Sein Sarkophag. II. . . 76
Adrian der IV. Pabst. B. II. 222
Agobard. II. 234
Akademie von Straßburg B. I. 259. 260
Albany, Herzogin von. B. II. 124

Seite.

Album alsacien. I. . . 237
Alexander, Kaiser von Rußland II. . . . 280
Alsacien, Journal von Straßburg. II. . . . 61
Alsatia, herausgegeben von August Stoeber. I. . 82
B. II. . . . 192. 240
Alsatische deutsche Dichter B. I. p. 65 u. f.
Altbreisach. II. . 181—183
André, Maire von Straßburg 1794. I. . . . 45
Andrieux. I. 134
Antiquitäten des Mississippi. I. 242
Apffel, sein Testament zu Gunsten des Theaters. B. II. . . . . 44—47
Arenenberg. II. . 102. 138
Arga (Frau), Schauspielerin. II. . . . 52
Argentovaria. I. . . . 203
Armagnacs die. II. . . 159
Arnold, der Dichter. I. pag. . . . 12. 67. 266
Verfasser des Pfingstmontags. II. . 102. 243

Seite.

Arnould, Professor der Literatur. I. . . 268. 269
Arth, alsatischer Forscher. B. I. 203
Astrolabium, arabisches. B. I. 292
Aubry, Dekan. I. . . 274
Auerochse, der. II. . . 207
Aussatz, (der) in Spanien. B. I. 386
Auswanderung nach Amerika. I. 242
Bach, Professor der Astronomie und Mathematik. B. I. 274. 292
Baco. II. 273
Baden, der Aufstand von 1848 u. 1849, in. I. 244
Balde, der katholische Horaz. II. 170
Bänke in Straßburg. II. 145
Barbara von Ottenheim. B. I. 202, II. . . . 77
Baral (General). II. . . 260
Barrot. O. I. . . 23. 24
Bartholmeß, Christian, Karakteristik. I. . . 265
Basse Alsace, histoire de la, par Louis Spach. B. II. . . . 151
Baum. I. . . . 262. 264
Baudoin. II. 225
Bauernkriege. II. . 161. 162
Baumann zu Bollweiler. I. 312
Bautain Abbé. I. . 266. 267
B. II. 5. 104
als Kanzelredner und Priester. II. . . . 5. 6
Charakteristik seiner Vorträge. II. . . 9—10
Beauharnais, Fürst von. B. II. 45
Beghinen-Häuser i. Straßburg. II. 194
Belot, Aesthetiker. I. 212. 220
seine Diskussionen mit Doktor Bruch. I. . . 212
Belu, Obrist. II. . . . 260
Berbel von Ottenheim. I. 74
Berg, Konrad, Komponist. II. 194
Bergmann B. I. 228. 231 245. 270
über Dante. I. . . . 219
über die Einheit des Menschengeschlechts. . 219
Bernhard, Archivar. I. . 252
Bernhard, Herzog von Barcelona. II. . . . 228
Bernhard, Herzog von Sachsen-Weimar. II. . 172
Bernhard, Ludwigs des Frommen Neffe, seine Blendung, sein Tod. B. II. . . 222. 226. 234
Berry, Herzog von. II. 49

Seite.

Berth ꝛc. in Straßburg. I. 14
Bertin, Physiker. I. 272. 291
Bettina. II. 101
Biechy. I. 244
Bilder an den Häusern in Straßburg. II. . . 144
Spottnamen. II. . . 144
Birkel, Michael, Kommandant. II. 171
Blanc, Felix, Archivar. B. I. 245
Blanchet, Verfasser einer Abhandlung über Lukrez. I. 2
Blessig, kaiserl. Inspektor. B. II. 195
Blokaden in Straßburg 1813, 1814. I. . . 13
Blot, Obrist. II. . . 260
Bockenmeyer. I. . . . 252
Boeckel, Eugen, Chirurg. B. I. 284. 287
Boeckel, Theodor, praktischer Arzt. I. . . . 286
Boecklin, Frau von, I. . 244
Boecklin v. Boecklinsau. B. II. 268
Bögner, Pfarrer. II. . 197
Böhme. II. 196
Boersch, Charles. II. . 58
Bonaparte, Lucian. II. . 132
Bonnechose, Abbé. II. . 6
Borghese, Prinzessin. II. . 123

Seite.

(Borgese, Prinzessin) gibt Coulmann Empfehlungsbriefe nach Rom. B. II. 124
Boulangier zu Darney. I. 311
Bourglibre. I. 40
Bouthillier, Graf, Präf. des Niederrheins I. 15. 16
Boyer, Rath am App. v. Kolmar II. 213
Seine Geschichte des Elsasses. II. 213
Charakteristik. I. 186. 187
Brackenhoffer, Maire von Straßburg I. . . . 47
Brandt, Sebastian. II. . 162
266. 267
mit Molière verglichen. B. II. 163
Brauer, Kolaborator der Alsatia. II. 192
Braun, Ferdinand, alsatischer Dichter. I . . 114
Braun Theodor, Präsid. des Direktoriums. I. 222
B. II. 25
französischer Liederdichter und Uebersetzer der Schiller'schen Tragödien. I. . . . 138—140
Brendel, Abbé. II. . . 1
konstitutioneller Bischof in Straßburg. I. . . 36

Seite.

Briefe über das Departemental-Archiv des Niederrheins. II. . . . 62
Bruch. I. . . . 262. 263
Brülow, lateinischer Dichter. II. 169
Brumat, Geburtsort von Coulmann. II. . . . 112
Brunck, Editor des Sophokles II. 91
Brunnenwasser in Straßburg. I. 285
Buchdruckereien in Straßburg. II. 267
Buchsweiler, der Weiberkrieg von, besungen von Otte. I. 74
Buer. II. 268
Bundschuh. II. . . . 161
Bunsen. I. . . . 247. 248
Buß, Professor in Freiburg. I. 255
Bürger (der Dichter). I. 9
Burgundische Macht. II. 159
Bussiere, Théodore Renouard de, vicomte. B. I. . . 155–157. 251
B. II. 264
Bussiere, Baron Léon von, französ. Tourist, Bruder des vorigen. I. 156
B. II. 34
Bussiere, Frau von. II. 102

Seite.

Byron, Lord zu Genua. B. II. . . . 120. 127
empfängt Coulmann. B. II. 127
in Missolunghi. II. . 128
Calvin II. 269
Cambouliu, erforscht das catalanische Idiom. I. 216
217
Campaux, französ. Dichter. I. 144. 145. 222. 228
Candidus, der Dichter, seine Biographie. I. . 90
Charakteristik seiner Gedichte. I. 91
sein deutscher Christus. B. I. 93
Capito. II. 264
Carl, Abbé. II. . . . 6
Carnot, Minister des öffentlichen Unterrichts u. Kultus. II. 23
Caumont, Herr von, Direktor der Gesellschaft der französischen Antiquare, Sitzungen in Straßburg. I. 204
(Caumont) Besuch der Umgegenden. I. . . 204
Cavaignac. I. . . . 23. 24
Cazeaux, Pfarrer, Polemiker. I. . . . 253. 256
Cerise, Arzt in Paris. I. 281

Seite.

Cernay. II. 236
Châlons sur Saône, geplündert u. verbrannt. B. II. 234
Chamisso, Adalbert. II. . 200
Chanal, von, Präfekt des Dep. Niederrhein. I. . 24
Chatelain, Maire von Straßburg. I. . . . 61
Chaussour, Ignaz, Jurist und alsatischer literarischer Sammler. I. 188. 247
Sein Streit mit Abbé Hanauer. I. 188
Chaumont, von, Vicepräsident des Elsaß. I. 37
Cholera im Elsaß. I. . 283
Choppin d'Arnouville, Präf. des Niederrheins. B. I. 18
Chromolithographie. . . 312
Chronisten v. Straßburg. B. I. 60
Cité ouvrière zu Mülhausen im Elsaß. I. 165. 167
Closener. II. 155
Clotilde de Surville. I. 222
Code diplomatique de Strasbourg. I. . . 60
Coëhorn, Baronesse von. II. 102
Colani. I. 267. II. 34. 189
Colin, Uebersetzer Pindars. I. . 141—142. 8 26

Seite.

Comités agricoles d'arond. I. 302
Conférences littéraires. Ihr Charakter. I. 28. 226 227
Conrad, Adjutant des Generals Coëhorn. II. . 101
Consistoire général. II. 19
Constant, Benjamin, Beschützer und Freund von Coulmann. II. . 115—134
von Coulmann geschildert. II. . . . 134—136
Coste. I. . . . 243. 244
Forscher in römischer Topographie, sein Streit mit Herrn v. Ring. I. 2[illegible]
Verfasser einer Monographie die Uebergabe Straßburgs an Frankreich betreffend. I. . . 185
Coulanges, Fustel de. II. 189
Charakteristik. I. 299. 270
Coulaux, Maire v. Straßburg. I. 61
Coulmann, seine Erziehung II. 113
Nationalist. II. . . 114
Verfasser eines Lustspiels II. 114
in Italien. II. . . 121
in Baden-Baden. II. . 136
in Karlsruhe. II. . . 136

Seite.

(Coulmann.) seine Familie und Freunde, Verbindungen. II. 115
in Paris. II. . . . 118
Politisches Glaubensbekenntniß. II. . 130—132
Volkstribun im Elsaß. B. II. 137
Deputirter des Niederrheins. II. 137
sucht um die Freilassung Louis Napoleons nach. II. 137
Coulmann, Jakob, seine Erinnerungen. II. . . 109
Charakteristik. . . . 109
Courtin, Mademoiselle de, Vorleserin der Königin Hortense. II. . 120
Cousin. II. 274
Couturier und Denzel, Delegirte der Convention nationale in Straßburg. I. . . . 45
Croï, Prinz von, Bischof von Straßburg. II. . 7. 8
Cunitz. I. 264
Editor Kalvin's.
Cuvier, Charles, Verfasser einer religiösen Philosophie der Geschichte. B. I. 216. 267
Cuvier, Clementine. II. . 119

Seite.

Cuvier, Frederic. II. . 34
Dacheux, Pfarrer, Polemiker. I. 251
Dahler, Philolog. I. . 262
Daïre, Pater. I. . . . 221
Dannemarie. II. . . . 208
Dante und seine religiöse Mystik. S. Bergmann.
Darwin und sein System. S. Bergmann. I. 219. 220
Dasypodius. II. . . . 168
Sein astronomisches Uhrwerk. II. . . . 79
Daubrée, Charakteristik. B. I. 272. 273
de Brie, Jean, Präfekt des Niederrheins. I. . 15
Decazes (vicomte), Präf. des Niederrheins. I. 16. 17
Dekret vom 26. März 1852, neue Konstitution der protest. Kirche. II. 26
Delavigne, Casimir. II. . 120
Delbos. II. 208
Delcasso, französischer Dichter und Kritiker, Rektor der Académie de Strasbourg. I. 142—144 222. 267. 268. 284. 297
Delphisches Orakel. I. . 228
Démocrate du Rhin, Journal in Straßburg. B. II. 63

Seite.

Descartes. II. 273
Desmichel, Maire von Straßburg. I. . . . 45
Deschanel, Emile. I. 234. 235
Detroys, Jurist und historischer Kritiker. I. 256. 257
Deutsche Flüchtlinge in Elsaß 1869. I. . . 24
Deutsche literarische Gesellschaft in Straßburg. B. II. 195
Deutsche Sagen im Elsaß. II. 238
Deutsche Sprache im Elsaß. I. 253
Deutsche Sprache in Straßburg. II. 58
im Oberrhein. II. . . 59
Diedenhofen, der Reichstag von 831. II. . . 230
Diemer, Landwirth. I. . 299
Dietrich, Fritz von, Maire. B. I. 29. B. II. . . 175
seine französischen Tendenzen. I. 33
sein weitverbreiteter Einfluß. I. 34
kehrt nach Frankreich zurück, 4. Nov. 1792. I. 40
zum letztenmal in Straßburg. I. 41
an die Jury von Besançon verwiesen. I. . 42

Seite.

(Dietrich, Fritz von) in die Abbaye von Paris geschleppt. I. . . . 43
besteigt das Schaffot, Dezember 1793. I. . 44
Dietrich Dominikus. I. 29. 30 185
Dietrich, Johannes von. B. I. 30
Dietrich, Louise von, Gattin Fritz von Dietrichs. I. 39
sie flieht mit ihrem Gemahl. 39
Directorium, das protestantische. II. . . . 19
Directorium, sein Streit für die deutsche Sprache. B. II. 35
Dinghöfe im Elsaß. II. 193 245
Dollfus-Ausset. I. . . 313
Dollfus, Charles, Moralist, Gründer der Revue germanique, Charakteristik seiner Schriften. I. . . 165 bis 169
Seine Romane. . . 169
Seine religiöse u. ästhetische Kritik. I. . 171. 172
Dollfus, Daniel. I. . . 314
Dollfus, Emile. I. 312. 313 314

Seite.

Dollfus, Jean, Philantrop, früherer Maire von Mülhausen. I. . 165
167

Don Carlos, spanischer Prätendent. I. . . . 23

Don Carlos (von Schiller) übersetzt von Lezay. I. 9

Dreißigjähriger Krieg im Elsaß. II. 171

Ducasse, Platzkommandant. B. II. . . . 260

Dufrenoy, Madame, Dichterin. II. 126

Dummenloch in Straßburg. II. 148

Dürrbach, Verfasser des epischen Gedichtes Rappolstein. I. . . 99—102

Charakteristik desselben als Mensch u. Pfarrer. I. 102

Duvaucel, Adoptivsohn Cuvier's. II. . . . 111

Duvernois, Anatom. I. . 272

École impériale de santé militaire. I. . 275

Ehrmann, Professor der Anatomie. I. . . . 282

als Dekan der M. Fakultät. I. 286

Eissen, Dr., republikanischer Interimsverwalter. I. 22

Seite.

Eissen Dr., Chefredakteur der Gazette médicale. I. 278

Ellenhart, der Chroniker. B. II. 257

Elsaß, das beste Reichsland. II. 154

Elsaß (das) in Göthe's Autobiographie. II. . 92

Elsässische Volkslieder. II. 86. 87

Elsaß-Zabern I. . . . 195

Emigranten am rechten Rheinufer. I. . . . 36

Emmerich, Thimotheus, Theolog. I. . . . 261

Empörung in Straßburg, 17. August 1790. I. . 35

Engelhart, Charlotte, geborene Schweighäuser, Dichterin. I. . 110. 111

Engelhardt, Heinrich, Verfasser der Geschichte der Revolution im Elsaß. B. I. 177. 180

Engelhardt, Moritz. II. . 193

Engelhardt, Unterpräfekt. B. II. 99

Enguerrand de Coucy. B. II. 159

Ensisheim, das österreichische, während der Reformation. II. . . 164

Ensmingen, Gottfried v. B. II. 157

	Seite.
Entbindungskunde. I.	285
Erasmus, Bischof von Straßburg. II.	170
Erckmann-Chatrian, Romanschreiber Charakteristik. I.	158—162
Die Romane des Doppelverfassers Erckmann Chatrian spielen meistens im Elsaß. Ihre Charakteristik. I.	161
Ein dramatischer Versuch derselben. I.	162
sie predigen gegen den Krieg. I.	162
Erfurt, Napoleon und Göthe, zu. II.	92
Erlach, von, Bevollmächtigter des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar. II.	172
Erlangen (Universität). B. I.	150
Erwin von Steinbach. B. II.	89. 244
Esmangart, Präfekt des Niederrheins. I.	18
Etherisation. I.	281
Ettenheim. II.	208
Excelmanns, Viceadmiral. B. II.	260
Eynard, der Philhellene. B. II.	125
Farel. II.	269
Fauna, historische, des Elsasses. II.	202
Faust, von Göthe. II.	87
Federationsfest in Straßburg, 13. Juni 1790 B. I.	35
Fée, Professor der Botanik und französischer Moralist, Tourist und Novellist. I. 153 bis	155
	289. 290
als Aesthetiker. I.	212
Verfasser unglücklicher Lebensläufe. I.	220
Physiolog und Psycholog. I.	220
Ferdinand, Erzherzog, Kurfürst von Salzburg. B. I.	9
Finck, Mathematiker. I.	274
Fischart, der deutsche Rabelais. I.	67
Charakteristik. II.	169
Fischbach Journalist. II.	60
Fischer, Dagobert. I.	245
B. II.	208
Forget, Dr. der Medizin. B. I.	279. 284
Flourens, sein System über Langlebigkeit. I.	290
Franzosenkriege, die, im Elsaß. II.	159

Seite.

Französische Dichtkunst im Elsaß. I. 133
Freppel, Bischof v. Angers. B. I. 250
Friedrich der III., deutscher Kaiser. II. 159
Friedrich, Bildhauer. II. 81
Friederike von Sessenheim. B. I. 69
Friesé, Verfasser der vaterländischen Geschichte Straßburgs. I. 176. 177
Frischlin. II. 79
Fritz, Pädagog. I. . . 262
Gabel, Nicolas, Buchdrucker. B. II. . . . 267
Garcin, Fräulein, ihre Nähmaschine. I. . . 301
Gassen- und Häusernamen in Straßburg. II. . . 139
Gasthof zum Geist in Straßburg. II. . . . 96
Gay, Delphine. II. . . 119
Gay, Sophie, Mutter der Delphine. II. . . . 126
Gayler von Kaysersberg. B. II. . 162. 266. 269
Gazette médicale von Straßburg. II. . . . 277
Charakteristik. I. 277—279
Gedenktafel für Göthe, am Fischmarkt in Straßburg. II. 86

Seite.

Gegenwart und Zukunft im Elsaß. II. . . . 177
Gegner Calvin's. I. . . 289
Geyler von Kaysersberg. B. II. . 162. 266. 269
Geistige Zwitterschaft im Elsaß. II. 177
Génin, François, französischer Kritiker und Philologe. I. 141. 221. 297
Charakteristik. . . . 268
Gérard, königlicher Prätor in Straßburg. I. 32
Gérard, Charles. I. . . 241
Verfasser der Ancienne Alsace à table. I. . 188
Verfasser der historischen Fauna. II. 202
Gerber s. Guerber.
Gerhard, Chemiker. I. . 272
Geroldseck, Walter von, Bischof v. Straßburg. II. 153
Gervinus. II. 163
Gesellschaft (historische u. archäologische). I. . . 196
Ihre Charakteristik. 199 200
Gesellschaft, historische u. archäologische, als Société d'utilité publique anerkannt. I. . 200
Bulletins derselben. Charakteristik I. . . 208
eine Spaltung in ders. I. 206

Seite.

Gesellschaft, literarische, in Straßburg. I. . . . 210
Gesellschaft zur Beförderung der Industrie im Elsaß. Charakteristik. B. I. . . . . 304—307
Mitglieder. . 307—308
Preisfragen. . 309—310
314. 315
Industrielle Ausstellung 311
Objekte ihrer Forschung. 312
Dezenale Preise. . . 313
Gesetz von Pluviose. An VIII. I. . . . 6
Geschichtliche Monumente des Elsaß. Gesellschaft, zur Erhaltung derselben. I. 27
Gieseler, der deutsche Professor. I. 183
Girbaden, Schloß, Geschichte desselben von Louis Levrault. I. 203. 243
Glaser Delegirter von Straßburg zu Paris. I. 195
Glasmalerei. I. . . . 230
Goethe. I. . . . 82. 230
Goethe's Universalstudien in Straßburg. II. 48. 89
als Vermittler. II. . 93
Goethe von der französischen Literatur abgewendet. II. 190

Seite.

Goethe's Briefe an Moriz Engelhardt. II. . . . 193
Goethe in Straßburg, Festrede v. L. Spach. II. 82
Goethe und Friederike v. Sessenheim. I. . 71. 72
Goethe-Cultus im Elsaß. B. II. 174
Goethe's Straßburger Zeit v. Loeher geschildert. II. 188
Goetz von Berlichingen. B. II. 87
Goetz, Pfarrer und Dichter. II. 243
Goguel. I. . 228. 231. 233
Goguel, bearbeitet griechische Literatur und Geschichte. I. 217
Abhandlungen über Hannibal u. Seneka. I. 217
Golbery, Herr von, der Antiquar. II. . . . 103
Gottesfreunde, die, in Straßburg. II. . . . 156
Gottfried v. Straßburg. II. 158
Dichter der Epopöe von Tristan und Isolde. I. 66
Grandidier, bischöflicher Archivar. I. 72. II. . 208
Grandmougin, Präsident der Munizipalität von Straßburg. I. . . . 46
Granfard, Literator. I. 228. 233

Seite.

Graß, Bildhauer. I. . . 256
seine Charakteristik. II. 65—67
sein Ikarus. II. . . 68
als mittelalterlicher Bildhauer. II. . . 69—70
seine Sabina. II. . . 70
seine Susanna II. . . 71
seine Schnitter II. . . 72
Büsten, II. . . . 72—73
sein Christus . . . 73
Gregor von Tours, II. . 207
Gregor IV., Papst. II. . 222 230. 231
als Vermittler. II. . . 232
befestigt Ostia II. . . 235
Gregor IV. II. . . . 222
Grimm, Jakob, Introduktor von Candidus. I. 93
Grimmelshausen, Verfasser des Simplicissimus. I. 67
B. II. 170
Gruppe, Lenzens Biograph. II. 195
Guerber, Pfarrer, alsatischer Forscher. I. 203. 252
Monographien über die Burg zu Hagenau. I. 207
Guerber, Joseph, Abbé. I. 252
Gueret, Provinzialstadt in Frankreich. I. . . . 30
Guïard, Uebersetzer des Sophokles. I. . 140. 141
Guizot. I. 57. II. . . 130

Seite.

Gundbald, der Mönch, restaurirt Ludwig den Frommen. II. . . . 230
Gutenberg. I. 191. II. 162
Gymnasium, das protest. B. II. 167
Brand vom 29. Juni 1860. II. 33
Gymnasium, katholisches zu Kolmar. II. . . . 14
Gyß, Abbé, Geschichtsschreiber von Oberehnheim, Charakteristik. B. I. 193. 194

Habrecht, Isaak. II. . 79. 241
Hackenschmidt, alsatischer Dichter. I. 114
Hafner, Isaak, der Kanzelredner. I. . . 113. 261
B. II. 195
Hagenau. I. 195
Hagenbach, Peter von. II. 160
Hahn, von. II. 106
Hallez, Claparède, Verfasser einer Geschichte der Vereinigung des Elsasses mit Frankreich. I. 185
Hamster, der Elsässische. II. 206
Hanauer, Abbé. I. 247. 250 257
Hanau-Lichtenberg, Monographie v. Lehmann. B. I. 181

Seite.

Hangenbieten. II. . . . 207
Hausbergen, Schlacht von
B. II. 154. 192
Haußmann. I. 315
Hebel. I. . . 76. 106. 233
Hedio. II. 268
Hegel. II. . . . 273. 276
Heine, Heinrich. II. . . 126
Heinrich II., König von
Frankreich. II. . . . 160
Heinrich IV. von Frank-
reich. II. 171
Heitz, Karl, Typograph in
Straßburg, alsatischer
Sammler. I. . 190. 295
B. II. 193
Seine historischen Mo-
nographien. I. . . . 194
Verfasser des Zunftwe-
sens im Elsaß. I. . . 182
Heitz, Philolog. I. . . 271
Hekler, Werkmeister des
Frauenhauses v. Straß-
burg. II. 240
Helene von Mecklenburg,
Herzogin v. Orleans. I. 11
Helmine von Chezy, be-
sucht den Daniel Hirtz.
B. I. 106
Helmsdorf, Landschafts-
maler. II. 100
Hepp, Chemiker. I. . . 285
Herbart. II. 273

Seite.

Herder. II. 86
Herrenschneider, Physiker.
B. I. 271
Herrgott, Chirurg. I. . . 287
Herrmann, Maire von
Straßburg. I. . 47. 184
Herrmann und Dorothea.
B. I. 233
Hertz, Wilhelm. II. 238. 241
Hildegardis, erste Gattin
Ludwigs des Frommen.
B. II. 226
Ihre Söhne. II. . . 226
Hirn, Ingénieur civil.
B. I. 241. 312
Hirtz, Daniel, der Drechs-
lermeister und Meister-
sänger. I. 103
seine Charakteristik. I.
104—109
die Wanderjahre von.
B. I. 108
Historiker, (alsatische, mo-
derne). I. 176
Hoche, General. II. . . 45
Höfe, Curiae, in Straß-
burg. II. 143
Hohbarr, das Schloß und
seine Trinkgelage. II. . 208
Hohenlohe, Sigismund,
der Dechant. II. . . 164
Hohenstaufen, Burg der,
zu Hagenau. I. . . 207

Seite.

Hohenstein, Wilhelm, Bischof in Straßburg. II. 267
Hohkönigsburg. I. . . 202
Monographie über das Schloß, von Ludwig Spach. I. 202
Holbach, Baron von. II. 91
sein Système de la Nature.
Huber, Publizist. Chefredacteur d. Alsacien. II. 60
Hugot, Archivar von Kolmar. I. 185
Hültz, Baumeister von Köln. II. 244
Humanisten, die, von Straßburg. I. . . . 243
Humann, Deputirter des Niederrheins. I. . . 50
Finanzminister. II. . . 104
in Konflikt mit Straßburgs Munizipalrath. I. 56
Theodor. Maire von Straßburg. I. . . . 62
legt sein Amt nieder 14. Sept. 1870. I. . 63
Humboldt, Alexander. I. 13
Huot, Appel-Rath in Kolmar, Verfasser von »Beaumarchais en Allemagne« und »des Vosges au Rhin«. Charakteristik. I. . . 164

Seite.

Imlin, Veterinärarzt. I. 303
Impartial du Rhin, Journal zu Straßburg. B. II. 61
Industrielle Schule in Straßburg. I. . . . 51
Insalubrität in Straßburg im Mittelalter. II. 143
Intendance d'Alsace. II. 173
Interimsperiode von März bis Sept. 1848. I. . . 22
Irrenanstalt v. Stephansfeld. I. 279
Israeliten, die, im Elsaß. B. II. 37
im 14. Jahrhunndert. B. II. 58
im 17. und 18. Jahrhundert. II. . . . 38. 39
der erste Rabbiner in Straßburg. II. . . . 39
Zahl der Israeliten im 19. Jahrhundert. II. 39
Israeliten ihr Wohlthätigkeitssinn. II. . . . 41
ihre Kunst- und Gewerbeschule. II. . . . 42
die religiösen Parteien. B. II. 43
Jägerthal, Hüttenwerke im. I. 31. II. . . 85
Jakob, Graf von Lichtenberg. I. . . . 74. 202

Seite.

Jakobinerklub in Straßburg. I. 37
Janet, Paul, Professor der Philosophie. Charakteristik. I. . . . 269
Japy. I. 311
Jaquemont, Viktor. II. . 111
Jesuiten, die, in Molsheim. II. 170
Johannesfest im Elsaß. B. II. 193
Johann Georg von Brandenburg, Administrator des Bisthums Straßburg. II. 170
Jonas, der Mönch. II. . 207
Josephine (Kaiserin). I. . 8
in Straßburg. I. . . 47
Journal de Lyon. II. . 59
Journalistik im Elsaß. II. 55
Judenverfolgung im Elsaß. II. 155
Jülicher Erbfolgestreit. II. 191.
Julitage 1789, in Straßburg. I. 31
Junther, die von Prag, Dombaumeister. II. . 242
224. 245
Jung, Andreas, Bibliothekar und Professor, Verfasser einer Geschichte der Reformation im Elsaß. I. 181. 262. 264

Seite.

Epigraphiker. I. . . 200
Jungfrau von Orleans. B. I. 229
Jung-Stilling, der Okulist. II. 85
Jutta, Judith, zweite Gattin Ludwigs des Frommen. II. . . . 227. 229

Kaiser Sigismund in Straßburg, historisches Singspiel von Ludwig Lavater. I. . 131. II. 62
Kantonsärzte. I. . . . 284
Karl August, Herzog von Weimar. II. 85
Karl der Große, sein Tod. B. II. 224. 224
Karl der Kahle II. . . 227
Karl VII., König von Frankreich. II. . . . 159
Karl X., König von Frankreich. I. . . . 17
Karl von Lothringen, Kardinal. II. . . . 170
Karte, topographische, von Gallien. I. 203
Kastner. I. 222
Katholische Zustände im Elsaß. II. 1
Kehl, Batterien zu. II. . 251
Kellermann, Marschal. II. 49
Kelten, von Hertz beurtheilt. II. 239

Seite.

Keltische Grabhügel im Elsaß. I. 201
von Herrn von Ring durchforscht.
bei Brumat. II. . . 132
Kentzinger, Maire von Straßburg. I. 48. 49. 184
Keppler, Maire v. Straßburg. I. 45
Kergariou, Präfekt des Dep. Niederrhein. I. 14. 15
Kern, Präsident des Direktoriums. II. 20
Kern, Prof. und Präfekturrath. II. . . . 20
Kiener, im Münsterthal. B. I. 212
Kirche, katholische, im Elsaß. II. 1
Kirche, protestantische, im Elsaß, ihr inneres Leben von 1845—1879. B. II. 34
Kirschleger, Botaniker I. 230 231. 233. 241. II. 196
Kleber, ein Balladencyclus von Theodor Klein. I. 112
Klein, Theodor, der Dichter, Herausgeber des Pfeffelalbums. I. . . 109
Klerus, der gallische, im Jahr 832. II. . . . 232
Klopp, Onno. I. . . . 252

Seite.

Klotz, Münsterarchitekt. I. 207
Knieb, Ammeister. II. . 268
Kobes, Bischof. I. . . 254
Koblenz. I. . . . 10. 11
Koch, Professor. II. . . 19
Kochersberg, der, I. . . 82
Schloß. II. 171
Koeberlé. I. 284
Koechlin, Nicolas. I. . . 311
Koechlin, Schlumberger. I. 291
B. II. 208
Kolmar. II. 236
Kolonat, das, in Gallien. B. I. 245
Kommission, interimistische. II. 22
Konfessionen, christliche, ihre Stellung im Elsaß. B. II. . . . . 2—5
Konfessionelle Zwistigkeiten in Straßburg. I. 61. 62
Konsistorien, israel. II. 40
Konstitutionsfest in Straßburg. 25. Sept. 1791. I. 36
Kroeber, Zögling der Ecole des Chartes. I. 244
Krönungsfeier des Kaisers Ludwig des Frommen, zu Aachen. II. . . . 224
sein Karakter. II. . . 225
sein grausames Verfahren gegen einige seiner Töchter. II. . . 225

Seite.

Kramp, Mathematiker. B. l. 271
Kratz, Interimsmaire in Straßburg. l. . . . 61
Küß, Prof. der Physiologie. l. 283
republikanischer Maire in Straßburg. l. . . 63
sein Tod und sein Leichenbegängniß. . . . 64
Kreß, zu Kolmar. l. . . 311
Kultusangelegenheiten im Niederrhein. l. . . . 21
Kurländer und Schweden in Straßburg. ll. . . 104

Laboulaye. l. 234
Lachaux, Maire v. Straßburg. l. 40
Lacombe, Maire von Straßburg. l. . . . 52
Lacordaire. l. . 254. ll. 78
Lagarde, de, Graf. l. . 232
Lamache, Professor der Rechte, über Centralisation. l. . . 213. 214
Lamartine, Herr von l. . 57
in Liban. ll. . . . 127
von Lady Esther Stanhope empfangen.
Lamey, August, der Dichter, besingt die franz. Republik. l. 86
seine epischen Gedichte. 87

Seite.

(Lamey, Aug.) seine philosophischen Gedichte. l. 87
er stiftet eine Preisschrift. l. 88
eine poetische Zuschrift Ludwigs Lavater an ihn. l. . . . . 88—90
Landau, Geschichte von, S. Lehmann. l. 181. 244
Langres, Spezialgeschichte von. l. 27
Langsdorf, Baron von, Reisender. ll. . . . 45
Lasablière. l. 241
Lauben und Gaden (Buden) in Straßburg. ll. 145
Laumond, Präfekt. l. . 6
Lausanne. ll. 257
Lauth, Wilhelm, Interimsmaire in Straßburg. l. 61
Lavater, Ludwig, Pseudonym v. Ludwig Spach, Verfasser der französischen Romane Henri Farel, Le nouveau Candide und Roger Manèsse, Charakteristik. l. . . . 157—158
seine Strophen an den Bildhauer Graß. l. . 114
und an das Bildniß Oberlin's. 114

Seite.

(Lavater, Ludwig) seine Charakteristik. l. . . 122
beschäftigt sich zugleich mit französischer und deutscher Literatur. l. 123
seine französischen Romane. l. 124
seine deutschen Gedichte, Erinnerungen aus Paris und der Fremde. l. . 125
poetische Uebersetzungen. B. l. 127
Erinnerungen aus Italien. l. . . . 127—129
Laveau, Jakobiner. l. . 38
B. II. 55
Lebas, Philippe. II. . . 121
Lederlin, Jurist. l. 233. 275
Ledru Rollin. l. . . . 24
Lehmann, Pfarrer in Reßdorf, Verfasser historischer Monographieen. B. l. 181
Lehr, Ernest. l. . . . 233
seine speziellen genealogischen Arbeiten. l. 207
Verfasser der Alsace noble, Charakteristik. B. l. . . . 192. 193
Lehr, Paul, Uebersetzer von einem Theil der Pfeffels Dichtung. l. 137 bis 138. B. II. . . 243

Seite.

Lemaitre-Chabert, Landwirth. l. 299
Lenz, der Dichter. l. 67. 229. B. II. 195
Lenz, Reinhold. II. . . 85
Lenz und Friederike von Sessenheim. l. . . . 82
Leopold von Oesterreich, Kard.-Bischof v. Straßburg. II. 171
Lereboullet, Professor der Zoologie, eröffnet die literarische Gesellschaft. B. l. 210. 274. 292. 303
Lerse, Franz. II. . . . 84
Lessing. l. . . 229. II. 86
Levrault, Louis, Verfasser einer Geschichte des Münzwesens in Straßburg. l. 187. 241. 243. 244
Lewezov, Frau von. II. 97
Ulrike, ihre älteste Tochter. II. 97
trifft in Karlsbad mit Goethe zusammen. II. 97
Freundin Goethe's. l. 17
Lezay-Marnésia (marquis de) Präfekt. l. 8. 9. 50 283
Liblin, Director der Revue d'Alsace, Herausgeber der Manuscripte v. Grandidier. l. 188. 189 238

Seite.

Lichtenberg, Graf Jakob von. II. 77
Lichtenberg, Ludwig und Jakob von. II. . . . 240
Liechtenberger, Advokat, republikanischer Interimsverwalter. I. . 22
Lili's Schwiegertochter. II. 102
Lippmann, Landwirth. I. 299
Literarische Bewegung in Straßburg unter der Juliregierung. I. . . 140
Literarische Gesellschaft v. Straßburg I. . 27. 28
ihre öffentlichen Vorträge von 1864—1867, Charakteristik der Tendenz dieser Gesellschaft. B. I. 173. 174
ihre Verbindung mit dem Agrikulturverein. I. 301
Literatur, deutsche, im Elsaß. II. 242
Livio, Maire von Straßburg. I. 46
Lobstein, Sekretär der Großfürstin Helena. II. 117
118. 119
Geschichte der Musik im Elsaß. I. . . . 182
Löher, Franz von, Charakteristik. II. . 179. 239
seine Abrechnung mit

Seite.

Frankreich. II. . . . 179
Topograph und Geograph. II. 183
Loevenhielm. II. . . . 106
Logelbach, Logelnheim ihre Etymologie nach Boyer. B. II. . . . 217—221
Lorenz, Ottokar, Verfasser einer Geschichte des Elsaßes. II. . 150. 265
Charakteristik seines gemeinsamen Werkes mit Scherer. II. 151
Lothar, als Kaiser gekrönt. II. 226
seine welschen Höflinge. B. II. 229
Undank gegen den Papst. II. 233
Lothringen, seine Konfiguration. II. . 183—185
Ludwig, der Dauphin. B. II.. 159
Ludwig der Fromme und seine Söhne. II. . . 221
seine zweite Gattin Juda. II. 222
seine Eroberungen in Spanien. II. . . . 222
seine Domänen in Frankreich. II. . . . 223
im westlichen Gasconien. B. II. 223

Seite

(Ludwig der Fromme), zu Compiègne, ein Schattenkaiser im Jahr 830. II. 229
rückt über Worms in das Elsaß. 231
vereinzelt im Lügenfeld. B. II. 233
seine Entthronung. II. 233
seine letzten Regierungsjahre. II. 236
Ludwig XVIII. I. . . 15
Ludwig, König v. Baiern, dritter Sohn Ludwigs des Frommen. II. . . 226
Ludwig Philipp, König von Frankreich. I. 50. 51
in Straßburg 1831.
Lügenfeld, das. II. . . 211
seine Begränzung. II. 215
B. II. 231
die Ungewißheit seiner Lage. II. 236
Luther, Martin. II. . . 166
Lützelburg, Rathsamhauser Schlösser, v. L. Levrault beschrieben. I. . . . 203
Lyon, Journal de. II. . 251
Macé, Jean, populärer Pädagog, französischer Verfasser der Geschichte eines Bissen Brods. B. I. . . . 164—165

Seite.

Mackwiller, römische Thermen. I. 201
Mac Mahon. II. . . 259
Maeder, Präsident des reformirten Konsistoriums, Verfasser einer Geschichte der protestantischen Kirche in Frankreich. I. 184
Magister Friedrich, Pseudonym v. Kirschleger. II. 197
Mai, der 13. 1849, in Straßburg. I. . . . 23
Maires in Straßburg. I. 29
Maison de refuge zu Straßburg. I. . . . 57
Malhouet, Baron, Präf. des Niederrheins. I. . 17
B. II. 98
sein Vater, der Marineminister. I. . 17. II. 98
Manderscheid-Blankenheim, Bischof von Straßburg. II. . . . 170
Mansfeld, Graf, Konde-tiere s. Rudolph Reuß.
B. I. 195
Mansfeld, Ernst von II. 171
Marbach, der Theologe. B. II. . . . 167. 270
Marcel de Serres, über Schöpfungscentren. I. . 292
Marckolsheim. I. . . . 36

Seite.

Maria, Prinzessin von Mömpelgard. I. . . 244
Marie Louise, Erzh. Kais. von Frankreich. I. . 11
in Straßburg. I. . . 47
Maritz. I. 241
Marlenheim, merovingische Villa. II. . . 234
Marschal, Gefängnißarzt. B. I. 280
Mars (Frl.), die Schauspielerin. II. . 49. 133
gastirt bei Herrn Coulmann. II. 133
Martin, Henri, Geschichtschreiber. II. . . . 216
Martinsfest in Zabern, Pallast. II. 193
Mastvieh im Elsaß, Einfuhrsteuer auf. I. . . 18
Mathieu, Maire v. Straßburg. I. 15
Mathieu, de Faviers, Armeeintendant. I. . 45
Matter, Studieninspektor,
Matter, Studieninspektor, seine Studien über Swedenborg, Charakteristik derselben. I. . 217
218. 243. 244. 263. 262
II. 103. 104. 195. 196
Maulbeerbäume, ihre Pflanzung. I. . . . 300

Seite.

Maurial, Professor der Philosophie, über Positivismus. I. . 215. 231
Maximilian I., Kaiser, Straßburgs Freund. B. II. 161
Max, Prinz von Zweibrücken, Obrist des Régiment d'Alsace. I. . 31
Medizinische Fakultät in Straßburg. I. . . . 275
Meinau, bei Straßburg. B. I. 299
Meistersang, der in Straßburg. I. 67
Melchior, Bildhauer, seine Briefe an Ohmacht. II. 194
Mentelin, der Buchdrucker. B. I. 191
Merck, Numismatiker. I. 207
Meteorologie im Elsaß. I. 291
Metz. II. 186
die Bevölkerung. II. . 187
Metzger, Repräsentant des Oberrheins. I. . . . 46
seine Laufbahn. II. 19. 20
Meyer, Pfarrer in Paris. B. II. 34
Michel, Professor der Chirurgie. I. . 283. 284
Michel, Pfarrer in Rappoltsweiler. II. . . 194
Mieg, Daniel. II. . . 268

Seite.

Migneret, Präfekt des Niederrheins. I. 26. II. 61
im Staatsrath. I. . . 28
ruft die Description du Bas-Rhin ins Leben. B. I. 195
gründet die historisch-archäologische Gesellschaft. I. 198
Gründer der literar. Gesellschaft v. Straßburg. I. 210
Mistler, Dr. d. Medizin. I. 279
Mittelalterliche Bauart in Straßburg. II. . . . 142
Monet, Maire v. Straßburg. I. . . 45. II. 175
Monographien, alsatische ihre Anzahl. I. . . 193
Montclar, französischer Feldherr. II. . . . 173
Montreux. II. 257
Monumente des Elsaßes, inventarisirt. I. . . . 203
Morimont, Bergschloß. I. 244
Merler, de, Obrist, Antiquar, gründet das Museum von Habern. I. 201
Moscherosch, der Satiriker. B. I. 67
Charakteristik. II. . . 169
Moßmann, Stadtarchivar von Kolmar. I. . . 189

Seite.

Mühe, Kanzelredner. I. . 256
Charakterist.
Mühl, Gustav, Dichter. I. 59
Marieta, erzählendes Gedicht. I. 98
Biograph von Ludwig Schneegans. II. . . 194
Mühlhausen, Inkorporation mit Frankreich. I. 46
in der Vergangenheit und in der Gegenwart. B. I. 304
Müller, von. II. . . . 277
Münster in Straßburg. B. II. . . . 157. 158
sein weiterer Ausbau. II. 190
Münsterbau, der, Oratorio von Ludwig Spach-Lavater, in Musik gesetzt von Victor Elbel. B. I. 131
Münstermedaille. II. . . 246
Münster-Museum. II. . 75
Müntz, Eugen, Kunsthistoriker. I. . . . 245
Münzer, Balthasar. II. . 161
Mummelsee. I. . . . 75
Murhof bei Straßburg. I. 299
Murner. II. 162
Mury, Seminardirektor. B. I. . . . 223. 250
seine Polemik mit Archivar Spach. I. . 257

Seite.

Museum der historisch-archäologischen Gesellschaft. I. 204
Musigno. II. 132
Napoleon III. I. . . . 7
Präsident der Republik. Seine Besuche in Straßburg. I. 25
Beschützer der archäologischen Wissenschaft. I. 198. 199
Narbonne, Herr von, Kriegsminister. . . . 37
Nau de Champlouis, Präf. d. Niederr. I. 18. 19
Nebenius. I. 244
Neffzer, der französische Publizist. I. 93. II. . 59
Mitgründer der Revue germanique, späterer Revue moderne. I. . 167
Neßler, Karoline, Dichterin. I. 111
Neßler, Friedrich, ihr Bruder 111
Neubauer, Heinrich, II. 242. 244
Neujahrsblätter von Aug. Stöber. II. 192
Neujahrsstollen, die, von August Stöber. II. . 192
Neukomm, der Komponist. B. I. 80. 81

Seite.

Neuweiler, Abtei und Stift, geschrieben von Abbé Straub. I. . . 194
Kirche von St. Peter und Paul, zu. I. . . 259
Nickles, Pharmaceut. I. . 244
Nicolaï, der Dichter. I. 67. 72
B. II. . . . 192. 243
Nicolaus von Basel. II. 267
Nicolaus, Kaiser von Rußland. II. 280
Niederbronn, die neue Klosterstiftung. II. . . 15
Niederrheinischer Kurier. B. II. 35
Nordheim. II. . . 167. 269
Zufluchtsort v. Johann Sturm.
Nymwegen, der Reichstag von 831. II. . . . 230
Oberbergheim Mosait. B. I. 242
Oberehnheim, Geschichte von. I. . . . 193. 194
Oberlin, Jeremias, der Antiquar. I. 244. II. . 84
Oberlin, Pfarrer im Steinthal. I. 12. 72
Obrecht, Georg, Nationalökonom. II. 168
Ochs, Kanzler von Basel. B. I. 36
Ochsensteinischer Hof. II. 155

Seite.

Odilie, die Heilige, ihre Legende von Renouard de Bussierre erzählt. B. I. 186
Offenbach. II. 52
Ohmach, Bildhauer. II. 194
Ohleger, Prof. II. . . 193
Oktober, der 30. 1836, in Straßburg. I. . . 18
Oppermann, Prof. der Pharmaceutik. I. . . 285
Opposition, republikanische zu Straßburg. II. . . 57
Orangerie und Contades bei Straßburg, durch Schützenberger verschönert. I. 55
Orleans, Tagsatzungen. B. II. 231
Ostwald, Ackerbaucolonie. B. I. 5
Zuchtanstalt für junge Sträflinge. I. . . . 55
Otfried, der Mönch von Weißenburg. I. . . 66
Otte, Friedrich, Pseudonim von Zetter. . . Charakteristik seiner Gedichte. I. 69
seine Romanzen und Balladen. I. . . . 73.
B. II. 192
Ovariotomie. I. . 222. 284

Seite.

Ozaneaux, George, Professor in Kolmar, lyrischer, dramatischer und elegischer Dichter. I. . 135
Charakteristik. I. 136. 229
Ozone, das. I. . . . 286

Palermo, von den Sarazenen eingenommen. II. 235
Pandurenlärm in Weißenburg. II. 193
Pappus, Theologe. II. . 167
Parmentier, die Brüder, deutsche Dichter im Elsaß. I. 111
Pasquier, Agronom. I.. 303
Perier, Casimir. II. . . 279
Perrot, über Kartoffelkrankheit. I. . . . 243
Persoz, Chemiker. I. . . 272
Petit-Gerard, Glasmaler. B. I. 207. 230
Pfalz, Burgen u. Schlösser. S. Lehmann. I. 181
Pfarrer, Mathias. II. . 268
Pfeffel, der Dichter. I. . 67
B. II. 243
im Direktorium. II. . 19
Pfeffelalbum. I. . . . 109
Pfersdorf, Alsat. Versemacher und Gendarmerieoffizier. I. . . . 113
Pfingstmontag, der. I. . 106
115

Seite.

Pharmaceutische Schule in Straßburg. I. . . . 285
Philosoph, ein elsässischer, (A. Weber). II. . . 272
Philosophie, Geschichte der, in Europa, von Alfred Weber. II. 272
Pipin, König von Italien. B. II. . . . 222. 223
König von Aquitanien. B. II. 226
Piton, Verfasser des illustrirten Straßburgs. B. I. 191. 192
Charakteristik.
Platonische Liebe. I. . . 228
Plautus. I. 223
Plünderung des Straßburger Rathhauses, 21. Juni 1789. I. . . 32
Pluviose An VIII, Gesetz von. I. 6
Pocken (Impfung) im Dep. Niederrhein. I. . 13
Prachttapeten von Rixheim. I. 312
Präfekten des Niederrheins. B. I. 5
Präfekt der Haute-Loire. B. II. 254
Protestantische Delegirte zu Straßburg, ihre Berathschlagung. II. . 23

Seite.

Protestantische Kirche, die, im Elsaß. II. . . . 18
Pastorenwahl. II. 35. 36
Protestantische Stiftungen in Straßburg. Angriffe dagegen. II. . . . 27
Pyrotechnik. 312
Quatrefages, Naturforscher. I. 289
Quadrupel-Allianz der drei Söhne Ludwigs des Frommen u. ihrer Stiefmutter. II. 230. 231
Quiquerez, Archäolog. I. 189. 244
Raeß, Andreas, Bischof von Straßburg, Verfasser der Konvertiten seit der Reformation, B. I. 182
Charakteristik. I. 182–183
Rhodiopolis, in Straßburg. II. 11
Charakteristik seiner Verwaltung. — Polemik, Verhalten während Straßbgs. Belagerung. II. . . . . 13—14
Raff, Kinderschriftsteller. B. II. 204
Raoul de Crequi, ein angeblich mittelalterliches Gedicht. I. . . 221

Seite.

Rapp, General. I. . . 16
Rappolstein, Familie von. B. II. 194
Rastadt, Kongreß von. I. 15
Rathgeber. II. 264
Ratisbonne, Louis, französischer Dichter und Kritiker. Verfasser des Dramas Hero und Leander. I. . 149—151
er geißelt den Louis Veuillot. I. 152
Uebersetzer von Dante. B. I. 152
Ratisbonne, Abbé. II. 6. 120
in Rom. II. . . . 128
Ratte, die schwarze, ihre Wanderungen. II. 205. 206
Rau, Jurist, Uebersetzer von Zachariä. I. . . 274
Raulin. I. 221
Rausch, der Steuereinnehmer B. II. 119
Rauter, Jurist. I. . . . 274
Dekan. II. 253
Ravenez, Uebersetzer der Alsatia illustrata von Schöpflin. I. . . 184. 185
Rechtsfakultät in Straßburg. I. 274
Redslob, Moralphilosoph. B. I. 261
Reformation im Elsaß. II. 264

Seite.

(Reform.) in Straßburg, ihr Charakter. II. . . 163
ihre Stellung. II. . . 265
Regierungs-Blätter zu Straßburg. II. . . . 56
Reichenau, Insel. II. 121. 122
Reiser, Friedrich. II. . . 269
Reisner, Nikolaus, Verfasser der Icones. II. 168
Religionsfrieden, das Elsaß nach dem. II. . 166
Renauldon, Präfekt des Niederrheins. I. . . 23
Renouard de Bussière. s. Bussière.
Reunionskammer v. Breisach. II. . . . 160. 173
Reuß, Rudolph, Verfasser alsat. Monographien. B. I. . . 195. 262. 264
Reußner, Philolog. I. . 271
Revolution in Straßburg. A. 1332. II. . . . 155
idem A. 1349. II. . . 156
Revue catholique. I. . 194
238. 247
Revue d'Alsace. I. . . 236
Charakteristik.
Revue germanique, später Revue moderne. I. 167
Rheinau. I. 36
Rhein- und Mosel-Departement. I. 10

Seite.

Rheinischer Antiquarius. I. 10
Rheinweiler. II. . . . 207
Rheinzabern, Antiquitäten, ächte und falsche. I. . 200
Richard, David, Direktor v. Stephansfeld. I. 279. 280
B. II. 128
seine Bekehrung. II. . 16
des Verfassers Unterredung mit ihm. II. . 128
Richard, Loewenherz. I. . 66
in Straßburg. II. . . 48
Richardis, die Kaiserin. II. 240
Richelieu. II. 171
Ring, Maximilian von, Archäolog und Epigraphiker. I. 187. 188. 238. 243
Ringel, Antiquar und Zeichner in Deutsch-Lothringen. I. . . . 201
Ristelhuber, Paul, französischer Dichter. I. 145. 146
Herausgeber von Baquols alsatischem Wörterbuch. I. 146
Rixheim, im Ober-Elsaß. B. II. 207
Roberjot und Bonnier, französische Delegirte zu Rastadt. I. 15
Robespierre. I. . . . 9
Roederer, franz. Senator. B. I. 13

Seite.

Roederer, Julius, Arzt in Stephansfeld. I. . . 279
Roeder von Diersburg. II. 268
Rochrich, Pfarrer, Geschichtschreiber der Reformation im Elsaß. Seine Charakteristik. I. 180. 181
B. II. 264
Rohan, Eduard, Kardinal von. II. 208
Rohraffenscenen im Münster. II. 193
Roman, der fantastische, I. 233
Romieu, Regierungscommissar in Straßburg. I. 24
Ronchampo, die Hohöfen von. I. 311
Rosen, von. II. . . . 106
Rothfeld, (das Lügenfeld) B. II. 231
siehe Lügenfeld.
Rottmann. I. 315
Rouget de l'Isle, komponirt die Marseillaise. B. I. 37
Roger Collard. II. . . 130
Roziere, Herr von, Editor des Liber diurnus. B. I. 258
Rudolph von Habsburg, Graf. II. 154
Ruef, Arzt der Tabaksmanufaktur. I. . . . 280

Seite.

Ruhlmann, Meerswin. l. 243
B. II. 156
Rußland, Werke von Schnitzler über. II. . . 280
Sackgassen in Straßburg. B. II. 141
St. André, Jean Bon, Präf. in Mainz. l. . 20
Saint Juste u. Lebas. II. 176
in Straßburg. l. . . 44
Saint-Martin, der Myſtiker. l. 244. 263. II. 196
St. René Taillandier. l. 268
franzöſiſcher Kritiker. l. 141
Biograph der Herzogin von Albany. II. . . 125
Safia-Muni. l. . . . 231
Salvandy. II. 278
Salzmann, Aktuar, Publiziſt u. Myſtiker. l. 82. 244
B. II. 84. 193. 195. 196
Salzmann, Rudolph. II. 55
Samſtagsblatt, das, herausgegeben von Auguſt Stoeber. l. 82
Sanitätsrath des Niederrhein. l. 285
Sanitätszuſtand des Niederrheins. l. . . . 284
St. Stephan in Straßburg. II. 14
Sarrus, Mathematiker. l. 272
292

Seite.

Saurine, Biſchof von Straßburg. II. . . . 2
ſeine erſten Anſtellungen. II. 2
Deputirter in der Convention nationale. II. 3
ſein Sitz im Conseil des anciens. II. . . 3
Religionsannalen. II. . 3
ſeine Entlaſſung als Biſchof von Oléron. II. 3
ſein Tod. II. . . . 7
Sauvage, Theaterdirektor des Odéons, Kolaborator von Ozaneaux. l. 136
Schaeffer, Adolph, Verfaſſer des moraliſchen Romans: »un homme heureux«. l. . 162—163
Schaller. Paſtor, Verfaſſer des Perrückenkriegs. l. 113
Scharrach. l. 222
Schattenmann, in Buchsweiler, Agronom. l. . 299
Gegner des Direktoriums. II. . . . 21. 22
Schauenburg, Baron von. B. l. 230
Kenner und Künſtler in Glasmalerei. l. . . 207
Scherer, Wilhelm, Verfaſſer einer Geſchichte des Elſaſſes. II. 150. 265

Seite.

(Scherer, W.) Charakterist seines gemeinsamen Werkes mit Lorenz. II. 151
Schiltigheim, Batterien zu. II. 251
Schilling. II. 276
Schimper, Charakt. I. 273. 282
B. II. . . . 189. 204
über die „Moose". I. 291
Schließung der Clubs in Straßburg. 7. August 1792. I. 38
Schmidt, Karl, Professor. B. I. 243. II. . . . 194
seine Werke. I. . . . 264
Verfasser des »Chapitre de St. Thomas«. I. . 186
seine Monographien. II. 156
die Mystiker, seine Schüler. II. 156
Schneegans, Ludw., Stadtarchivar. I. 182. 241. 243
B. II. 193. 245
dramatischer Dichter. I. 116
Charakteristik. I. 116—122
Schneegans, Publicist. B. II. 59. 253
Schneider, Eulogius. I. 36. 37 38. 44. II. 119. 175. 176. 191
Schnitzler, Statistiker und Geschichtsforscher über Rußland. I. 216. 229. 232 233. 244

Seite.

(Schnitzler) über die Allmende in Rußland. B. I. 302
Mitarbeiter der Revue encyclopédique. II. . 277
er leitet die Herausgabe der Encyclopédie des gens du monde. II.. 279
sein Werk: La Russie, la Pologne et la Finlande.
Schöffenspruch, Straßburger. i. J. 1529. II. 266
Schöpflin. II. 84
Schöpflin, Bruder des Historikers. I. 312
Schöngauer, Martin, Maler. II. 162
Schönemann, Fräul. von, Göthe's Lili, v. Türkheim's Mutter. I. . . 49
Schopenhauer. II. . 273. 276
Schützenberger, Friedrich, Maire v. Straßburg. I. 52
B. II. . . 47. 144. 177
giebt sich mit Landwirthschaft ab und studirt Philosophie. I. . 53
als Professor des Verwaltungsrechts in Straßburg. I. . . . 57. 274
Verfasser des Lois de l'Etat social. I. . 57

Seite.

Verfasser der Vorrede des Code diplomatique. l. 184
als dramatischer Dichter. l. . . . 115. 116
Schützenberger, Karl, Prof. der Medizin. l. 279. 284
B. ll. 189
Schweighäuser, Gottfried, der Antiquar. ll. . . 103
Schweighäuser, Johannes, der Hellenist. l. 266. 297
B. ll. 91
Schweizer-Delegirten, die, im belagerten Straßburg. l. 63
Schwilgué. ll. . 79—80
Sculptur, moderne, im im Elsaß. ll. . . . 64
Sechsplapperttrieg zu Mülhausen. ll. . . . 192
Sédillot, Chirurg. l. 280. 284
Seeberg. ll. . . 242. 244
245. 246
Seidenwürmer, Züchtung. B. l. 300
Sengenwald, Julius. l. 303
Serres, Herr von, Gesandter in Neapel. ll. 120
129
Sers, Louis, Präfekt des Niederrheins. l. . 19. 20
B. ll. 21

Seite.

Sessenheim. ll. . . . 93
Sévigné, Frau von. l. 231
Sezzi, Madame, ihre Soirées littéraires. l. . 234
Shakespeare. ll. . . . 86
Shée, Präfekt. l. . . . 7
Siegfried, aus den Nibelungen. ll. . . . 209
Sigismund, Kaiser, in Straßburg. ll. . . . 240
histor. Singspiel von Ludwig Lavater. l. 131 ll. 62
Sigolsheim. ll. . 215. 216
Sigwald, der Berg. ll. 231
Simond. l. . 38. ll. 55
Simultaneum. l. . . . 21
Streit über das. ll. 32. 33
Sleidanus, Geschichtschr. ll. 165
Sobiesky, Johann, König von Polen. ll. . . . 278
Société des sciences naturelles. l. . . . 288
Société industrielle de Mulhouse. l. . . . 304
Soissons, das Metardus-Kloster. ll. . . . 234
Sonntagsblatt von Aug. Stoeber. ll. . . 196. 197
Spach, Ludwig. l. 223. 224
229. 233. 234. 242. 244
Verf. einer Geschichte des Unter-Elsasses, Charakteristik. l. . 195. 196

Seite.

seine Lettres sur les Archives départementales du Bas-Rhin. I. 196
seine Biographies alsaciennes u. Mémoires d'archéologie et d'histoire alsatique. I. . 196
Geschichtschreiber alsatischer Burgen und Klöster. I. 202
seine historischen Monographien. I. 202
über die Mission der literar. Gesellschaft. I. 212
seine Monographie über Gottfried v. Straßburg. B. I. 214
über die Alexandriade von Lamprecht. I. . . 214
zum Vorstand der literarischen Gesellschaft ernannt. I. 215
Hülfsmittel zur Erziehung der Söhne der Armen in Straßburg. I. 302
Spaltung der imperialistischen Partei in Straßburg. I. 62
Spangenberg, Wolfhard, Dichter. II. 169
Specklé, d. Architekt, seine Collectanea verbrannt. I. 209

Seite

Stahl, August, Professor der Geschichte. I. . . 271
Stauffenberg, der Ritter von. II. 193
Steiner, Landwirth. I. . 299
Stephan IV., Papst. II. 226
Stephanie, die Großherzogin von Baden. II. 119
Stern, Daniel, v. Charles Dollfuß besprochen. I. 172
Stiévenart. I. 297
Stiftungen (bei St. Thomas) in Straßburg. I. 26
Stimmer, Tobias, Maler. B. II. . . . 79. 168
Stoeber, Adolph, Charakteristik seiner Gedichte. II. 82
Stoeber, August, Herausgeber der Alsatia. I. 182. 243
B. II. 192
Stoeber, August und Adolph. I. 77
Stoeber, Ehrenfried. I. . 67
Stoeber, Ehrenfried und seine Söhne. I. . . 75
Stoeber, Viktor, Okulist. B. I. . . 275. 280. 284
Stoltz, Prof. I. . 280. 285
Weinbau im Elsaß. I. 242
Strahlenheim, von. II. . 106
Straßburg, am Anfang d. franz. Revolution. II. 175

Seite.

Belagerung. II. . . 248
Straßburger Gassen nach Familien genannt. II. 141
Straßburg, Geschichte, von Loeher rekapitulirt. II. 187
Hôtel de Commerce. B. II. 253
im dreizehnten Jahrhundert. II. . . . 140
im vierzehnten Jahrhundert. II. 155
Kapitulation. II. . . 261
Munizipalrath. II. . 252
seine Einverleibung in Frankreich. II. . 172. 173
unter dem ersten Kaiserreich. II. 94
unter der Restauration. B. II. 95
Tendenzen gegen die Konstituante 1789. I. 32
Uebergabe im September 1681. II. . . . 30
nach der Eroberung. II. 183
Straub, Abbé, Antiquar. B. I. 194. 201. 202. 203 249. 250. 259
Stricker, Theodor, deutscher Dichter. I. . . 112
Strobel, Adam Walter, Verfasser der vaterländischen Geschichte des Elsasses. I. 176. II. 155 207

Seite.

(Strobel, Adam Walter) Charakteristik. . 177—180
Stroh I. 241
Stumpf, Kanonikus. I. . 255
Sturm, Johannes, Organisator des Gymnasiums. II. 165. 167. 269
Sturm von Sturmeck, Jakob, Staatsmann. II. 164
Vermittler, Skolarch. 165 267
Sulpiz-Boisserée. II. . 89
Sulzer, der Arzt. I. . . 12
Swedenborg, d. Geisterseher. S. Matter. I. . 217 218. 263

Talleyrand, Fürst von. I. 20
seine Verwaltung. . . 21
Tabakbau. I. 13
Taufflieb, Dr. der Medizin. I. 279
Tegner. I. 224
Tell, Wilhelm. I. . . 229
Aufführung von, in Straßburg. II. . . . 50
Tetzel. I. 251
Tharin, Bischof in Straßburg II. 8
Theater in Straßburg. II. 44
historische Uebersicht. B. II. . . . . 47—52
seine Zukunft. II. 52—54
in d. Stephanskirche. II. 48

Seite.

Theilungstraktat, vom Jahr 817. II. . . . 226
Theologische Fakultät zu Straßburg. I. . . . 260
Theses, von Göthe vertheidigt. II. 90
Theuerung in Straßburg. B. I. 56
Thibaut, Professor in Heidelberg. II. . . . 192
Thiers, I. 45
Thumenau, Landsitz der Herren von Türkheim. B. I. 51
Tilly. I. . . . 251. 252
Töchter, die, des heil. Erlösers in Niederbronn. II. 15
Toulouse. II. 222
Tourdes, Prof. I. 275. 279 282. 284
Trauttwein von Belle, Panegiriker des Elsasses. II. 198
Charakteristik, seine Reden vor dem wissenschaftlichen Verein in Berlin. II. 199
Trévern, Lepappe de, Bischof in Straßburg. Charakteristik, sein Verfahren gegen Bautain. B. II. 9. 11

Seite

Trouillat, Editor eines Codex diplomaticus des Baseler Bisthums. B. I. 189
Türckheim, Friedrich von, Maire v. Straßburg. I. 12 40. 49. 51. II. 22. 177
Präsident des Direktoriums, Charakteristik. II. 20
sein Tod. I. 52. II. 25. 26
Türckheim, Wilhelm von. II. 101
Uff Rhinecke in Straßburg. II. . . 146—148
Ulrike Eleonore, Schwester Friedrichs des Großen. B. I. 218
Ungerer, Balladendichter. B. I. 114
Universitätsbibliothek in Straßburg, ihre Gründung. II. 85
Unterlinden, Museum von, in Kolmar, von Hugot gegründet. I. 185. 205
dessen Wichtigkeit. I. . 205
Uhrich, General, seine Charakteristik. II. 256. 257 258. 260
Uhrwerk, das alte, des Münsters von Straßburg. I. 81
Vanderbourg. I. . . . 222

Seite.

Vaulchier, Marquis de, Präfekt des Niederrheins. I. 17
Venantius Fortunatus. B. II. 207
Ventilation. I. . . . 312
Veringen, Heinrich von, Bischof v. Straßburg. B. II. 267
Vernet, Horace. II. . . 124
Verny, Advokat u. Prediger. II. . . . 6. 7
sein Tod. II. . . . 29
seine Charakteristik II. 30 bis 32
Verón Réville, Jurist u. alsatischer Geschichtsforscher, Charakteristik seiner Werke, seine katholische Tendenz. I. 190
Verwälschung des Elsasses. B. II. 176
Verwaltung, die franz., im Elsaß. II. . 174. 175
Vicinaleisenbahnen. I. . 27
Vicinalwege im Niederrhein. I. 12
Volksbibliotheken im Elsaß. I. 165
Volkslieder im Elsaß. II. 194
Voltaire, I. . 104. II. 91
Waddington, Karl, Philosoph. I. . 215. 228. 265

Seite.

Wahlkämpfe im Niederrhein. I. 26
Wala, Rathsherr Karls des Großen. II. 225. 228
Waldensee. II 267
Wallenstein. I. 230
Wallis, Herzogin von, II. 101
Walter, Frau von, Coulmanns Schwester. II. 116
Wangen von Geroldseck, Maire v. Straßburg. I. 47
Weber, Alfred, seine Geschichte der Philosophie in Europa. II. . . . 272
Charakteristik. II. 270. 274
Weber, Dr. der Medizin. B. I. 282
Weibertrieg in Buchsweiler. II. 193
Weil, Hellenist, I. . . 271
Weißenburg, Schloß. II. 259
Wellington, Lord. II. . 49
Wening, deutscher Dichter. B. I. 112
Werder v., General. II. 260
Werinhar, Bischof. II. . 89
Wespermann, Schauspielergesellschaft. II. . . 50
West, Präfekt des Niederrheins. I. 25. II. 60. 61
Wickram, Georg, dramatischer Dichter und Romanschreiber. II. . 169

Seite.

Widertäuferhöfe, v. Adolph Stoeber gesungen. I. 85. 86
Wildschwein, das, im Elsaß. II. 208. 209. 210
Wilhelm von Hohenstein, Bischof v. Straßburg. B. II. 164
Wilhelm Meister. I. . . 234
Willemin, Badearzt von Vichy. I. 286
über die Entstehung der Tuberkeln. I. . . 286
Willm. I. . 243. 262. 263
Wimpfelin. II. . . 165. 267
Winkler, die. II. . . . 269
Winterthur. I. 39
Wörth, Schlacht bei. II. 259
Wolmann, Alfred. II. . 246
Zacharias, Papst. I. . . 223

Seite.

Zell, Mathias. II. 163. 267
seine Freunde. II. . . . 264
Zetter, mit seinem Dichternamen Friedrich Otte. B. I. 68
Zorn, die, und die Müllenheim. II. 154
Zuber, zu Rixheim. I. . 312
Zukunft der asiatischen Dichtung. I. . 129—132
Zweibrücken (Haus), Monographie v. Lehmann. B. I. 181
Zwietracht in Ludwigs d. Frommen Familie. II. 228
Zwinger, Burckart, erster bürgerlicher Ammeister. B. II. 155
Zwingli. II. 265

Straßburg, Druck von Friedrich Wolff.

Moderne Culturzustände

im

Elsaß

von

Ludwig Spach.

Dritter Band.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1874.

Vorwort.

Die günstige Aufnahme, welche den „Modernen Culturbildern aus dem Elsaß" zu Theil wurde und deren eingehende Besprechung in den Hauptorganen der Süd- und Norddeutschen Presse*) ermuthigten den Verfasser und den Verleger, mit einem dritten Bändchen in die Oeffentlichkeit zu treten. Es enthält ausführliche, in der „Straßburger Zeitung" bereits vor acht Monaten erschienene Aufsätze über den Generalrath des Niederrheinischen Departements und die Municipalität von Straßburg vom Anfang des laufenden Jahrhunders bis in die nächstverflossene Zeit, und bietet somit eine Gesammtgallerie der seit sieben Dezennien im Unter-Elsaß namhaft gewordenen Persönlichkeiten. Die tragische Episode der Belagerung Straßburg's schließt diese Revue, worin wohl keine lokale Notabilität, keine administrative und politische Arbeitskraft außer Acht gelassen ist. — Die Berichte über den wissenschaftlichen Kongreß zu Straßburg im Jahre 1842 und Matters

*) Wir erlauben uns, u. a. m. die kritischen Aufsätze der „Spenerschen Zeitung", der „A. A. Zeitung", der „Gegenwart", des „Daheim", des „Magazins für die Literatur des Auslandes", der „Illustrirten Zeitung", der „Deutschen Zeitung in Wien", des „Leipziger Centralblattes" dankbar zu erwähnen.

Werk: „Das literarisch-wissenschaftliche Deutschland in den Jahren 1845—47" dienen als Rahmen zu dem Gemälde der freundlich-friedfertigen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich, die jene goldene Zeit der ersten Hälfte des Jahrhunderts kennzeichnen.

Das während Straßburgs Belagerung niedergeschriebene Tagebuch Pfarrer Max Reichard's wird vom Verfasser der Culturbilder auszugsweise behandelt und führt jene fürchterliche Epoche in gedrängten Umrissen vor. Den Schluß gegenwärtiger Mittheilungen bildet das liebenswürdige Charakterbild David Richard's, des Organisators der Irrenanstalt von Stephansfeld.

In einem elsässischen Lokalblatte wurde dem Verfasser bemerkt: er seie dem Ober-Elsaß nicht in gleichem Maße wie dem Unter-Elsaß gerecht geworden, worauf er blos erwiedert, daß er in den Aufsätzen über die industrielle Gesellschaft in Mülhausen und über die Revue d'Alsace, den Hauptnotabilitäten jener Hälfte der Provinz genügende herzliche Anerkennung zu Theil werden ließ und er keineswegs eine erschöpfende Benützung des reichhaltigen Stoffes bezweckte. Auch in vorliegendem Bande ließ der vorgeschriebene Raum das Einrücken eines schon in der „Straßburger Zeitung" veröffentlichten Artikels über „die Schreckensherrschaft in Colmar" nicht zu.

Der Generalrath (Conseil général) des Unter-Elsaß.

Seine Anfänge.

Bei der Zusammenberufung des Bezirksrathes des Unter-Elsaß im September 1873 schien uns eine Rückschau über einige der frühern Sitzungen des ehemaligen Generalraths des niederrheinischen Departements zweckmäßig. Die Thätigkeit dieser Versammlung, so hofften wir, sollte dabei in einem nicht ungünstigen Lichte erscheinen. Nach den furchtbaren Stürmen der Revolution von 1789 bis 1795, und den unsichern, erschütterten Zuständen unter dem Directorium, regte sich in den bessern Kreisen der Bevölkerung das Bedürfniß eines emsigen Aufbaues; die Generalräthe im Elsaß liehen zuvörderst dieser Anforderung ihre Stimme.

Am ersten Thermidor des VIII. Jahres der französischen Republik (20. Juli 1800) versammelte sich der Conseil général zum erstenmal in der Präfectur — in der Behausung, dans la maison de la préfecture, wie sich das ungedruckte Protokoll ausdrückt; man hatte sich noch nicht zu der Benennung eines hôtels

oder gar eines palais verstiegen. Ein Erlaß der „Konsul's der Republik" hatte den Präfecten Laumond zu dieser Zusammenberufung ermächtigt. An dreiundzwanzig Notabilitäten war dieser directe Aufruf ergangen. Aus diesen Mitgliedern der ersten Session heben wir folgende Namen hervor:

Bernhard Montbrison, ehemaliger Cavallerieoffizier, in Oberehnheim wohnhaft. Der Name dieses ehrenwerthen, aus dem Innern Frankreichs eingebürgten Mannes, wurde später in Bernard de Monthrison umgewandelt. Er war unter dem Kaiserreich und dem ersten Jahre der Restauration mit der Würde eines Rectors der Academie von Straßburg bekleidet und theilte in dieser letztern Eigenschaft, im Herbste 1814, die silberne Liliendecoration der Bourbonen an Professoren und preisgekrönte Schüler aus. Auch nach seiner Versetzung in den Ruhestand blieb er ein treuer Anhänger der Restauration.

Coulmann, Notar in Brumath. Sein Sohn, J. J. Coulmann, spielte, als langjähriger Freund Benjamin Constant's und, nach des letztern Tode, als liberaler Deputirter des Niederrheins, eine politische Rolle. Seine Erinnerungen (Réminiscences), in drei Bänden, sind in der Straßburger Zeitung ausführlich besprochen worden. Im Canton Brumath genoß sein Vater als Grundeigenthümer und Notar ein gewisses Ansehen.

Silvestre Tartein, Generalcommissar der Kanonengießerei. Dieses Amt war in seiner Familie, die aus dem Périgord stammte, seit zwei Jahrhunderten so zu sagen erblich geworden, und zwar nicht durch Gunst,

sondern durch gerechtfertigte Befähigung. Der Vater des elsässischen Dartein hatte dasselbe in Toulon bekleidet. Ein Sohn Hr. Silvestre's stand unter der Restauration im Militärdienste der Bourbonen; ein anderes Mitglied des Hauses war Unterpräfect von Straßburg und Schlettstadt. — Zeitweilig (seit 1786) gehörte das Schloß Thanvillé, im Val de Villé, dieser geschätzten Familie, und ging später in die Hände des General Caster über, der eine Dartein geheirathet. Hr. Sylvestre Dartein starb in Kolbsheim (a. 1814) in einem Schlößchen, das vom Finanzminister Humann erstanden und mit herrlichen Gartenanlagen verschönert wurde.

Levrault, in diesem officiellen Verzeichniß des ersten Generalraths als einfacher Buchdrucker aufgeführt, hatte zehn Jahre vorher als Freund und Vertheidiger des ersten Maires von Straßburg (Fritz von Dietrich) in der Municipalverwaltung sich bethätigt, und nahm unter der Restauration, als Rector der Academie, als Präfecturrath und intelligenter Gehülfe der obersten Departementalbehörde eine ausgezeichnete Stellung ein.

Joseph Lambert, ehemaliger Legislator, d. h. Volksrepräsentant, in Lauterburg wohnhaft. — Auch sein Sohn war unter der Juliregierung der zweiten Republik und dem zweiten Kaiserreich ein sehr geschätztes Mitglied des Generalraths.

Johannes Lienhart, Ackersmann in Truchtersheim; seine Familie blieb lange einflußreich in benanntem ländlichen Kantone des Kocherbergs.

Lacombe, Notar in Straßburg; sein Sohn bekleidete unter der Juliregierung die Stelle eines

Maire's von Straßburg (während den Jahren 1835 bis 1837).

Joseph Ostermann, Notar in Zabern; in jenem Bezirk ein oftgenannter Name.

(Bernhard) Friedrich Türckheim, Banquier in Straßburg. — Er ist der literarischen Welt durch seine eheliche Verbindung mit Fräulein Schönemann (Göthe's Lili), der politischen Welt durch die ehrenvollen Aemter bekannt, die er in Frankreich und theilweise im Auslande bekleidete. — Während der Schreckensherrschaft hatte er sich über den Rhein geflüchtet; wir finden ihn aber unter dem Directorium wieder in seiner Heimath. Unter dem ersten Kaiserreich war er, mit Bewilligung der französischen Regierung, als Finanzdirector in die Dienste des Großherzogs von Baden getreten. Von 1814 ab verließ er Straßburg nur temporär als Deputirter des Niederrheins; zuletzt bekleidete er die Präsidentenstelle des protestantischen Directoriums. Er starb im Jahr 1831.

Ludwig Wangen (L. Wangen von Geroldseck), im Protokoll einfach als Handelsmann bezeichnet; — hierauf unter dem Kaiserreich Maire von Straßburg (1806—1810), und als solcher die jugendliche Braut des Kaisers an der Kehler Rheinbrücke begrüßend. Er war selbstverständlich ein Glied der uralten elsässischen Adelsfamilie Wangen von Geroldseck.

Elias Stöber, Generaleinnehmer von Straßburg. — Der Name ist durch seine Verwandte, die drei Dichter, im Elsaß volksthümlich geblieben . . . .

Aus dieser Liste ersehen wir, daß der Präfect, dem die Bezeichnung zustand, so ziemlich an locale Nota-

bilitäten sich wandte, die vermuthlich auch aus einer öffentlichen Wahl hervorgegangen wären.

Der Präfect eröffnete die Sitzung mit einer schmeichelhaften Antrittsrede. Sofort wurde zur Wahl eines Präsidenten (Levrault), eines Schriftführers (Wangen) geschritten und die Geschäfte unter drei Bureau's vertheilt: das erste mit den directen Steuern, das zweite mit dem Rechnungswesen, das dritte mit den Forderungen und Wünschen des Departements betraut.

In die einzelnen Berichte tiefer einzugehen, dazu ist uns hier der Raum versagt und würde uns die Langmuth der Leser auf halbem Wege verlassen. Wir bescheiden uns durch summarische Angabe die Gegenstände der Berathung zu bezeichnen.

Bereits in den ersten Sitzungen wurden Berichte über den Breuschcanal und die Rheindämme, über die Gemeinderechnungen und Gemeindegüter niedergelegt.

Im Lauf der Session verlangte ein Mitglied des 3. Bureaus die Abschaffung der Zollgebühren (octroi) an den Thoren der Städte, und speciell an den Thoren von Straßburg. Der Vorschlag war in declamatorischem Tone gehalten und bekundete eine ziemliche Ignoranz im Gebiete der Finanzwissenschaften. — „Die Republik", heißt es in dem Factum, „habe nicht die Fesseln des Terrorismus abgeworfen und das Blut ihrer Kinder auf den Schlachtfeldern vergeudet, um sich nun unter das Joch der Fiskalität zu schmiegen." Auch gegen das System der indirecten Steuern eiferte derselbe anonyme Redner: denn wir müssen beiläufig bemerken, daß in den Protokollen die Namen der Berichterstatter und Redner nicht angezeigt sind. — Den

Einwürfen, die jenes Mitglied natürlich erwartete, entgegnete es durch folgenden Vorschlag: „Man theile die städtischen Bürger in fünf Klassen, wovon viere mit einer Kopfsteuer von je Fr. 12, 9, 6, 3 zu belasten und die fünfte unterste befreit sein sollte. Jedes öffentliche nicht rentirende Gebäude hätte man zu versteigern und erhebe Zinsen von den schon vertheilten Kommunalgütern.

Der Generalrath fand diesen Vorschlag doch etwas radikal, gab aber dem Bittsteller einigermaßen Recht, indem er hervorhob, wie sehr die Landbewohner durch diese Differenz in der Besteuerung zu Gunsten der Städter überflügelt würden. Man erklärte sich für die Einführung der centimes additionnels, ein Modus, der seitdem als ergiebigstes Hülfsmittel angenommen wurde.

In dem Berichte des Conseil général wurden die Buralisten hart mitgenommen; man beschwerte sich über ihre fortschreitende Zunahme.

Die Hauptbeschäftigung des Generalraths fiel selbstverständlich auf die billige Vertheilung der Grundsteuer zwischen den vier Bezirken (arrondissements). Damals war das Departement des Niederrheins auf 2,187,000 Fr. angeschlagen. Triftige Einwände erhoben sich gegen die von der Regierung befürwortete Schätzung des Einkommens der verschiedenen Bezirke, Kantone und Gemeinden. Eine zur Untersuchung ernannte Commission stellte einfach den Grundsatz auf: es müsse zuvörderst die Zahl der Aecker und die Bodenbeschaffenheit in den belästigten, mithin reklamirenden Gemeinden festgesetzt werden. Die Commission ging gründlich zu

Werke, und die angewandten Prinzipien sind heute noch, bei gleicher Arbeit, gültig. Nur muß bemerkt werden, daß am Anfange des Jahrhunderts kein regelmäßiger Kataster existirte, und somit der Generalrath mit nicht unerheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Zu lebhaften Erörterungen gaben die Zwangsarbeiten an der Festung Kehl Anlaß. Man vergesse nicht, daß seit einigen Jahren dieses Bollwerk zu Frankreich gehörte.

Gegen die unsinnigen Verheerungen in National- und Kommunalwäldern erhob sich der Rath einstimmig.

Ebenso einstimmig ward um ein Konsular-Dekret angehalten, welches Straßburg zu einem Stapelplatz für das Ausland erheben sollte. Es wurde damit der Transit von Antwerpen bis Basel über Straßburg angestrebt. Das Begehren ging von der damaligen Handelskammer (bureau consultatif du commerce) aus.

Für die Rheindämme wurden von der Regierung 400,000 Fr. verlangt, und zugleich ein grandioses Unternehmen, das mehrere Decennien später erst ins Leben trat, angedeutet: wir meinen die Kanalverbindung zwischen Rhone und Rhein. Auch die Ausführung eines Kanals von Straßburg bis Seltz, nach existirenden Plänen von Vauban, wurde angeregt.

Die baldige Unterdrückung der Schlagbäume fand in allen Reihen der Versammlung eifrige Anhänger. Die Straßen waren in einem erbärmlichen Zustande, durch die langen Kriegsjahre ruinirt.

Auf 600,000 Fr. schätzte man die unumgängliche erste Auslage. Eine Belastung der Gemeinden war

unumgänglich; ebenso die Ausführung der Arbeiten durch Errichtung von Kommunalwerkstätten. Gegen die Naturalleistungen für das Militär dagegen sträubte man sich einstimmig und ernstlich. — Die freie Getreideausfuhr in die Schweiz solle gestattet werden. — Zu eifriger Besprechung gab der öffentliche Unterricht Anlaß. Im Departementbudget war diese Ausgabe auf die karge Summe von 26,000 Fr. (!) angeschlagen, da sich doch die Totalität des Budgets auf 319,000 Fr. belief, und 79,000 Fr. allein für die Verwaltungskosten der Präfektur angeführt wurden. — Der damalige Präfekt bezog zwar nur 20,000 Fr.; doch mit Berücksichtigung des Geldwerths, nach dem Assignaten-Schwindel, dem Staatsbankerott, und den modesten Ansprüchen der oberen Klassen auf eine Repräsentation, erscheint die ausgeworfene Summe nicht ganz unerheblich.

Was nun den öffentlichen Unterricht anbelangt, entwarf ein Mitglied des Raths für das ganze Reich einen Reformplan, mit dessen Ausführung bald nachher der Anfang gemacht wurde.

Für die elsässischen Emigranten — deren Zahl belief sich auf 30,000 (?) — hoffte und begehrte man von der Großmuth der Konsularregierung eine allgemeine Amnestie. Mit diesem Antrag schloß der Departementalrath seine erste Session — Noch kurz zuvor, unter Laumond's Verwaltung, war ein Einwohner von Selz, „weil er die öffentliche Ordnung gestört", deportirt worden.

Aus dieser flüchtigen Uebersicht läßt sich wohl die Ueberzeugung gewinnen, daß für den ersten Anlauf,

von einem lokalen Rathe, der nicht direkten Volkswahlen sein Dasein verdankte und zum Präfekten in untergeordnetem Verhältniß zu stehen schien, eine ziemlich unabhängige Sprache geführt wurde. Die Interessen des Unter-Elsaß fanden eine gehörige Befürwortung. Es war ein Ansatz zum Bessern; wie denn überhaupt die Consularperiode für die innere Verwaltung Frankreichs schöpferisch auftrat, und nicht die späteren Einflüsse des Kaiserreich's, die mit dem Drucke der Conskription zusammenhängen, ahnen ließ.

Am fünften Germinal des folgenden Jahres (das IX. der Republik)*) versammelte sich der Generalrath des Niederrheins zum zweitenmale, ernannte den «citoyen» Levrault zum Präsidenten und dieser complimentirte in der gewöhnlichen officiellen Form den Präfecten Laumond; dabei zollte er dem „außerordentlichen Manne", in dessen Hand die Zukunft Frankreichs liege, dem Begründer des Kontinentalfriedens, den wohlverdienten Tribut der „Bewunderung"; der Weltfriede, fügte er hinzu, werde nicht ausbleiben.

Unter den eintretenden neuen Mitgliedern, den Ersatzmännern Abgegangener oder Abgeschiedener, nehmen zwei höhere Beamte, die Directoren der Domänen und der Douanen**) ihre Sitze ein.

In einem weitläufigen Bericht erklärt der Präfekt die Beibehaltung des Octrois sei durch die Umstände geboten; über die in Angriff genommene Verfertigung

*) 26. März 1802.

**) Thomassin und Magnier.

des Katasters theilt er das nöthigste mit. Wie sehr die Naturalleistungen — oder nennen wir die Sache beim rechten Namen — wie sehr die Frohnden für militärische Bedürfnisse die Landbewohner in Anspruch nahmen, erhellt aus dem Bericht: 30,000 Tagleistungen mit Pferd und Wagen für die Gesammttruppen, 24,000 für die Artillerie, 50,000 für die Kehler Festung; Verminderung stehe in Aussicht. Auch den Anforderungen an die Nationalwälder werde ein Ziel gesetzt werden. — Er (der Präfekt) wisse, wie sehr das Zoll- und Straßengeld verhaßt; er sei auf Abhülfe bedacht, mittelst eines Zuschlags auf die direkten Steuern. — Der schlechte Zustand der Straßen könne nicht verhehlt werden; unumgänglich sei die Ausbesserung auf den Strecken in der Richtung von Lunéville, wo der Friedenscongreß tage . . . . . Auch die ausgebrochene Rivalität zwischen der Poststraße durch den Kochersberg über Stützheim und der Straße über Wasselnheim wird erwähnt. — Der traurige Zustand der Rheindämme und des Brenschkanals gibt viel zu denken; überall sind ungeheuere Summen nöthig, und die Hülfsmittel des kaum wieder genesenden Staats sind vielseitig in Anspruch genommen.

Noch düsterer ist das Gemälde, welches der oberste Verwalter des Departements von dem öffentlichen Unterricht entwirft. Alles bleibt in den ländlichen Gemeinden in der Schwebe. Ignorante, unmoralische, während der Revolution ernannte oder eingeschmuggelte Subjecte besetzen viele Schulämter; die Familienväter halten ihre Kinder zu Hause zurück. Und dann zeigt sich noch ein anderer Uebelstand: bei Weitem nicht

alle Gemeinden sind mit Schullehrern versehen; auf große Distanzen müssen die beklagenswerthen Kinder in die nächstgelegene Schule sich begeben. Im hohen Sommer, in den langen Winter- und Regenmonaten sei das nicht durchzuführen. Bisweilen komme es vor, daß protestantische Eltern ihre Knaben zu irgend einem bewährten katholischen Schulmanne schicken; dort erlernen sie, außer den gewöhnlichen Gegenständen des Primärunterrichts etwas Geographie und Latein. — In der Straßburger Centralschule fehle es an Schülern, oder es kommen viele unzureichend vorbereitet.

Die Gründung eines Collège oder Lycée's sei unbedingt nöthig. Splendides Lob wird dem protestantischen Gymnasium gezollt; es fülle diese Anstalt, in gegenwärtiger Lage, eine wahre Lücke aus. Zwar sei seine Organisation nicht übereinstimmend mit den jetzt angenommenen Grundsätzen, doch gleichviel! die Verdienste dieser Mittelschule sind ungeschmälert; es versammelt Schüler beider Konfessionen in seinen Räumen."

Auch die Lage der Emigrirten (les fugitifs, die Flüchtigen nennt sie der Präfekt euphemistisch) wird besprochen. Er sei der Regierung absichtlich zuvorgekommen, indem er die provisorische Rückkehr der „Gutgesinnten" in ihre Heimath gestattet.

Der Generalrath bearbeitet rührig und gewissenhaft die einzelnen Vorlagen. Von den speciell ausgesprochenen Wünschen heben wir hervor:

Ein Begehren, den Ankauf des naturhistorischen Kabinets des verstorbenen Prof. Herrmann betreffend. Es bildet dasselbe die erste Grundlage der jetzigen großartigen kostbaren Sammlung in den Räumen

eines der Universitätsgebäude. – Im Interesse des öffentlichen Unterrichts befürwortet der Generalrath die Uebergabe der nichtveräußerten Pfarrhäuser und die Anwendung der Einkünfte der lokalen Pfarrgüter zu Schulzwecken. — Die Centralschule sei mit einem Theil des Products der Nationaldomänen zu bedenken. Auch die höhere Schule von Buchsweiler sei mit Anwendung der Pfarrgüter der Umgegend wieder zu begründen. – Eine Sichtung des Personals der Friedensrichter sei unumgänglich; es habe sich während der Revolution, bei Besetzung dieser Stellen, derselbe Mißbrauch eingeschlichen, welcher an den Schullehrerämtern soeben gerügt wurde. — Die Gründung einer Stuterei wird gefordert; die Entholzung der Berge sei zu verbieten. Für die Verfertigung des Katasters sei mit den Plänen der einzelnen Gemeinden zu beginnen, und zwar nach der großen trigonometrischen Karte des Kassini und den lobenswerthen Arbeiten des Militärgenie's.

Am 28. Germinal verabschiedet sich der Generalrath.

Die dritte Session beginnt mit dem 1. Prairial des X. Jahres (21. Mai 1802) der Republik. Unter den neuen Mitgliedern figuriren die Banquiers Weyher und Prost. Des Präfekten Bericht ist weitläufiger und gründlicher als in den früheren Jahren, doch müssen wir uns auf eine sehr gedrängte Charakteristik beschränken. – Wir ersehen, daß die damalige Grundsteuer des Departements sich auf Fr. 2,455,720 und die Mobiliarsteuer auf Fr. 441,380 belief; dabei ist indeß nicht zu vergessen, daß das Unter-Elsaß sich da-

mals bis Landau hinzog. — Der Präfekt entwickelt seine Gründe für eine directe Ernennung der Steuereinnehmer durch die Regierung; bis dahin wurden diese Stellen, seit der Revolution, submissionsweise an die Meistbietenden verliehen. — In dem Kapitel, worin er über den Ackerbau berichtet, schlägt Laumond die Ausrodung der Hart von Molsheim vor; eilf Gemeinden nämlich theilten sich in den Besitz dieses unangebauten Landstrichs. — Hierauf kündet er widerwillig an, daß die Regierung keine Ausgabe für den Kanal nach Selz bewilligt und der Stadt Straßburg ein Bureau für den Transit verweigert. — Die Waffenfabrik im Klingenthal begehrt die Erlaubniß, nebenher Sicheln und Sägen zu verfertigen. — Für Bischweiler und dessen Fabriken schlägt der Präfect eine Association der Fabritherren vor, um sie zur Tuch-Lieferung für die Regierung zu befähigen, da es der letztern unmöglich sei, sich mit einzelnen Fabrikanten einzulassen, — Zum erstenmale taucht in diesem Rapporte die wichtige Frage der Einkünfte des Straßburger Hospiz auf. Nach den Konfiskationen der Schreckenszeit gibt Laumond der Hoffnung Raum, daß die Rückerstattung der Güter, auf welche Hessen-Darmstadt Beschlag gelegt, zum Theil Ersatz für das Verlorne bieten dürfte. — Auch der künftige Bau einer ständigen Rheinbrücke bei Kehl wird schon angeregt, und ehe noch das Unternehmen begonnen, speculirt die Stadt Straßburg auf die Erhebung des Brückenzolls.

Ein wohlverdientes Lob wird den Bewohnern des Kochersbergs gespendet, die, für Wiederherstellung der

Straßen, Arbeiten bis zum Betrage von Fr. 150,000 ausgeführt. Bei dieser Gelegenheit gesteht der Präfekt, daß die Rheinroute in ganz erbärmlichem Zustand, und daß sich der Verkehr ganz dem rechten Ufer zugewendet; auch die Rheindämme seien, aus Mangel an Geld, in hohem Grade vernachlässigt.

Auf den öffentlichen Unterricht übergehend, spricht er von nahebevorstehender, neuer Organisation; er befürwortet eine Normalschule und kündigt die nahe Schöpfung einer Rechts- und Arzneischule an. Es sollte dies der erste Schritt zur Neugründung einer Akademie, d. h. der ehemaligen Universität bedeuten. — Das revolutionäre Gesetz vom 11. Juni 1793, die Kommunalgüter betreffend, sei aufzuheben, denn es widerspreche dasselbe dem gesunden Menschenverstand und der Billigkeit. Es ermächtigte nämlich alle majorennen Mitglieder der Gemeinde, männliche und weibliche, sich über das öffentliche Eigenthum und dessen Verwendung auszusprechen. — Die Besoldung der Maire's scheine gerathen. — In der Haltung der Civilstandsregister herrsche unsägliche Unordnung und zeigen sich vielfache Lücken. — Er faßt seinen Bericht in den bedeutsamen Worten zusammen: Es müsse jede Spur der Revolutionszeit ausgelöscht werden. — Der Präfect werde künftig im eigentlichen Sinne verwalten. Die nicht veräußerten Nationalgüter seien den Emigrirten wieder herauszugeben und dem ungeheueren Mißbrauch, der bei dem Loosschlage der Güter stattfand, ein Ende zu machen.

Der Generalrath geht selbstverständlich auf die Vorschläge des Präfecten ein, einigermaßen sogar

darüber hinaus und beantragt eine völlige Reorganisation des Justizwesens, anderer gemeinnütziger Anordnungen nicht zu gedenken. Das Bedürfniß aus dem Wirrwarr einer unseligen Epoche sich frisch herauszuarbeiten, macht sich augenscheinlich fühlbar. — Zu dem ersten Konsul wenden sich alle Blicke; von ihm erwartet ein Jeder Heil und Segen. — Die Adresse des Generalraths gibt diesen, damals ungeheuchelten Gefühlen, einen bestimmten Ausdruck.

Die Session des XI. Jahres der zum Kaisertum hin neigenden Republik zeigt uns ungefähr dieselben Namen, die wir in vorigen Jahren erwähnt. Ein neuer Präfect, Shée, eröffnet die Sitzung; Türckheim ist Präsident, Thomassin Secretär. Die Verhandlungen beziehen sich ebenfalls meist auf die schon bezeichneten Gegenstände. — Für das Lycéum wird ein Geschichts- und deutscher Sprach-Katheder begehrt. — Dem Präfecten stellt man den Ankauf einer für die bischöfliche Residenz verfügbare Wohnung anheim. — Für die katholische Geistlichkeit wird eine Zulage der Besoldung verlangt. — Die Einkünfte des Frauenhauses seien ausschließlich zum Unterhalt des Münsters zu verwenden.

Außerhalb des Verlaufs der officiellen Verwaltungsangelegenheiten findet eine merkwürdige Besprechung statt: sie bezog sich auf die Lage und die Beschäftigung der Israeliten im Elsaß und deren nachtheiligen Einfluß auf die ländliche Bevölkerung. Dieser Gegenstand, der in's Lebensmark eingriff, kömmt auch in den folgenden Sessionen wieder zur Berathung und endet in

dem eigenmächtigen aber heilsamen Dazwischentreten der Regierung.

Zur selben Zeit war die Pferdepost zu Epfig aufgehoben worden. Gegen diesen Beschluß protestirt der Generalrath. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß die Straße von Schlettstadt über Oberehnheim nach Straßburg öfters eingeschlagen wurde, weil die nähere directe Route über Benfelden sich in unwegsamem Zustande befand.

In der Session des XII. Jahres der Republik treffen wir auf Mitglieder, die nunmehr aus der freien Wahl ihrer Mitbürger hervorgegangen. Unter den neu Eintretenden stoßen wir auf Dietrich (den Sohn des ersten Maire's von Straßburg), der gleich zum Secretär unter der Präsidenz des Herrn von Wangen ernannt wird. — Dem ersten Konsul wird eine verdiente, nur etwas declamatorische Belobung gespendet. Der Civilcodex trat gerade in's Dasein.

Aus den Verbalprozessen ersehen wir, daß die Steuereinnehmer von jetzt an lebenslänglich durch die Regierung ernannt werden.

Der Departementalrath besteht, wie immer, auf freier Ausfuhr des Getreides in die Schweiz, und führt statistische Belege zur Befürwortung seines Begehrens an.

Der Ankauf des Hotel Luckner für die bischöfliche Wohnung scheint dem Rathe sehr geziemend. — Auf die Gründung eines allgemeinen Arbeitshauses ist er bedacht. — Gegen die Vervielfältigung der Lotteriebureaux spricht er sich mit Heftigkeit aus. Erwägen wir die damaligen Umstände, so war dieses Dazwischentreten gewiß freimüthig und lobenswerth.

Als er im Floréal des Jahres XIII. zusammentrat, war das Kaiserreich schon gegründet. Die „Citoyen's“ sind zu Grabe getragen; in seiner Anrede bedient sich der Präfect des halbverlernten Ausdrucks: »Messieurs». Der Kaiser ist ihm schon „der unsterbliche Napoleon.“ — Schon besteht eine Senatorerie in Molsheim, eine Cohorte der Ehrenlegion im Elsaß.

Ein Bericht, der für uns eine halb tragische, halb komische Seite bietet, bezieht sich auf die Thätigkeit einer Marinewerkstätte in Straßburg. Es hatte dieselbe vier — sage vier — Kanonenschaluppen gezimmert und selbe in den Hafen von Dortrecht abgeliefert. Von dort stießen sie zur großen Boulogner Flotille, nicht gefahrlos; denn zwischen Calais und Boulogne wurden sie von der englischen Flotte beinahe zu Grunde gebohrt.

Mit der badischen Regierung wurden Verhandlungen angeknüpft, um in den Wäldern des Kinzigthales Bäume zur Schiffbemastung zu fällen. — Das Traumbild einer Landung in England zerfloß aber, wie allgemein bekannt, in Dunst und Nebel.

Hatte der Generalrath in voriger Session gegen die Lotterie geeifert, so erlaubte er sich diesmal noch heftigeren Einspruch gegen eine Spielhölle in Straßburg.

Die Session von 1806 erstreckte sich vom 1. bis zum 15. Juni in dem hôtel de la préfecture. Unter den neuerwählten Mitgliedern treffen wir 1) den General Fririon, der aber in Neapel bei der kaiserlichen Armee angestellt, hier nicht erscheint; 2) den Ingenieur Kastner, den Erbauer der ständigen Rheinbrücke.

— Dieser letztere wird gleich zum Secretär, unter dem Präsidenten Türckheim, ernannt. — Diesmal bezieht sich die Hauptverhandlung auf die Korn-, Heu- und Fuhrenrequisitionen, für den vorjährigen Durchzug der großen Armee und die Organisation der Nationalgarde. — Der Präfect berichtet über den Ausbau der Orangerie und die Verhandlungen zum Ankauf des «hôtel de la prévôté» für die bischöfliche Residenz. — Aus demselben Bericht ersehen wir, daß die Bevölkerung des Departements sich damals auf 578,000 Einwohner belief. Der Bezirk (arrondissement) Weißenburg war durch die Rückkehr vieler Emigrirten allein fast auf's Doppelte gestiegen. — Dem Präfecten wird wohlverdienter Dank für die Dienste gespendet, die er in der schwierigen Lage des Departements während dem Durchzug der Boulogner Armee im September und Oktober 1805 geleistet.

Die Session vom Jahre 1807 (15.—29. October), unter Türckheims Präsidenz, bietet keine ausgezeichnete Berathung. Es ist darin die Rede, das bischöfliche Seminar in den Gebäulichkeiten von Sct. Johann unterzubringen. Eine für die Sanitätsverhältnisse der israelitischen Bevölkerung des Niederrheins höchst unerquickliche Note findet sich in diesem Jahrgang. Auf 391 zu diesem Bekenntniß gehörende Conscribirte mußten 299 zum Militärdienste untauglich erklärt werden. Nun dies Verhältniß hat sich seitdem erheblich zum Bessern gewendet.

Die Session von 1808 war auf 1809 verlegt worden. Hr. von Wangen figurirt jetzt schon als „Wangen v. Geroldseck". Unter neueingetretenen Mitgliedern

treffen wir auf die Namen der Herren Nebel, in Hagenau, Michael Saglio, in Straßburg, Saum, Fabrikant zu Straßburg, Zorn von Bulach, Eigenthümer in Hangenbieten, Renouard von Bussierre, Banquier in Straßburg. — Farges-Méricourt legt dem Generalrath das «Annuaire du Bas-Rhin» vor; wie allbekannt wurde dieses officielle Verzeichniß der Beamten und Notabilitäten des Departements mit vielfachen Belegen seitdem jährlich regelmäßig fortgesetzt.

Mit der Expropriation der Grundstücke für den künftigen Kanal Napoleon (Rhone und Rheinkanal) wird der Anfang gemacht. — Der Rath trägt auf die Verlegung des Appellhofs von Colmar nach Straßburg an; diese Anfrage wird wiederholt, doch immer abschlägig beantwortet.

Gegen die Wucherzinse und Verschreibungen schritt in diesem Jahr die kaiserliche Regierung ein und erntete bei der ackerbautreibenden Bevölkerung tiefgefühlten Dank. — In dieses Jahr fällt ebenfalls die Gründung der Academie von Straßburg mit vier Fakultäten — ein Ersatz für die ehemalige Universität. — Auch dafür drückt der Rath seine Erkenntlichkeit aus. — Die Anpflanzung des Tabaks ist in stäter Zunahme begriffen und der Handel, von Holland längs dem Rheine, durch Straßburg, in Aufschwung.

Die Session von 1809 war auf den 15. Februar 1810 verlegt worden. — Der Divisionsgeneral Schauenburg zählt unter den neuen Mitgliedern. Ohnlängst war der Präfect Shée zum Senator ernannt worden und eröffnet zum letzten Male den Generalrath. — Ein gegenseitiges ungeheucheltes Wohlwollen

zwischen dem abgehenden Verwalter und den Räthen findet einen gebührenden Ausdruck in der ersten Sitzung.

Der Generalrath erklärt sich gegen Heu- und Strohlieferungen an das im Departement stationirende Militär und trägt auf eine ganz andere Methode an. — Die Vertheuerung des Brennmaterials gibt zu gründlicher Erörterung Anlaß und es wird, besonders für die an große Waldungen grenzenden Gemeinden, eine eingreifende Uebersicht befürwortet. Es sei für jedes Gemeindemitglied mit Familie der Betrag des abzuliefernden Holzes zu bestimmen und mit allen der Regierung zu Gebote stehenden Mitteln, auf die Einführung der Steinkohlen als Brennmaterial einzuschreiten. — Eine den Civilstand der wieder eingewanderten Emigrirten betreffende Verordnung gab ebenfalls zu Erörterungen Anlaß. Es wurden nämlich die während der Auswanderung in der Fremde von Franzosen geschlossenen Ehen als in Recht bestehend anerkannt. Ausnehmend viele Elsässer waren dabei betheiligt.

Die Sessionen der Jahre 1810—1814 fallen in die Verwaltungsperiode von Lezay-Marnesia. Es stund zu erwarten, daß die Berathungen sehr ergiebig ausfallen würden; aber die Acten dieses ausgezeichneten Administrators, dessen Gedächtniß im Elsaß nicht erloschen ist, wurden auf seinen eigenen Betrieb ins Werk gesetzt; die ungemeine Thätigkeit, die er auf das Medizinal- und Schulwesen, auf den Tabakbau, auf die Baumpflanzungen und die Ausführung der Straßen und Vicinalwege wandte, entsprang aus seinem angeborenen schöpferischen Hange, den er schon als Prä

fekt in Coblenz an den Tag gelegt. Der Generalrath konnte nur schon Ausgeführtes oder Unternommenes beloben und sich mit dem Vorstande des Departements in vollem Einverständniß erklären.

Die Session von 1813 (im März) fiel in die Unglücksperiode des ersten Kaiserreichs. — Der russische Feldzug hatte die besten Kräfte des Landes und der Alliirten aufgezehrt: es sollte, zur Fortsetzung des Krieges, eine neue Armee aus der Erde gestampft werden. Ueberall, selbst in den Schulen, wurden Beiträge zum Ankauf von Regimentspferden gesammelt. Die drückenden Maßregeln der Conscription wurden von Lezay so schonend durchgeführt, als es die unerbittlichen Reglements gestatteten; daß die Popularität des Präfecten dabei nicht zu Grunde ging, ist ein Beweis mehr für seine persönliche Beliebtheit. Sie bethätigte sich ebenfalls in den angstvollen Wintermonaten von 1813 auf 1814, während den epidemischen Hospitalfiebern und der Blokade. — Wir haben hier nicht mehr auf das tragische Ende des Präfecten, bei der Rückkehr von Landau, wohin er den jugendlichen Herzog von Berry geleitet, zurückzukommen: Lezay-Marnesia war, kurz vor der Vereinigung des Generalraths, den Folgen seines Wagensturzes erlegen; und als in der ersten Sitzung (15. October 1814) der Präfecturrath Burger mit wenig Worten den öffentlichen Schmerz, die allgemeine Trauer betonte und darauf antrug, die Kosten des Leichenbegängnisses durch das Departement zu bestreiten, erfolgte selbstverständlich der einstimmige Zuruf der Mitglieder. — Dies war aber nicht die einzige vorliegende Finanzangelegenheit. Lezay-Mar-

nesia, durch seine gemeinnützigen Unternehmungen und von dem Triebe, Vieles zu leisten, angespornt, hatte sich nie in den Grenzen der ihm persönlich angewiesenen Gelder gehalten und ebenfalls die Departementalanweisungen nicht immer befolgt. Doch nicht der geringste Tadel wurde laut, so sehr lagen die uneigennützigen Absichten des Hingeschiedenen zu Tage. Die königliche Regierung wurde für die Tilgung dieser Schuldenlast — und nicht vergebens — angesprochen.

In derselben von Türckheim präsidirten Versammlung stellte man eine nicht unbedeutende Reihe von Wünschen und Vorschlägen an die bourbonische Regierung; sie bezogen sich theilweise auf wiederholte Forderungen der vergangenen Jahre, zum Theil auf neue Objecte, zuvörderst in der Besteuerung; doch stieß man dabei auf Widerstand oder klopfte an verschlossene Thüren. Frankreich war durch die letzten Kriegsjahre tief heruntergebracht und Ludwig XVIII. konnte mit dem besten Willen seinen beim Einzug in Paris gegebenen Versprechen keineswegs nachkommen; kaum fünf Monate später brach mit der Rückkehr des Kaisers von der Insel Elba ein neuer Sturm los, dessen furchtbare Nähe sich in dem Generalrath von 1815 fühlbar vernehmen ließ.

Außerordentliche Session, im Monat März 1815.

Die verhängnißvollen Tage des Jahres 1815 trafen die Bourbonen in Paris unvorbereitet, rathlos. — Der abgesetzte Kaiser hatte die Insel Elba verlassen, war mit einer kleinen Schaar treuer Kriegs-

gefährten bei Cannes gelandet und marschirte auf Grenoble, Lyon, Paris. In ihrer Noth berief die königliche Regierung die Departementalräthe, hoffte in diesen Repräsentanten der höhern Klasse eine tüchtige Stütze zu finden: an Zusicherungen, an Ergebenheitsadressen ließen es die Räthe nicht mangeln, noch kurz vor dem Einzug Napoleons in die Tuilerien. Der Generalrath des Niederrheins hatte sich am 15. März unter der Präsidentschaft des Herrn von Montbrison, damaligen Rectors der hiesigen Akademie, versammelt; Graf von Kergariou, der Königliche Präfect, hatte ihnen eindringlich ans Herz gesprochen; es erfolgte eine bombastische Erwiederung: vom „unseligen (fatal) fremden Korsen" ging die Rede. — Die schnelle Reorganisation der mobilen Nationalgarde wurde besprochen und verordnet. — Als am 18. März der Präfect die Beschlüsse des Wiener Kongresses gegen den „Korsen" mittheilte, schien, officiell wenigstens, ein neuer Hoffnungsstern am Horizonte aufzugehen; noch schwelgte man in Siegestrunkenheit; die Proviantirung der niederrheinischen Festungen wurde indeß zur Vorsorge beschlossen und noch am 20. März die sofortige Armirung der royalistischen Freiwilligen berathen. — Inzwischen war Napoleon in Paris eingezogen und auf den Armen seiner getreuen sieges- und hoffnungstrunkenen Anhänger aus der Reisekalesche gehoben, in die von Ludwig den XVIII. kaum verlassenen Prunkgemächer des Schlosses getragen. — Die Nachricht dieses Glückwechsels gelangte gerüchtweise am 23. März in Straßburg an. Hr. von Montbrison eröffnet noch die Sitzung des Generalraths, aber reicht seine De-

mission ein und bittet den ältesten der anwesenden Räthe, Herrn Zorn von Bulach, zu präsidiren. Leicht zu errathen ist die Stimmung der Wenigen, die so bis ans Ende ausbielten. Am 25. März verkündet ein Brief des Präfecten, halbverschleiert, die große Umwälzung. — „Den Instructionen zufolge, die ich soeben erhalte, und nach den jetzigen Vorfällen ist die Zusammenkunft des Generalraths fürderhin zwecklos." — Es wäre schwer, einen vollzogenen Regierungswechsel euphemistischer anzudeuten. — Hr. v. Kergarion wurde, nicht auf die verbindlichste Weise, von einer Bürgerdeputation zum Departemente hinaus komplimentirt; sein imperialistischer Nachfolger, Jean de Brie, nahm kurz darauf die Verwaltung in die Hände, hatte aber weder Zeit noch Beruf einen Generalrath zu versammeln.

Der Generalrath des Niederrheins unter der Restauration.

Mit dem 30. Mai 1816 trat die erste etwas ruhigere Session unter den Bourbonen ins Leben. Der streng royalistische Präfect, Graf von Bouthillier, eröffnete sie mit einer taktlosen Tendenzrede, die von Siegesjubel überfloß und auf das gebeugte Haupt des Gefangenen von St. Helena die verächtlichsten Schmähreden häufte. Wohl hatte der gefallene Kaiser viel gefrevelt: sein letztes Wagniß kostete Frankreich einen Theil seiner Grenzländer und viele Todesopfer; allein es war unvorsichtig, in Mitte einer zur Hälfte napoleonisch gesinnten Bevölkerung sich dergleichen Aeuße-

rungen zu erlauben. — Der geschäftliche Theil seines Redeprogramms erging sich hauptsächlich in Finanzangelegenheiten und dem Unterhalt der Occupationstruppen. Mittel und Wege mußten dazu aufgefunden werden und hiebei griffen die Mitglieder des Rathes dem Verwalter kräftig unter die Arme. Die Physiognomie der Versammlung war eine von der früheren ziemlich abweichende. Zwar blieben noch einige der früheren Räthe, aber das legitimistische Element war selbstverständlich mehr vertreten. So stoßen wir auf nachfolgende Namen: Gau de Baumerin, Kentzinger, Glaubitz, Reinach (v. Wörth), Gérard, Chevalier, Châtelain, Keppler u. a. m. Friedrich von Türckheim tritt an die Stelle seines Vaters. — Die Berathungen, die Berichte werden je mehr und mehr gründlich und umfassend, allzusehr für den beschränkten Zweck dieser Blätter.

Im April 1817 begann die Session unter dem peinlichen, fast trostlosen Eindruck der steigenden Theuerung aller Lebensmittel, nach den langen Kriegsjahren und der unergiebigen Ernte des Sommers von 1816. — Wohl flossen von der Centralregierung ansehnliche Beiträge für die Unterstützung der leidenden ärmern Volksklassen herbei; aber das Elend war auf einen Grad gestiegen, der jeder Hülfe spottete. — Man wolle nur zur Erinnerung bringen, daß das Viertel Waizen Fr. 100 kostete. — Wohl unter dem Einfluß dieser temporären Hungersnoth war eine Bittschrift eingelaufen, welche auf die Beschränkung der Ehen der Proletarier antrug. Dieser Vorschlag wurde selbstverständlich zurückgewiesen, auf bessere Zeiten und eine

ergiebige Ernte gehofft, die denn auch erfolgte und besonders im Jahre 1818 und 19 über das vielgeprüfte Elsaß das Füllhorn des Frucht- und Wein-Segens ausgoß. — In den geschäftlichen Berathungen ergingen sich die Mandatare des Niederrheins in schon oft angeregten Wünschen, z. B. die freie Einfuhr der Kolonialwaaren auf dem Landwege betreffend; das Tabaksmonopol und die Douanen wurden beinahe systematisch angegriffen. Es sind dies gleichsam stereotype Gegenstände der Verbalprozesse; und mit immer neuen Beweisgründen wurde gegen diese Fiskalverschanzung Sturm gerannt. — In der Session von 1818 stoßen wir zum erstenmale auf den Namen: Humann. Mit seinem ersten Eintreten nimmt er sogleich eine ausgezeichnete Stelle ein. Der Generalrath, die Handelskammer, die Verwaltungscommission des Hospiz' waren für den berühmten Staats- und Finanzmann die vorläufige Schule seines spätern Wirkungskreises.

Im Jahr 1820 verabschiedet sich der Präfect Baron Decazes, der nicht viel länger als ein Jahr dem Departement vorgestanden, und übergibt die Leitung der Geschäfte seinem Nachfolger, Baron Malouet, dessen Eröffnungsrede in der Session von 1821 sich durch eine kernige Sprache, philosophische Ansichten über die Pflichten des Verwalters und das Fernhalten jeder Gemeinplätze sich auszeichnet. Wir müßten uns gröblich irren, wenn dieser ausgezeichnete Mann nicht ein günstiges Gehör in dem Generalrathe gefunden, und im Departemente selbst einen wünschenswerthen Einfluß auf die versönlichen Gemüther geübt. Aber die Bourbonen wurden fatalistisch auf andere Bahnen

hingetrieben. — Im Jahre 1822 tauchen wieder einige neue Namen an Stelle Hingeschiedener oder anderswohin Berufener auf. — General Schaal folgt auf Herrn Rebel (von Hagenau); Herr Reibell geht in den Präfecturrath über und wird von Herrn Dietsch (von Bar) ersetzt. Die Präsidentschaft des Rathes bleibt, schon seit Jahren in den Händen des Herrn Renouard de Bussierre. — Der Präfect Malouet hatte einen schweren Stand; die Finanzmaßregeln, die Weinausfuhr betreffend, waren kaum zu beschönigen. Er mußte durch seine freimüthigen Aeußerungen in höheren Regierungskreisen mißfallen; von diesem Augenblick an war vermuthlich seine bevorstehende Abberufung schon beschlossen.

Die Session vom Juni 1823, durch den Marquis de Vaulchier eröffnet, bietet in der Rede dieses Verwalters zwei Hauptpunkte. Der Präfect beklagt sich über die durchgängige Mittelmäßigkeit oder Unfähigkeit der Maire's in den Dorfgemeinden und entwirft ein halb komisches Gemälde der Dorfrivalitäten. Es gehörte eine gewisse Keckheit zu dieser Erklärung; auch suchte Herr von Vaulchier diese Pille soviel als möglich zu vergolden. — Unumwunden drückt er sich zweitens über die mangelhafte Verbreitung der französischen nationalen Sprache aus, und fordert den thätigen Beistand aller befähigten Männer, diesem Uebelstande abzuhelfen. — Wir erwähnen blos die Thatsache und enthalten uns dabei jeder Schlußfolgerung.

In der Session von 1824 glänzt der Präfect, der zugleich Mitglied der Deputirtenkammer war, durch seine Abwesenheit. Eine merkwürdige Verhandlung über

die Reduction der 5% Rente, mit einem eingehenden Berichte, der vermuthlich von Humann herrührt, füllt eine bedeutende Seitenzahl der Acten.

In der folgenden Session (1825, Juli) erscheint ein neuer Präfect, Herr Esmangart, ein fähiger Verwalter und gemäßigter in seinen politischen Ansichten als sein Vorgänger. Unter den frischeingetretenen Mitgliedern bemerken wir einige, im Niederrhein und in Straßburg wohlbekannte Namen: den ehemaligen Intendanten Mathieu de Faviers, Herr von Münch, Baron Duperreux. — Die Sitzungen dieses Jahres sind ausgezeichnet durch viele gemeinnützige Vorschläge und interessante Verhandlungen. So wird z. B. der unsäglich traurige Zustand der Irren im Bürger-Hospitale beleuchtet und auf eine radicale Aenderung durch die Gründung einer speziellen Anstalt gedrungen. Der eingehende Bericht rührt von Herrn von Kentzinger her; er stützt sich auf die in der Salpetrière und zu Charenton gesammelten, von den Doctoren Pinel, Esquirol, Georget veröffentlichten Erfahrungen und Studien. Die angestrebten Neuerungen sind bei uns in den letzten Dezennien zu Stephansfelden verwirklicht worden. Es gereicht jedenfalls dem Andenken Hrn. v. Kentzinger's zu Ehren, hier vor beinahe einem halben Jahrhundert diese philantropischen Ideen angeregt zu haben. — Eine Reduction der Salzsteuer wird eindringlich verlangt und dabei auf die Agriculturverhältnisse des Elsasses, auf die Viehzucht speciell Rücksicht genommen. Der anonyme Bericht hierüber ist mit vieler Sachkenntniß geschrieben.

Auch mit dem Archivwesen befaßt sich der nieder-

rheinische Generalrath ernstlich, zwölf Jahre bevor das Ministerium des Innern diesen Verwaltungszweig organisirte. — Mit anderen Generalräthen theilt der hiesige die Initiative für eine Reform des Penalcoder und der Gesetzgebung über das Hypothekarwesen. Für die Landgemeinden des Departements begehrt er die Erlaubniß, in den Waldungen die gefallenen Blätter aufzulesen, ein Antrag, welcher Jahre hindurch zum Gegenstand einer lebhaften Discussion bleibt. — Gegen die etwaige Abschaffung des königlichen Appellhofs in Kolmar erhebt er sich selbstverständlich und betont vorzüglich die unumgängliche Dringlichkeit, im Elsaß ein Tribunal zu besitzen, allwo doch wenigstens einige Räthe der deutschen Sprache mächtig wären.

Die Gründung von Armen-Kolonien scheint dem Rathe aus philantropischen Rücksichten geboten. Sechzehn Jahre später führte der Straßburger Maire, Friedrich Schützenberger in Ostwald diesen Vorschlag willenskräftig aus; petuniäre Vortheile erwuchsen freilich der Stadt nicht aus dieser Anlage; sie entsprach aber einer Zeittendenz und diente einige Jahre später, als geeignete Unterlage für eine Kolonie junger Sträflinge.

Im Elsaß war schon lange her die Pferdezucht für die Ackersleute keine geringe Angelegenheit. — Diesem populären Zweige der Landwirthschaft ließ der Generalrath stets eine günstige Aufmunterung widerfahren und trug auf öffentliche Prämien an. — Auch den totalen Wissenschaften blieb er nie entfremdet. — Gottfried Schweighäuser's antiquarische Forschungen, die er mit seinem Freunde Golbery anstellte, fallen in diese

Zeit; belobend, zum Theil auch mäßig unterstützend greifen die Vertreter des Niederrheins in dieses elsäßische Streben ein. — Für das Handelsrecht verlangten sie einen Specialkatheder an der Rechtsfakultät. — Für Straßburg und den Elsaß war im Durchschnitt die Restaurationsepoche eine strebsame Zeit.

In den officiellen Anreden des höchsten Magistrats hört man gewöhnlich nur den volltönenden Anklang des Lobes; die localen Beamten alle haben ihre Pflicht erfüllt, ultra posse; wenn nicht alles erreicht worden, wenn nicht allen ausgesprochenen Wünschen genügt wird, da liegt die Schuld anderswo, an unzureichenden Mitteln, an dem Widerstand der Ministerien, an dem Wohl des Ganzen, welches von der Centralbehörde berücksichtigt werden mußte. Fällt ausnahmsweise ein Streifschatten auf das sonnenhelle Gemälde, da muß die Wirkung doppelt groß sich erweisen. So sehen wir mit Verwunderung in der Rede des Herrn Esmangart a. 1826, daß der Departementalarchitekt — wir wollen seinen Namen nicht bloslegen — nicht zu gehöriger Zeit dem Präfecten Pläne, Risse, Kostenanschlag für das projectirte Irrenhaus vorgelegt. — Herr Esmangart wirft dem unglücklichen das harte Wort an den Kopf: „Es fehlt ihm nicht das Talent, aber der Eifer und die Arbeitsfähigkeit." — In derselben Sitzung von 1826 liegen ausgedehnte Berichte über die innern Bauten im Correctionshause, über das große Seminar, über die Akademie vor.

Ein kapitales Geschäft, die Grenzregulirung des Rheins zwischen Frankreich und dem Großherzogthum

Baden, fällt ebenfalls auf die breiten Schultern des Präfecten. — General Guilleminot, der bis dahin sich damit befassen sollte, war, wie es schien, saumselig und verschanzte sich hinter dem streitigen Ceremoniell. Kaum war der Präfect mit dem Anliegen betraut, wußte er sich auch mit dem großherzoglichen Bevollmächtigten, Baron von Berckheim, in gutes Vernehmen zu setzen und die schwierige Arbeit zu fördern. — Ein anderes nicht geringes Geschäft war abzuwickeln, wir meinen die Indemnität, welche den Emigrirten durch das Gesetz von 1825 für ihre vor 30 Jahren confiscirten Güter bewilligt worden. Im Niederrhein allein mußten 1200 persönliche Anliegen dieser Art beim Ministerium in diesem Jahre besorgt werden. — Esmangard faßte ebenfalls den Plan für ein öffentliches Leihhaus und versetzte damit dem Privatwucher einen tüchtigen Stoß. — Unter ihm wurde die erste Idee zu dem Marne- und Rheinkanal angeregt und unter einem Präfecten des Julikönigthums ausgeführt.

Die Niederbronner Thermen bilden ein ständiges Kapitel in diesen jährlichen Departementalsitzungen. Im Jahr 1826 waren zur Bequemlichkeit der Kurgäste gewisse Vorrichtungen geboten, die ich hier nicht näher bezeichnen darf, welche der Berichterstatter indeß mit cynischer Gelassenheit andeutete und mit seinem Vortrage, den glücklichen täglichen Verlauf der Kur bezweckend, gewiß die ernsten Falten auf seiner Collegen Stirne glättete.

Die folgenden Sitzungen, die noch während drei Jahren unter den Bourbonen zusammenberufen wurden, trugen im Niederrhein so ziemlich dieselbe Physiognomie.

Die schon angeregten Pläne von öffentlichen Bauten, Straßen, gemeinnützigen Anstalten wurden systematisch weiter geführt; bis zur Julirevolution blieb derselbe umsichtige Präfect an der Spitze der Verwaltung. Er trieb die Gemeinden zur Niederlegung ihrer Ersparnisse in den öffentlichen Schatz an; er hatte ein stätes Augenmerk auf die Rheinregulirung, auf die Waldungen und auf das Armenwesen. Während der Sitzung vom September 1828 stellte er den Generalrath Karl dem Zehnten vor, der gerade um dieselbe Zeit das Elsaß bereiste, und mochte sich mit dem Bewußtsein brüsten, einer der geschätztesten, auf beide Seiten hin gut angeschriebenen Präfecten zu sein. Er hatte den König zu dieser Rundreise bewogen und dem Monarchen in dem für ultraliberal verschrieenen Departemente einen enthusiastischen Empfang bereitet. Es war ein Silberblick in Karls des Zehnten Regierung; hätten der alte König und seine Freunde diese günstige Reaction in der öffentlichen Meinung verstanden, die Geschicke Frankreichs waren damals noch in andere Bahnen zu lenken und die Ovationen im Elsaß hätten sich zur Eingangspforte einer neuen konstitutionellen Aera gestaltet. Doch es war in den Sternen anders beschlossen.

Der Departementalrath des Niederrheins unter der Juliregierung.

Im Jahre 1830 kam es nicht mehr zu einer Rathsversammlung im Niederrhein'schen Departement. Das

Gewitter der Julitage brach nicht unversehends, aber doch gegen alle Erwartung mit erschütternden Donnerschlägen los: es machte eine Dynastie einer andern Platz, und als im Mai 1831, unter dem Präfecten Rau de Champlouis die Mandatare des Niederrheins zusammentraten, fand sich eine bedeutende Anzahl neuer durch königliche Ordonnanz ernannter Mitglieder in ihren Reihen. Ein Grundstock der ältern blieb noch übrig; allein mehrere hatten dem Julikönigthum ihren Eid verweigert. — Es treten uns folgende neue, meist bürgerliche Namen entgegen: Monnet, Maire von Zabern, Goulden, Maire von Bischweiler, Mörlen, Richter in Straßburg, Coulaux, Eigenthümer daselbst, Tietz, Maire von Barr, ꝛc. ꝛc. Humann präsidirt. Nebel fungirt als Secretär. — Die Gegenstände der Berathung, sollte man denken, müßten ebenfalls mit der Staatsumwälzung gleichen Schritt halten und sich diametral von den frühern unterscheiden. Dem ist indessen nicht so. Die Verbalprozesse bewegen sich so ziemlich in denselben Geschäftsfächern wie früher; und eigentlich erfahren wir nur durch die Antrittsrede des Herrn Rau de Champlouis, daß die Bourbonen der ältern Linien durch ihren Eidbruch die Krone verloren und daß die jüngere Linie auf festern, unerschütterlichen Grundlagen ruhe. Das klingt jetzt nach drei und vierzig Jahren fast wie eine Ironie; auch der gute wohlwollende Verwalter, der sich so bestimmt über Frankreichs Zukunft aussprach, stand nicht auf sehr festen Füßen und war nicht auf Rosen gebettet. Bereits eine zweite Sitzung, im Herbste desselben Jahres 1831 fand ihn nicht mehr an der Spitze der hiesigen Ver-

waltung. Er hatte einem localen Aufstand wegen Zollgebühren nicht eine feste Stirne geboten und machte einem, wie die Regierung glaubte, fähigern Charakter Platz. — Wir wollen indeß den Begebenheiten nicht vereilen und kehren einstweilen zu den Berathungen des Monats Mai 1831 zurück.

Die gestörten öffentlichen Verhältnisse und die Noth der arbeitenden Klassen ließen die Organisation von temporären Werkstätten erwünscht erscheinen; selbstverständlich mußte der Departementalrath sich mit dieser Angelegenheit beschäftigen. — Die Vorlagen zu einem Municipalgesetz wurden discutirt und die zweckmäßigere Vertheilung der Gemeindegüter besprochen. — Wie in den frühern Sitzungen, begehrte der Rath einen Abschlag auf die Besteuerung des Salzes und bei dieser Gelegenheit erging sich — es ist kaum glaublich — der Berichterstatter über den zunehmenden „verderblichen" Gebrauch des Biers. — „Das Bierconsum sollte besteuert werden, zum Vortheile der elsässischen Bierbrauer und noch auf mehrere bezeichnete Luxusartitel, um die Herabsetzung der Salzsteuer zu ermöglichen, eine Abgabe gelegt werden." — Wie würde wohl ein Vorschlag dieses Inhalts heute aufgenommen? . . . . .

Mit Befriedigung konnte der Präfect ankündigen, daß alle Gemeinden des Unter-Elsaß mit Schulen versorgt wären. Es war in diesem Zweig des Gemeinwesens der erste entscheidende Schritt zum Bessern.

In der Spätjahrssitzung galt es hauptsächlich über den Antheil zu berathen, welchen unser Departement

an den vierthalb Millionen zu nehmen habe, die vom Staate für außerordentliche öffentliche Bauten ausgeworfen waren. Man glaubte hier die Anfrage auf eine Summe von Fr. 100,000 beschränken und solche besonders zur Aufbesserung der Departementalstraßen verwenden zu müssen.

Die Session von 1832 bietet eine gegen die frühere abstechende Seite. Bis jetzt war selten oder nie eine Opposition zwischen den Berichterstattern, den Bureaux und dem Rathe selber zu bemerken; es herrschte beständig eine collegialische Einstimmigkeit in den Ansichten und Beschlüssen. — Diesmal erregte ein Rapport über die Eindämmungen des Rheins und die dazu benöthigten Ausgaben, welchen der Ingenieur en chef Conturat und der Berichterstatter dem Departement aufbürden wollten, einen bestimmten Widerspruch. Der Vorschlag wurde geradezu verworfen und das Prinzip festgestellt: Es sei der Staat zu diesen kolossalen Ausgaben verpflichtet; denn es gelte hier der materiellen Sicherstellung der Grenze.

Die Gründung einer Irrenanstalt beschäftigte ernstlich die Rathssitzung. Den früheren Plänen wurde förmlich entsagt. Die Lokalität von Stephansfeld bei Brumath ward zur Herrichtung des Asyls vorgeschlagen und die Kosten auf circa Fr. 230,000 berechnet. Ein Anleihen des Departements und Rekurs an die Hilfeleistung des Staats wurden beschlossen. Es ist allgemein bekannt, daß bald darauf mit den Arbeiten der Anfang gemacht wurde.

Ein bezeichnender Umstand für die Lage findet

sich in der Eröffnungsrede des Präfecten Choppin d'Arnouville. — Am 1. Juni, dem Tage der Zusammenberufung des Raths, erging sich der Vertreter der Regierung in Ausdrücken, welche die Sicherheit der öffentlichen Zustände als eine unumstößliche Thatsache hinstellten und beinahe auf eine rosenfarbene Zukunft hinweisen. Wenig Tage später brach in Paris der Juniaufstand los; die Regierung Ludwig Philipps bewältigte denselben, allein nicht ohne Straßenkampf und den Fernsehenden wurde augenscheinlich, daß die Grundpfeiler der Gesellschaft in Frankreich immer noch auf gefährdeter Unterlage ruhten. Auch in Straßburg, der gegen Paris gehaltenen, unbedeutenden Stadt, sollte mehr als einmal unter dem Juliregime der Horizont sich trüben.

Im Jahr 1833 schien, zur Regelung des Rechnungswesens, eine doppelte Session geboten. Während dem Monat Januar kamen die Räthe zum erstenmale zusammen, besprachen sich aber nur über die nöthigsten Geschäfte und verlangten wiederholt eine Herabsetzung des Eingangszolles am Rhein, für die aus Deutschland gezogenen Rinder. Zwei Jahre zuvor hatte dasselbe Bedürfniß der elsässischen Viehzüchter und der Konsumenten den Auflauf verursacht, welcher dem Vorgänger Herrn Choppin d'Arnouville's in Paris so übel angeschrieben wurde.

Der Präfect konnte mit gutem Bewußtsein auf den herrlichen Zustand der Straßen im ganzen Departemente hinweisen und dem Generalrathe für den seit Jahren geleisteten Beistand das gebührende Lob spenden.

In der zweiten Session, sechs Monate später, finden

wir unter den neuen Mitgliedern den Dekan der medicinischen Fakultät, Caillot, und den Kommandanten des Departements General Meusian. — Der Elementar-Unterricht in den Volksschulen wird einer gründlichen Besprechung unterworfen und die gehörige Besoldung der Schulinspecteren angeregt. — Für die Ausgaben der Rheinarbeiten wird wiederholt eine beträchtliche Erhöhung des angewiesenen Kredits befürwortet, und vergleichsweise auf die großherzoglich badische Regierung hingewiesen, die bedeutende Opfer für denselben Zweck, ohne zu markten, brächte. Auch eine lithographirte Karte über den Lauf des Stroms wird zur Orientirung vorgelegt. Ingenieur Couturat wird für sein thätiges Eingreifen belobt. In späterer Zeit vernahm Schreiber dieser Zeilen nichtsdestoweniger sehr heftige und mitunter zu Recht begründete Angriffe gegen das befolgte System in der Ufereindämmung. Der jährlich verlangte Kredit wird auf Fr. 450,000 festgesetzt. — Zum erstenmal taucht die Eisenbahnfrage auf. Der Generalrath äußert den wohlgemeinten Wunsch, es möge die Regierung Studien für eine Hauptbahn von Havre über Paris nach Straßburg und für eine Zweigbahn von hier nach Basel ausschreiben. Es sollten noch anderthalb Dezennien verfließen, bevor das ganze Project ausgeführt wurde.

In der Session von 1834 treffen wir, da die Mitglieder nach dem Junigesetz von 1833 aus der freien Wahl hervorgegangen, eine ganze Reihe neuer Namen, worunter wir auf Schattenmann (von Buchsweiler), Mulotte (von Saar-Union), Theodor Humann, Sohn des Ministers, Carl, Maire von Molsheim, Sauvage

(von Straßburg), General Kessel, Florent Saglio u. s. f. aufmerksam machen.

Zum erstenmale werden die Verbalprozesse dem Druck überliefert und bilden bis auf's Jahr 1869 eine ununterbrochene Sammlung. Mithin sollten wir uns vielleicht bescheiden, nicht ferner über die Verhandlungen zu berichten, indem ja die gedruckten Bände einem jeden zugänglich. Nur erlauben wir uns hinzuzufügen, daß komplete Sammlungen auf eine geringe Zahl zusammengeschmolzen sind und bald zu bibliographischen Raritäten gehören werden. Wir können somit im Fluge die übrigen Jahre der Thätigkeit des ehemaligen Generalraths berühren, aber uns so viel wie möglich an eine allgemeine Charakteristik halten.

Von 1834 bis 1836 war Choppin d'Arnouville noch an der Spitze der Verwaltung; er beschränkte sich, als trockener Geschäftsmann, in seinen Anreden lakonisch auf das nöthigste. Die Verhandlungen selbst werden immer ausgedehnter und berücksichtigen eine Unzahl lokaler und persönlicher Interessen. Hin und wieder tauchen sonderbare unerwartete Symptome auf. So wird z. B. im Jahre 1834 der erste Angriff auf die protestantischen Stiftungen gemacht und verlangt, daß die Konsistorien für jeden gerichtlichen Akt die Meinung und die Autorisation des Präfekturraths einholen sollten. Die Rechnungen sollten demselben Modus wie die Kommunalrechnung unterworfen werden. Der Vorschlag wurde nicht nur berücksichtigt, er wurde angenommen, und bahnte, auf anscheinend gesetzlichem Pfade, den Weg zu spätern ernsthaftern ungerechtfertigten Angriffen.

Die Herabsetzung der 5% Rente wurde besprochen; man ersieht hier den Einfluß, welchen der Finanzminister Humann auf seine Collegen ausübte. Er wurde regelmäßig, auch wenn er nicht anwesend, zum Präsidenten der Session gewählt, Florent Saglio, sein Freund und Verwandter, ersetzte ihn gewöhnlich. Der tüchtige Handelsmann Nebel war oft Schriftführer.

Im Jahre 1835 wurde die Verfertigung einer geologischen Karte des Niederrheins beschlossen und die gehörigen Fonds vorläufig angewiesen. Den Grund zu dieser Arbeit legte der einheimische Ingenieur Voltz, ein bewährter Geologe und Freund des berühmten Naturforschers Agassis. Nach seinem allzufrüh erfolgten Tode kam die Arbeit in eine fähige Hand. Von 1840 an wurde der jugendliche Professer Daubrée damit beauftragt und führte sie glücklich aus. Sein Werk ist für den Niederrhein ein opus aere perennius. Es trug ihm Dank und vielseitige Ehren ein.

Wir geben kursorisch auf 1836 über. Schon damals konnte der Präfekt, bevor das Ministerium des Innern sich mit diesem Zweig der Verwaltung beschäftigte dem Generalrath eine tüchtige, praktische Regulirung des Gefängnißwesens vorlegen.

Die Irrenanstalt Stephansfeld war seit beinahe einem Jahr eröffnet, gab aber zu größeren Ausgaben, als deren vorausgesehen waren, Anlaß. Ursprünglich nur für die ärmeren Classen bestimmt, strömten dem Asyl bald aus den bemittelten Familien des Niederrheins und der benachbarten Departements hülfesuchende

Kranke zu. Die Militärverwaltung nahm ebenfalls Zuflucht zu der neuen Anstalt. Der Rath bewilligte jede geforderte Zulage. Galt es doch einem philantropischen Unternehmen, welches eine oft gerügte Lücke in dem Departement ausfüllte.

Der Rath wurde in dieser Sitzung von 1836 um eine Beisteuer für das Gutenberg-Denkmal und für ein Napoleonsmonument in Korsika angesprochen. Beiden Anfragen antwortete er verneinend.

Zum erstenmal kam die Trennung der Geschlechter in den öffentlichen Dorfschulen zur Sprache. Der Berichterstatter erklärte sich für den Fortbestand der damaligen Ordnung der Dinge und sah, für unser Klima und nach den angebahnten Gewohnheiten, durchaus keinen Uebelstand in dieser Lage. Der Generalrath gieng vollständig auf die Ansicht des Sprechers ein. Die vorgeführten Gründe waren durchaus nicht verwerflich; doch mochte wohl der Kostenaufwand für doppelte Schulen damals ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale werfen.

Der Putsch vom 31. October 1836 gab im Laufe von 1837 den Anlaß zur Abberufung des Herrn Choppin d'Arnouvilles. Die Session wurde im August von Herrn Sers eröffnet.

Er war wenige Tage zuvor in Straßburg eingetroffen, vom Departement der Loire, wo er in St. Etienne vor drei Jahren einen Arbeiteraufstand gebändigt, hierherberufen. Er trat vor den Rath, wo Humann präsidirte, mit dem Zutrauen, der Lage gewachsen zu sein. Herr Louis Sers war unstreitig eine

ausgezeichnete Persönlichkeit, vielseitig gebildet, thätig und die Mitarbeiter, die ihm unter die Arme griffen, wie Lezay-Marnesia, tüchtig benützend und anspornend; aufbrausend und liebreich, heftig wie ein Jüngling und besänftigend wie eine huldreiche Dame; ein mixtum compositum von Kontrasten, ein Product dreifacher Erziehung — in Deutschland, zu Paris und zu Wien, unter Jean Bon St. André, Decazes und Talleyrand. In seiner Antrittsrede vor dem Generalrathe herrschte ein ganz anderer Ton als in den früheren officiellen Discursen seiner Vorgänger; dem Verwalter ging der Denker und der Rhetoriker zur Seite. Seine hiesige zehnjährige administrative Laufbahn — nur Herr Migneret hielt so lange aus — lief indeß nicht ohne Widerspruch ab. Schon im dritten Jahre seines Aufenthalts im Elsaß wiederfuhr ihm, bei Gelegenheit der Stephansfelder Ausgaben, der vielleicht ganz unerwartete Tadel eines Berichterstatters, welcher auf Herunterſetzung der Pensionspreise und auf Oekonomie im Ankauf der Lebensmittel drang. Der Rath versagte indessen dem Präfecten seine Unterstützung nicht und ließ nur den Wunsch einer größeren Ersparniß durchschimmern. Und gerade dieser angegriffene Punkt wurde für Herrn Sers, wenig Jahre später, zu einem ausgezeichneten Kapitel in seiner Verwaltung. Die glückliche Wahl, die er in der Persönlichkeit David Richard's zum Director der Anstalt traf, stempelte das kostspielige Stephansfeld zu einem musterhaften Irrenhaus, dem jeder competente Richter die vollste Anerkennung zollen mußte.

Bereits im Jahre 1838 konnte Herr Sers auf die

nahe Ausführung der Basler Eisenbahnlinie hindeuten, die Vorstudien für die Pariser Linie ankündigen: den Loskauf der Kanäle aus den Händen der Compagnien, mithin die Zollfreiheit der inneren Schifffahrt, mit dem Generalrath thätig befürworten und den glücklichen Zustand des ackerbautreibenden Niederrheins — wenn er solchen gegen seinen industriellen südlichen Nachbar hielt — betonen.

Während der Session von 1839 wurde eine Bittschrift für die totale Befreiung des secundären Unterrichts, kraft des 39. Artikels der Charte, bei dem Rathe eingereicht; sie rührte von zwei Pensionschefs, Herrn Abbé Carl und Herrn Prof. Goguel her und ging nicht unbeachtet vorüber. Der Generalrath unterstützte lebhaft den ausgesprochenen Wunsch der ehrenwerthen Bittsteller und verlangte für ihre Institute eine Ausnahmsstellung bis ein Gesetz über diese wichtige Unterrichtsfrage sich ausgesprochen.

Wir dürfen das Jahr 1840 und die Sitzungen des Departementalraths im Monat August, als den Beginn einer überaus glänzenden Periode in der Laufbahn des Herrn Sers bezeichnen. Die Rede, womit er die Mandatare des Niederrheins begrüßt, bleibt keineswegs auf dem Terrain der Localverwaltung stehn: sie schwingt sich auf einen politischen und internationalen Standpunkt und eröffnet noch jetzt, nach mehr als dreißig Jahren, dem Leser einen Blick in weitere Regionen. Wie ist das möglich? wird ein Ungläubiger einwerfen; wie kann der Bericht über die Geschäftslage eines beschränkten Bezirks sich in seciale

Fernen verlieren, wenn er nicht in Bombast ausartet oder geflissentlich fremdartige Gegenstände in den Bereich seiner Darstellung zu ziehen bemüht ist? Nun, der Stoff bot sich von selber dar, und dann war die Persönlichkeit des Mannes der Art, daß sie den gegebenen Stoff zu veredeln wußte; aus der rohen Seide wob sie ein gefälliges Kleid.

Da war z. B., um nur eines herauszugreifen, die definitive Eindämmung des Rheins, die Regularisation des launenhaften Thalwegs an der Tagesordnung und durch die Traktate mit Baden zu einem Punkte gelangt, wo die Aussicht auf bestimmte, nicht allzufernliegende Erfolge erlaubt war. An diese friedfertige Vereinbarung knüpfte sich ein Traktat mit Holland für die Einführung der Kolonialwaaren und Hoffnung für den Wiederaufschwung des alten historischen Schiffergewerbes in Straßburg; dann rückte der Augenblick immer näher, welcher die Eisenbahnen in's Dasein rufen sollte; und auf die Ausdehnung der Vizinalwege heftete der Präfekt seine Augen mit fieberhafter Unruhe; er wollte schaffen, und er schuf, er ließ sich nicht beirren durch die Kriegssymptome, die in jenem Jahre vorübergehend in Mitteleuropa und im Orient wie Wetterleuchten durch die schwüle Atmosphäre zuckten. Und dann fürchtete er eventuell den Krieg nicht; es war eine noch so sehr von der napoleonischen Periode aufgeregte Natur, daß er an die Unverletzlichkeit und die Unbesiegbarkeit Frankreichs mehr als an das Evangelium glaubte. Hätte er die letzten Jahre erlebt, er wäre gebrochenen Herzens gestorben: denn schon der Sturz seiner geliebten Julidynastie hatte ihm einen

Stoß versetzt, wovon er sich nicht erholte und der ihm gebot, wenn er von dem Kaiser Napoleon III. sprach, denselben blos uneberbietig mit dem Pronomen: Er zu bezeichnen.

Mit Stephansfeld setzte er in diesem Jahre unbehelligt seine Pläne durch, beschäftigte sich mit den einzelnen Zweigen seiner Verwaltung, so z. B. mit der Reinigung der kleinern Gewässer, regte die Gemeinden zu Schulbauten an, verschmähte es nicht, den Zusammenkünften gemeinnütziger Gesellschaften beizuwohnen, und für die Verbesserung des Gefängnißwesens, ebenfalls durch den intelligenten Director Pitois sich zu verwenden. Dem Archivwesen zeigte er sich, besonders in historischer Beziehung, günstig und ermunterte die ersten Versuche des Archivars, der in demselben klimaterischen Jahre seine hiesige Laufbahn mit regelmäßigen Berichten eröffnete. Diese friedlichen Zeiten erschienen dem Rückwärtsschauenden fast wie Wolkengebilde, von der Abendsonne beleuchtet und in's Nichts zerrinnend.

In der Antrittsrede von 1841 erging sich Herr Sers vorzüglich in allgemeinen geographischen Betrachtungen über den Anschluß der künftigen Paris-Straßburger Bahn, jenseits Kehls, an Deutschlands Bahnen; er berichtet über die Einsetzung eines localen Komite's zur Regulirung der Schiffahrt von Straßburg und beruhigte über den unergiebigen Ausfall der Ernte. Die zahlreichen Specialberichte über die einzelnen Verwaltungszweige bekunden die fortgesetzte Thätigkeit, die, an schon vollendetes anknüpfend, immer neue Aussichten bietet.

Die Eröffnung der ganzen Bahnstrecke von Basel nach Straßburg war im Monat September 1841, in Gegenwart des Ministers der öffentlichen Arbeiten (H. Teste), mit großer Feierlichkeit in's Werk gesetzt worden. Es war hoch an der Zeit auf die directe Linie von Straßburg nach der Hauptstadt bedacht zu sein, denn höchst bedenkliche, für den Elsaß verderbliche Projecte tauchten auf. Die Elsässerbahn sollte, dem Wunsche intriganter Genossenschaften und Actionäre zu Folge, bei Dijon an die Bahn von Paris nach Lyon geschmiedet werden, also Reisende und Waaren nur auf weitem Umwege nach Straßburg gelangen. Gegen dieses absurde Vorhaben lehnte sich vor allem der Präfekt Sers selber auf; er constituirte sich als Agitator; er berief sämmtliche Gemeinderäthe des Departements und ermunterte sie, sich an der Ausführung der directen Linie durch ein Votum von Geldmitteln zu betheiligen. Es war weniger an der Summe selber gelegen, die durch diese Beiträge herausgeschlagen werden konnte; der Verwalter wollte eine Demonstration der Regierung gegenüber und erreichte seinen Zweck. Man war in Paris an ein dermaßiges Auftreten eines Beamten kaum gewöhnt. Das Kabinet, worin aber Humann saß, nahm die Sache von der ernsten Seite und Herr Sers wurde ermächtigt, seine Vorschläge in einer speciellen Dezembersitzung des Generalsraths anzubringen.

Wie er schon im Februar 1841 durch ein sorgfältig ausgearbeitetes Heft bei den verschiedenen Ministerien die Idee und die Pläne für die Havre-Paris-Straßburger Eisenbahn eindringlich befürwortet, so las er nun den Herren des Departementalraths einen ausge-

dehnten, alle und jede Seite des wichtigen Projects umfassenden Bericht vor, widerlegte mit schlagenden Gründen die Gegner, berief sich auf die in England, Deutschland und Belgien bereits ausgeführten Bahnen und überzeugte mit hinreißender Eloquenz die gegenwärtigen Mitglieder, daß die Bahn für das Elsaß eine Lebensfrage sei. Freunde und Widersacher stimmten ihm bei. Wir glauben kaum, daß die Geschichte der innern Verwaltung in Frankreich gleiche Scenen und gleiche Erfolge bietet. Eine Departementalanleihe von 3 Millionen für die Vorstudien und die theilweise Ausführung wurde einstimmig votirt und somit der Anstoß zu dem Junigesetze von 1842 gegeben, welches die directe Bahn dekretirte.

Ein Donnerschlag bei wolkenlosem Himmel erschütterte die Gemüther kaum zwei Monate vor der Zusammenberufung des Raths im Jahre 1842. Der hoffnungsvolle Herzog von Orleans verunglückte am 13. Juli bei einem Sprung aus dem Wagen und der Eindruck dieses tragischen Ereignisses war noch in frischem Andenken, als der Präfect mit geheuchelter Zuversicht von der Zukunft Frankreichs und der Königsfamilie sprach. Er hatte gleichzeitig dem Andenken mehrerer abgeschiedenen Mitglieder Worte der Anerkennung zu widmen; der Finanzminister Humann, Florent Saglio der Deputirte, und der General Caster waren mit Tode abgegangen; die unvermeidliche Rückerinnerung, besonders an den erstgenannten, verstärkte noch die peinliche Stimmung des Raths. In der gewöhnlichen Geschäftsordnung war diesmal mehr an schon bekanntes und schon eingeleitetes anzuknüpfen.

Unter den jüngeren frisch eingetretenen Mitgliedern waren der Maire Schützenberger, Alphonse Saglio, der Sohn des Hingeschiedenen, und Léonce Hallez-Claparède, der Sohn eines ältern Mitglieds zu bemerken.

Ein unerwarteter Wunsch wurde im Laufe der Verhandlungen ausgesprochen. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, das Ministerium sei auf die Gründung einer Centralanstalt für männliche Sträflinge im Niederrhein bedacht; nicht nur stemmte sich der Rath gegen eine derartige Eventualität: er erklärte sich sogar für die Verlegung des Centralhauses von Hagenau, mit seinen weiblichen Bewohnern, in das Innere Frankreichs. Diesem Begehren wurde indeß nicht Genüge geleistet und die Anstalt ist bis auf heutigen Tag als eine Erbschaft der französischen Regierung dem niederelsässischen Bezirk geblieben.

Um dieselbe Zeit quälte man sich ebenfalls mit der Gründung einer regelmäßigen Rheinfähre in Lauterburg ab. Nur spärlich und kümmerlich waren vor drei Dezennien die Verbindungsmittel zwischen dem Elsaß und dem Großherzogthum; wie viel seit zwei Jahren für diesen Verkehr in's Werk gesetzt worden, liegt auf der Hand.

Ein neuer Zweig des Archivwesens war seit dem verflossenen Jahre auf den schon bestehenden Stamm gepfropft worden. Die Kommunalarchive unterlagen einer Inspektion des Archivars, bevor der Ministerialerlaß diese Besuche regelmäßig begründete. Auch das merkwürdige ausgedehnte, aber in trostlosem Zustande befindliche Archiv des Straßburger Tribunals wurde durch den Generalrath demselben Beamten zur Säu-

berung und Sichtung anvertraut. Der Brand im Auguſtmonat 1870 zerſtörte dieſe unerſetzlichen, geordneten und zum Theil geſchichtlichen Schätze.

Im Jahr 1843 bemerkten wir unter den neueintretenden Mitgliedern den Admiral v. Hell und Herrn Sengenwald (Vater). — Die überſichtliche Rede des Präfecten läßt etwas Verſtimmung errathen; ſei es, daß die immer aufgeſchobenen oder heruntergeſetzten Kreditanweiſungen für die Pariſer Eiſenbahn dieſe Wirkung auf das reizbare Gemüth des Departementalverwalters ausübten, ſei es, daß er unter den Mitgliedern doch einige Widerſacher entdeckte, die ſeinem Streben nicht die gehörige Aufmunterung entgegenbrachten. Oberflächlich betrachtet, ſcheint in den Sitzungen keine Oppoſition durch; die Geſchäfte nehmen ihren gewöhnlichen Lauf. Die Gründung von Kleinkinderbewahranſtalten wird gefördert; eine Normal-Schule für weibliche Erzieherinnen ſcheint einem Theil des Rathes wünſchenswerth. Herr Sers — er war aus dem mittäglichen Frankreich — theilte durchaus nicht die Meinung der frühern Generalverſammlungen, daß eine Trennung der Geſchlechter in den Schulen nicht geboten ſei. — Dem Inſtitute des Wilerhofs, von Herrn Mertian bei Schlettſtadt für arme und verwaiſte Kinder gegründet, wird vom Rathe ein wohlverdientes Lob ertheilt. Wir greifen faſt auf's geradewohl aus dem angehäuften Material dieſer jährlichen Berathungen einige charakteriſtiſche Nummern: von ſyſtematiſcher Benutzung kann leider hier nicht die Rede ſein.

So können wir füglich die Berathſchlagungen von

1844 überspringen; sie bewegen sich in dem angebahnten Geleise. Nur glaubt sich der Präfekt verpflichtet, auf der totalen Ausführung des Rhein- und Marnekanals zu bestehen und den Beweis zu führen, daß die Eisenbahn seiner Rentabilität und seinen praktischen Nutzen nicht gefährden werde. Er konnte nicht umhin, das schon begonnene Werk zu befürworten; allein gegen das Prinzip ließ sich mancher Einwand vorbringen.

Eine Eisenbahnlinie von Straßburg nach Lauterburg wird als ein erwünschtes Unternehmen hingestellt. Der Wunsch sollte nicht berücksichtigt werden. — Dem Minister, welcher eine Sammlung und Ratificirung der localen Gewohnheiten anbefohlen, wurde, wo nicht verneinend, doch bedeutsam geantwortet, daß absonderlich im mikroskopisch gespalteten historischen Elsaß sich eine Arbeit dieser Art nicht nur nicht improvisiren lasse, sondern auf bedeutende, mit materiellen Ausgaben verbundene Schwierigkeiten stoßen würde.

Unter den vom Generalrath Pensionirten treffen wir den Namen der Wittwe und des Sohns eines Divisionschefs und Directors der Departementalgefängnisse Pitois, der im Winter 1843 starb. Es war eine der administrativen Kapacitäten des Elsasses und verdient, daß sein Andenken in den Annalen der ehemaligen Präfectur in Ehren gehalten werde.

Die drei letzten Jahre (1845—1847) laufen an einem Abhang hinunter; Generalräthe und Präfekt spüren, obgleich sie sich diese Fühlung nicht gegenseitig eingestehen, die Gewitterschwüle einer verhängnißreichen

nahen Zukunft. Der Tod des Herzogs von Orleans lastete fortwährend wie ein Alpdruck auf den ahnungsvollen Gemüthern und fachte in den radicalen Republikanern verwegene Hoffnungen an. — Im Elsaß war die Ernte von 1845 unergiebig ausgefallen — ein Vorspiel des kommenden Jahres. Herr Sers beschwichtigte indeß bei Eröffnung des Raths, im Herbstmonat 1845, jede Befürchtung und lenkte die Aufmerksamkeit der Versammlung auf andere Gegenstände. Er pries mit vollem Recht die Fortschritte des Primärunterrichts und der Kleinkinderanstalten: „in naher Zukunft zeigte er den Sieg der französischen Sprache über die deutsche, selbst in der Landbevölkerung"; hatte er doch zu diesem Zwecke, so viel in seinen Kräften, tüchtig mitgewirkt.

Ein Jahr später (September 1846) stand es schon ernster mit der Subsistenzfrage; die Theuerung der nöthigsten Lebensmittel ließ sich nicht wegdemonstriren und doch beharrte Herr Sers in seinem Optimismus. Er behauptete zuversichtlich, der Höhepunkt der Marktpreise sei erreicht und mit der Kornzufuhr aus den Nachbarländern und aus Odessa über Marseille eine relative Wohlfeilheit zu erwarten. — Kurz zuvor hatte der Herzog von Montpensier, des Königs jüngster Sohn, einige Wochen in Straßburg zugebracht; er war nicht gerade herzlich, aber zuvorkommend aufgenommen worden. Darauf gründete der Präfekt in seiner officiellen Rede den Ausspruch, daß die politischen Leidenschaften abgekühlt und auch hier alles mit vollem Zutrauen in die Zukunft blicke.

Die »oratio pro domo« war wie gewöhnlich vom

Rathe*) mit Gunst angehört worden, als eine einzelne Stimme sich protestirend erhob. Es war die Stimme des Straßburger Bürgermeisters. Sein Name steht nicht in den Acten eingetragen: aber jetzt, nach nahezu drei Dezennien, ist es wohl an der Zeit und erlaubt, ihn förmlich zu nennen, denn es war der gewissenhafte, keineswegs systematische Widerspruch eines Mannes, welcher nur allzuwohl mit der gereizten Stimmung mancher Einwohner vertraut und durch die frühern Erfahrungen von 1816 gewitzigt, mit ungetrübtem Blick die großen eventuellen Verlegenheiten des nächsten Winters voraussah.

Schützenberger warf dem Präfekten die harten, verletzenden Worte hin: „Wohlverstanden, sind die politischen Aeußerungen nur persönliche Ansichten des Redners; und er, der Interpellirende, begehre, daß seine Bemerkung zu Protokoll genommen werde." Schützenberger's Kollegen kehrten sich nicht an seine Protestation; des Präfekten Bericht wurde einfach angenommen und ad acta gelegt.

Im Durchschnitt gestaltete sich die Lage noch immer gut, in allem, was sich auf öffentliche Arbeiten, Erziehungswesen u. s. f. bezog. Die frisch gegründete protestantische Normalschule für Erzieherinnen konnte füglich belobt werden und Herr Schattenmann, eine eigne originelle Persönlichkeit, mochte wie immer Anklang finden, wenn er sich über seine agronomischen Erfindungen und Besserungen erging, den Weinbau

*) Der kürzlich zum Pair von Frankreich ernannte Baron von Schauenburg präsidirte diese Session.

besprach oder sich für Anschaffung von Simmenthaler Stieren ereiferte. — Unter den kürzlich eingetretenen Mitgliedern zeigte sich in dieser Session Herr Baron Alfred Renouard de Bussierre; sein Vater hatte unter den Bourbonen einen Sitz in demselben Rathe eingenommen und der vielfach begabte Sohn konnte füglich diese Erbschaft antreten, die er auch unter dem zweiten Kaiserreich fest an sich hielt.

In der Session des 1847er Jahres kam der Präfekt auf seine vorjährige Rede zurück, gestand seine irrige Ansicht unumwunden ein, aber suchte doch gültige Erklärungen auf, für die gegen alles Erwarten verschlimmerte Krisis der Nahrungsmittel. — Im Herbste 1847 war übrigens auf diese Seite hin das Land wieder in gutes Fahrwasser gekommen; die Ernte und die Reben waren gleichmäßig gut ausgefallen, nur hatte man vermehrte Ausgaben für die im verflossenen Winter improvisirten Werkstätten und in manchen Gemeinden für Suppenspendung an die Nothleidenden in's Budget einzutragen. Dagegen erhob sich wohlverstanden nicht eine Stimme; ebensowenig gegen die unentgeltliche Austheilung von Samenkorn an arme Ackerbauer, die ihr letztes Korn aufgezehrt und ihre kleine Scholle nicht verwerthen konnten.

Auf demselben Felde der öffentlichen Wohlthätigkeit konnte der Präfekt über eine Maßregel berichten, die vom ganzen Rathe und von der öffentlichen Meinung gutgeheißen wurde. Durch die Zeitennoth waren die Gefängnisse eine Zeit lang überfüllt; das Quartier der jungen Sträflinge insbesondere war nicht auf ein so plötzliches und immer fortschreitendes An-

schwellen der Bewohnerschaft vorbereitet. Geholfen mußte werden um jeden Preis, wollte man nicht die Gesundheit der armen Kinder und Knaben auf's Spiel setzen. Da verfielen Präfekt und Maire von Straßburg, diesmal übereinstimmend, auf die Idee, die schon bestehende Kolonie von Ostwald als Succursale oder Annexe des Zuchthauses zu benützen und zu gutem Anfang einige zwanzig Knaben dorthin in's Freie zu versetzen und zum Garten- und Ackerbau heranzuziehen. Ein mäßiger Pensionspreis (0,80 C.) wurde vom Bürgermeister festgesetzt (dasselbe Quotum, welches der Minister des Innern für jeden Sträfling täglich bewilligte.) Die Probe schlug gut aus, so gut, daß im Lauf der Jahre mehrere hundert junge Sträflinge in Ostwald untergebracht wurden. Leider wuchs mit der steigenden Zahl die Schwierigkeit der Ueberwachung und die beinahe unmögliche individuelle väterliche Pflege. Auch nisteten sich klimatische Fieber ein und die Anstalt mußte in bescheidenere Grenzen zurückgeführt werden.

Ein halbes Jahr nach dieser letzten Session war die Julidynastie nach England geflüchtet; Hr. Sers hatte sich in das Departement des Landes, wo er großer Gutsbesitzer war, bescheiden zurückgezogen, und im October öffnete unter der kurzlebenden Republik ein ehemaliger orleanistischer Präfekt, Hr. Renauldon, den nominell republikanischen Generalrath.

Der Generalrath des Niederrheins unter der zweiten Republik.

Die erste Hälfte der Session im October 1848 bezog sich auf finanzielle Angelegenheiten, auf außer-

ordentliche Departementalbesteuerung, zur Tilgung der jüngst eingegangenen Verpflichtungen: wir können füglich das Einzelne übergehen und uns auf die zweite eigentliche Session im Monat November beschränken.

Die Physiognomie der Versammlung war eine andere geworden. Unter den kürzlich gewählten Mitgliedern zählen wir den Advokaten Lichtenberger, den Volksrepräsentanten, welcher im Niederrhein zu der republikanischen Fahne seit 17 Jahren geschworen, im Februar 48 die revolutionäre Bewegung geleitet, und gezügelt. Er wurde, obgleich in Paris als Deputirter abwesend, zum Präsidenten des Generalraths gewählt. — Neben ihm figurirt Küß, unter der dritten Republik Maire von Straßburg, Kratz, damaliger Maire, Müntz, der jüngere, Notar in Sulz; — und einer entgegengesetzten politischen Bewegung sich anschließend: Gérard, Präsident des Tribunals in Straßburg, Stolz, Professor an der medicinischen Fakultät, Coulmann, Pennarum, Maire von Schlettstadt, Hr. von Bancalis, Maire von Gerstheim, Hr. v. Gail, Hr. Sutterlin, Eigenthümer der Waffenfabrik von Mutzig u. a. m.

Die Verhandlungen der sogenannten republikanischen Versammlung unterscheiden sich im Grunde wenig von den frühern; die Localgeschäfte werden mit derselben Sorgfalt erwogen und abgefertigt; hin und wieder lassen sich entgegengesetzte Meinungen vernehmen, doch, mit geringen Ausnahmen, ohne Bitterkeit und Hostilität. — Einen Hauptabschnitt in der Berathung bildet das Gefängnißwesen: der offizielle, dem Präfecten in den Mund gelegte Bericht ist erschöpfend und er-

gebt sich oft in allgemeinen philosophischen, aus der Zeitströmung geschöpften Sentenzen und Ansichten. Die Arbeitsfrage in den Besserungsanstalten wird einem gründlichen Examen unterworfen; es ist eine Abhandlung ex professo, die großen Anklang fand und von Herrn Coulmann noch des weiteren erörtert wurde. Der bedeutendste Abschnitt der ganzen Session, der Schwerpunkt liegt in der Ausführung einer vom Minister verordneten agrikulturhistorischen und industriellen sogenannten „Enquête", deren Resultate keineswegs unerheblich und noch jetzt vielseitig anwendbar sein dürften. Die ländlichen Kantone hatten sich durch triftige Antworten und gemeinnützige Vorschläge an dem Werke bethätigt: die industriellen städtischen Kantone sprachen meist in's Blaue. Verba et voces!

In die laufenden Ideen und Wünsche konnte das Verlangen nach Kantonalhospizen eingereiht werden. Auch von einer National-Immobiliar-Bank ging die Rede. — Der Präfect berichtete über die geologische Departemental-Karte, die gerade zu Ende geführt worden.

Die zweite republikanische Session (August und September 1849), unter dem Präfecten Chanal, lief nicht ganz so ruhig ab: die Gegensätze zeichneten sich schroffer, die Reactionären und die Progressiven platzten bisweilen aufeinander. Herr Liechtenberger war mit geringer Stimmenmehrheit zum Präsidenten ernannt worden. In den eigentlichen normalen Geschäften ging wohl alles den alten Gang, aber in einer kleinen fast monarchisch gefärbten Gruppirung brach einigemal bei unerheblichen Anlässen der Widerstand aus.

Dann war die Versammlung durch die eingebrochene Cholera verstimmt, gereizt, zum Theil entmuthigt.

Ueber einige fundamentalneue Gegenstände berichtete ex officio der noch jugendliche Präfect, der aus der Militärlaufbahn während den Februarereignissen in die Verwaltung übergetreten war. Er neigte sich auf die liberale Seite hin und sollte im Elsaß kein langes Dasein fristen. Ueber die zukünftige neue Organisation der Gemeinden, der Kantone und der Departemente wurde berathen; über die neue projectirte Organisation der protestantischen Kirche im Elsaß ein Bericht des Präfecten gleichgültig angehört; eine Abhandlung des Archivars mit praktischen Vorschlägen „über die Auswanderung" nach dem Muster der deutschen Gesellschaften gnädig ad acta gelegt. Der Generalrath konnte nicht anders verfahren. Die Vorschläge gingen über seine Kompetenz und seinen Wirkungskreis hinaus.

In dieser Session wurde der Wunsch ausgesprochen, dem Unwesen der Stellvertretung in der Armee ein Ziel zu setzen. Es sollten noch Jahre hingeben, bevor diese gemeinnützige, in's Leben der Nation eingreifende Idee berücksichtigt wurde. Ein und zwanzig Jahre später, Tag für Tag, öffnete die Katastrophe von Sedan aller Augen.

Mit den Jahren 1850 und 51 veränderte sich die Physiognomie des Generalraths sichtlich. Die Gegensätze im politischen Leben der ganzen Nation zeichneten sich ebenfalls auf dem engern provinciellen Terrain ab und hielten sich, hier im Niederrhein, beinahe die Stange. Doch stand die Majorität des Raths auf

der Seite des Präsidenten der Republik, der im Sommer 1850 auf einer Reise das Elsaß und Straßburg berührt hatte. Sie forderte im Laufe der Session von 1851 die Revision der Verfassung und gab zu heftigen Erörterungen Anlaß, indem sich eine Minorität von neutralen und oppositionellen Mitgliedern um Liechtenberger und Küß gruppirte. Der extremste Repräsentant dieser letzteren Meinung war der noch jugendliche, halb socialistische Münz; er fand in Hallez-Clavarède, Coulmann und dem Präsidenten Gérard heftige Antagonisten. Ein anderer Umstand prägte diesen Sessionen einen eigenthümlichen Stempel auf: das war die Gegenwart eines neuen Präfecten. Herr Cäsar Pest war aus dem Departement des Oberrheins hierher berufen, um den republikanischen Sympathien Hrn. Chanals ein Ende zu machen. Er begann mit einem strengen Auftreten gegen die unzufriedenen und unruhigen Schulleute, setzte deren einige auf das Pflaster und kündigte sich als pünktlichen Vollzieher der ministeriellen Verfügungen gegen deutsche Flüchtlinge und Ordnungsstörer an. Dabei brachte er eigne Reformideen und theilte gleich in seiner Antrittsrede seine Vorschläge mit: 1) zur Gründung von Krankenbetten in den Kantonalhospizien, 2) zur Gründung von Landkassen, ohne Hypothekengarantie (prêts d'honneur), und 3) zur Einführung von permanenten Kommunalwerkstätten. Die wohlgemeinten Pläne konnten indeß nur theilweise angenommen werden, doch bezeugten selbige in dem jugendlichen Verwalter das Streben, sich aus den laufenden, socialistischen Ideen das beste anzueignen. — Im Laufe der Session widersprach Professor

Stolz einem ministeriellen Ansinnen und Anfragen: Ob sich nicht in die ländlichen Gemeinden neue industrielle Arbeiten zur Beschäftigung in der harten Winterszeit einführen ließen; er suchte zu beweisen, daß im Elsaß der schon bestehende Zustand nicht leicht durch neue Arbeitszweige modificirt werden könnte. Ein Glanzpunkt der Session von 1850 fiel wohl auf die patriotische Rede Liechtenbergers, gegen die eventuelle Verlegung der Rechtsschule von Straßburg nach Nancy. Die historische Erinnerung an die Universität der Reichsstadt Straßburg drängte sich hier von selbst dem Redner auf und er mußte in einer elsässischen Versammlung auch bei den eingewanderten französischen Mitgliedern Anklang finden.

Im Frühjahr 1851 war die Elsässer-Strecke der Pariser Eisenbahn (von Straßburg nach Saarburg) dem Verkehr freigegeben; der Präfect benützte diesen Anlaß, an die Berichte eines seiner eminentesten Vorgänger und eines Kollaborators über die Eisenbahnen Deutschlands in ihrem Verhältniß zu den hiesigen, allgemeine Erörterungen anzuknüpfen. Die Rede machte als speciell abgezogene Broschüre eine Rundreise durch die Pariser Ministerien und die höhere Beamtenwelt. Die ganze Linie von Paris nach Straßburg war im Juni 1852 durch den nunmehr „lebenslänglichen" Präsidenten der Republik feierlich eingeweiht worden. Ein Abglanz dieser Triumphreise fiel auf den Präfecten des Niederrheins; er konnte sich, mit der Gunst des Staatsoberhaupts beglückt, vor dem Generalrath des Jahres 1852 zeigen und sogar den General Magnan verdunkeln, der zu dem Staatsstreiche des 2. De-

cembers mitgeholfen und der im Departementalrath präsidirte.

Die Versammlung war kraft eines diktatorischen Decrets vom 7. Juli 1852 in ihrer Totalität erneuert: diesmal lohnt es der Mühe, oder ist beinah' durch die Umstände geboten, die Liste der neuen Mitglieder in extenso zu geben:

Schattenmann, Minen-Director in Buchsweiler,
Schoell, Advocat in Zabern,
Heberle, Arzt und Maire von Hochfelden,
von Latouche, Maire von Zabern,
Cros, Advocat von Zabern,
Mulotte, Notar in Saar-Union,
Gast, Procurator der Republik in Zabern,
Baron von Cöhorn, Maire zu St. Peter,
Laquiante, Richter, in Straßburg,
Baron Zorn von Bulach, Maire von Osthausen,
Reibell, Appellrath in Colmar,
Baron von Reinach, Maire von Niederehnheim,
Coulaux, Deputirter, in Straßburg,
Magnan, Divisionsgeneral, Senator, in Paris,
Jonnart, Douanen-Director, in Straßburg,
Lambert, Friedensrichter, in Lauterburg,
Baron Albert von Dietrich, Eisenwerk-Besitzer, in Niederbronn,
Becquet, Deputirter, in Hagenau,
Graf von Schramm, Divisionsgeneral, Senator in Paris,
Pugnière, Anwalt, Maire von Weißenburg,
Mertian, Friedensrichter in Wörth,
Kunzer, Fabrikant in Bischweiler,

Baron P. von Schauenburg zu Geudertheim,
Huber, ehemaliger Notar, zu Straßburg,
Hild, Maire von Hagenau,
Prost, Eigenthümer zu Straßburg,
Rondolphi, Notar, Maire von Schiltigheim,
Chatelain, Maire von Straßburg,
Gérard, Präsident des Civilgerichts zu Straßburg,
Charles Börsch, Doctor der Medicin in Straßburg,
Kratz, ehemaliger Maire von Straßburg,
Lienhart, Advocat in Straßburg,
North, Notar, Maire zu Wasselnheim.

Von dieser Liste sind nach zwanzig Jahren kaum ein Drittel noch am Leben und von allen finden sich nur wenig Namen noch jetzt unter den thätigen Theilnehmern an der Verwaltung. Ein sprechendes Zeugniß, wie schnell die Generationen vom Schauplatz abtreten.

Unter den zahllosen Berathungen und Wünschen des Generalraths während der Session von 1852 bemerken wir die Berichte über Stephansfeld, das unter David Richard's Leitung einen vor zwölf Jahren kaum geahnten Aufschwung nahm und die ungeheuchelten Zeugnisse des Dankes und der Bewunderung von Seiten der Departementalräthe hervorrief.

Auf das historische Hospitalarchiv von Hagenau nahm sich der Departementsarchivar die Freiheit, des Raths Aufmerksamkeit zu lenken und für den localen Beamten, welcher die in Staub und Moder vergrabenen Documente zum erstenmal wieder an das Tageslicht förderte, einen Ausspruch der Anerkennung zu fordern.

Der imperialistische General Magnan schnitt ein schiefes Maul, als er von einer unbekannten Größe, dem deutschen Kaiser Friedrich Barbarossa, dem Stifter des Hospitals und dem Erbauer des Schlosses von Hagenau sprechen hörte; aber das angesprochene Lob wurde dem seither verstorbenen Wencker gespendet.

Der Generalrath des Niederrheins unter dem zweiten Kaiserreich.

Das zweite Kaiserreich wurde zwar erst am Ende des Jahres 1852 gegründet; es bestand aber de facto seit dem Monat December 1851. Auch brachte die Versammlung der Generalräthe im Laufe Augusts 1853 nicht die geringste Modification in den Lauf der Geschäfte; man erging sich in unbedingten Lobsprüchen über den unerhörten Aufschwung, welchen Industrie und Handel seit bald zwei Jahren genommen; die Vorliebe des Kaisers für die arbeitenden und nothleidenden Klassen wurde, wie billig, etwas hyperbolisch hervorgehoben. Im Niederrheinischen Departement fiel indeß ein unangenehmer Schlagschatten über das sonnenhelle Gemälde. Die Ueberschwemmungen des Rheins hatten in den letzten zwei Jahren, doch besonders im September 1852 eine große Zahl der Uferbewohner an den Bettelstab gebracht; dem ungeheuern Verluste an Naturproducten und Immobilien wurde nach Kräften an Ort und Stelle und von obenher gesteuert. Die Departementalbehörde zeigte sich unermüdlich, den täglichen Anfor-

derungen zu genügen, für die Unterkunft, Kleidung und Nahrung besonders der Kinder der verunglückten Ueberschwemmten zu sorgen; allein es bleiben nach solchen Katastrophen Nachwehen, deren Heilung wo nicht unmöglich, doch langsam von Statten geht; und in der Vertheilung der reichlich zugesendeten Liebesgaben waltet nicht immer eine intelligente unpartheiische Hand. Das augenscheinlichste Resultat, in Folge des Unheils und der daraus entstandenen Noth, zeigte sich wohl in den Neubauten, welche die weggeschwemmten oder eingestürzten Hütten der heimgesuchten Dorfschaften, auf Kosten der zusammengebrachten Subscriptionssummen und der Staatshülfe an gut gewählten Stellen ersetzten. Für den noch jugendlich rührigen Departementschef war diese anormale Verheerung eine nicht gesuchte, aber trefflich benützte Gelegenheit, von seiner Activität tüchtige Proben abzulegen und der von ihm abgestattete Bericht an den Generalrath erfreute sich hier und höheren Orts eines ungetheilten Beifalls.

Den Augenzeugen der gräßlichen Wassernoth des Septembermonats 1852 blieb, auch ohne sich weit von den Mauern Straßburgs zu entfernen, die ungeschwächte Rückerinnerung an das Schauspiel des tosenden, breiten, weit aus seinen Ufern getretenen Rheinstroms, der wie der amerikanische Mississippi in seiner gelben getrübten Fluth unzählige Baumstämme, Trümmer von Mobilien und Leichname von Thieren mit sich fortwälzte.

Beinahe auf dritthalb Millionen ward der an 500 Wohnungen angerichtete Schaden abgeschätzt. Fast gedankenschnell waren achtzehn Dorfschaften in der Gegend von Rheinau und Marlotsheim überflutbet

worden und noch heutzutage spricht Mann und Greis erschüttert von dem namenlosen Unheil.

Ueber die endgültige Austheilung der Hülfsgelder und die übrigen Vorkehrungen, die Bauten zu Mackenheim, Bootsheim, Bofzheim u. ff. stattete der Präfect in der Session von 1854 einen weitläufigen, wohlaufgenommenen Bericht ab. Diese Session war durch die einbrechende Cholera etwas verdüstert. Auch der Krieg in der fernen Krim ließ keiner freudigen Stimmung Raum. Die Generale Magnan und Schramm hatten ihre Abwesenheit von Straßburg durch ihre Dienstpflicht entschuldigt. Die protestantischen Bewohner des Elsasses waren durch die Angriffe auf die Sct. Thomas-Stiftungen beunruhigt und aufgebracht. Der Präfect und der Maire von Straßburg hatten zu dieser mißliebigen Operation ihren mehr oder minder officiellen Beistand geliehen. Unbeachtet in der Strömung der großen Begebenheiten, welche damals die Augen Europa's und Amerika's auf sich zogen, stieg nichtsdestoweniger am beschränkten Elsässer-Horizont ein Gewitter auf, welches über dem Haupte des Präfecten sich entlud. Doch stand er noch immer festgeankert in der Gunst des Kaisers, denn es hatte dieser Fürst ein treues Gedächtniß für geleistete Dienste. Die schöne Aufnahme in Straßburg vom Jahre 1852 hatte er keineswegs vergessen.

Hr. West erging sich während dieser Session in Zukunftsplänen; er wollte im ehemaligen Schlosse von Dettweiler ein Armenasyl gründen und für das Monument von Lezay-Marnesia hatte er eine ansehn-

liche Summe gesammelt. Beide Pläne wurden mit einigen Modificationen ausgeführt, aber von seinem Nachfolger. Sic vos non vobis.

*
* *

Als der von Toulouse hierherberufene Präfect Migneret zum erstenmal im August 1855 den Generalrath eröffnete, hatte er sich schon einigermaßen mit der Geschäftslage des Departements befreundet; er wußte, was zu thun, wo einzugreifen sei. Gegen die bisher eingeführte Organisation ließ sich kein Einwand erheben; blos im Reiche der Ideen, auf dem Terrain der confessionellen Zerwürfnisse galt es die Gemüther zu beschwichtigen. Diesen Zweck erreichte der übergesiedelte Verwalter mit vielem Takte. Die Proben seiner Arbeitsfähigkeit liegen vor in zehn beträchtlichen inhaltsreichen Quartbänden, worin seine Berichte an den Rath und des letztern Verhandlungen in extenso abgedruckt sind. Dem Schreiber dieser Skizzen gebietet Zeit und zugestandener Raum in dieses immense Repertorium sich nicht zu verirren. Er kann sich blos erlauben, einige Hauptpunkte der Emsigkeit und der selbstschöpferischen Initiative des Präfecten zu erwähnen. — Die jetzigen Machthaber und Verwalter haben sich gewiß schon und werden sich mehr als einmal noch künftighin in dieser Fundgrube der «Procès-verbaux du Conseil général du Bas-Rhin» umsehen. — Von künftigen Localgeschichtschreibern des Elsasses, die sich nicht an Schlachtgemälden oder Anekdotenkrämerei ge-

nügen lassen, versteht sich wohl von selbst, daß sie in diesen anscheinend öden, aber doch vielseitig ergiebigen Minengängen sich Raths erholen werden. Und diese Bemerkung, ich eile obigen Ausspruch zu ergänzen — wird sich nicht allein auf Herrn Migneret's Amtsperiode beschränken.

Herr Migneret war nicht im Elsaß geboren, aber er lebte sich schnell in das Elsaß hinein und fühlte, wo er Anklang finden konnte. Für die Landbewohner, den Ackerbau, die «comices agricoles», die Regionalkonkurse, die Straßburger Ackerbaugesellschaft zeigte er ein steigendes Interesse. Die Vorliebe des Elsässers für die Geschichte, die Monumente und die pittoresken Ruinen seines Heimathlandes errieth er auf den ersten Blick, stiftete schon im December von 1855 die historisch-elsässische Gesellschaft und forderte für dieselbe in der Session von 1856 die klingende Unterstützung des Departementalraths.

In der Session von 1857 kündigte er sein Programm einer statistischen und historischen Beschreibung des Unter-Elsasses an, umschrieb genau den Plan des ganzen umfangreichen Werkes, bezeichnete die Mitarbeiter und eroberte die Sympathieen und die Geld-Vota der intelligenten Mitglieder für „das Kind seiner Muße." — Im Jahre 1861 wagte er es sogar, in Straßburg eine literarische Gesellschaft in's Leben zu rufen; auch für diese Schöpfung erhielt er vom Rath eine modeste Unterstützung; nur blieb dieses Unternehmen auf einen engern Kreis beschränkt. Die Schöpfungen, worauf er indeß und mit Recht den meisten Werth legte, waren die Vicinaleisenbahnen.

Ob die Idee zuerst in seinem Kopfe entsprungen, ob er sie mit Ingenieur Commes oder andern Notabilitäten ausgeheckt, wagen wir nicht zu entscheiden; genug, er führte sie aus, und zwar nach dem Niederkämpfen vielfacher Schwierigkeiten. Der erste Anstoß wurde schon im Jahr 57 und 58 gegeben und mit individuellen Unterhandlungen begonnen; Herr Baron Alfred von Bussierre hatte sich gegen gewisse Bedingungen anheischig gemacht, das Unternehmen zu fördern; diese ersten Versuche zerschlugen sich, das Risiko war groß und die Ausgaben wohl nicht im Verhältniß mit den zu hoffenden Resultaten. Allein der Präfect beharrte auf seinem Plane, wie einer seiner Vorgänger, Herr Sers, auf dem seinen. Er zog die betheiligten Gemeinden, den Departementalrath, die Ministerien, die «Compagnie de l'Est» mit in's Spiel und erreichte nach mehreren Jahren glaubenfesten Strebens und juridischer Plänkeleien seinen unverrückt im Auge behaltenen Zweck. — Im Spätjahr und im Winter 1864 wurden die Strecken von Straßburg-Mutzig-Barr-Wasselnheim, von Niederbronn-Hagenau, von Schlettstadt-Markirch dem öffentlichen Verkehr übergeben und der glückliche Fortbestand des Bahnverkehrs rechtfertigte die kecke Voraussicht des Gründers. Er konnte in der Session von 1865 die Herren des Generalraths mit den Ziffern, den unwidersprechlichen Ziffern der Ergiebigkeit bekannt machen und, hätte er sich gewöhnlicher Eitelkeit überlassen, sich dabei in die Brust werfen. Er begnügte sich bei dem Eröffnungsfest voriger erstgenannten Doppelbahn (nach Barr und Wasselnheim) eine von Victor Ebel componirte Kantate absingen zu lassen, worin,

sonderbar genug, die Reminiscenzen der Marseillaise anklangen. Die ungemeine Frequenz, deren sich diese Zweigbahnen, besonders von Seiten der Landbewohner an Sonn- und Feiertagen erfreuten, rechtfertigt jetzt noch das beharrliche Zutrauen des Gründers und mag ihm in seiner Zurückgezogenheit einigen Balsam auf vielfach seitdem erlittene Schmerzen streuen.

Im Winter von 1864—1865 hatte dieser regsame Verwalter eine außerordentliche Zusammenberufung des Generalraths erwirkt und demselben den Ankauf einer weitläufigen Gebäulichkeit unterbreitet, zur Aufnahme des Präfecturraths und der in's grenzenlose angeschwollenen Archivalien. Der Vorschlag wurde genehmigt, ein Departementalanleihen dafür beschlossen und zwei Jahre später (Juni 1867) unter Migneret's Nachfolger, die Uebersiedelung der betreffenden öffentlichen Dienste mit einigen nicht unerheblichen, aber leider ungünstigen Modificationen in's Werk gesetzt.

Das Studium der Bodenbeschaffenheit eines Theils des Niederrheinischen Departements und die gefährliche Zersplitterung des Grundeigenthums hatten ihm die Ueberzeugung beigebracht, daß der Gesetzgeber eingreifen und dem augenscheinlichen Uebel gesteuert werden müsse. Er ließ auf diesen ernsten Gegenstand bezügliche deutsche Schriften, z. B. die kurhessische Gesetzgebung von einem dienstwilligen, befreundeten Juristen studieren, eignete sich die Resultate an und legte dem Generalrath schon in dem ersten Lustrum seines hiesigen Aufenthalts einen Bericht vor, welchem voller Beifall zu Theil wurde, der aber, wie Vieles in diesen

Provincial-Vereinen ausgearbeitete oder angestrebte Nützliche und Gute höheren Orts ad acta gelegt wurde.

Die Hauptbestandtheile dieses Generalraths waren unter Migneret ohngefähr dieselben geblieben, wie wir sie ausführlich unter dem Jahre 1852 angaben. Unter den Hinzugetretenen bemerken wir die Gebrüder Bussierre; der eine, der ältere, Alfred, ein gewiegter Finanzmann, wohl nach oder neben dem Minister Humann die ausgezeichnetste Elsässer Intelligenz in dieser Specialität: ein unternehmender Geist, der sich viel mit Eisenbahnwesen, Dampfschifffahrt abgegeben, der eigentliche Gründer von Grafenstaden; — der jüngere, Léon Renouard de Bussierre, lange Zeit französischer Staatsrath, ebenfalls vielseitig gebildet, und in juristischen Berathungen seinen Kollegen mit seiner Erfahrung gute Dienste leistend. — Unter diesen später erwählten Mitgliedern befand sich auch der Graf Türkheim-Montmartin, ehemaliger kaiserlicher Präfect des Oberrheins, hierauf Inspector der Telegraphen-Linien, in welcher Eigenschaft er Algerien und Tunisien bereiste. — Auch der jüngere Goldenberg, Fabrikant im Zornhof, trat, vorerst mit seines bekannten Vaters Namen geschmückt, in diese Versammlung. Zum Präsidenten des Rathes wurde gewöhnlich durch kaiserliches Dekret der Marschall Magnan und zum Vicepräsidenten der Deputirte Goulaux, Maire von Straßburg, ernannt; der erste eine athletische Gestalt, ein napoleonischer Haudegen, doch keineswegs zum Verstand einer deliberirenden Versammlung geeignet; was indeß Herrn Migneret nicht abhielt, als der Marschall a. 64 oder 65 das Zeitliche gesegnet, demselben eine

pomphafte Leichenrede bei der Eröffnung des „verwaisten" Generalraths zu halten. Derlei panegyristische Kundgebungen sind nun einmal in gewissen officiellen Lagen durch die Umstände geboten, schlagen in das Fach der civilité puérile et honnête der französischen und mitunter der ganzen europäischen officiellen Welt. Herr Coulaux, einige Jahre lang im Ministerium des Innern gut angeschrieben, zerfiel mit dem Pariser Machthaber und deshalb mit dem Niederrheinischen Präfecten, durch seine Parteinahme bei einer zwischen Herrn Baron Zorn von Bulach und Herrn Graf Hallez-Claparède streitigen Deputirtenwahl. Diese rein locale Angelegenheit war indeß symptomatisch; sie bezeichnete einen Wendepunkt in der höhern Politik; sie deutete auf eine Zersetzung der conservativen imperialistischen Partei und war somit kein gutes Augurium für die nächste gewitterschwangere Zukunft. — Hr. Coulaux wurde seiner Amtsführung als Maire enthoben, blieb aber im Generalrath und überlebte dort Herrn Mignerot, der im Spätjahre 1865 nach Paris berufen wurde.

Sein Nachfolger war Herr Baron Pron, welcher fünfmal dem Conseil général anwohnte und wenig Wochen vor der Session von 1870, die er noch in allen Einzelnheiten sorgfältigst vorbereitet, mit der in Straßburg den 12. September bekannt gewordenen Katastrophe von Sedan vom politischen und administrativen Schauplatze abtrat.

Wir bedienen uns absichtlich des ersten Epithetons, denn mehr als seine Vorgänger alle machte Hr. Pron in imperialistischer Politik; es lag in seiner Natur

und in den gegebenen Umständen. Dem Generalrathe gegenüber stieß er nie auf den allergeringsten Widerstand oder Widerspruch. Die Gemüther waren durch die fünfzehnjährige autokratische Regierung entnervt und wagten es auch nicht in den untergeordneten Sphären sich gegen die ausgesprochenen Wünsche der Repräsentanten des Staatsoberhaupts zu erklären. Uebrigens unterscheiden sich die geschäftlichen Berichte des letzten französischen Präfecten des Niederrheins von denen seines Vorgängers nur durch ihre Ausdehnung; die Quartbände werden mit jedem Jahre breiter. Bei seiner allerersten Antrittsrede Ende Augusts läßt Herr Pron seinem Vorgänger alle Gerechtigkeit widerfahren und widerholte, daß er nur in seine Fußtapfen treten wolle; eine, wir dürfen es glauben, aufrichtig gemeinte Aeußerung, die ihn indeß nicht abgehalten hatte, wenig Monate zuvor sich unter der Hand die Gegenwart Herrn Migneret's in Straßburg bei dem Regionarfeste zu verbitten.

Bei der Eröffnung der Session von 1866 erschien eines der ältesten, verdienstvollsten Mitglieder nicht mehr; Baron von Schauenburg hatte aus mehreren hier nicht zu erörternden Beweggründen seine Entlassung eingereicht. General Reibell, der früher hier die fünfte Militärdivision befehligte, war durch den Tod abberufen worden. Der Deputirte Baron Cöbern, der Sohn eines Napoleonischen Generals, hatte sich aus Gesundheitsrücksichten entschuldigen lassen. Im übrigen Theile der Versammlung fand der neueintretende Präfect den alten Grundstock vor. An Marschall Magnans Stelle war Gerard zum Präsidenten er-

nannt, und blieb während Herrn Prons Verwaltung in dieser Stelle.

Der Präfect ermangelte nicht auf das jüngst erlassene Decentralisationsdecret hinzuweisen, und der Versammlung ihre „ausgedehnteren" Befugnisse als ein freies Geschenk des Kaisers hinzustellen. Nie war wohl eine größere Spiegelfechterei auf administrativem Terrain getrieben worden. Als der Conseil général in der Session von 1868 die Freiheit nahm, etwas eigenmächtig über die Departementalstraßen sich auszusprechen, die er zum Range von Vicinalwegen herabdrücken wollte, wurde er vom Ministerium zurecht gewiesen, und mußte deßhalb noch im Laufe desselben Jahres sich zu einer zweiten Zusammenberufung bequemen.

Es wurde ihm bedeutet, daß es ihm nicht zukomme, sich über Verbindungsstraßen mit andern benachbarten Departementen auszusprechen, und somit wurde dieser Anlauf einer selbstständigen localen Verfahrungsweise auf ein sehr bescheidenes Maaß reducirt.

Dem Armenasyl von Hérdt, der Schöpfung seines Vorgängers, ließ Herr Pron seinen activen Schutz angedeihen; den Strolchen und den Zigeunern suchte er den Aufenthalt im Departement zu verleiden. — Eine ungemeine Rührigkeit ließ sich ihm nicht absprechen. Die Gebäulichkeiten der Präfectur unterlagen vielfachen Veränderungen. Das ehemalige Archiv wurde in prächtige Räume für den Generalrath umgewandelt. Der Palast selber wurde für die eventuellen Durchreisen der kaiserlichen Familie prachtvoll geschmückt; Stallungen und Gewächshäuser wurden

renovirt oder neu angelegt. Im Brande von 1870 gingen diese ephemeren Schöpfungen in Rauch auf.

Einen Tadel erfuhr Hr. Pron indeß im letzten Jahre seiner Verwaltung; aber die kritisirende Stimme ging nicht direct vom Generalrathe aus. Er hatte für mehrere gemeinnützige Gesellschaften die damals ausgeworfenen Departementalzulagen aus dem Budget gestrichen. Die Agriculturgesellschaft insbesondere fühlte sich dadurch beleidigt und gekränkt. Es wurde Einsprache erhoben und der autokratische Mann gab nach.

Die furchtbare Zeit der Belagerung fällt nicht in das Kapitel der Geschichte des Generalraths; ich habe sie somit hier nicht zu berühren. — Im Versammlungssaale des Raths hatte Baron Pron auf zwei mächtige Tafeln die Namen sämmtlicher seit siebzig Jahren ernannter oder erwählter Mitglieder angebracht; es werden dieselben allesammt beschädigt, aber doch nicht alle aus dem Gedächtniß ihrer Mitbürger verwischt. Ihrem Andenken sind diese Blätter gewidmet.

Die Rundschau über den siebzigjährigen Wirkungskreis des ehemaligen Generalraths des niederrheinischen Departements war — es sei uns dies zu hoffen vergönnt — nicht ganz zweck- und fruchtlos. Sie zeigte uns diese Provincial-Versammlung unter wechselnden Regierungsformen, unter drei Herrscher-Dynastieen und zwei Republiken, sich in demselben Gleise bewegend, die Vorschläge des höhern Civilmagistrats prüfend, die Ausgaben des Bezirks untersuchend, die gemeinnützigen öffentlichen Arbeiten belobend und kritisirend, und sehr oft mit eigenen Vorschlägen hervortretend. Ausgesprochene Wünsche, sei es, daß solche auf das ganze

Reich oder auf das beschränkte Departement sich bezogen, wurden auf den grünen Tisch niedergelegt, und obgleich deren viele oft unberücksichtigt blieben, als einfache pia desideria, jedenfalls konnten die regierenden Mächte daraus ersehen, woher der Wind wehe. Man hat lange und viel über die «voeux des Conseils généraux» gespottet ..... Fingerzeige der Art, Fingerzeige, die nicht mit der Faust oder mit Kolben an geschlossene eherne Pforten schlagen, sind oft effectvoller in ihrer einfachen, modesten, geräuschlosen Andeutungsweise als die gröbsten systematisch-oppositionellen Ausfälle.

In unserm Urtheil unter- und überschätzen wir den Einfluß der ehemaligen Generalräthe nicht, doch müssen wir eingestehen, daß bei genauerer Lectüre einzelner Sitzungen, einzelner Berichte — sei es von Seiten der Staatsdiener oder der notabeln Mitglieder des Rathes — wir die Fülle schätzbarer Notizen, Kenntnisse und praktischer Anweisungen bewunderten, die in solchen anspruchslosen, der großen Oeffentlichkeit entzogenen Heften vor unsern Augen sich entfalten. Da ist kein Zweig der localen Industrie, des Handels, des Ackerbaues, der nicht mehr oder minder in seinem ersten Sprossen bemerkt, dessen Entwicklung nicht nur mit Wünschen, sondern von directer Pflege sorgsam begleitet und befördert werden. Oefters auch — wir verschweigen es nicht — prallten die Forderungen ungehört ab, besonders wenn fiskalische Interessen im Spiele waren, allein auch auf diesen Boden beruhte nicht selten die Weigerung auf rationellen, väterlich vorausschtigen Gründen.

Unter den ernannten oder erwählten Mitgliedern stoßen wir öfters auf ausgezeichnete Persönlichkeiten, deren öffentliche Laufbahn sich in höheren Sphären bewegte oder die als einsame Denker die Bedürfnisse ihrer Heimath erforschten, oder auf der eigenen Scholle dem Ackersmann mit dem Beispiel ihrer Bewirthschaftung, ihrer Neuerungen vorangingen. Wir nannten mehr als einen Namen, der noch jetzt mit gutem volltönenden Klang an unsere Ohren schlägt und von den heranwachsenden Geschlechtern als mustergültig aufzubewahren ist. Wir glaubten uns absonderlich am jetzigen historischen Wendepunkt der Zeit verpflichtet, auch der Vergangenheit die ihr gebührende Gerechtigkeit und Ehre zu erweisen, damit auf keine Seite hin Vergessenheit und Ueberhebung sich breit mache.

Nur in den unruhigen Jahren von 1815, 1848 und 1849 überschritt der Generalrath die natürlichen Grenzen seiner Befugnisse und machte direct in Politik. Es waren todtgeborne Versuche. Eben so wenig halten wir auf die stereotypirten Ergebenheitsadressen, die er als Ausdruck der angeblichen Majorität der Bevölkerung zu den Füßen der jeweiligen Machthaber niederzulegen sich berufen fühlte. Die engern Landesbedürfnisse hatte er in der kurz zugemessenen Zeit (gewöhnlich 10 bis 14 Tage) zu berücksichtigen, und diesen den betreffenden Ausdruck zu leihen.

Dieselbe Pflicht erwartet die Mitglieder des nächstens hierher beschiedenen Bezirkstages;*) derselbe Wirkungs-

*) Obiger Aufsatz war im Laufe des Sommers 1873 geschrieben.

kreis ist ihnen geöffnet, dieselbe Gelegenheit geboten, auf legalem Wege in die künftigen Geschicke des jungen Reichslands einzugreifen. In dem Geschäftsgange selber scheint, nach der Art und Weise der Berufung zu schließen, keine Veränderung vorgenommen zu sein. Die Brücke von der Vergangenheit zur Gegenwart ist geschlagen: sich abseits halten, liefe den perennirenden elsässischen Interessen zuwider. Den frei erwählten Mandataren des Unter-Elsaß möchten wir, jedem einzelnen, zurufen: Dem Vaterland, dem heimischen Boden schließ dich an! Hier sind die Wurzeln deiner Kraft!

Die Municipalität von Straßburg.

Geschichtlicher Ueberblick der inneren Verwaltung von 1800—1870.

Es liegt uns nicht im Sinne, eine Geschichte der Straßburger Municipalität, d. h. des hiesigen Gemeinderaths zu schreiben; ebensowenig sind wir darauf bedacht, dessen Charakter und Thätigkeit von seiner ersten Einsetzung an zu schildern. In diesen Blättern sind wir zur Beachtung der Zeit, des Raums und unserer eigenen Kräfte verpflichtet. Nach einem flüchtigen Ueberblick über die Verhandlungen des niederrheinischen Departementalraths bitten wir um die Nachsicht der Leser für einen ähnlichen, den hiesigen Stadtrath betreffenden Versuch; und wie die frühere Skizze, worauf wir uns berufen, mit dem Anfang des laufenden Jahrhunderts begonnen, beschränken wir uns ebenfalls in gegenwärtigem ohngefähr auf dieselbe Periode. Die Haltung des Gemeinderaths während der Revolutionszeit ist diametral verschieden von seiner spätern mit der kaiserlichen Periode beginnenden Berathungen. Wir wählen zu unserer Unterlage die friedliche, nicht die stürmische, die schaffende, nicht die terroristische Versammlung. Von letzterer

rufen wir nur einige unerläßliche Data ins Gedächtniß zurück, bestätigen somit den chronologischen Zusammenhang der geregelten mit der ungeregelten Municipalität und wahren zugleich den strengern Parallelismus mit dem kulturhistorischen Bilde des «Conseil général du Bas-Rhin.»

Am 18. März 1790 nahm zum erstenmal der neugewählte Gemeinderath von Straßburg, mit dem Maire Dietrich an seiner Spitze, die Stelle des ehemaligen, nunmehr zurücktretenden Magistrats der alten Reichsstadt ein. — Er bestand zu Recht bis zum 24. November 1791, und ward nunmehr zum erstenmal durch die Wahl seiner Mitbürger mit wenig veränderten Bestandtheilen erneuert und bestätigt. — Schon hatte er sich in kritischen Momenten befunden und Dietrich, der am 14. November 1791, also kaum vierzehn Tage zuvor, ebenfalls in seinem Bürgermeisteramte durch Stimmenmehrheit bestätigt worden, hatte schon das Schwanken der Volksgunst und den Neid unversöhnlicher, heftiger Widersacher erfahren. Im Laufe des Frühjahrs und des Sommers 1792 zog sich das Gewitter über den Häuptern des Maire's und seiner Anhänger im Rathe immer drohender zusammen; nach dem Sturze der Girondins und des Königs blieben die Jakobiner in Straßburg Herren der Lage und erwirkten die Abberufung, darauf die Anklage des Maires und die Auflösung des Raths (19.—22. August 1792).

Noch einmal, Mitte Decembers 1792, erfolgte bei Erneuerung der Municipalwahlen, ein Rückschlag zu Gunsten der gemäßigten Partei: Türckheim wurde

Maire und sinnesverwandte Stützen umgaben diesen Freund Dietrichs im Rathe; allein dieser Glückswechsel war von kurzer Dauer. Schon im Januar 1793 kam ein Nachschub von Jakobinern mit dem Savoyarden Monet in die Municipalität, durch den Einfluß der in Straßburg gegenwärtigen Volksrepräsentanten. Bald darauf wurde Monet zum Maire ernannt; am 2. November 1793 erfolgte die Einkerkerung der moderirten Mitglieder, darauf ihr Exil in's innere Frankreich. Im Januar 1794 schritt man zu einer zweiten Ausmerzung der verdächtigen oder angefeindeten Räthe. Von dort an war die städtische Versammlung gereinigt von jedem der terroristischen Republik nur halbweg abgewendeten Elemente und blieb in ihren jacobinischen Bestandtheilen unverändert bis zum 15. October 1795, d. h. dritthalb Monate nach Robespierre's Sturz. Da erfolgten wieder gemäßigte Wahlen; Stadt und Land athmeten auf.

Nach dem Staatsstreich des 18. Brumaire wurde unter andern das Dekret des 28. Pluviose an VIII. (17. Februar 1800) erlassen, welches neue Departemental- und Stadtwahlen vorschrieb. Mit dem 31. März trat die seit 1795 thätige Municipalcommission ab; Livio als Maire, Oefinger, Hoblenfeld, Demichel, darauf Levrault und Brucker als Beigeordnete, übernahmen die Leitung der städtischen Angelegenheiten. Mit der Amtsführung Livio's beginnen die handschriftlichen Protokolle des Stadtraths. Sie bilden eine beträchtliche Sammlung von 45 umfangreichen Foliobänden. Aus diesen schöpfen wir folgende kursorische Berichte. Auf irgendwelche Vollständigkeit

Anspruch zu machen, wäre unsinnig; wir können in diesem engen Raume den Stoff noch viel weniger bewältigen, als die Materie der Generalrathsprotokolle; gezwungen, müssen wir uns mit der Auswahl einiger Hauptpunkte begnügen, und womöglich nur mit einer allgemeinen anschaulichen Charakteristik des Verfahrens, welches die Väter der Stadt einhielten.

In der Sitzung des 15. Fructidor an VIII. (2. Sept. 1800) schildert Livio mit rücksichtsloser Offenheit den traurigen Zustand der Stadtfinanzen, nach jahrelangem unregelmäßigem Verfahren; ein Deficit, das keineswegs durch Ersparnisse gedeckt werden könne — denn gewisse öffentliche Arbeiten seien unumgänglich — öffne seinen gähnenden Rachen. Er schlägt die Einführung des Zolles an den Stadtthoren vor, als einziges Mittel, die Lücke auszufüllen und einer besseren Zukunft auf geebnetem Wege entgegenzugehen. Die Stadt, mit ihrem angegriffenen Patrimonium sei einem Todtkranken zu vergleichen, der nur durch eine radicale Kur Rettung und Heilung zu hoffen habe. Auch eine Getränkesteuer sei einzuführen und die brachliegenden Gemeindegüter in der Umgebung zu versteigern.

Es mag sein, daß Livio durch diese freie Sprache höhern Ortes erschreckte oder beleidigte, denn wenig Monate nachher ist er nicht mehr im Amte. Den 15. Pluviose an IX. (14. Februar 1801) wird der Municipalrath von einem andern Bürger Straßburgs präsidirt: Hermann, ein gelehrter Jurist, der Bruder des Naturforschers, hatte sich vermuthlich Verhaltungsregeln und gewisse Zusagen eingeholt, ehe er seine neuen Pflichten

einging. Er konnte die städtischen Finanzen durchaus nicht in rosigem Lichte darstellen; aber er verbürgt sich bei seinen „würdigen Kollegen" für die Berichtigung der Forderungen, welche die Stadt an die Republik zu stellen hat, streng einzutreten. Ueber die seit 1792 gestörte und verwirrte Finanzverwaltung legt er, theilweise wenigstens, regelmäßige Rechnung vor. Im Budget für das Jahr X finden wir die Ausgaben auf Fr. 443,329 44 Ct. veranschlagt, aber die Ziffer der Einnahmen stellt das Gleichgewicht her.

Unter den mancherlei Vorlagen der Hermann'schen Verwaltung finden sich schon Berichte über die nothwendige Wiederherstellung der Rheinbrücke und historische Angaben über die mehr als vierhundertjährigen Rechte der Stadt auf die Einnahme des Brückengeldes.

Der Neubau des ehnlängst abgebrannten Theaters wird in mehreren Sitzungen besprochen, die Vergrößerung des Polygone's angeregt und Alleenpflanzung in der Umgebung der Stadt beschlossen.

Mit dem öffentlichen Erziehungswesen befaßt sich der Gemeinderath ernstlich; die baldige Installirung eines Lyceums im ehemaligen Jesuitencollegium, der Schutz, welcher dem protestantischen Gymnasium, dem einzigen aus der Revolutionszeit übrig gebliebenen Institute zukam, die Einführung der Klinik im Bürgerhospital bilden stehende Artikel in den Berathungen. Ueber die Rechte der Stadt in der Verwaltung des Frauenhauses ist ein historischer Aufsatz eingeschaltet; die Rückforderung dieser Rechte wurde mit Erfolg betrieben.

Auch erfahren wir aus diesen frühern Protokollen,

daß dem Municipalrath damals die mißliche Untersuchung der Conscriptionsliste und der Exonerationen zukam.

Herrmann, später Dekan der Rechtsfacultät, war kenntnißreich; doch fehlte ihm, wie es scheint, in wichtigem Augenblicke der Takt und die Geistesgegenwart. Ueber seine eigentliche Verwaltung läßt sich nur gutes berichten; es war alles neu zu organisiren; ihm stunden zur Seite im Stadtrath der Antiquar Oberlin, Kern, Laquiante, Prof. Ehrmann, Poncet; man verhalf der Stadt wieder zur Verwaltung der Trümmer ihrer ehemaligen Besitzthümer; eine Rechtsschule wurde provisorisch eröffnet, eine Handelskammer gegründet; von Paris aus unterstützte der Historiker Koch, als einflußreiches Mitglied des Tribunats, die Bestrebungen seiner Mitbürger.

Da kam gegen Ende des Sommers 1805 (9 Thermidor an XIII.), die halboffizielle Nachricht: es werde der Kaiser bald auf seinem Durchzug nach Deutschland, die Festung Straßburg berühren; die Truppenbewegungen verkündeten den nahen Ausbruch des Krieges mit der deutschen Ostmacht. Der Monarch sollte selbstverständlich als künftiger vom Schicksal zum Voraus bezeichneter Sieger empfangen werden. Die Schlüssel der Stadt überreichte der Bürgermeister in der Nähe von Königshofen; dessen Tochter hielt eine Anrede an die Kaiserin Josephine; ein Rheinkarpfe, ein ungarischer Aal und Kelche mit elsässischem Strohwein gefüllt, wurden beiden Majestäten als schuldiger Feudaltribut, zur Erinnerung an altes Herkommen, geboten. Nun aber folgte die Audienz sämmtlicher Behörden im neu-

eingeräumten kaiserlichen Palast. Napoleon wandte sich nochmals an den Maire „Was verlangt die Stadt?“ fragte er und begleitete die lakonischen Worte mit seinem stechenden Blicke. — Es war damals mit der nächtlichen Laternenbeleuchtung und den Arrest- und Zwanghäusern schlecht bestellt. „Sire“, antwortete der Eingeschüchterte mit einiger Verlegenheit, „Sire, wir brauchen Gefängnisse und Lichter.“ *) Der Kaiser wandte sich unwillig ab und ging zu anderem über. Nach der Audienz sagte er zum Präfecten: „Laßt mich diesen . . . . . nicht mehr im Amte treffen“. Dem Willen des Allmächtigen wurde gewillfahrt; am Abend desselben Tags legte der Bürgermeister die Zeichen seiner Würde nieder; und doch hatte er sein drei- bis vierjähriges Amt keineswegs in müssigem Zusehen verbracht; ein einziges übel angebrachtes und noch übler ausgelegtes Stichwort zernichtete die geleisteten Dienste.

Am Anfang des Jahres 1806 (von dortab zählte man nicht mehr nach dem republikanischen Kalender), saßen ungefähr fünf und zwanzig Mitglieder im Stadtrath. Am 2. Januar sind gegenwärtig die Herren Zollikofer, Hecht, Oberlin, Laquiante, Reinhard, Heitz, Kastner, Kern, Scherz, Poncet, Marocce, Rau, Barrois, Ensfelder; in spätern Sitzungen stoßen wir noch auf die Namen von Saum, Mathieu Faviers, Renouard de Bussierre. Die Schlacht von Austerlitz war kurz zuvor geschlagen: man erwartete im Laufe des Monats die Rückkehr des siegreichen Kaisers. Die

*) des lumières! . . . . es war ein doppelsinniges Wort und mußte dem argwöhnischen Autokraten nicht genehm sein.

Berathungen beziehen sich meist auf seinen Empfang, auf die Reden und die Festlichkeiten. In einer besondern Bittschrift werden die Wünsche niedergelegt; sie beziehen sich hauptsächlich auf das Eigenthum des Bürgerhospiz, auf den Transithandel, auf die Unterbringung der höhern Lehranstalten; Gegenstände, die zur selben Zeit auch vom Generalrath behandelt wurden.

Nach dem Festrausche, vom Februar an, unter der Verwaltung des Herrn Wangen von Geroldseck, wurden specielle Stadtangelegenheiten vorgenommen; z. B. das Budget des Bürgerhospitals und der Proletarierwerkstätten; die Verpachtung einiger Mühlen, die Regulirung des Stadtzolls (Octroi). Endgültige Entscheidungen liegen in gut und deutlich begründeten Paragraphen vor.*) Bis in dieselben Jahre hinauf reichen die lebhaften Erörterungen mit der sogenannten protestantischen Akademie (dem nachmaligen Seminar) über die Ernennung des Stadtbibliothekars. Schon beginnen die Forststreitigkeiten mit Barr. Historische Erläuterungen, die Güter der ehemaligen Straßburger Zünfte betreffend, mußten, durch den Präfecten als Mittelsperson, bei den Pariser Ministerien eingereicht werden, noch andere, um Eingriffe in das städtische Eigenthumsrecht zu bekämpfen. Aehnliche Streitpunkte betreffen die Intendanz, die Münze u. s. f.

Im Laufe des Jahres 1808 beantragt der Rath die Schließung der Kornmagazine; den Ertrag der Gülten wünscht er in baarer Münze zu erhalten.

*) Zur selben Zeit war die Municipalität aus dem Palais in den Darmstädter Hof gezogen.

Die Festlichkeiten bei dem Durchzug der siegreichen Truppen oder der kaiserlichen Majestäten nehmen in allen Berathungen eine bedeutende Stelle ein. Die officiellen Reden werden immer genau eingeschaltet, und die Denkmünzen, die man bei solchen Anlässen prägte, wurden von eigens dazu ernannten, befähigten Kommissaren gezeichnet.

In langem Andenken blieb die Ankunft und der Aufenthalt der Erzherzogin Marie Louise (März 1810). Die von einem Herrn Bouillon gedichtete und vom Kapellmeister Spindler *) componirte Kantate war nicht übel gerathen; und im folgenden Jahre wurde die Geburt des Königs von Rom durch eine Adresse des Raths an die Kaiserin und den König in der Wiege begrüßt. Die Kosten der Feste von 1810 hatten sich beiläufig auf Fr. 250,000 beziffert.

Wir erwähnen nur vorübergehend eine unangenehme Episode nach all' den Jubeltönen. Drei höhere Beamte wurden wegen Veruntreuung abberufen. Es machte dieses locale Ereigniß in allen Kreisen einen unheimlichen Eindruck.

Die Interessen der Stadt wurden immer in traditioneller Weise vom Municipalrath in Schutz genommen; waren Forstrechte zu vertheidigen, da scheute die Verwaltung nie zurück. Es bilden solche Prozesse fast einen ständigen Artikel.

Im Laufe des Jahres 1810 war Brackenhoffer, ein Straßburger Patrizier, als Maire eingetreten. Er hatte an der Seite des Präfecten Lezay Marnesia und

*) Vater des beliebten Schriftstellers.

dessen Nachfolger von Ende 1812 bis 1815, schwere Zeiten durchzukämpfen.

Die ersten Jahre verliefen noch mit Abwickelung der laufenden gewöhnlichen Geschäfte; allein mit Ende 1812 begann das Schwierige der Lage. Nach dem Rückzuge aus Rußland wurden ungewöhnliche Zumuthungen an die Opferfähigkeit der Stadt und der Bürger gemacht. Bekanntlich war im russischen Feldzug die sämmtliche Reiterei bis auf das letzte Pferd aufgerieben; vor allem verlangte der Kaiser Cavalleristen und Pferde. Straßburg besprach die Ausrüstung von 100 Mann leichter Reiterei; es wurden freiwillige Subscriptionen ausgeschrieben; bis in die untern Schulen wurde von den kleinen Insassen die Kupfermünze aus den Sparkassen angenommen. Der Municipalrath ging mit gutem Beispiel voran.

In schneidendem Kontrast mit dieser fieberhaften Aufregung stehen die prosaischen Debatten über Straßenerweiterung (z. B. der Krämergasse, dem Hauptportal des Münsters gegenüber); den Ankauf der Bibliothek Villar's oder die Gründung eines Leihhauses; doch immer trüber gestalteten sich die politischen Aspekten. Gegen Ende October 1813 beschließt der Rath die Absendung einer Deputation aus seiner Mitte an die Kaiserin; man will der künftigen Regentin die Ergebenheit der guten Stadt Straßburg wiederholt bezeugen.

Während der Blokade von Straßburg wird der Municipalrath nicht ein einzigesmal zusammenberufen. Die Mairie ist theilweise in die Residenz des kaiserlichen Bevollmächtigten, des Senators Röderer, umgewandelt. Plötzlich am 13. April 1814 beruft der

Präfect Lezay-Marnesia den Rath und theilt ihm die welthistorischen Ereignisse mit, die sich in Paris vom 28. März bis zum 3. April zugetragen; und die Versammlung, wohl zum Voraus schon bearbeitet, erklärte sich zur Annahme der Staatsbeschlüsse bereit. Die Rückkehr Ludwigs des XVIII. wird ohne Widerstand angenommen und sogar „zum Heile Frankreichs" bewillkommt.

Ehe man sich trennt, wird auf den folgenden Tag ein Abschiedsbesuch bei Senator Röderer anberaumt: man will ihm „für die väterliche Sorge", die er der Stadt angedeihen ließ, vor seiner Abreise danken. Das war des Guten zu viel, denn es hatte sich der Delegirte des Kaisers nicht gerade schonungsvoll betragen.

Am 23. nächstfolgenden April versammelt sich der Rath zum Anhören und Annehmen einer Adresse an Ludwig den XVIII. Auch zur Errichtung einer Bildsäule Heinrichs des IV. in der Hauptstadt wird beigesteuert und im Herbst desselben Jahres etwa Fr. 53,000 für den festlichen Empfang des Herzogs von Berry, des königlichen Neffen, verausgabt. Auch das alte Stadtwappen Straßburgs kam wieder in Aufnahme.

Der Stadtzoll wurde am Ende desselben ereignißreichen Jahres neu regulirt: man brauchte Geld, um nachträglich die Ausgaben während der Blokade und einen Theil der Kriegskosten zu decken.

Während dem Winter von 1814 auf 1815 findet sich kein Protokoll vor. Ich mag den peinlichen Eindruck nicht verhehlen, bei der Durchsicht einer Sitzung des 1. April 1815, worin eine Adresse an den „Kaiser" besprochen und angenommen wird, und zwar von den-

selben Mitgliedern, die eilf Monate zuvor den „König“ ihrer Treue vergewissert und die vier Monate später (22. Juli 1815) wieder zu den Füßen Ludwigs des XVIII. reuevoll sich warfen. Es verfügt sich sogar eine specielle Delegation von drei Mitgliedern nach Paris, als Ueberbringerin des Reuebriefs.

Der gute Stadtrath sollte nunmehr unter dem Drucke der Umstände einige schlimme Wochen und verhängnißvolle Tage durchleben. Vor ihrer Verabschiedung begehrte die Garnison den rückständigen Sold. Die obern Militärbehörden brauchten dazu Fr. 500,000. In Paris war die Geldverlegenheit eben so groß, wo nicht größer als in Straßburg; doch hatte der Kriegsminister eine Summe auf Abschlag, in Werthpapieren, geschickt. Damit war für den Augenblick nicht geholfen. General Rapp, der Oberbefehlshaber, und Graf Semele, der Platzgouverneur, wendeten sich an den Stadtrath. In der Sitzung des 23. Juli hatte dieser rundweg abgeschlagen. Bald darauf erfolgte eine neue Anfrage. Der Rath schlug der obern Finanzbehörde den Verkauf vorrätbiger Tabaksblätter vor; man erging sich in vorläufigen Formalitäten und Entwürfen. Da erfolgte der allbekannte Soldatenaufstand, in der Nacht vom 1. auf den 2. September. In aller Eile wurde der Rath in früher Morgenstunde zusammengetrommelt; das Wasser ging an die Kehle; Geld mußte beschafft werden, wollte man nicht Plünderung und Schändliches erleben. Eine „freiwillige Kotisation“ der wohlhabendsten Bürger wurde beschlossen; aber kaum brachte man auf diese Weise Fr. 92,000 zusammen, obgleich sich einige großmüthige Bankhäuser — wir nennen

zuvörderst nur die Türckheim und Frank — durch eine beträchtliche Summe betheiligten. Da galt aber kein weiteres Zögern. Die Garnison drängte und drohte, die Generäle fluchten. Es waren fürchterliche Tage, Stunden, Augenblicke. Nun wurde eine gezwungene Anleihe ausgeschrieben. Die Banquiers, die schon unterzeichnet, verdoppelten, verdreifachten ihre Beiträge, andere wurden mit Garnisärs bedroht: die nöthigen Gelder wurden so gegen Garantien baldiger Rückbezahlung beschafft: am 4. September, dem kritischen letzten Augenblick, erfolgte die Ausbezahlung der Meuterer und am 13. September die genaue Abrechnung mit den Bürgern, die sich dem Ehrenworte der königlichen Finanzbeamten anvertraut.

Für den Einheimischen ist es eine seltsame Liste, diese Liste der halb gezwungenen, halb freiwilligen, aber allerseits geängsteten Subscribenten. Rapp zeigte sich gegen die Straßburger Bürgerschaft erbittert, weil sie sich nicht sogleich in die Umstände gefügt und ihn den Oberbefehlshaber, einer provisorischen Haft und Vergewaltigung ausgesetzt. Mit Semelé blieben die Beziehungen bis ans Ende in den Grenzen der Höflichkeit.

Nun war auch, was die Franzosen den quart d'heure de Rabelais nennen, d. h. die Abrechnung mit den Kriegskosten durchzuführen. Der Octroi mußte dabei herhalten.

Die königliche Regierung, am Anfang in Straßburg nur mit Widerwillen anerkannt, schritt langsam, doch festen Schrittes vorwärts, ihre jetzige Stärke fühlend; sie maßregelte so viel sie konnte. Die seit

dem 1. März 1815 ernannten Municipalräthe wurden unbarmherzig ausgemerzt; im neuen Rathe dominirten die royalistischen Elemente. Auf dem Münsterthurm flatterte triumphirend die weiße Fahne und am 25. October erfolgte die feierliche Einführung eines königlichen Maires. Herr von Rentzinger zeichnete in versöhnlichen Worten „die Linie, die er einzuhalten denke."

In der ersten geschäftlichen Sitzung, die unter seinem Vorsitz gehalten wurde, d. h. schon am 18. October konnte die Rückzahlung der vorgeschossenen Summen in Tratten auf den Generaleinnehmer vorgenommen werden. Das verpfändete Wort fand somit eine gültige Lösung.

Es saßen damals in diesem gereinigten Stadtrath: die Herren Reichard, Scherz, Mannberger, Saum, Thomann, Ostertag, Hecht, Klose, Zollikofer, Chatelain, Gau, Tietsch, Tillmann, Lacombe, Fonrouge, Renouard de Bussierre, Kolb, Mennet. Ein Nachschub im März 1816 enthält folgende Namen: Arroy, Humann, Mertian, Sir, Holzapfel. — Es wäre unmöglich, jede folgende Mutation anzugeben: hier, nach der innern und äußern Staatsumwälzung, schien uns eine Anzeige geboten.

Im Monat Februar 1816 erfolgte die Einsetzung eines Oberpolizei-Lieutenants in der Person des Herrn v. Permon. Wir erwähnen diesen Umstand, indem diese Persönlichkeit von den griechischen Kaisern von Trapezunt, den Komnenen, abzustammen behauptete. Wir lassen diese Generalogie auf sich beruhen: sie liefert aber einen Beitrag zu den mannigfachen Adelsansprüchen, die sich unter den Bourbonen an das Tages-

licht drängten und den Spott, den Neid, den Haß der Liberalen und der Demagogen wachriefen.

In den Berathungen der Municipalität während den Jahren 1816 und 17 vernehmen wir einen unabänderlichen Grundton. Die Mißernte von 1816, die darauf folgende Hungersnoth, gellen mit unabweisbaren Mahnungsstimmen an die Ohren der Väter der Stadt. Da wird wieder im November 1816, die Zuflucht zu einer freiwilligen Anleihe von Fr. 500,000, per Actien von Fr. 1000, genommen, und damit 80,000 Hectoliter Weizen in Rußland angekauft. Unter den Actienbesitzern finden wir wiederholt dieselben Namen, die sich schon in den vorigen Jahren beträchtliche Opfer auferlegt. Die Ernennung von Kantonalärzten stammt ebenfalls aus jener bedrängten Zeit (Mai 1817).

Auch diese Krisis ging zu Ende und im Spätjahr 1818 waren nach doppelt ergiebiger Ernte die Gemüther beruhigt, besänftigt. Im November besuchte der Herzog von Angoulême, der ältere Bruder des Herzogs von Berry, die Stadt und ihm zu Ehren wurde im Stadthaus bankettirt; allein die unsinnigen Ausgaben der kaiserlichen Feste und des Jahres 1814 wurden vermieden. Herr von Kentzinger hielt auf strenge Oeconomie. In dem Geschäftsgang des laufenden Jahres bemerken wir wieder die Besprechung eines Leihhauses, den Ausbau des Theaters*) und die schwierigen Verhandlungen, welche der Ueberführung der Fakultäten aus dem bischöflichen Seminar in irgend ein würdiges Local vorangingen. Auf der Bibliothek

*) Eröffnet im Frühjahr 1821.

wurde um jene Zeit der Degen niedergelegt, den Kleber in Egypten trug. Die Authenticität der historischen Waffe war verbürgt.

Inmitte der friedlichen Beschäftigung des Raths, inmitten des Verkaufs oder Austauschs von Stadtgütern, der langsamen aber beharrlich fortgesetzten Verschönerungen, fiel wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel die Ermordung des Herzogs von Berry (13. Februar 1820). Die unabweisliche Ergebenheitsadresse wurde nach Paris befördert und als einige Monate später die Geburt des Herzogs von Bordeaux der königlichen Familie neue Aussicht oder Gewährleistung einer ungetrübten Zukunft zu geben schien, erging sich die Municipalität in ungeheuchelten, doch etwas deklamatorischen Ausdrücken von Anhänglichkeit und Unterthanentreue. Auch unterschrieb sie willig eine kleine Summe für den Ankauf des Schlosses Chambord, dem Nationalgeschenk für das königliche Wiegenkind.

Im Monat April 1821 begab sich eine Deputation des Stadtraths zur Taufe des Herzogs von Bordeaux nach Paris und inaugurirte bald darauf im Stadthaus das Porträt des Königs.

Daneben nahmen die ernsteren Geschäfte ihren regelmäßigen Verlauf. Schon damals (1822) war die Restauration des Münsters vorgeschlagen und erörtert. Zur Anwendung sollte es damit nach langen Jahren erst kommen. Mit Ostwald und Ilkirch wurden in streitigen Waldangelegenheiten Prozesse geführt, und vom Kriegsministerium die endgültige Entsagung auf die Gebäulichkeiten von St. Johann abgerungen. Als die Ueber- oder vielmehr die Rückgabe des katholischen

Seminars an den Bischof nahe bevorstand (1823), war man einen Augenblick darauf bedacht, die academischen Lehrcurse von dort in das «Hôtel du Commerce» zu verlegen. Auch das größere Publikum ist mit der endlichen Verlegung der Akademie in das ehemalige entlegene Arbeitshaus bekannt.*) Auf das Zweibrücker Hotel verzichtete die Stadt definitiv. Dagegen kam ihr die ganze Localität der Franziskaner zu gut.

Die Ankunft mehrerer Regimenter, die den unblutigen Feldzug in Spanien mitgemacht, wurde in Straßburg, wie billig, gefeiert, und als der greisenhafte Ludwig der XVIII. mit Tode abgegangen, lief an seinen Bruder Karl den X. die unterthänige Begrüßung ab (27. Septbr. 1824). Dessen Krönung und Salbung in Rheims (Mai 1825) gab zu neuen Festivitäten Anlaß.

Dies sind übrigens nur die äußern Seiten der Municipalverwaltung. Unter den Bourbonen, im ganzen Verlauf der fünfzehn friedlichen Jahre, war sie auf das Nützliche bedacht. So stimmte sie völlig mit dem beliebten Maire überein, als er einen chemischen Lehrstuhl für die Arbeiter und einen populären Katheder für Mechanik und Geometrie vorschlug.**) — Das Bildniß des Maires, von Guérin dem jüngern ausgeführt, und dem Stadtrath angeboten, wurde mit

*) Nachdem ein Theil der Kollegien eine Zeit lang im «hôtel de la prévôté» untergebracht war.

**) Prof. Brantôme besorgte den ersten; den zweiten besetzte Prof. Finck.

Dank angenommen und der Künstler mit einer Ehrengabe bedacht.

Es waren seit einiger Zeit mehrere neue Mitglieder eingetreten, worunter ich mich nicht enthalten kann, den Namen des Kolmarer Advokaten Raspieler auszusprechen. Dieser ausgezeichnete gelehrte Jurist zog sich aus Familienrücksichten nach Straßburg zurück und brachte in den Rath eine noch rüstige Arbeitskraft und intelligenten Beistand mit. In den Streitigkeiten, die Straßburg mehrmals mit dem Kriegsdepartement auszufechten hatte, in Debatten über verwickelte Rechtsfragen, merkt man bei Einsicht in die Protokolle auf den ersten Blick, daß hier ein gewandter Jurist die Feder führte. Wir irren wohl nicht viel, wenn wir in diese Kategorie das Project eines Anleihens von Fr. 1,200,000 zur Durchführung des Rhein- und Rhonekanals (damals Canal Monsieur geheißen) innerhalb Straßburgs reihen.*) Ueber den Modus des Anleihens wurde ausführlich debattirt. Auch gegen die Weindistillirung in der Stadt wurde mit gewichtigen Gründen angekämpft. Es sind dies mustergültige staatsökonomische Debatten, die einer größern Versammlung zur Ehre gereichen würden.

Noch einmal wenden wir uns der königlichen Familie zu. Die vielgefeierte Reise Karls des X., seines Sohnes und bald darauf der Dauphine kosteten zwar der Stadt nah an Fr. 100,000; es wäre aber keine schlecht angewendete Summe gewesen, hätte sie dazu gedient, das Band zwischen dem König und dem Volke fester zu

*) Es sei denn, daß Humann diesen soliden Bericht verfaßte.

knüpfen. Leider vollzieht sich der vorausgesehene Bruch und Herr von Kentzinger tritt von der localen Schaubühne ab (Ende Juli 1830).

In den protocollirten Verhandlungen des Raths läßt nichts die Katastrophe ahnen; bis wenig Tage vor der Julirevolution gehen die laufenden Geschäfte fort, als ob keine Gewitterwolke am Himmel stände und wir erfahren blos beiläufig, durch eine vom Adjunkt Moris den 13. August präsidirte Sitzung, daß in Paris ein neue Regierung eingesetzt ist. Es werden in dieser selben Sitzung die Organisation der wieder ins Leben gerufenen Nationalgarde und die dazu benöthigten Geldmittel berathen und Feste für die Thronbesteigung Ludwig Philipps in herkömmlicher Form ausgeschrieben. Ein einziger Artikel in diesem Festprogramm bezieht sich direct auf die ungeheure Staatsumwälzung. Es wird nämlich eine Summe von Fr. 600 eventuell zur Belohnung irgend eines Elsässers bestimmt, der sich an den Julikämpfen betheiligt und dabei einen Schaden davon getragen hätte. Ob die Summe eine Anwendung fand, ist nicht bemerkt.

Für den scheidenden Maire kein Abschiedsgruß. Das ist der Welt Lohn.

Zwei Monate später, den 30. September 1830, präsidirt Herr Friedrich von Türckheim zum erstenmal als Maire den Gemeinderath. Keine Antrittsrede ist verzeichnet. Hat der neu eintretende Verwalter, der bis in den September als Deputirter in der Kammer saß, es für schwierig oder überflüssig gehalten, seinen Eintritt in das Bürgermeisteramt vor dem zum Theil royalistischen Rath durch ein Programm zu beleuchten?

Hat er die Protokollirung der etwa gesprochenen Worte verboten? Wir sind aufs Rathen angewiesen. Von den damals gegenwärtigen Mitgliedern lebt, glauben wir, nicht ein einziges mehr.

Die Geschäfte werden wieder aufgenommen und fortgeführt, als ob kein Riß zwischen den zwei Epochen gähnte. Herr von Türckheim war ein arbeitsamer einsichtiger Geschäftsmann, der sich mit Eifer der städtischen Verwaltung annahm und sich vor allem mit der Reorganisation der sogenannten Wohlthätigkeitswerkstätten befaßte. Die Julirevolution hatte in Straßburg vorerst nicht die besten Folgen: eine Zeitweile lag der Handel nieder; die Zukunft schien umflort.

Durch diese trüben Aussichten ließ sich indeß der neue Bürgermeister nicht von seiner intellectuellen Bestrebung abhalten. Gleich in den ersten Monaten seiner Amtsführung drang er auf die Errichtung eines Katheders für Mineralogie an der wissenschaftlichen Fakultät. Dazu wurde der Ingenieur Voltz berufen, und bei einer Insicht in die Gebäulichkeiten der sogenannten großen Metzig, die einer Ausbesserung bedurfte, legte er, mit Professor Bibliothekar Jung die Hand auf eine Masse aufgeschichteter Notariatsakten und historischer Dokumente, welche zum Theil das Stadt-Archiv, zum Theil die öffentliche Bibliothek bereicherten.

Die bedeutungsvolle Aufnahme eines neuen Mitglieds in den Rath — wir meinen den Advokat Liechtenberger — fand am 18. Januar 1831 statt. Durch königliche Ordonnanz ernannt, bildete Liechtenberger nicht lange nachher den Kern einer republikanischen Opposition, welche dem Straßburger Muni-

cipalrath unter der Julidynastie einen ganz eigenen Stempel aufdrückte. Im Monat September desselben Jahres war man zu neuen städtischen Wahlen, nach den Verfügungen des Gesetzes vom 21. März 1831 geschritten, und deren Ergebniß brachte in den Sitzungssaal eine Reihe von Persönlichkeiten, die zum Theil der mittlern Bürgerklasse, zum Theil dem Advocaten-, Professoren- und Kaufmannsstande angehörten und die sich bald in distinkte Gruppen spalteten. Unter diese neuerwählten, die in den folgenden zwei Dezennien hier eine locale Rolle spielten, rechnen wir unter andern: Professor Rauter, Advocat Schützenberger, Anwalt Valentin Schneegans, Banquier Louis Ratisbonne, den begüterten Champy u. a. m. — Die Verhandlungen nehmen einen eignen, kritischen Charakter an. Bis zum Jahre 1830 wurden die Vorschläge der Verwaltung und die Anforderungen der obern Behörden nie oder doch sehr selten angegriffen; von jetzt an erliegt besonders jede financielle Vorlage einer genauen Untersuchung, nicht aus Mißtrauen gegen den Maire, welcher in den ersten Jahren seiner Verwaltung sogar eine persona grata war und in officiellen Installationsreden am 14. November 1831 und April 1832 sich rühmen konnte, Eines Herzens mit seinen Collegen zu sein; allein die Bekrittelung der gouvernementalen und administrativen Maßregeln lag und liegt im Charakter der Straßburger Bürgerklasse, die sich durch ihre Abkunft von den alten Reichsstädtischen gleichsam dazu verpflichtet glaubte und unter dem Kaiserreich, wie unter den Bourbonen, blos durch das stärkere Gewicht der centralen Autorität niedergehalten worden.

Rauter, ein scharfsinniger Jurist, und als solcher in der gelehrten Welt bekannt, neigte sich auf die Seite der Regierung, wußte dabei doch seinen liberalen Collegen sich genehm zu erweisen, und wurde in ernstern Angelegenheiten meist zum Berichterstatter gewählt. Schützenberger, damals noch eine jugendlich gährende, unruhige Natur, zeigte sich anfangs als ein puritanischer Republikaner, lenkte indeß bald in ruhigere Bahnen und suchte sich ebenfalls zwischen Sylla und Charybdis durchzuwinden. Chamby, ein Eisenwerksbesitzer, war im Grunde ein ehrlicher, beschränkter Kopf, der sich durch die Schmeicheleien der Republikaner auf die linke Seite hinüberziehen ließ. — Schneegans, der Vater des Archivars, ein befähigter Mann, fungirte eine gute Zeit lang als Schriftführer des Raths. — Die Majorität der bürgerlichen Mitglieder war im Lokalpatriotismus befangen, hatte keine Einsicht in die höheren, politischen und geschichtlichen Gesichtspunkte und folgte den Eingebungen des Straßburger Kuriers und der radikalen Presse in Paris, die gleich von allem Anfang den sogenannten schlauen „Bürgerkönig" verdächtigte und als einen Feind der öffentlichen Freiheiten verschrie. Der widerhaarige Charakter der Straßburger Municipalität zeigte sich zum erstenmal in seiner unangenehmen Gestalt im November 1832. Ein Schuß war auf den König, der über den Pont Royal zur Eröffnung der Kammer sich begeben, abgefeuert; der Thäter war verhaftet. Von allen Seiten wurden Adressen an das Oberhaupt des Staates gerichtet; man beglückwünschte den König und in seiner Person das von neuen Unfällen bewahrte Frankreich. Straßburgs Maire

konnte nicht umhin, dem Beispiel der Mehrheit der großen Städte zu folgen und dem Municipalrath das Project eines sehr mäßig gehaltenen doch für den König ausdrucksvollen Schreibens zu unterbreiten. Er stieß dabei auf heftigen, wohl unerwarteten Widerstand. Ein nicht mit Namen verzeichnetes Mitglied ereiferte sich über die beklagenswerthe Adreßmanie, die in Frankreich unter den autokratischen Regierungen aufgekommen und der man ein Ende machen müsse. Man ließ sogar den Verdacht durchschauen, das berüchtigte Attentat sei von der Polizei selbst veranstaltet zur Inscenirung dieser deklamatorischen Ergebenheitsadressen. Minderheftige Einwendungen gingen von andern Gruppen des Raths aus, und so sehr sich Herr von Türckheim bemühte, die Bedeutung des vorgeschlagenen Schriftstücks auf ein sehr bescheidenes Maß zurückzuführen, und nur den Abscheu zu betonen, welchen das Majestätsverbrechen jedem redlichen Gemüthe einflößen müsse, seine Stimme war die Stimme des Predigers in der Wüste. Von 27 Anwesenden erklärten sich 21 gegen die Adresse.

Diese Sitzung von 1832 wirft ein grelles Streiflicht auf den Standpunkt des Municipalraths. Nur konnten sich die Moderirten, die damals mit den Republikanern stimmten, auf das Prinzip stützen, daß politische Adressen nicht zu den Befugnissen eines Stadtraths gehörten. Herr von Türckheim nahm die Schlappe hin und blieb im Amte, mit vollem Rechte. War er doch der Mittelsmann zwischen den Extremen und führte die Geschäfte gewissenhaft, legte sogar persönlich Hand ans Werk. So enthalten die Protokolle sehr viele längere von ihm selbst kalligraphisch eingerückte Berichte

und Vorschläge. Sein Billigkeitsgefühl gebot ihm ebenfalls die Verdienste seines Vorgängers hervorzuheben, als derselbe im Laufe von 1831 um eine Pension einkam; denn Herr von Rentzinger war unbemittelt. Da nun dem Wortlaut des Gesetzes gemäß, der ehemalige Maire nicht pensionirt werden konnte, bewilligte man eine jährliche freiwillige Subvention, die nicht lange fortlief; der bescheidene Greis starb bald nachher.

In den beiden ersten Jahren seiner Verwaltung hatte Herr von Türckheim in mehreren Sitzungen sich eingehend mit den öffentlichen Arbeiten befaßt, die zur Beschäftigung der ärmern Klassen der Bevölkerung geeignet waren; der Beistand seiner Kollegen fehlte ihm bei Vorschlägen der Art nicht. Hieher rechnen wir schon die erwähnte Kanalisirung des linken Illarms im Innern der Stadt und die damit verbundenen Bauten; die Flußreinigung u. s. f. Ihm verdankte das Asyl für Vagabunden und arme Taglöhner Gründung und Fortbestand. Auf den Primärunterricht und die von ihm ins Dasein gerufene industrielle Schule verwendete er Zeit und Kräfte. In dieselbe Epoche fällt auch der Beginn der Streitigkeiten mit der Domänenverwaltung, als das ehemalige kaiserliche Palais von der Civilliste gestrichen wurde, und Stadt Straßburg das Gebäude als ihr Eigenthum wieder einzufordern sich gedrungen fühlte.

Fast mit jedem Jahr wiederholte sich die Verhandlung über den Stadtzoll und die lästige Getränkesteuer. In solcher Materie waren gewöhnlich Maire und Rath mit einander einverstanden. Als im Monat Juni die Brodtaxe aufschlug, vereinte man sich in der

Maßregel mittelst einer Vergütung an die Bäcker das Brod zu der vorigen mindern Taxe an die ärmeren Bewohner zu verabfolgen. Nicht weniger als neuntausend Individuen waren oder zeigten sich einer solchen Hülfe bedürftig.

Eine nicht unwichtige Debatte jener Epoche betrifft die Einnahme, welche die Stadt auf die Einfuhr von Brennholz, Getreide und Schlachtvieh erhob. Rath Striedbeck referirte hierüber in einem gründlichen Bericht. Neben der systematischen Opposition machte sich dagegen in derselben Versammlung eine patriarchalische Fürsorge für das materielle öffentliche Wohl und für die städtischen Interessen geltend. Herr von Türckheim legte ein Project zur Einrichtung einer Sparkasse vor, die denn auch einige Jahre später, nach sattsamer Erörterung beim Finanzministerium, zu Stande kam.

Auch die ersten Vorschläge zur Wiederherstellung der astronomischen Münsteruhr reichen in jene Zeit hinauf.

Türckheims thatkräftiges Einschreiten für das Wohl der Stadt wurde damals vollauf anerkannt. Und als man sich ernstlich mit den Bauten der neuen Staden neben dem sogenannten Canal des Faux-Remparts*) befaßte, trug, in einem für den Maire höchst schmeichelhaften Berichte, Dekan Rauter darauf an, daß der erste Abschnitt dieser Kanaleinfassung mit der Benennung Quai Türckheim geschmückt würde; die fortlaufende Serie der Staden sollte die Namen von Desair, Lezay Marnesia, Kellermann, Kleber erhalten. Einstimmig wurde der Vorschlag angenommen.

*) d. h. dem Rhein-Rhone-Canal im Innern der Stadt.

Diese Beschlußnahme fällt in den September 1833; doch schon zwei Monate darauf fühlt sich der Maire gezwungen, nicht vorwurfsweise, aber doch mit kaum verhaltener Ironie und durchscheinender Muthlosigkeit eine Liste der Ansprüche vorzulegen, die er gleichzeitig bei den obern Behörden, Ministerien, Präfectur u. a. m. anbringen sollte. „Da bin ich nun", äußert er sich, „da bin ich nun von Ihnen beauftragt, den Proceß „gegen die Domänen, des Schlosses halber anzustrengen; „dann mit dem Kriegsdepartement anzubinden, wegen „den Gebäulichkeiten, worin die Militärbetten liegen; „dann mit dem Genieweſen mich zu verständigen, damit „der schon bewilligte, aber nun derselben Corporation „nicht mehr genehme Austausch von Gebäulichkeiten „Bestand habe; dann soll ich mit der Departemental- „verwaltung entweder die sofortige Einrichtung einer „Reitschule betreiben oder einen Miethzins für die Ge- „bäulichkeiten des k. Gestütes verlangen. Ich bin bei „Weitem nicht zu Ende: Dem Präfecten soll ich das „Wohnrecht in seiner jetzigen Behausung bestreiten, das „Gebäude, worin das Departementalarchiv aufbewahrt „ist, ebenfalls mit einem Miethzins belasten; dann auf „die Ausführung der k. Ordonnanz vom 9. Juli 1830 „halten, wodurch der Austausch des ehemaligen Wai- „senhauses gegen die Gebäulichkeiten von Sankt Mag- „dalenen gutgeheißen worden." Dann berichtet der bedrängte Maire über die einzelnen Verhandlungen, die er angeknüpft und bittet gleichsam für die schwie- rigen um Aufschub.

In einer andern Angelegenheit sieht er sich geradezu genöthigt, dem Rathe gegen den Kopf zu rennen. Ein

Jahr zuvor war der Oberaufseher des Stadtzolls (préposé en chef de l'octroi) auf eine, wie es scheint, unliebsame Weise durch das Finanzministerium seines Amtes entsetzt worden; und dieses eigenmächtige, ich weiß nicht auf welchen Fehl begründete Verfahren, hatte den Municipalrath, unter dem Einfluß eines Berichts von Valentin Schneegans, zu einer kecken, beinahe brutalen Gegendemonstration aufgestachelt. Als nun im Budget von 1834 der Nachfolger auf die Summe von Fr. 5000 angesetzt war, verlangte der Stadtrath vom Herrn Maire, er solle kein Zahlungsmandat über Fr. 3500 ausfertigen und somit die Unzufriedenheit, den Tadel der Municipalität officiell kund thun. Darauf hatte Hr. von Türckheim keine andere Antwort, als die bestehende Finanzverordnung und die ausgesprochene unwiderrufliche Verfügung der Centralbehörde.

Es ist leicht zu ermessen, welchen Eindruck solche Erklärungen in dem reizbaren Temperament der Hitzköpfe des Raths hinterließen.

Zu diesen gehörte in jenen Tagen der nachherige Maire, Hr. Schützenberger; er plänkelte, aus angebornem Trieb, bis er selber in das Innere der Veste, d. h. der Verwaltung drang und dort eine Verwerthung seiner unbestrittenen Thatkraft und intellectuellen Fähigkeit fand.

In einer Herbstsitzung von 1833 verlangte er die Gründung einer Klinik für die Chirurgie, drang aber mit seiner Forderung für diesmal nicht durch.

Unter die gemeinnützigen, wohlangebrachten Ausgaben dürfen wir wohl den Blitzableiter rechnen, der,

nach eingeholtem Gutbefinden einer competenten Commission, vom Maire für den Münsterthurm gefordert wurde. Sehr häufig hatten in letzten Jahren die Gewitter an der Münsterpyramide Steine losgerissen; es galt dem künftigen Schaden vorzukommen, so viel in menschlichen Kräften stand.

Schon mehrmals haben wir auf die sorgsame Pflege des Maires für die Volksschulen hingewiesen. Das Innigesetz von 1833 sprach sich über diesen Theil des öffentlichen Unterrichts und dessen Bevormundung kategorisch aus. Nun bestanden in Straßburg, besonders für den protestantischen Theil der Bevölkerung treffliche Pfarrschulen unter Konsistorialaufsicht. Herr von Türckheim wollte nicht die Art an die Wurzeln dieser wohlgepflegten Stämme legen und suchte zwischen dem Gesetz und den Konsistorien vermittelnd einzugreifen. Ein Theil des Municipalraths unterstützte ihn in seinem Bemühen; aber von der Regierung und den katholischen Rathsherren mußte dies sein Streben von einem ganz anderen Standpunkte aus beurtheilt werden. Hin und wider wurde der Boden unter seinen Füßen schwankend.

Ein sehr ernster Vorfall ereignete sich im Laufe des Sommers 1834. Urplötzlich wurde die Nationalgarde durch eine Regierungsordonnanz aufgelöst. Dem Gesetze nach war der Maire mit der Ausführung dieser strengen Maßregel beauftragt; er unterzog sich derselben weil er nicht anders handeln konnte; obgleich die Localpresse Gift und Galle gegen ihn spie und ihn als einen servilen Schwächling zu brandmarken suchte.

Die fatale Angelegenheit kam in der Sitzung des 3. Aug. zur Sprache. Ein Mitglied des Rathes erging sich in heftigem Bericht über das „autokratische, ungerechtfertigte" Verfahren der Regierung und verlangte von seinen Kollegen ein Tadelsvotum.

Gegen diese Aeußerung protestirte der Maire nicht direct; er hatte aber, von der Stimmung des Raths überrascht, eine Rede vorbereitet, woraus leicht zu ersehen, daß er einen geheimen Groll gegen einige seiner Kollegen und einen offenen gegen die verleumderische, perfide Journalistik hegte. „Er habe vergebens gehofft, durch seine der materiellen und intellectuellen Wohlfahrt gewidmete Verwaltung, dem Vorwurf zu entgehen, der ihn treffe; er habe sich stets von Politik fern gehalten und sei entschlossen ins Privatleben sich zurückzuziehen — und wenn er das unter gegenwärtigen Umständen nicht gethan, wenn er jetzt noch im Amte verharre, sei es einzig und allein, um seiner deutlich vorgezeichneten Pflicht zu genügen". Unumwunden ruft er seinen Kollegen ins Gedächtniß, daß in der Nationalgarde eine occulte Organisation bestand die sich erlaubte, nach eigenmächtigem Verfügen, einen Theil der bewaffneten Bürger zusammenzuberufen; daß dagegen die eigentlichen Obern und ihre Befehle hintangesetzt wurden; daß ihm, dem Maire, wie die Sachen ständen, 24 Stunden nöthig wären, um seine Anordnung an den Mann zu bringen und seine Befehle vollzogen zu sehen.

Dieser Zustand der Dinge war stadtkundig; republikanische oder revolutionäre Offizierswahlen hatten letzthin höheren Orts empört; die Auflösung war für

die Regierung geboten: sie war es ihrer Würde schuldig.

So mäßig gehalten die Rede war, Herr von Türckheim vermochte das Tadelsvotum nicht zu hintertreiben. Es steht im Protokoll. Ihn zu begütigen, schlug ein Mitglied vor, öffentlich auszusprechen: „der Municipalrath habe mit Bedauern und Unwillen die Angriffe einer localen Zeitung gegen den ehrenwerthen Maire gelesen." Einstimmig wurde dieser Vorschlag berücksichtigt; der Maire dagegen bat, denselben nicht in den Verbalproceß der Sitzung aufzunehmen: „ihm genüge das Zeugniß des eigenen Gewissens." Es gibt in der That im Leben jedes rechtlichen Geschäftsmannes Augenblicke, wo die Angriffe der Gegner wie stumpfe Pfeile an seiner mit Verachtung gepanzerten Brust abprallen.

Noch ein Jahr verharrte indeß Herr von Türckheim im Amte und führte mehrere Differenzpunkte mit der Regierung zu nahem ersprießlichen Ausgange. Mit Recht beklagte sich der Rath, beim Austausch des Waisenhauses gegen das Magdalenenkloster, und bei den Erörterungen mit dem Geniewesen über die Bauten einer neuen Artillerie-Kaserne, daß, nach gebrachtem und gebotenem Geldopfer die Wünsche der Stadt nicht gehörig berücksichtigt würden. Mit intelligentem Eifer betrieb der Maire derlei Angelegenheiten. Unter seinem Regime wurde der Bau einer katholischen Kirche für den Neuhof beschlossen und der Chemiker Professer Persoz mit populären Vorlesungen über angewandte industrielle Chemie betraut und belobt. – Schützenberger macht sich mehr und mehr bemerkbar durch eingehende Finanz- und sonstige Berichte.

Ein frischer Schub von Municipalmännern wurde, nach stattgefundenen Wahlen, am 3. April 1835 eingeführt. Unter den ankommenden oder wiederholt gewählten bemerken wir drei homonyme, Karl, Wilhelm und J. Jacob Lauth, den Notar Lacombe, Carl, den Neffen Humanns und Staatsanwalt, den Anwalt Detroyes und den talentvollen, republikanischen Advocaten Eduard Martin, der sich bald auf einem größern politischen Schauplatze in der Deputirtenkammer hervorthat.

Am 7. August 1835 trat Herr von Türckheim officiell zurück und es wurde sein Nachfolger, Herr Lacombe, vom Präfecten Choppin d'Arnouville, mit den Adjunkten Bremsinger, Walther und Schützenberger eingesetzt.*)

Der Präfect balsamirte die abgebende Verwaltung mit Lobeserhebungen ein. Für Herrn von Türckheim war die Panegyrik nicht mehr als billig. Der eintretende Maire sprach mit ungeheuchelter Einfachheit von seinen unzureichenden Kräften, und Herr von Türckheim schied nach kurzen und bündig ausgesprochenen Worten. Sein letzter für die Mairie verfaßter Aufsatz war vermuthlich die Adresse an den König, nach dem schändlichen Attentat von Fieschi. Diesmal bewies der oppositionelle Rath einigen Takt, indem er keinen Einwurf gegen die loyale Rhetorik erhob.

War auch der Austritt des Herrn von Türckheim nicht ausdrücklich geboten, so läßt sich doch nicht ver-

*)Wenige Zeit darauf trat noch Herr Detroys als 4. Adjunkt in Reih' und Glied.

hehlen, daß er seit dem Tode seines Vaters zugleich als Präsident des protestantischen Directoriums an der Spitze dieser ausgedehnten halb geistlichen Verwaltung stand, und durch diese seine Doppelstellung sehr leicht mit der Stadt in Konflikt gerathen konnte. Diese Eventualität wurde leider zu einer bedauerlichen Wirklichkeit.

Lacombe's Verwaltung trägt keinen persönlich ausgesprochenen Charakter. Den öffentlichen Arbeiten schien in und außerhalb der Stadt ein neuer Impuls gegeben. Mit jugendlichem Feuereifer betrieb der Adjunkt Schützenberger, am Schreibtisch, sowie an Ort und Stelle, diesen ihm zugewiesenen Theil der Geschäfte. Er war dazu von Haus aus geschaffen, hatte sich selber in Bauten und Gartenanlagen geübt und übertrug die schon erworbene Erfahrung auf das Feld, das ihm seiner Collegen und Mitbürger Zutrauen anwies. Auf seinen Antrieb ward eine Summe von Fr. 12,000 für derartige Zwecke in das Budget eingetragen. Für den Plan neuer Anlagen in der nächsten Umgebung der Stadt hatte man einen Konkurs ausgeschrieben; mehrere versiegelte Packete liefen ein; die Architekten Klotz und Petiti erhielten die ausgesetzte Prämie, und nach wenig Jahren bekamen Contades, Orangerie und die dazwischen liegenden Räume auf dem Wacken, ein frisches, vielsprechendes, grünendes Aussehen. Im Innern der Stadt wird der Aufbau einer Gemüsehalle beschlossen und späterhin ausgeführt; aber die eingefleischte Angewöhnung der Marktweiber sträubte sich gegen das Uebersiedeln vom Gutenbergsplatz in die bedeckten wohlverwahrten Räume; lieber froren und

und schmorten sie im Freien nach altbergebrachter Sitte und trugen mit bewundernswürdiger Ausdauer und Hartnäckigkeit einen unblutigen Sieg davon: man ließ die Widerspenstigen unbehelligt den Unbilden der Witterung ausgesetzt. In einem Theile seiner Einwohnerschaft ähnelte somit das werthe Straßburg der alten Griechenstadt Abdera: aber irgend ein Demokrit hätte sich wohl gehütet, durch ausgesprochenen Tadel die Angriffe der Betheiligten herauszufordern.

Ein anderes für Straßburg kapitales Geschäft fand, unter Lacombe's Verwaltung, durch den Adjunkten Schützenberger betrieben, seinen Abschluß. Wir meinen den jahrelang geführten Prozeß mit den Gemeinden Barr, Gertweiler, Gerweiler, Burgheim, Heiligenstein, um die Nutznießung und den Besitz der beträchtlichen, herrlichen Waldungen, die sich vom Andlauer Thal gegen die Höhen des Champ-du-Feu hinziehen und jetzt zum Gemeingut der Touristen und der Erholung suchenden Städter geworden. — Am 17. Dezember 1836 erließ der königliche Appellhof von Colmar einen Beschluß, kraft dessen die Stadt Straßburg sich des angefochtenen Besitzes nunmehr unwiderruflich erfreut. In der Sitzung des 10. Februars 1836 konnte der Maire den richterlichen Ausspruch dem Municipalrath in optima forma mittheilen und zugleich wie billig für den beträchtlichen Kostenaufwand des langwierigen Rechtsstreits eine Indemnitätsbill begehren. Dem ausgezeichneten Advocaten Ignace Chauffour, welcher in Colmar den mehrhundertjährigen Besitzstand gegen ungerechtfertigte Angriffe vertheidigt, wurden Fr. 10,000 zuerkannt; eine gleichmäßige Summe Herrn Raspieler,

welcher mit wichtigen Gründen und dem Resultate seiner historischen Studien die Prozedur eingeleitet und seinem jüngern Kollegen mit Rath beigestanden; eine mindere Summe den Kolmarer Anwälten für Auslagen und Gebühr. — Dem Maire, dem Adjunkten Schützenberger, den Advokaten zollte der Rath wohlverdienten und ins Protokoll aufgenommenen Dank. Es war beinahe eine Iffländische Familienscene, wie solche nicht oft in den Sälen einer nur mit unerquicklichen Geschäften beladenen Municipalität sich ereignen mag. Die Stadt kassirte allein an rückständigen, seit dem Beginn der Prozedur mit Beschlag belegten Zinsen über Fr. 200,000 ein.

Aeußerte nun irgend ein wißbegieriger Leser den Wunsch, er möchte der Sache auf den Grund gehen, so müßte ich ihn auf die vor bald vierzig Jahren in Flugschriften, historischen und juridischen Aufsätzen geführte Polemik verweisen. — Hier haben wir noch einen langen Weg vor uns. — Dem gewissenhaften diene nur zur vorläufigen Beruhigung, daß Straßburg schon am Ende des 16. Jahrhunderts von der patrizischen Familie Ziegler den Besitz der großartigen Waldungen in optimâ formâ an sich gebracht, und dann im Folgelauf der Zeiten mit Barr wegen bestrittenen Feudalrechten einen Vergleich eingegangen, wonach die angreifende, unbefriedigte Partei durch freiwillige Verzichtleistung auf ein beträchtliches Waldrevier zufrieden gestellt wurde. Historisch und juridisch blieb das Straßburgische Possessionsrecht unantastbar. Unter den Erinnerungen früherer Jahre muß ich eines Besuches bei dem greisenhaften, im Dienst der Praxis

gealterten, ehrwürdigen Appellraths Mathieu erwähnen; ich fand ihn mit dem Studium der auf die Prozedur bezüglichen Schriften beschäftigt, und seine langgedehnte Laufbahn mit der gewissenhaften Untersuchung dieses merkwürdigen Rechtstreits schließend.

Schon seit einiger Zeit war Lacombe's Rücktritt beschlossen; er hatte sich die Stelle eines Verwalters der Einkünfte des Frauenhauses erbeten, und zog sich aus dem für ihn unerträglichen Strudel der Rathsdebatten auf den festen Boden der Scripturen zurück. Sein Nachfolger zollte ihn die wohlerworbene Anerkennung; hatte ihn doch Herr Lacombe ungestört und unbenergelt in seinem Wirkungskreise seit zwei Jahren belassen.

Schützenberger wurde den 4. April 1837 als Maire installirt. Die königliche Ordonnanz führt die Unterschrift des Ministers Gasparin, mit dessen vielbegabten und in der französischen Schriftstellerwelt berühmten Sohne Agénor der Maire sich später in der Deputirtenkammer befreundete.

Ich möchte, vielleicht etwas paradoxal behaupten, daß die schönste und angemessenste Zeit seiner Verwaltung in die Periode seiner Adjunktenstelle fiel. Damals wurden alle seine Entwürfe angenommen und früher oder später ausgeführt; es war die Zeit des Strebens, und das Streben ist reizender als das Erreichen des Ziels; er war noch Niemanden ein Dorn im Auge; nur zu schnell sollte die Lage sich anders stellen. Gleich in dem ersten Monate seines ersehnten Amtes widerfuhr ihm ein empfindlicher Widerspruch. Es war im Juni 1837. Der Herzog von Orleans beirathete die Prinzessin Helene von Mecklenburg, und überließ, bei

diesem festlichen Anlaß, dem Maire von Straßburg eine Summe von 6000 Fr. zur Unterstützung für Kinder der armen Arbeiterklasse. Der Maire glaubte, es sei die fürstliche Gabe mit einem ähnlichen Geschenk der Bürgerschaft Straßburgs zu erwiedern; er schlug deßhalb dem Rathe vor, dreitausend Franken zum Ankauf von sechzig Inskriptionen in der öffentlichen Sparkasse für bedürftige Kinder zu verwenden; damit verband er den Antrag, „um einiges Geld unter den Luxushändlern der Stadt in Umlauf zu setzen, die Stadt möchte zu Ehren der fürstlichen Hochzeit einen Ball im Theater oder dem Stadthaus ankündigen, und die Unkosten mit 2000 Fr. bestreiten." Der zweite Theil der Anfrage wurde nicht allein unwillig aufgenommen; die Opposition erging sich dabei in trotzigen Aussprüchen über Höflingsfeste, und beantragte dagegen die Anwendung einer Summe von 3000 Fr. für das Jahrgeld armer Kinder. Der philantropische Wunsch wurde auf der Stelle berücksichtigt; der Maire mußte den seinen unterdrücken.

Beiläufig ist noch zu bemerken, daß von 24 bei der Verhandlung gegenwärtigen Mitgliedern nur 12 mehr oder weniger conservative ihre Unterschrift in das Protokoll eintrugen. Die Lage der politischen Partei konnte sich nicht schroffer zeigen, und das in einem Momente, wo der wohlgelittene Kronerbe sich bei den Einwohnern der großen halbdeutschen Grenzstadt, bei der Verbindung, die er mit einer deutschen Fürstentochter schloß, auf eine liebenswürdige Art einschmeicheln wollte. Von diesem Augenblick an konnte der neuernannte Maire voraussehen, daß der edilische Stuhl hier nicht mit

Rosen gepolstert, und daß der gehoffte Bürgerkranz von Eichenlaub auch welke Blätter berge.

Gegen Ende Juli 1837 betreten die neugewählten Räthe den Sitzungssaal; in ihrer Mitte sehen wir Charles Börsch, den Chefredakteur des Niederrheinischen Couriers, Cottard, den Rektor der Akademie von Straßburg, Steiner, den Agronomen. Mit dem erstgenannten erscheint für den Maire ein Rivale, ein Oppositionsmann, ein arbeitsamer Budgeteraminator: mit dem zweiten ein Stockfranzose; mit dem dritten, ein derber Oberländer, der stets der äußersten Linken sich anschließt, und oft die Initiative unliebsamer Vorschläge ergreift. Im folgenden October ergänzt sich die Municipalverwaltung durch die Einführung der Herren Detroyes, Reuß, Champy und Fririon als Adjunkten.

Der erste Vortrag des obgenannten Rektors fiel unglücklich für ihn aus: er bezog sich nämlich auf eine Straßenbenennung, die er zu Ehren des Literators und Dichters Andrieux angebracht wünschte. Andrieux, Verfasser der reizenden, versifizirten Erzählung des „Müllers von Sanssouci", gehört zwar Straßburg durch seine Geburt an; doch seine Erziehung erhielt er zu Paris und sah wohl nie die Mauern seiner nominellen Heimath wieder. Der Stadtrath ging einfach, ohne Debatte, zur Tagesordnung über.

In selbem Jahr (1838) wurde ein Uebereinkommen mit einer Gasgesellschaft (l'Union) abgeschlossen, und ein Jahr nachher die blendende Beleuchtung eingeführt. Es war damals für rechtsrheinische Kleinstädter eine Ueberraschung.

Mit dem Legat von 20,000 Fr. einer verstorbenen Frau Duperreux stiftete, dem Wunsche der Erblasserin gemäß, die Municipalverwaltung im Bürgerhospital einige Betten zur Nutznießung unbemittelter Pensionäre. — Nicht nur jedes Jahr, beinahe jeden Monat bezeichnet irgend ein gemeinnütziges Votum. Bei 100,000 Fr. wurden im Laufe von 1839 von dem Frauenhaus entliehen, zum Ankauf von Immobilien, auf deren Grund und Boden Kleinkinderbewahranstalten entstehen. — Von dem Gemeinwesen fordert man die Erweiterung des mittleren Brückenbogens am Ausfluß der Ill, mit dem ausgesprochenen Zwecke, den Rheindampfschiffen nicht länger den Eingang in die innere Stadt zu verschließen.

Allein die Hauptvorlage dieses 39er Jahres betraf die Gründung der Armencolonie in Ostwald. Am 23. Dezember verlas der Maire seinen ersten Bericht über diesen von ihm persönlich gefaßten und in der Folge glücklich durchgeführten Plan. Mit der Entwaldung der Oertlichkeit mußte der Anfang gemacht werden; der Rath ging willig in die Ideen des Bürgermeisters ein, und ernannte ohne Verzug einen Ausschuß von fünf Mitgliedern.*) Noch mehr als einmal werden wir auf dieses im Ursprung gewagten Unternehmens zurückkommen.

Mit dem Jahre 1840 wurde zum erstenmal die Einrichtung einer Omnibuslinie von den Thoren der

*) Steiner, Fritz Ehrmann, Friedolsheim der Gärtner, Champy, C. Boersch.

Stadt an die Rheinbrücke besprochen. Schritt für Schritt näherte sich die noch mäßig bevölkerte Stadt den Gewohnheiten und Bedürfnissen größerer Centren. — Innerhalb der Mauern sah man durchaus nicht die Nützlichkeit oder die Ertragsfähigkeit solcher Transportmittel bevor. Der Maire erhielt den Auftrag, in Paris, Lyon, Rouen Erkundigungen über den Verkehr und die Regulirung solcher populären Gesammtwagen einzuziehen. Jedenfalls wollte man den Betrieb der freien Concurrenz überlassen. Die großartige Ausdehnung, welche seitdem die Omnibuslinien nach allen Richtungen der umliegenden Dorfschaften nahmen, konnte man freilich vor drei Decennien kaum ahnen.

Ein anderes gemeinnütziges Project wurde ebenfalls angeregt, kam aber nicht zur Ausführung; wir meinen die Versorgung der Stadt mit reinem, reichlichen, von außen zugeführten Berg- oder Flußwasser. Mehrfache Studien sind schon zu diesem Zwecke vor Jahren angestellt worden; aber die ungeheuern Kosten schreckten bis jetzt die Municipalität zurück — und doch wären wenig Städte so sehr als Straßburg für die öffentliche Gesundheitspflege eines hydraulischen Systems bedürftig. Die jetzige Verwaltung würde sich ein nicht genug zu erkennendes Verdienst erwerben, durch die Wiederaufnahme früherer Studien über diesen Gegenstand, und durch die Realisirung irgend eines ausführbaren Planes. Es wäre dies der Schlag des Mosisstabes an den Fels der Wüste.

Um diese Zeit betrieb der Maire eine städtische Anleihe von nicht weniger als 600,000 Fr., womit der Ankauf einer Reihe von Gebäulichkeiten und die syste-

matische Fortsetzung der Verschönerungen im Innern der Stadt betrieben werden sollte. Damals betrugen die

Einnahmen in runder Summe	1,100,000 Fr.
die Ausgaben	900,000 „
mithin eine Ersparniß von .	200,000 Fr.

Der Maire suchte den Beweis zu führen, daß mit diesem Ueberschuß der größere Plan nicht ausgeführt werden konnte, und beruhigte den Rath über die Abtragung der vorgeschlagenen Anleihe durch die Aussicht auf die Ergebnisse der Barrer Waldungen. Die bedeutende Summe wurde durch Aktien, jede zu 1000 Fr., gedeckt und ist seitdem ganz abgetragen.

Mit minder beträchtlichen Kreditbegehren wurde nie gemarkt. Zur Gutenbergsfeier (Juni 1840) steuerte der Rath freigebig bei, und bedachte durch ein reichliches Geschenk den französischen Künstler, welcher die etwas nüchterne Statue des Mainzer Edelmanns erdacht und ausgeführt.

Gegen Ende des Jahres 1840 unterhielt der Rektor Cottard den versammelten Rath von der nahe bevorstehenden feierlichen Einsegnung Sr. Hochwürden des Koadjutors Räß. Er betonte den eigenen Umstand, daß der künftige Bischof von Straßburg dem Elsaß angehöre, was sich schon seit Jahrhunderten bei den hiesigen Bischofswahlen nicht zugetragen. Er zeigte seinen Collegen an, daß der Erzbischof von Besançon und zwei andere Bischöfe sich zur kirchlichen Ceremonie hieher begeben, und wohl eine Woche lang aufhalten würden. Achttausend Franken schienen ihm für die Ausgaben der Feier nicht zu hoch gegriffen.

Der beinahe zur Hälfte aus Protestanten bestehende

Rath beeilte sich dem Wunsche des strenggläubigen Collegen zu entsprechen, und es diene hier zur Erinnerung, daß im Februar 1841 die Feierlichkeit in der Kathedrale, und in Gegenwart einer von beiden Rheinufern herbeigeströmten frommen Zuschauerschaar pomphaft und würdig vor sich ging. Der eingesegnete Bischof in partibus nahm seine Residenz im ehemaligen Palaste der Rohan, welcher durch königliche Ordonnanz des 24. Juni 1839 der Stadt wieder zuerkannt worden war. Die Räume des Erdgeschosses blieben, auf den Antrag des Maires, für städtische Feierlichkeiten und artistische Ausstellungen vorbehalten, und leisteten bei dem wissenschaftlichen Congresse von 1842 treffliche Dienste.

Mit weniger günstigem Erfolg forderte die Munizipalität die Wiedereinsetzung in den Besitz des sogenannten Gouvernementsgebäude, welches Ludwig XIV. während seiner Anwesenheit in Straßburg bewohnte.

Am Jahresschluß (1840) entspann sich eine höchst wichtige Streitfrage zwischen dem Stadtrath und Herrn Nicolas Koechlin, dem Unternehmer der Eisenbahn von Basel nach Straßburg; vorerst wurde sie nicht endgültig abgewickelt. Herr Koechlin erklärte durch seinen Ingenieur Chaperon, daß er sich nicht verbunden halte, die Bahn bis in das Innere der Mauern zu führen; er wollte sich nur bis Königshoffen verpflichten. Damit war dem Rathe nicht gedient; diesmal fand er für gut, an den Minister der öffentlichen Arbeiten, d. h., an die oft verwünschte Regierung sich zu wenden und er ertheilte dem Maire die nöthige Vollmacht zum Betreiben der ernstlichen Angelegenheit an Ort und

Stelle, in Paris. Die Wirkung konnte nicht ausbleiben. Schon im März 1841 trat Ingenieur Chaperon mit neuen Vorschlägen hervor; es wurde eine Vereinbarung ermittelt. Im Princip, die Eisenbahn müsse die innere Stadt berühren, zeigten sich jetzt beide Parteien Eines Sinnes; nur über den Kostenantheil wurde noch verhandelt. Der Maire erhielt abermals die nöthige Vollmacht zur Vermittlung, und bei Eröffnung der ganzen Bahn im Monat September 1841 kam es zu einem Feste, wo sich die vorigen Gegner bei Bankett und auf dem Stadtballe herzlich die Hände drückten. Der Minister der öffentlichen Arbeiten, Herr Teste, war herbeigeeilt, dieser Versöhnungsfeier das Siegel der Centralbehörden aufzudrücken und das „herrliche" Elsaß mit Schmeichelworten zu überschütten. Der eloquente Minister unterlag, sechs Jahre später, nicht lange vor der Februarrevolution, einem furchtbaren Hauskreuze, und er mochte sich bei seinem ungeahnten, tiefen Sturze melancholisch an die Träume elsässischer Herbsttage erinnern, als er an der Spitze der Behörden zweier Departemente, der Municipalitäten mehrerer Städte, der industriellen Mülhauserfürsten und den Notabilitäten benachbarter Länder auf der ersten Haupteisenbahn Frankreichs einherdampfte.

Wir sind der chronologischen Folge der Municipalangelegenheiten Straßburgs unversehens etwas vorgeeilt, und kehren rückwärts vom Schienendampfrosse zum Dampfkessel der Rheinschiffe.

In den ersten Tagen des Maimonds (1841), nachdem die Wasserstraße für die Kölnische Gesellschaft in das innere Straßburg eingelegt, begrüßte man die

Ankunft der deutschen Delegirten auf dem ersten angelangten Schiffe durch ein würdiges Entgegenkommen. Eine unzählige Menschenmasse besetzte die Gestade der Ill oberhalb des ehemaligen Pont-Royal: Reden wurden zwischen den Kölner-, und dem Repräsentanten der Straßburger Mairie und Handelschaft gewechselt: die Tochter des niederrheinischen Präfecten, eine liebliche Erscheinung, zerbrach am Steuerruder des Glückschiffes die herkömmliche Flasche zur Einweihung; und während bei eintretender Dunkelheit das bengalische Feuer die Münsterpyramide verklärte, sammelten sich in den Räumen des Schlosses, um die gefeierten nordischen Gäste, die Notabilitäten des Handels, der Industrie und des Gemeinderaths.

Die Ergebnisse dieser so lang und so eifrig herbeigesehnten Schifffahrtslinie erfüllten die gehegten Erwartungen nicht; eben so wenig der Traktat Frankreichs mit Holland (Juni 1840), wovon Straßburg sich goldene Berge für den nunmehr von lästigem Meerzoll befreiten Rheinhandel versprach, und wofür es der Regierung, durch den Stadtrath, officiell seinen Dank überreichen ließ. Die Concurrenz mit der badischen und elsässischen parallelen Eisenbahn ließ vorerst die auf dem Rheinstrom gehofften Resultate nicht in Erfüllung gehen.

Wir haben soeben mehrfache Festlichkeiten erwähnt, welche in den Jahren 1840 und 1841 die Einförmigkeit des Straßburger Lebens einigermaßen unterbrachen und den Debatten des Raths einen friedlichen, erfreulichen Anstrich gaben. Allein auch diese kurzen, halcyonischen Tage hatten ihre leidige Kehrseite. Das Ereigniß,

worauf wir anspielen, wurzelte in der heikeln Steuerfrage.

Der eminente Finanzminister Humann, in der bestimmten Voraussicht kommender Gefahren für den Staatsschatz, hatte bei sich selber den festen Grundsatz aufgestellt: „Eine gesetzlich eingeführte Steuer müsse den vollen Ertrag einbringen, und es seien besonders alle Steuerpflichtigen einer unverrückbaren allgemeinen Gleichheitsregel zu unterwerfen.“ Nun war es eine, in Straßburg wie anderswo offenkundige Thatsache, daß die Grundsteuer, besonders von Gebäulichkeiten, nicht gleichmäßig vertheilt, und eine neue Abschätzung wenicht dringend nothwendig, doch den Billigkeitsgesetzen gemäß im ganzen Reiche durchzuführen sei. Man erhob sich allerseits, und absonderlich in dem zur Opposition instinktmäßig geneigten Straßburg gegen diese strenge „absurde“ Fiskalität und rüstete sich wenigstens zu positivem Widerstande. In hiesiger Stadt ging die Bewegung von der Municipalität selber aus, und der Bürgermeister blieb derselben nicht fremd. — Der Rath hatte einen Beschluß gefaßt, wodurch Delegirte aus seiner Mitte beauftragt, ja bestimmt ermächtigt wurden, dem Aufseher der directen Steuern während der Aufnahme und Abschätzung der Grund- und Häuserwerthe zur Seite zu stehen, nicht etwa nur stillschweigend, nein, kritisirend und protestirend. Die Departementalbehörde konnte solchem Verfahren nicht ruhig zusehen: solche Auflehnung mochte eventuell folgenschwer für das Staatsleben sich erweisen. Ein Beschluß des Präfecten vom 29. Juni 1841 erklärte das darauf bezügliche Protokoll des Gemeinderaths für null und

nichtig und befahl dessen Ausmerzung. Es folgte eine leicht vorauszusehende Aufregung, die sich indeß nicht bis zur Widersetzlichkeit gegen das sogenannte recensement, d. h. zu irgend einer Thätlichkeit verstieg. Der Maire Schützenberger suchte in Abwesenheit des Präfecten den beauftragten Präfecturrath, den achtzigjährigen Professor Kern etwas einzuschüchtern, indem er mit einer Demonstration des Gemeinderaths und der Bürgerschaft drohte. Mit sanfter, gedämpfter Stimme erwiederte der greise Beamte, indem er seinem Kollegen — sie waren beide Professoren an der Rechtsfakultät — eine Feder vorhielt: „Mein wertheſter Kollege, hier ist meine Waffe."

Der Municipalrath murrte, ergab sich aber in das Unvermeidliche; die Abschätzung nahm unbelästigt ihren regelmäßigen Verlauf und die bisher zu niedrig angesetzten Steuerpflichtigen bezahlten ihre erhöhten Beiträge.

Wir wenden nicht ungern dieser charakteristischen Episode den Rücken, und kehren uns wieder einer leichtern Stadtatmosphäre zu.

Die Basel-Straßburger-Bahn war nicht die einzige Schienenverbindung, mit der sich die hiesige Stadt zu befassen hatte. Der Präfect L. Sers hatte das ganze Departement, mithin auch die größeste Stadt seines Bezirks für die directe Havre-Pariser-Bahn im eigentlichen Sinne begeistert: es war eine friedliche aber bedeutsame Aufregung, die weit über die Vogesen hinüber reichte. Der Stadtrath betheiligte sich thätig an dieser für ihn kapitalen Angelegenheit: er horchte mit steigendem Interesse auf den Bericht des Herrn

C. Boersch, welcher einen für ihn sehr nützlichen Einblick darüber in die Präfekturakten und die dahin einschlagenden manuskriptlichen Memoiren genommen, und nun mit vollen Segeln und gutem Proviant auf das vorgesteckte Ziel lossteuerte. Straßburg bot nicht weniger als eine Million, wenn der Staat die directe Bahn bewilligte, und nicht auf dem von Intriganten vorgeschlagenen Umweg über Dijon verharrte; man ernannte zugleich ein Comité*) mit dem Auftrag in den zwischen Havre und Straßburg gelegenen Hauptstädten Anfrage zu halten, und zur Befürwortung des Projects anzuspornen.

Die Regierung gab den eindringlichen Gründen des Finanzministers Humann Gehör, berief eine außerordentliche Versammlung des Generalraths, und von Instanz zu Instanz wurde endlich im Juni 1842 das ersehnte Gesetz erlassen. Schon in den letzten Dezembertagen 1841 hatte Herr Baron von Schauenburg, der Präsident des Generalraths, seine Kollegen, die Municipalcommission und die Hauptmitarbeiter an dem Plan zu einem Bankett geladen und den Erfolg des Unternehmens mit Zuversicht verkündet. Zu verschweigen bleibt hier nicht, daß der Hinblick auf Deutschland und die dort ausgeführten oder in Angriff genommenen Schienenwege nicht wenig zum Gelingen der elsässischen Forderung beitrug, und die triftigsten Gründe zur baldigen Ausführung des Schienenstrangs der „Elsaß unwiderruflich an Frankreich schmieden sollte", darbot.

*) Es bestand aus den Herren Nebel, Boersch, Lichtenberger, Carl Schneegans, C. Lauth und Ratisbonne.

Im Jahre 1842 bieten die laufenden Geschäfte in der Municipalität keine bedeutende Neuerung: sie bewegen sich in dem vorigen Geleise; nur schreitet Herr C. Boersch als Adjunkt selbstständiger ein. Der Maire war zum Deputirten des Niederrheins erwählt und befaßte sich vorzüglich, fast ausschließlich mit Ostwald: Boersch hatte sich das Feld des Primärunterrichts erbeten und con amore nach und nach bis in das einzelne die Organisation der Kleinkinderanstalten und der Communalschulen betrieben. Es liegt aus dem Jahr 1843 ein Bericht von ihm vor, der errungenes und noch zu erstrebendes eingehend vor die Augen seiner Kollegen stellt. Wir ersehen daraus, wie schon damals in 13 «salles d'asiles» über 1500 Kinder versorgt werden; wie etwa 1000 die unentgeltlichen Primärschulen besuchen und in 21 Gemeindeschulen bei 2600 Zöglingen den Unterricht erhalten. Indeß blieben noch mehrere Waisen-Kinder in sehr unzulängliche Privatanstalten zerstreut und der Berichterstatter besteht auf der strengen Ausführung des Gesetzes über den Primärunterricht: etwa 8000 Kinder sollten die Schule besuchen und für Schulbauten trug er auf eine Ausgabe von 300,000 Franken an.

Auch für Ostwald ging er dem Maire zur Seite, sprach aber nur mit Emphase von dieser Schöpfung und verkündete, wie sein Chef, für die junge Kolonie eine befriedigende Zukunft.

Die Spezialität der Feste und des Theaters fiel fast immer einem andern Mitgliede des Raths anheim: Herr Silbermann eignete sich besonders zur Pflege dieses Verwaltungszweiges. Ein ausgedehnter Bericht,

den er im Laufe des Jahres 1842 über den Zustand des Schauspielhauses, den Director und das Publikum ablegte, deckt unverhohlen mehrfach eingeschlichene, unerträgliche Mißbräuche auf, giebt praktische Rathschläge zu deren Abstellung und wünscht, da in jener Zeit die Stadt noch nicht mit dem Apffel'schen Legat reichlich bedacht war, den Ausschluß der kostspieligen großen Oper, des Dramas und der höheren Komödie. Dies war ein Mißgriff, und so viel uns erinnerlich, ging man nicht auf diesen Vorschlag ein.

Eine verdienstvolle Beschäftigung ward Herrn Silbermann zu Theil bei der Organisation des wissenschaftlichen Congresses im Spätsommer 1842. Im Laufe des Augustmonds hatte Professor Hepp, der Schriftführer (Secrétaire général) der bevorstehenden Versammlung bei dem Munizipalrath um hinreichenden Kredit zum würdigen Empfang der fremden gelehrten und ungelehrten Gäste angehalten; sein Begehren wurde auf die liberalste Weise gewährt und obgenannter Herr Silbermann mit der Ausführung beauftragt. Es war keine leichte Aufgabe. Die früheren szientifischen Congresse im inneren Frankreich, unter des ohnlängst verstorbenen, trefflichen Hrn. v. Caumont's Leitung, waren sehr mäßig besucht. Diesmal kündeten sich zahlreiche Vertreter der überrheinischen Wissenschaft an; einheimische elsässische und transvogesische Subskribenten lösten schon Monate lang vor der Eröffnung der zehntägigen Session ihre Zutrittskarte: man hatte sich auf wenigstens 600 Theilnehmer bereitzuhalten. Das Ministerium des Innern fand bereits den Zudrang etwas bedenklich. Genug, der Elsässische Congreß wurde zu

einem Ereigniß. Es bereitete und vollzog sich ein friedlicher Austausch der Errungenschaften beider Nationen auf allen Gebieten der Wissenschaft und der Literatur, ein Bestreben, sich gegenseitig gerecht zu werden, das leider seit drei Jahren in ein schnödes Zurückweisen von Westen her sich umgestaltete. Der wissenschaftliche Congreß von Straßburg schien die Morgenröthe eines schönen Sommertages zu verkünden; zum erstenmal, seit langen Jahren, gab eine Provinzstadt ein Lebenszeichen, welchem das stolze Paris Rechnung tragen mußte.

Auch der gesellschaftliche Theil des Programms wurde unter Silbermann's und seiner Gehülfen Leitung glücklich und glänzend durchgeführt. Die fremden Gäste schieden mit dem Ausdruck aufrichtigen Dankes für herzliche Gastfreundschaft. Die einheimischen Theilnehmer in allen Kreisen hielten eine Zeit lang fest an der Erinnerung, aber versanken bald darauf wieder in den morastigen Boden der lokalen Zerwürfnisse und der einreißenden geistigen Apathie.

Ende Oktober 1842 stattete Silbermann vor dem Gemeinderath seinen Bericht über die Anwendung des Kredits ab, wurde gebührend belobt und im folgenden Jahre sammelte der verdienstvolle Generalsekretär Hepp in zwei umfangreichen Bänden die Protokolle der verschiedenen Arbeitssektionen und die mitgetheilten Aufsätze der gelehrten Mitglieder. Noch jetzt hat für die Bibliotheken, Gelehrten und gebildeteren Leser diese Ausgabe einen unbestrittenen Werth.

An den Gelehrten-Congreß knüpft sich die Vollendung der astronomischen Uhr von Schwilgué. Der

europäische Ruf des ingeniösen Mechanismus überhebt uns jeder weiteren Erwähnung. Schwilgué berief die Hauptrepräsentanten der mathematischen Wissenschaften als Zeugen seiner glücklich durchgeführten Berechnungen; es war im Leben des alternden Mechanikers ein feierlicher Augenblick.

Im folgenden Jahre legte der Maire die Berechnung der materiellen Ausgaben vor; sie überstiegen den ersten Kostenanschlag, aber von spießbürgerlichem Markten konnte hier die Rede nicht sein und wenn je, so war hier auch eine größere Summe gerechtfertigt.*)

Ein Besuch der Armenkolonie füllte einige Nachmittagsstunden der Congreßgäste, wobei der Maire auf befriedigten Gesichtern und bei reichlich gespendetem Lobe einige Genugthuung finden konnte, denn es hatte ihm an geheimen und offenen Widersachern nicht gefehlt und gegen die versprochenen oder blos gehofften einträglichen Resultate ließ sich freilich manches einwenden.

Wenn wir früher bemerkt, daß die Durchführung dieser Lieblingsidee für Schützenberger zur Hauptbeschäftigung geworden, so ist unser Ausspruch doch cum grano salis zu verstehen. Gerade um dieselbe Zeit wurde der von ihm aufgefaßte Plan eines diplomatischen Kodex von Straßburg realisirt: der erste Prachtband, Klosseners Chronik enthaltend, erschien mit Silbermann'schen Lettern gedruckt im Beginne von

*) Sie betrug ungefähr Fr. 70,000. — Wir werden in einem nachfolgenden Aufsatze die wissenschaftliche Seite des Congresses berücksichtigen.

1843; der Gemeinderath bezahlte, nach angehörtem Berichte, mit gewohnter Liberalität die auf Fr. 10,000 sich belaufenden Kosten. Zu diesem vaterländischen gelehrten Werke hatte der Maire eine historische Einleitung über die altreichsstädtische Verfassung von Straßburg geschrieben; es ist keine leichte anziehende Lektüre, allein der Ueberblick ist richtig und mag noch jetzt zu erster Orientirung in jenem konstitutionellen Labyrinthe dienen.

Die relative Ruhe, die während den folgenden Jahren auch in Frankreich herrschte, machte sich sogar in den Lokalgeschäften fühlbar. An die Protokolle des Straßburger Gemeinderaths knüpfen sich a. 1844 und 1845 wenig Haltepunkte.

Unter den frischeingetretenen oder wiederholt gewählten Mitgliedern bemerken wir die Herren Theodor Humann, Kratz, Linder; die ersteren waren bestimmt thätiger in das Räderwerk der Stadtmaschine einzugreifen. Ein Bericht des Advokaten Liechtenberger über das Budget von 1844 lautet im Durchschnitt äußerst günstig, blos die Industrieschule in ihrem damaligen Bestande wird angegriffen. Die Schülerzahl war im Abnehmen, der Unterricht unzulänglich, die Disciplin mangelhaft, die Rechnungen unregelmäßig; man rieth zu einem radikalen Eingriff in die Verwaltung.

An die Ernennung eines Unterbibliothekars in der Stadtbibliothek knüpften sich Erörterungen über die entgegengesetzten Ansprüche der städtischen Behörde und des protestantischen Seminars. Diese Streitpunkte wurden eigentlich nie kategorisch entschieden, die Auguste-

katastrophe von 1870 vereinfachte diesen historischen Familienzwist.*)

Auch mit der Verwaltungskommission des Bürgerhospitals zieht sich lange Jahre hin der Streit über das Recht von St. Marx, d. h. des Wohlthätigkeitsbureaus auf einen Theil der Hospitalgüter. Man bemerkt schon, in dieser weit von uns entfernten Periode, daß sich die Mairie auf die Seite des «bureau de bienfaisance» neigte.

Diesem letztern wurden während dem harten Winter von 1844—45 Zuschüsse bis auf Fr. 9000 von der Municipalkasse zugestanden; diese temporäre Hülfeleistung wurde, wie das zu geschehen pflegt, zum stehenden Artikel im Budget.

In der Kolonie von Ostwald lebte man noch unter dem Eindruck der hoffnungsvollen ersten Versuche. Ein Bericht (a. 1844) hebt besonders die moralische Besserung der dorthin verpflanzten Kolonisten hervor und bringt die gesteigerte Bodenverbesserung gegen die beträchtlichen Kosten der ersten Gründung in Anschlag.

Im Bereich der öffentlichen Sittlichkeit wünschte der Gemeinderath, oder wünschten doch einige puritanische Mitglieder desselben, eine Beschränkung der

*) In derselben Unglücksnacht, oder in der darauf folgenden, ging ebenfalls das anmuthige Bildwerk eines heimischen Künstlers zu Grunde: der Gemeinderath hatte dasselbe schon im Jahre 1844 um Fr. 8000 angekauft. Wir meinen das „Mädchen aus der Bretagne", welches gegenwärtig, nach dem Urmodell des Meisters, wieder in Erz und Marmor auferstehen soll.

Volksbälle vor den Thoren der Festung; sie wurden aber in ihrem lobenswerthen Eifer durch die Bemerkung besänftigt oder hingehalten, daß die Sittenpolizei nicht unter die legalen Befugnisse des Rathes gehöre.

Zu diesen flüchtigen, aus der Masse der täglichen Vorkommnisse herausgehobenen Notizen sei uns gestattet, in Erinnerung zu bringen, daß in den monatlichen Sitzungen der Rath sich nicht allein mit seinem eigenen städtischen Budget zu befassen hatte. Ihm war es beschieden, sich in das Rechnungswesen aller städtischen Wohlthätigkeitsanstalten zu vertiefen, d. h., sich die Skripturen des Hospitals, des «bureau de bienfaisance», der Sparkasse, des Leihhauses, des Frauenhauses vorlegen zu lassen und dabei die Pflichten und Befugnisse eines hohen Rechnungshofes zu üben.

Mit dem Jahre 1846 trübt sich der Horizont, hier und im innern Frankreich, auf viele Seiten hin. Die ersten Zeichen des nahenden Unwetters traten im Municipalrathe bei bevorstehender Ankunft des jüngsten Königsohnes an den Tag. Im Laufe Augusts hatte der Maire seine Kollegen benachrichtigt, es werde der jugendliche Herzog von Montpensier, Obrist eines Artillerieregiments, mehrere Wochen hier seinen Aufenthalt nehmen; es wäre erwünscht gewesen, die Anwesenheit des Prinzen durch irgend ein städtisches Fest zu begrüßen, doch, bei steigender Theuerung, nach durchaus unergiebiger Ernte, sei ein Ansinnen dieser Art nicht vorzubringen, er bitte den Rath um eine Summe von Fr. 10,000 zu Liebesgaben, z. B. zum Brodankauf für arme Familien zu verwenden. Dieser Antrag fand williges Gehör. Zwei Monate später

fühlte man sich gedrungen, eine Summe von Fr. 20,000 für zeitweilige Werkstätten, sogenannte ateliers de charité zu verwenden, mit dem ausgesprochenen Zwecke der Beschäftigung brodloser Arbeiter, und da überdies aus dem mittleren Frankreich bedauernswerthe Nachrichten über die Verheerungen der Loire in zehn Departements angelangt, wurde, mitten in der heimischen Noth, dennoch eine Unterstützung für die dortigen unerhörten Leiden votirt.

Aber im Lauf des Winters 1846—1847 verfinsterten sich die Aussichten immermehr. Zu der obenerwähnten Summe von Fr. 20,000 kommen noch Fr. 40,000 für die improvisirten Werkstätte, Fr. 10,000 für außerordentliche, nicht speciell angegebene Hülfeleistung, eine bei den wohlhabenden Bürgern zu erhebende Beisteuer und eventuell eine Summe von Fr. 80,000 zum Bau einer zweiten Artilleriekaserne im sogenannten Austerlitzerquartier.

Diese selbst für Straßburg nicht unerheblichen Anstrengungen reichten indeß nicht hin zur Beruhigung für die allernächste Zukunft. Die Versorgung des Getreidemarktes lief augenscheinlich Gefahr; die schon hoch gestellten Preise konnten in's Unerschwingliche hinaufgetrieben werden. Zuvörderst wandte sich der Maire an die Centralbehörde um schleunige Hülfe; dann bildete er auf seine eigene Verantwortlichkeit hin ein Comite von sieben Mitgliedern zur Beschaffung der Subsistenzmittel. In einer merkwürdigen Sitzung vom 6. Februar 1870 zeigte er vorläufig an, er wolle sich an die Spitalverwaltung wenden und dort von dem vorräthigen Getreide 3000 Hektoliter Weizen ent-

lehnen; auch ein Ankauf außerhalb, in Seehäfen, sei gerathen, obgleich voriges Jahr ein ähnliches Verfahren von der Regierung getadelt worden. Zum Schlusse theilte er einen vom 5. Februar datirten Brief des Präfecten mit, worin dieser sich weigerte, an die Regierung irgend ein Begehren zu stellen und die „reiche Stadt" auf ihre eigenen Hülfsquellen verwies. Die Depesche war in strengen Ausdrücken abgefaßt; sie enthielt einen unverblümten Tadel über die bisherige Haltung der Mairie in diesen kritischen Momenten.

Der Eindruck auf die Mehrzahl der Mitglieder war im höchsten Grade peinlich; der etwas rasche heißblütige Herr Sers hatte nicht jedes Wort abgewogen; genug, der Unwille, der Widerstand sprach sich in kaum gezügelter, unparlamentarischer Weise aus; es wurde beschlossen, sich direct an den Minister, an den König selber zu wenden.

Auf einen der nächstfolgenden Tage wurde der Rath wieder einberufen. In einem musterhaften, wohldurchdachten Berichte erging sich Herr Julius Sengenwald, der Vorstand des soeben gebildeten Comite's, über die nächstzuergreifenden Maßregeln: „Bei der Aufspeicherung von 6000 Hektoliter Weizen in den Hospitalmagazinen seien von dort wohl 3000 zu entleihen; ebenso könne sich der Maire an die Militärbehörden wenden; in Mannheim werde man 4000 Hektoliter für die Verproviantirung während dem März ankaufen und ebensoviel in den Seehäfen, in Rotterdam oder Marseille, je nach dem Stand der Preise. An jedem Wochenmarkt seien 1000 Hektoliter zum directen Ver-

brauche der Bäcker zu verwenden und diese Letzteren müßten sich verpflichten, dafür tarirtes und gestempeltes Schwarzbrod und Hausmannsbrod zu liefern." — Wir können uns unmöglich hier in das Einzelne der Vorsichtsmaßregeln einlassen, die jedem Mißbrauche vorbeugten. Das Anerbieten der Mitglieder der Commission*) zur Beschaffung des Weizens wurde bereitwillig angenommen und dadurch unstreitig die Ruhe der Grenzstadt gesichert, dahingegen in Frankreich, wo die Getreidepreise doch nicht auf dieselbe Höhe gestiegen, mehrere Aufstände des Pöbels in bedauernswerthe Gewaltthätigkeiten ausarteten. Die Februarrevolution gährte schon in den gereizten Massen.

In Straßburg waren überdies wohlthätige Bürger zusammengetreten und hatten die Austheilung ökonomischer Suppen besorgt. Zu diesem Werke steuerte der Gemeinderath ebenfalls bei.

Und als nun im Hochsommer eine segensreiche Ernte aller Wahrscheinlichkeit nach bevorstand, als die Stunde der Berichtigung schlug, da waltete wieder im Rath ein weises, väterliches Verfahren. Man hatte 20,000 metrische Centner Weizen, zu Fr. 41 das Hektoliter, angekauft: die Stadt hatte immer zu Fr. 8, 9, 10 unter dem Markt verkauft; so hatte sie auf dem Markte des 25. Juni allein bei Fr. 10,000 eingebüßt und für den Absatz des noch verräthigen überflüssigen Getreides berechnete man einen Verlust

*) Diese Commission bestand aus den Herren Sengenwald, W. Lauth, J. J. Lauth, Clog-Mertian, Strohl, Kratz, Striedbeck, Heim, Schmidt und J. J. Boersch.

von Fr. 72,000. Fast einstimmig belobte der Rath das Verfahren der Kommissare und des Maire. In einer Junisitzung fiel nichtsdestoweniger eine heftige Scene zwischen dem Bürgermeister und einem einzelnen Mitgliede des Ausschusses vor. Wir verschweigen dessen Namen, obgleich er im Protokoll verzeichnet steht. Gleich an allem Anfange hatte dieser mißliebige College den Sitzungen nicht beigewohnt und sich in der Stadt ehrenrührige Anklagen gegen die Commission erlaubt. Der Maire setzte ihn persönlich zur Rede und schleuderte ihm die Anklage der Verläumdung ins Gesicht. Ruhigere Mitglieder verhinderten den weiteren Ausbruch. Es war ein dramatischer, aber unliebsamer Auftritt.

Zur Tilgung der Schuld wurden vom Maire mehrere Mittel und Wege vorgeschlagen. Man entschied sich zuvörderst für den Verkauf der dreiprocentigen Staatspapiere, mit der Aussicht, das Kapital von Fr. 500,000 durch Holzversteigerungen im Hochwald wieder zu ersetzen; dann beschloß man zuletzt eine temporäre Anleihe bei der Bank von Frankreich.

In Mitte dieser Störungen auf ökonomischem Gebiet fiel ein anderes, wesentlich verschiedenes Ereigniß, das in gewissem Sinne als erfreulich gelten konnte. Durch ein eigenhändiges Testament vermachte Herr Apffel von Weißenburg sein ganzes Vermögen der Stadt Straßburg, mit der angeknüpften Hauptbedingung, die Einkünfte an das Theater zu verwenden. Der Erblasser, der im Laufe des Winters 1846–1847 das Zeitliche gesegnet, bezweckte mit dieser Verschreibung ein ästhetisches Bildungsmittel im Elsaß zu schaffen. In der Municipalsitzung des 24. März 1847 konnte

der Maire seinen Collegen das Testament, dessen Inhalt schon bekannt war, officiell mittheilen und sich die Ermächtigung zu jedem juridischen Vorgehen erbitten. — Dabei mochte er nicht verschweigen, daß ein Theil der Seitenverwandten schon Einsprache eingelegt. — Zur Führung der Procedur votirte selbstverständlich der Rath die benöthigten Gelder.

Auf dem Gebiete der Gefängnißpflege und der Besserung der Sträflinge trafen sich Präfekt und Maire, einträchtig, dem gleichen Ziele zugewendet. Im Laufe des Sommers 1847 schlossen sie einen Traktat, Kraft dessen ein Theil der minderjährigen im Zuchthause eingesperrten Knaben in die Ackerbaucolonie von Ostwald verpflanzt wurden. Zur Bestreitung der Unkosten wies der Präfekt dieselbe Summe an,*) welche die Regierung für den Unterhalt der erwachsenen Gefangenen vergütet. Die erste Uebersiedelung beschränkte sich Anfangs auf 20 Knaben, wurde aber in den folgenden Jahren, da der Versuch gut ausschlug, nach und nach bis auf 250 gebracht. Noch jetzt besteht diese Sträflingscolonie, doch auf minder ausgedehntem Fuße. Selbstverständlich wurden bei dieser Organisation die ursprünglichen Bewohner der Colonie nach und nach verabschiedet.

Wir stehen nun am Vorabend einer für Straßburg verhängnißvollen Epoche. Die officiellen Sitzungen des Raths in den zwei ersten Monaten des Jahres 1848 ließen kein Ereigniß erwarten. Urplötzlich, am 25. Februar Nachmittags, erscheint das Protokoll einer

*) 82 Centimes per Tag und per Kopf.

ex abrupto zusammenberufenen Sitzung; eine telegraphische Depesche hatte die ungeheure Umwälzung in Paris verkündet. Vom ersten Augenblick an griff der Municipalrath und an seiner Spitze Liechtenberger dictatorisch ein. — Er war der Mann der Lage. — Der bisherige Maire blieb noch provisorisch sechs Tage lang im Amt; dann zog er sich zurück: „seine Stellung sei aus einer administrativen zu einer politischen umgewandelt"; gleich am ersten Tage waren ihm die Herren Charles Börsch und Kratz als Adjunkten beigegeben worden.

In dieser Umsturzperiode hielt der Rath Anfangs täglich Sitzung und berief in seine Mitte einen Kreis von Republikanern, welche die öffentliche Stimme, d. h. die Stimme der herrschenden Partei, zu dieser provisorischen Funktion bezeichnete.*) Den ausgestoßenen Präfekten zu ersetzen, ernannte der Rath eigenmächtig eine Departementalcommission mit Liechtenberger an der Spitze.**) Noch bevor die Bestätigung dieser revolutionären Gewalten von Paris ankam, hielt sie die Zügel des über Stock und Stein gejagten Wagens mit straffer Hand. Sie beugte der Einsetzung einer allgemeinen Volksversammlung vor: die Hand-

*) Es waren: Advokat Beyer, Professor Victor Chauffour, Dr. Eisen, die Advokaten Engelbach und Heinrich Engelhardt, die Professoren Fargeaud und Heimburger, Dr. Küß, Kaufmann Glorin.

**) Wilhelm Lauth, Glorin, Eisen, Ott waren die andern Mitglieder. — Lauth wurde alsbald zum provisorischen Maire ernannt.

habung der öffentlichen Ruhe organisirte sie im Fluge, der Bürgergarde verbot sie das Tragen der phrygischen Mützen und sonstiger rothen Abzeichen, votirte die nöthigen Geldmittel zur Beschäftigung der unruhigen Arbeiterklassen, nahm zum Schutz der Gemeindewaldungen die geeigneten Maßregeln und befolgte, mit einem Worte, die Linie, die Lamartine in Paris einhielt. Die Wahlen für die Nationalversammlung wurden am Ende Aprils mit Einsicht vorbereitet und ruhig durchgeführt. Wenn das systematische Auflehnen mehrere dieser Männer gegen die Juliregierung vom Standpunkt der unparteiischen Geschichte sehr tadelnswerth erscheint, muß dagegen ihr Verdienst in der Beschwichtigung und Regelung der aufgestachelten Leidenschaften anerkannt werden. Mit anderen Provinzialstädten Frankreichs, mit Lyon z. B., verglichen, bot Straßburg während der stürmischen Zeit von Februar bis über die Junitage hinaus das Bild einer nur an der Oberfläche beunruhigten Commune. Es hatten sich nach dem Ausbruche der Revolution einzelne Klubs von allen Schattirungen gebildet, einzelne terroristische Anwandelungen oder Vorschläge drangen aber nicht in die größere Oeffentlichkeit, noch weniger in die Praxis. Die Hauptverlegenheiten entsprangen aus der Proletariermasse, die man mit Aufwendung großer Kosten auf der Rheininsel und anderswo mit Bodennivellirung zu beschäftigen suchte. Doch kam man glücklich über die schwerste Zeit hinaus.

Herr Wilhelm Lauth ward in die Nationalversammlung gewählt; an seine Stelle trat, als provisorischer Maire, Herr Kratz (Anfangs Mai 1848) und

wurde dieser Letztere durch Dekret des Präsidenten Cavaignac im Monat August zum definitiven Stadtverwalter eingesetzt. In den Municipalrath waren durch die neuen Wahlen einige conservative Elemente gekommen. Der Einfluß der Junitage, welche dem anarchischen Treiben in Paris ein Ende gemacht, wurde ebenfalls auf hiesigem Terrain fühlbar.

Liest man die Protokolle des Gemeinderaths in der zweiten Hälfte von 1848 und den nächstfolgenden Jahren, so würde man schwerlich glauben, daß es einige Schritte außerhalb, bisweilen auf den Straßen, oder in den Reihen der Nationalgarde, oder im Nachbarlande Baden gährte. Regelmäßig, wie in der friedlichsten Zeit, folgt Berathung auf Berathung über gemeinnützige Stadtgeschäfte: nur hie und da erinnert inmitten der Budgetverhandlungen oder sonstiger farb- und interesseloser Beiträge, irgend ein Incidenzpunkt, daß eine neue Zeitperiode begonnen. So wurde, um nur Eines vorzuführen, im Laufe Oktobers 1848 die Erinnerung an den westphälischen Frieden, der Elsaß an Frankreich brachte, mit großem Aufwand und Prunke gefeiert. Doch als im Rathe vorläufig die Kosten zu der Festlichkeit bewilligt wurden, erhob sich Eine Stimme, die von Schützenberger, dem ehemaligen Maire, dagegen — „aus ökonomischen Gründen"; und in der Allgemeinen Zeitung ergoß sich Ludwig Schneegans in einer eloquenten Threnodie. Aber das waren ganz vereinzelte Aeußerungen, übertäubt von der „patriotischen Begeisterung", die damals noch von einer nahen wünschenswerthen Annexion des linken Rheinufers sich die glänzendsten Luftgebilde vorspiegelte.

Kurze Zeit zuvor hatte ein regelmäßiger Präfekt den republikanischen Commissar Dr. Eissen im Amte ersetzt. Dem Municipalrath war indeß der neue hohe Beamte in mehr als einem Punkte sympathisch. Herr Renauldon hatte unter den Bourbons sich an Verschwörungen betheiligt; er behandelte und vertuschte die Aufwallungen des Raths und der Bürgergarde nicht wie ein Zauberlehrling; auch wurde ihm von der Reaktion des Palais de l'Elysee und von seinem alten jetzt aber widerhaarigen Freunde Odillon Barrot bereits im Juni 1849 das Handwerk gelegt.

Mit dem Minister des Innern gerieth die Municipalbehörde in eine unliebsame Erörterung über den Pensionspreis der jungen Sträflinge in Ostwald. Schon von allem Anfang war dieser Kostenpunkt sehr niedrig gestellt. Als die Centralbehörde den Preis auf 70 Cents. täglich herabsetzen wollte, spie die Mairie mit Recht Feuer und Flammen, stellte aber dagegen eine Apothekerrechnung auf, wodurch der tägliche Aufwand für jeden Zögling sich auf 1 Fr. 50 C. belaufen sollte. Inbegriffen waren dabei die Ausgaben der Mairie für das ganze Personal der Aufseher, des Schullehrers, des Almoseniers u. s. f. Man einigte sich in einem Vergleich. Der „infallible" Minister bestand auf der Herabsetzung der täglichen Pension; verstand sich aber zu einer generösen Spende für Hemden, Kleider und Beschuhung.

Il est avec le ciel des accomodements.

Zu einer wichtigeren Debatte mit dem Staatsrath (conseil d'Etat) gab das Legat Apffel die Veranlassung. Der erwartete Angriff der nächsten Verwandten

des Erblassers war heftig und nicht ganz grundlos. Die Municipalität hatte eine schwierige Stellung zu vertheidigen und zeigte sich, von Haus aus, zu einer Vereinbarung erbötig; nur konnte man sich über den Modus und die Quotität der Theilung nicht verständigen. In einer Sitzung von 1849 ließ sich Schützenberger tadelnd vernehmen: „die Unterhandlungen in Paris seien nicht mit hinlänglichem Eifer geführt worden;" wogegen der Maire die politischen Begebenheiten vorschützte. Endlich, am 20. Juni 1849, erschien das Dekret des Präsidenten der Republik, wodurch der Straßburger Stadtrath ermächtigt wurde, die drei Viertel des Legats anzunehmen. Auch so war die Errungenschaft keineswegs zu verachten; sie sicherte der Stadt eine jährliche Einnahme von ca. 50,000 Fr., wovon jedoch, dem Willen des Testators gemäß, nicht die Totalität für das Theater bestimmt war. Der Verstorbene hatte sehr intelligente Freigebigkeiten für Liebeswerke mit seinem letzten Willen verbunden und wird deßwegen sein Name, obgleich sein Bildniß im Brande des 10. September 1870 zu Grunde ging, doch in Ehren gehalten werden.

Mit dem öffentlichen Unterricht beschäftigte sich der Rath fortwährend in diesen Uebergangsjahren von der Juliregierung zum zweiten Kaiserreich. Die Primärschulen intra muros wurden, im Großen und Kleinen, im Personale und in den materiellen Anlagen vervollkommnet; extra muros traten junge Schöpfungen ins Leben. Mit der Industrieschule ging es schon lange auf die Neige. Gegen Ende 1850 schritt man nach lebhafter Debatte zu deren Aufhebung.

Eigentlich hatte man sich nie recht darüber verständigt; die Einen fanden den Unterricht zu gelehrt, nicht für die Söhne der Handwerkerklasse berechnet; wogegen Andere — und der verständige, eminente Schulinspector Willm war dieser Meinung — behaupteten, man habe zu sehr die Arbeiterklassen im Auge gehabt und den eigentlichen höheren industriellen Unterricht vernachlässigt. Da nun zur selben Zeit im Lyceum Klassen für diese letztere Spezialität eingeführt worden, beschloß der Gemeinderath eine jährliche Subvention und kleine Stipendien für Bürgersöhne in dieser neuen Anstalt zu verwenden. An die Stelle der bisherigen Industrieschule traten abendliche Vorlesungen in naturhistorischem Fache, in der Linearzeichnung u. s. f. für jüngere und ältere Arbeiter.

Der Empfang des Prinzen Louis Napoleon, Präsidenten der Republik, bildet wohl einen Hauptabschnitt in der Municipalgeschichte Straßburgs, im Sommer 1850. — Durch den Einfluß des Maires hatte man sich zu Ball und Bankett, mittelst einer Suscriptionsliste, verständigt; aber zu größeren Ausgaben hatte man es nicht gebracht und mißliebige Aeußerungen von einem Theile der Nationalgarde konnten auch nicht ganz vermieden werden. Als der Prinz im Hofe der Präfektur vom Pferde stieg, donnerte ihm von den in Reihe und Glied aufgestellten Artilleristen ein einmüthiger Schrei: Vive la République! entgegen.

Nichtsdestoweniger behielt das Staatsoberhaupt den Maire von Straßburg in gutem Andenken: im Ganzen war der Empfang ein günstiger, sobald man die Scenen, in der Franche-Comté und im Ober-

rhein, während derselbe Reise des Präsidenten, dagegen hielt.

Die letzten Tage der Nationalgarde waren aber gezählt. Bereits am 24. Februar hatte sie sich bei einer officiellen vom Präfekten besuchten Parade sehr ungeberdig betragen, und gegen die Regierung Louis Napoleon gewissermaßen Protest eingelegt; ähnliche Scenen wiederholten sich am 24. Februar 1851; die höheren Beamten wurden, als sie aus dem Münster, nach der officiellen Feierlichkeit traten, mit höhnischem Rufe empfangen und verfolgt. Die Nationalgarde bezahlte die Zeche durch ihre Auflösung. Der Maire und zwei seiner Adjunkten, die Herrn Charles Börsch und Liechtenberger, Sohn, glaubten sich solidarisch mit diesem Theile der Bevölkerung verknüpft, oder doch der öffentlichen Meinung, bei den reaktionären Regierungsgelüsten nicht die Stirne bieten zu dürfen. Sie reichten am 12. März ihre Entlassung ein. Herrn Kratz ersetzte provisorisch der letzteingeschriebene Adjunkt, Herr Châtelain, ein ehemaliger Notar; und mit ihm übernahmen vorläufig die Verwaltung die Herren Julius Sengenwald, Preis und Picquart. Es war eine bedeutsame Schwenkung zur rechten Seite hin.

In einer Julisitzung 1851 wurde von der oberen Behörde ein Begehren der barmherzigen Schwestern der Congregation von Sankt Vincens de Paula beim Municipalrath eingereicht; es bezweckte die Vergrößerung ihrer hiesigen mildthätigen Anstalten; die bisherige Lokalität zu Sankt Barbara in der Weißenthurmvorstadt sollte durch eine Sukkursale in der

Allerheiligenstraße vermehrt, und zum Ankauf mehrerer Immobilien geschritten werden. Darüber war gesetzmäßig das Gutachten des Rathes einzuholen. Selbstverständlich erließ man einen einstimmigen günstigen Bericht.

Geschäftliche Sitzungen füllen die übrigen Monate des Jahres 1851. Noch am 2. Dezember, dem Momente des Napoleonischen Staatsstreiches, hatte man sich versammelt, und nichts, im Protokolle, läßt die sich vollziehende weltgeschichtliche Begebenheit errathen. Die nächste Versammlung ward am Anfang Februar 1852 zusammenberufen, und zwischen beiden dehnte sich eine Scheidewand, über welche keine Leiter hinwegführte, oder will man einen anderen Vergleich gestatten, zwischen beiden lag ein Abgrund, ohne Verbindungsbrücke.

Daß eine kolossale Veränderung vorgefallen, daß die frühere Stimmung in einen anderen Grundton umgeschlagen, war aus einem Vortrag des Herrn Charles Börsch ersichtlich. Dieses thätig eingreifende Mitglied hatte vor bald einem Jahre seine Entlassung nur als Adjunkt eingereicht, sich aber wohl gehütet der möglichen Handhabung der lokalen städtischen Interessen zu entsagen. Es bot sich ihm von selbst die Gelegenheit ein Wort der Anerkennung an die — ich hätte fast gesagt: kaiserliche — Regierung auszusprechen. Die schon Jahre lang nachgesuchte Concession der Eisenbahnlinie zwischen Straßburg (bzw. Vendenheim) und Weißenburg an die bayerische Grenze war soeben der Straßburger-Basler Gesellschaft zugesichert; der Staat gab drei Millionen dafür her; Charles Börsch zeichnete in präzisen Umrissen die oft hervor-

gehobene, völkerverbindende Wichtigkeit dieses Schienenweges, und trug bei seinen Kollegen auf ein warmes Dankvotum an. Dieses erfolgte einstimmig.

Als aber am 3. März 1852 die Eidesleistung an die neue Konstitution und das Staatsoberhaupt verlangt wurde, reichten zehn Mitglieder des Raths — die äußerste Linke — ihre Demission ein. Es war ein ernster Schritt, der bei ihren bisherigen Kollegen einen unerquicklichen Eindruck hinterließ. Zählte man doch unter den trotzig abtretenden die Namen von Liechtenberger und Steiner. Dieser Mißklang wurde in einer folgenden Sitzung vom 20. Juni übertäubt und verschlungen von nahe bevorstehendem Festgeräusch und Jubiliren. — Die direkte Eisenbahn von hier nach Paris lag nun ununterbrochen dem Verkehr geöffnet. Seine kaiserliche Hoheit, der Prinz-Präsident — so nannte man jetzt den Präsidenten der confiscirten, hinsiechenden Republik — sollte durch eine Delegation des Stadtrathes gebeten werden, die Feier mit seiner Gegenwart zu beehren. Zu dieser Sendung waren die Herrn Schützenberger, Châtelain und Preis ausersehen, und eine Summe von Fr. 25,000 zum Kostenaufwand der glänzenden Feste bestimmt. Kein Entwurf erhob sich gegen den Vorschlag, und die Festtage selber gestalteten sich — jede, auch die günstigste Aussicht übertreffend, — zu einem für das Staatsoberhaupt enthusiastischen Empfang.

Am 2. Juli hatte man im Rathe die bevorstehenden neuen Municipalwahlen zu besprechen. Der Rath wurde von oben her um seine Meinung über die hier vorzunehmende Art und Weise befragt. — Da befürwortete

Herr Ch. Börsch die Wahlen „mit allgemeiner Namensliste", und die Vertheilung der Wähler in mehrere städtische Sektionen. Seinen Standpunkt vertheidigte er auf eine klare, eindringliche Weise; auch fand seine geäußerte Meinung Anklang und wurde befolgt.

Als am 30. Oktober 1852 die Einführung der neugewählten Räthe und des vom Prinz-Präsidenten ernannten Maire's Goulaux feierlich durch den Präfekten im Rathhaussaale vor sich ging, war auch dem trübsten Auge deutlich, welch' ungeheurer Umschwung im öffentlichen Leben seit zehn Monaten sich vollzogen. Unter den Einziehenden fanden sich wohl mehrere der alten, traditionell eingebürgerten Namen vor; aber auch ein Schub von rein konservativen, worunter wir z. B. nur die Herren Alfred Renouard de Bussierre und Theodore Humann anführen. Die Adjunkten des Maire's — eines ehemaligen Zöglings der polytechnischen Schule — waren die Herren: Lacombe, ein Sohn des einstigen Maire's, Strohl, ein neu emporgekommener intelligenter Handelsmann, de la Porte, ein bejahrter, braver, stocktauber Militär, und Traut, ein bekannter Anwalt.

Herr Cäsar West, der Präfekt, nahm das Wort; seine Rede war bedeutungsvoll und prägnant; sie drehte sich um die Parallele zwischen der Vergangenheit Straßburg's und der Gegenwart. Der Seitenblick auf die historische Würde der Reichsstadt war dieser letzteren nicht günstig; dagegen hob der eifrige, vor dem Morgenstern des jungen Kaiserreichs sich neigende Verwalter die Wohlthaten hervor, die Straßburg von der französischen Centralregierung empfangen und noch zu gewär-

tigen habe. „Das erste Kaiserreich beförderte euer Wohlergehen durch den Krieg; das zweite wird euch durch den Frieden beglücken."

Damals durfte er diese Prophezeiung wohl aussprechen, mit dem vollen, berechtigten Hoffen, nichts werde seine Worte Lügen strafen. Die schreckliche Antwort auf seine wohlgemeinte Rede liegt, betreffs Straßburgs, in den August- und Septembermonden 1870, heraufbeschworen durch den unseligen, sich selbertäuschenden oder belügenden Fatalisten, der in Bordeaux mit Posaunentönen angekündigt: l'Empire c'est la paix.

Nicht minder bedeutsam als des Präfekten Oratio pro domo in der Rathssitzung des 30. Oktobers, war die Anrede Herrn Goulaux an seine „Kollegen." Er hob, im Gegensatz mit den Edilen, seinen Vorgängern hervor, daß die Municipalverwaltung die Repräsentantin der Regierung seye; denn von dieser entlehne sie ihre Befugniß; sie seye ein Abfluß aus jener Quelle. Mit der Centralverwaltung habe die Municipalität sich in Einklang zu halten. Selbstverständlich gelobte er ebenfalls für die Interessen der Stadt einzutreten; „denn es liebe die jetzige Regierung in den ergebenen Beamten die freimüthigen Gedanken", mit anderen Worten, eine nichtpolitische, lokale Initiative.

Eine Dankadresse an den „Retter der gesellschaftlichen Ordnung" wurde sofort beschlossen, nicht ganz einstimmig. Herr von Wangen wollte „die Interessen der Zukunft gewahrt wissen." Kurze Zeit darauf trat er aus dem Rath.

Auf die Dankadresse folgte in der Sitzung des 23. Nov. 1852 ein bereitwilliges Anerbieten: das ehe

malige bischöfliche Schloß seye dem Staatsoberhaupt zu einem kaiserlichen Palaste zu überlassen; es seye dies ein Aufnehmen früherer Verhältnisse, da Kaiserin Josephine während dem glorreichen Austerlitzer Feldzug jene historischen Räume bewohnt, und durch ihre Gegenwart eingeweiht. Im Laufe des Decembers, zwei Tage nach der Proklamation des Kaiserreichs, nahm Napoleon der dritte die Huldigung der Straßburger Municipalität entgegen, und antwortete in gleichem Tone: „Es seye dieser Antrag für ihn ein Diplom ertheilten Bürgerrechts." — Das radikale Straßburg war damit aus dem Felde geschlagen und begab sich fast jeder ferneren Einmischung in die Oeffentlichkeit.

Kaum war das Kaiserreich angekündigt und bewillkommt, da ward schon wieder dem Rathe zugemuthet, einen loyalen Glückwunsch für die Verlobung und bevorstehende Verheirathung des Kaisers abzusenden. Das lief denn auch ohne Bemerkung ab.

Das Einverständniß des imperialistischen Rathes mit dem Maire war indessen nicht von langer Dauer. Herr Coulaux hatte schon im Laufe des Jahres eine Anleihe von Fr. 600,000 zu mancherlei Bauten beantragt. Im letzten Quartal wurde dieses Ansinnen auf Fr. 1,200,000 hinaufgetrieben. Nur oberflächlich deuten wir an, daß die beträchtliche Summe, unter anderen Projetten, bei der Schöpfung eines neuen Stadtquartiers zwischen der Eisenbahn- und der Kronenburgerstraße ihre Verwendung finden sollte.

Dieser Vorschlag stieß in der Untersuchungskommission und im Rathe auf einen heftigen Widerstand. Notar Zimmer, vor allen, erhob Einwendungen mannig-

facher Art, financielle, architektonische; er bekämpfte systematisch, artikelweise, fast alle vom Maire verzeichneten Unternehmen; besonders wünschte er Straßburg mit frischem Trinkwasser und öffentlichen Fontainen bedacht zu sehen. In ähnlichem Sinne, doch weit kürzer, ließen sich die Herren de Bussierre, Sengenwald, Imlin, vernehmen. Der Berichterstatter der Kommission, Professor Rau, glaubte in dem vorgelesenen Schriftstücke des Maire's Ausdrücke, die ihn persönlich beleidigten, zu entdecken; er wurde bitter. Herr Coulaux suchte, mit vieler Gewandtheit, die Einwendungen seiner Gegner zu entkräften. Die zuerst geforderte Summe ward freiwillig auf die Hälfte heruntergesetzt. Umsonst — bei der Abstimmung wurde sein Vorschlag verworfen.

Die stürmische Sitzung fiel in die zweite Hälfte Decembers (1853); bald darauf erfolgte die Auflösung des Municipalraths, durch einen Präfectoralbeschluß (vom 27. Januar 1854), und die sofortige Einführung einer ex officio ernannten Municipalcommission. Was nun hatte diesen von oben her gebotenen lokalen Staatsstreich veranlaßt?

Die Rede, welche Herr West bei der Einsetzung der eben erwähnten Commission hielt, eröffnet uns einen Einblick in die Motive. Der Präfect hatte sich mit seinem Generalsecretär, beide kostümirt, in den Rathhaussaal begeben; er bemühte sich, die ernannten Mitglieder zu überzeugen, daß ihre Befugnisse durchaus dieselben seien, wie die Attribute der verabschiedeten, aus der freien Wahl ihrer Mitbürger hervorgegangenen Räthe; daß ihre Unabhängigkeit unantastbar; nur

erlaubte er sich zu erinnern, daß bei dem großen Umschlag aller Dinge der Stillstand einem Rückschritt gleichen würde, daß in der Hauptstadt und in den meisten Städten des Kaiserreichs großartige Bauten im Betriebe seien, um einerseits den steigenden Ansprüchen des Handels und der Industrie zu genügen, andererseits den edelmüthigen Absichten des Kaisers für die Arbeiter zu entsprechen. „Vom alten Straßburg haben wir den Patriotismus und die commercielle Thätigkeit zu entlehnen, aber seine Winkelstraßen zu erweitern."

Es hieß dies mit andern Worten: die kaiserliche Regierung erwartet von Straßburg, wie von Lyon, Bordeaux oder Marseille, eine Anstrengung aller Kräfte, damit, bei steigender Theuerung der Lebensmittel, der Handlanger und der Werkmeister sich nicht nur nicht unbehaglich fühlen, sondern die spendende Schutzhand des Kaisers errathen möge.

Der Aufruf konnte nicht ungehört, wie von tauben Ohren, abprallen, um so weniger, da in Straßburg ein Theil der vorgeschlagenen Bauten und Verschönerungen unumgänglich geboten war.

Wir haben nun die Commission, die sich am 28. Januar 1854 auf den Stühlen ihrer regelrechten Vorgänger niederließ, des Nähern zu betrachten. Sie umfaßte folgende Namen;

Die HH. E. Caillot (Eigenthümer), den Ober-Ingenieur Coumes, den Handelsmann Hasenclever, Prof. Dr. Stoltz, Prof. Oppermann, den Anwalt Detroyes, Moritz Ehrmann (Eigenthümer), Hirsch, den Diretter des Anno 1848 gestifteten und von der

Mairie beschützten Bureau d'escompte, den Kaufmann Hecht, den Bauunternehmer Laugel, Professor Marschal, Karl Mühl (Eigenthümer)*), Lippmann (Eigenthümer), Advokat Destrais.

Nachträglich wäre zu bemerken, daß die Majorität der Commission dem katholischen Bekenntniß zugethan war; auch zwei Israeliten befanden sich in diesem Ausschuß.

Der Präfekt hatte sich nach gehaltener Anrede und nach abgenommenem Eide verabschiedet; sodann ergriff der Maire das Wort und kündigte seinen künftigen Mitarbeitern die Reihe der kapitalen Geschäfte**) an, die er, zu ihrer Untersuchung, vorlegen werde. — Wie der Präfekt, betonte er die Unabhängigkeit seiner Gehülfen, deren Rath und Beistand er einzuholen gedenke. — Unter diesen von der Verwaltung sorgsam Gewählten befanden sich in der That mehrere sehr intelligente Männer, deren Uneigennützigkeit nicht bezweifelt werden konnte. Allein diese in camera caritatis gebildete Municipalität trug den Unsegen und den Stempel ihres Ursprungs an der Stirne und konnte sich deßhalb nicht einer franken Popularität erfreuen.

Die vom Maire angesprochene Summe von 1,200,000 Fr. wurde, nach sachverständiger Untersuchung, ohne Widerspruch gewährt, und man schritt sofort zur Ausführung der großartigen Verschönerungspläne. Im Laufe

*) Herr Karl Mühl legte schon am 10. Februar seine Demission in die Hände des Präfecten nieder.

**) questions vitales.

von zehn Tagen hatte man abgeschlossen; die nach Hause geschickten Räthe hatten das Nachsehen. — Dies begab sich im Februar 1854. — Im April erfolgte für das Bürgerhospiz die Ermächtigung zum Ankauf der Gebäulichkeiten des Herrn Renouard de Bussière, zu dem Preis von 150,000 Fr. und damit eine schon lange ersehnte, nothwendige Erweiterung der großen Anstalt.

Im Laufe des Sommers 1854 kam die Reihe an eine schon lang hingehaltene Prozedur, die nicht nur metaphorisch viel Staub aufwirbelte; wir meinen die Angriffe auf die sogenannten St. Thomä-Stiftungen. Seit achtzehn oder zwanzig Jahren hatte der Generalrath des Niederrheins den Streit über das Urbesitzrecht und die Verwaltung dieser historischen Güter angeregt. Den leitenden Gewalten im Departement und in der Stadt schien der günstige Augenblick für einen directen Angriff gekommen. Maire und Präfect hatten specielle Aufträge beim Eintritt in ihre resp. Aemter erhalten und wurden gedrängt oder gingen aus eigenem Antrieb vorwärts. In beiden Lagern, dem katholischen und dem protestantischen wurde der Krieg mit Flug- und Schmähschriften schon seit Jahren geführt. Gelehrte, juristische Abhandlungen über den Ursprung der Güter, das historische Anrecht oder die Usurpation des protestantischen Seminars hatten die Streitfrage nicht geklärt. Confessionelle Leidenschaften fachten das im Geheimen glimmende Feuer zu heller Flamme an. Je nach dem Standpunkt der Parteien verschob sich Recht und Unrecht. Der Maire hatte sich durch eine juridische Finte, indem er als Stadtverwalter auf die Grund-

renten mehrerer zu St. Thomä gehörigen Güter Beschlag gelegt, vergewissert, daß sich das protestantische Seminar und dessen Oberhaupt, der Präsident des Directoriums, die Eigenschaft als Verwalter jener Güter zusprachen. Er wußte nun, gegen wen er vor Gericht sich zu wenden habe.

In einer Sitzung vom 14. October (1854) ersuchte er die Municipalcommission um die Ermächtigung, vor dem Präfecturrath in erster Instanz die Zurückforderung der sog. St. Thomästiftungen als altes Stadteigenthum anzubringen. Den Mitgliedern waren die dahin einschlagenden Memoires schon vorher mitgetheilt worden. Man ging zur Abstimmung über.

Es war eine ernste Stunde. Der Adjunkt Traut, ein Protestant, erhob sich direct gegen den Antrag des Maires; er fühlte sich gedrungen, seine persönliche Ueberzeugung auszusprechen. Sicherlich war dies, in jener Umgebung, der Act eines gewissenhaften, muthigen Beamten; durch seine Aeußerung konnte er die Gunst seines Chefs und noch höher stehenden Beamten verscherzen. — In demselben Sinne, aber bei Weitem nicht so eindringlich und präcis, sprach Herr Strobl, auch ein Protestant: „Er habe die contradictorischen Denkschriften über den Stand der Frage sorgsam gelesen und gegen einander abgewogen, sei aber zu keiner bestimmten Ueberzeugung pro oder contra gelangt; er stimme für den Antrag des Maires, damit endlich von oben, durch ein unabhängiges Tribunal Recht gesprochen werde und ein klares Licht in die verdunkelte Streitigkeit falle."

Auch diese Aeußerung konnte noch für ein unab-

hängiges Zeugniß gelten. Bei der Abstimmung fanden sich 15 Vota für den Maire, 3 gegen seinen Antrag. Die Einleitung der Prozedur war somit eine beschlossene Sache.

Damit war aber auch der Gipfelpunkt des unerquicklichen Verfahrens erreicht. Die Sache zog sich in die Länge, und kam im Laufe von 1855 vor den Präfecturrath, welcher, fast gegen jede Erwartung, eine unparteiische Stellung einnahm. Er verweigerte dem Maire die geforderte Ermächtigung, einen Prozeß anzustrengen; und als am 11. December 1855 derselbe von einem nun wieder regelmäßig erwählten Municipalrath verlangte, den Streit in zweiter Instanz vor den Staatsrath zu bringen, kam es zu einer geheimen Abstimmung, wobei sich 14 Mitglieder für, 19 contra erklärten. Woher dieser Umschwung?

In dem seit Oktober 1854 verflossenen Zeitraume war eine erhebliche Veränderung in der innern Verwaltungsgeschichte Straßburgs vorgefallen. Die Centralregierung, ungeduldig immer nur beunruhigende, sich widersprechende Berichte über die Aufregung zwischen dem Stadtrath und der protestantischen Gemeinde zu erhalten, hatte sich zur Entfernung des Departementschefs entschieden, und ihn nach Toulouse verpflanzt; der Nachfolger kam aus derselben Stadt, mit ausdrücklichen Verhaltungsregeln: die Beängstigung der Gemüther war befohlen, und die Munizipalcommission wurde durch einen aus der Wahl der Bürger hervorgegangenen Rath ersetzt. — Am 24. August 1855 ward dieser Akt vollzogen. In der verjüngten Versammlung saßen zwar noch einige Mitglieder der ent-

lassenen Commission, aber die Mehrzahl stammte aus dem vor Jahr und Tag verabschiedeten Rathe; auch einige neue Elemente kamen dabei zum Vorschein; wir erwähnen nur zwei Groß-Gärtner aus der westlichen Vorstadt. Somit hatte sich die lokale Schaubühne wie durch einen Zauberschlag umgewandelt.

Wir sind, halb freiwillig, und zum Theil durch den Raum beschränkt, nicht in den eigentlichen Kern der Streitfrage gedrungen. — Die Rechtsansprüche der protestantischen Kirche Straßburg, durch eine dreihundertjährige, geschichtliche, direkte und indirekte Attribution geheiligt, kamen uns von jeher begründeter vor als die Forderung der modernen Munizipalität, die sich an die Stelle des alten Straßburger Magistrats stellte, und dabei zu vergessen schien, daß, wäre der Anspruch auf die Güter begründet, nicht sie, sondern die französische Regierung als rechtsmäßige Erbin auftreten mußte.

Wenn dieser Ausgang als Hintergedanke der angreifenden Partei bezweckt war, so ließe sich dagegen nur erwidern, daß die öffentliche Ruhe und die wenigstens oberflächliche Einigkeit zwischen den zwei Confessionen schwerer in die Wagschale fiel, als die spitzfindigen Erörterungen über den Ursprung und die Anwendung des verjährten Patrimoniums von St. Thomä. Mit den Rechten hätte die Centralregierung auch ins schwere Geld fallende Verpflichtungen übernommen, und für den Staatssäckel wäre zuletzt wenig oder kein Gewinn aus dem Klingelbeutel der heterodoxen Kirche geflossen.

In der Privatgeschichte des modernen Straßburg

finden wir wenig Seiten, die mit schwärzerer Farbe anzustreichen sind, als diese unselige Prozedur. Es wurde dabei unendlich viel historische und juristische Gelehrsamkeit als Waffe und als Pinsel verbraucht; aber es floß auch viel Galle in die Tinte, und die Waffen — hätte der Streit unter südlichem Himmel gespielt — wären nicht bloße Flederwische geblieben.

An die Loyalität und Freigebigkeit des Rathes wurden wiederholte Ansprüche gemacht bei der Geburt, dann bei der Taufe des kaiserlichen Prinzen (Juni 1856), bei der Ueberschwemmung der Loire und der Rhone; auch für die Restauration des Theaters notiren wir die ersten beträchtlichen Ausgaben, wozu das Apffelsche Vermächtniß die Spesen hergab.

Mit dem Departement lag die Mairie in theoretischem Streite wegen dem Ankauf der Präfektur; unbestritten war das alte Eigenthumsrecht der Stadt; nur konnte man sich über die definitive Kaufsumme nicht einigen; die früher vom Maire fixirten 150,000 Fr. schienen den Vätern der Stadt viel zu nieder gegriffen; so blieb alles im statu quo, bei der auf 99 Jahre abgeschlossenen Miethe.

Im Laufe des Jahres 1857 wurde das israelitische Hospice Eliza, nach eingeholter Meinung des Stadtraths, zur gemeinnützigen Anstalt erklärt. Es war eine Stiftung der Familie Ratisbonne, die somit, durch ein öffentliches Diplom, in die Reihe der wohlthätigen Anstalten Straßburgs eintrat. Die Congregation „des guten Hirten — für Reuerinnen hätte man im Mittelalter gesagt — wurde ebenfalls im selben Jahre anerkannt. — Bei diesen loyalen Be-

glaubigungsscheinen, die an obige und andere religiöse Institute ausgeliefert wurden, hatte der Gemeinderath zwar nur ein Gutachten abzugeben, allein seine Meinung fiel ins Gewicht.

Mit der Bildung der Wahllisten für die Ernennung der Deputirten hatte man sich in derselben Versammlung zu befassen. Der hartnäckige Kampf der Candidaten wurde indeß außerhalb ihres Bereichs ausgefochten (1857). Die imperialistische Stimmung der Majorität der Mitglieder bewährte sich als Napoleon III. das Lager zu Chalons inspizirte, und von dort zu einem Abstecher nach Straßburg und das südliche Deutschland sich anschickte. Der Empfang des kaiserlichen Ehepaars in hiesiger Stadt war, dem äußerlichen Anschein nach, derselbe, welcher den Prinz-Präsidenten im Bahnhofe fünf Jahre zuvor beglückte, und mit Jubelrufen begrüßte; allein dem in die Coulissen Schauenden konnte nicht verborgen bleiben, daß die Polizei sich ungemein rührig im Ueberwachen und Abschließen jedes feindlichen Elements erwies. Im folgenden Winter gab das Attentat des Orsini den Commentar zu dieser nicht zwecklosen Vorsicht.

Für einheimische Künstler hatte sich der Straßburger Rath von jeher nach Kräften günstig gezeigt. So beschloß er (Juli 1858) den Ankauf eines großen historischen Gemäldes von Theophil Schuler. Es hatte sich der befähigte, produktive Künstler diesmal die Ankunft des Zürcher glückhaften Schiffes mit dem Hirsbrei zur Ausarbeitung gewählt: das Sujet selber wies auf ein bewegtes Volksgemälde hin. Enthusiastische befreundete Kenner priesen die farbenreiche Ausfüh-

rung als eine äußerst gelungene. Ob Schuler den Ansprüchen der höhern Kunst genügte, wagen wir nicht zu entscheiden, um so weniger, als das leider im Augustbrande mit dem Museum zu Grunde gegangene Werk dem ruhig abwägenden Urtheil entzogen ist.

Das Jahr 1859 brachte wieder zwei Festlichkeiten mit sich, wovon die eine das Interesse der ganzen städtischen und ländlichen Bevölkerung des Unter-Elsasses in Anspruch nahm, die zweite sich nur in wissenschaftlichen Kreisen bewegte, die eine und die andere aber von dem hiesigen Municipium mit gewohnter Liberalität bedacht wurde. Im Mai und Juni strömte zu dem großen sogenannten Concours régional, woran zehn benachbarte Departemente sich zu betheiligen hatten, eine beträchtliche Fremdenschaar herbei, obgleich der Krieg in Italien ein erkaltetes Verhältniß mit den deutschen Nachbarstaaten herbeigeführt und manchen Besucher von diesem ländlichen Ausstellungsfeste der Bodenkultur zurückgehalten. Mit einer beträchtlichen Summe war die Stadt bei der Vorbereitung und der Aufstellung der Produkte betheiligt.

Auf diese idyllische Inscenirung folgte Ende August der französische archäologische Congreß, zu welchem der verdienstvolle und illustre Herr von Caumont, der Stifter dieser jährlichen wissenschaftlichen Vereine, die Gelehrten und dilettirenden Alterthümler zusammenberufen. Selbstverständlich hatte sich ihm die elsässische archäologische Gesellschaft angeschlossen und die einleitenden Geschäfte zur Augustsession betrieben. Die Stadt übte eine gerade nicht großartige, aber doch zuvorkommende Gastlichkeit. Auf ihre Kosten wurden

Ausflüge zu einigen Punkten der Vogesen organisirt, und absonderlich auf Hohkönigsburg die Ruine gemustert, hierauf, wie bei mittelalterlicher Tafelrunde, pokulirt. Doch gegen die Druckkosten der Session hatte der Stadtrath zum Voraus Protest eingelegt.

Es folgen nun, in dem Verlauf der städtischen Verwaltung, mehrere Jahre nicht der Unthätigkeit, aber relativer Ruhe. Die laufenden Geschäfte gehen ihren regelmäßigen Gang; mehrere große Gebäulichkeiten entstehen; wir weisen nur auf die neue medizinische Fakultät, die in der Nähe des Bürgerhospiz untergebracht werden, und auf das große Gebäude am Domplatz, für die Zöglinge der medizinischen Militärschule. Zu dem großen elsässischen Gesangvereine (Juni 1863) steuert die Munizipalität, wie schon im Jahr 1856, auf splendide Weise bei; diesmal gingen bei 40,000 Fr. dabei auf die Neige und mußte noch, im folgenden Jahre, durch Supplementarkredite nachgeholfen werden. Vielleicht ließ sich gegen kostspielige Festlichkeiten dieser Art einiger Einwand erheben; traf man doch in der Umgebung der Stadt auf manchen Sänger, der eher vor den Altären des heidnischen Bacchus als in den Hallen der keuschen Muse Polyhymnia geopfert hatte. — Mißklänge dieser Art wurden jedoch überhört in dem allgemeinen Festjubel; hatte doch Straßburg eine splendide Gastfreundschaft ausgeübt; hatte man doch Berlioz als Orchesterdirigenten gesehen, und Meisterwerke der Tonkunst bald in freudiger, bald in gesammelter Stimmung vernommen und genossen.

Erst im Jahre 1864 ersehen wir, bei Durchlesung der Protokolle, daß sich hinter den Coulissen eine große

Umwandlung in den inneren Verhältnissen der Mairie vollzogen. Noch am 5. August präsidirt, wie gewöhnlich, Herr Coulaux den Rath; hierauf folgt eine zweimonatliche Unterbrechung der Sitzungen; von Anfang Oktober bis gegen Ende Dezember fungirt Herr Adjunkt Lippmann als Vorstand, und wird zuletzt am 22. Dezember (1864) durch den Maire Herrn Theodor Humann abgelöst. Letzterer kündigt an, daß er kein Programm mitbringe, indem sein Mandat, wie dasjenige mehrerer Räthe, nur bis zu den nächsten Municipalwahlen (1865) fortlaufen könne; er hoffe aber, daß „alle jetzt gegenwärtigen sich wieder zusammenfinden würden; dann erst könne man sich über fernere Pläne aussprechen. Unterdeß sei die erste Pflicht der Verwaltung: „die Wahrung der religiösen und moralischen Interessen."

Die Entfernung Herrn Coulaux im Laufe Augusts war nicht bedeutungslos. Bereits anderswo haben wir die Hauptursache angezeigt. Er war höheren Orts in Ungnade gefallen, weil er sich im Jahr 1863 bei den Wahlen zur Deputirtenkammer gegen den Kandidaten des Kaisers für einen Mitbewerber, der als Orleanist verschrieen war, unumwunden erklärte. Es war eine symptomatische Spaltung im Lager der Regierungsfreunde eingetreten. In Straßburg war Herr Coulaux, der ein großes Haus machte, von hochstehenden Beamten beneidet; er zog sich mit Würde zurück und behielt im Rathe mehrere treue Freunde.

Der neuen Verwaltung floß gleich in den ersten Monaten eine unerwartete Gabe zu. Die Liberalität, worauf wir anspielen, erhob sich zwar nicht zur Höhe

des Apffelschen Vermächtnisses, war aber nicht schief anzusehen. Ein zu Paris am 14. März 1865 verstorbener Elsässer Gelehrter und Naturalist, aus Cuviers Schule, Herkules Strauß-Türkheim, — ein imposanter Name! — hinterließ der Stadt Straßburg durch sein Testament ein Vermögen von etwa 250,000 Fr. zur Erziehung oder Unterstützung blind geborner oder erblindeter Kinder. Der Erblasser selber nämlich hatte im Dienst der Naturwissenschaften, speciell der Entomologie, durch langjährigen Gebrauch des Mikroskops nach und nach das Augenlicht eingebüßt, und war somit natürlich auf den Gedanken gerathen, sein Vermögen zur Erleichterung der grausamen Infirmität in seiner Heimath zu verwerthen. Einen Theil von liegenden Gütern in Fröschweiler, etwa 20,000 Fr. an Werth, legirte er dieser seitdem welthistorisch gewordenen Gemeinde zu wohlthätigen Zwecken und zum Unterhalt seines Grabsteins. Nächste Kollateralerben hinterließ er nicht; zwei seiner Brüder waren ihm ins Jenseits vorangegangen.

Der Maire von Straßburg trug auf Annahme des Legats an, und ebenso ertheilte der Rath ein einstimmiges Gutachten mit dem Aussprechen des Dankes für den großmüthigen Testator.

Eine Einsprache sollte indeß nicht ausbleiben. Von mütterlicher Seite blieben dem Verstorbenen noch Erben im fünften Grade und zwar wohlbekannte, achtbare Männer, die vier Gebrüder Eckebrecht von Türkheim, wovon die drei älteren in Baden, Bayern und Florenz, der jüngste im neuerbauten Familienschlosse von Fröschweiler, ansässig waren. Dieser jüngste, Graf Ferdinand

von Dürkheim-Montmartin, vordem französischer Präfect zu Colmar und vom Jahre 1865 an Inspector der telegraphischen Linien, erklärte in seinem eigenen und seiner Brüder Namen, daß er zwar nicht gegen den letzten Willen seines verstorbenen Vetters einkomme, aber den Nachlaß einer Summe von 19,000 Fr. verlange, die er der Erbschaft des Herkules Strauß schulde. Aus den freimüthigen Erörterungen, die er dabei zu geben sich veranlaßt fühlte und die, wie er mit Recht behauptete, landeskundig waren, mußte der Ursprung der Schuld einem so noblen Familienmotive zugeschrieben werden, daß der Gemeinderath, auf den Antrag des Maires, ebenso einstimmig auf einen Vergleich einging.

Am 5. August und 8. September erfolgte die gesetzliche Installirung des Maires und des aus den letzten Wahlen hervorgegangenen Rathes; es traten beinah ausschließlich die vorigen Mitglieder ein. Bald darauf konnte man aus den eingebrachten Vorschlägen ebenfalls einsehen, was der Maire in seiner Decemberrede unter den religiösen und moralischen Interessen verstanden. Es lag gar nicht in seiner Rolle und in seinem Charakter als Puritaner aufzutreten. Er hatte aber bei seinem Eintritt die heikle Mission, entweder für den katholischen Cultus die Gesammtkirche zum jungen St. Peter, Chor und Schiff zu verlangen, mit bereitwilligem Anerbieten eines Neubaus für die protestantische Gemeinde, oder im Falle der Weigerung von protestantischer Seite, den Neubau einer katholischen Kirche. Die hierüber gepflogenen Unterhandlungen zerschlugen sich; wir glauben in Folge eines Mißgriffs

des protestantischen Consistoriums, welches bei der vorgeschlagenen Entschädigung nur gewinnen, durch eine abwehrende Haltung nur verlieren und dabei blos ein abstrattes historisches Recht wahren konnte. Diese Zwistigkeiten fallen dem unerquicklichen Capitel der confessionellen Zerwürfnisse anheim.

Mit einem ähnlichen Vorschlage für die Kirche zum alten St. Peter hatten sich Maire und Gemeinderath ebenfalls zu befassen. Hier aber wurde beiderseits die Cession der protestantischen Kirche von allem Anfang an verworfen und eine Vergrößerung der katholischen Kirche (des Chors) beschlossen. Leider nöthigte unbedingt die Oertlichkeit den Architekten zu einem Nichtbeachten der traditionellen kirchlichen Regeln der Orientirung und — was seinem Kunstsinn bei Weitem noch schwerer fallen mußte — zu einem Umbau, welcher das neue Gotteshaus in einer bizarren, perpendikulären Lage mit der älteren Kirche verbindet.

Andererseits gelang dem Maire die Schlichtung eines Streitpunktes, der in die verwickelte Geschichte der St. Thomä-Stiftung hinüber spielte. Die lang hingehaltene oder verweigerte Schadloshaltung für abgetretenes Terrain vor dem im Jahr 1860 abgebrannten Gymnasium wurde endlich bewilligt und das protestantische Seminar mit 50,000 Fr. abgefunden; nur hütete sich der Gemeinderath in dem juridischen feinabgefaßten Akte letzteres als „Eigenthümer" anzuerkennen. Wir dürfen jetzt über solche Spitzfindigkeiten lächeln; damals erbitzten sich die Parteien pro und contra.

Das Jahr 1866 führte eine neue Festlichkeit herbei, welche die Municipalität zu einer tüchtigen Beisteuer

verpflichtete. Wir meinen den sogenannten Concours régional der benachbarten 10 Departemente. Es war nicht sehr lange vor dem Ausbruch des Krieges zwischen Preußen und Oesterreich. — Napoleon III. hatte sich im Frühjahr mit Gattin und Söhnlein in Straßburg ankündigen lassen; dann aber wurde diese Reise abbestellt. Es herrschte schon in den Gemüthern eine gewisse Spannung. Bei der Eröffnung des großartigen Ackerbauconcurses hatte man in der Präfektoralrede eine Phrase bemerkt, welche Zutrauen in die umfassende Vorsicht des Kaisers verlangte. Bei dem von der Municipalität in der Orangerie veranstalteten Bankette, wozu die Notabilitäten des umfassenden Ackerbaubezirks und einige höhere Militär- und Civilbeamte des Nachbarstaates geladen waren, erging sich der Divisionsgeneral Ducrot in einer für die rechtsrheinischen Gäste höchst unpassenden Panegyrik der französischen Tapferkeit und kriegerischen Ueberlegenheit. Taktlos, wie sich derselbe General vier Jahre später während der Belagerung von Paris zeigte, erwies er sich jedenfalls hier; der bezweckte Applaus wurde ihm indeß von vielen Bankettirenden zu Theil; andere senkten verlegen die Köpfe.

In den drei letzten Jahren vor der Umwälzung von 1870 beschäftigte sich der Gemeinderath meistentheils in den gewöhnlichen Tagesfächern: die vorzüglichsten Berathungen bezogen sich auf das Bewässerungssystem der Stadt — wobei man der Kosten wegen zu keinem Resultat kam, — und auf die Militärarzneischule, wofür der Kriegsminister eine größere Gebäulichkeit verlangte. Bereits war der Rath auf dem

Punkte durch unsinnige Geldopfer die Beibehaltung dieser Pflanzschule der lokalen Immoralität und Ungebundenheit zu erkaufen, als der Krieg ausbrach.

Am 1. Juli 1870 hatte sich der Rath unter dem Vorsitze eines Adjunkten versammelt, ohne nur von fern an die Möglichkeit einer so fürchterlichen und so nahen Katastrophe zu denken. Dann folgt in den Protocollen eine Lücke von zwei Monaten; am 30. August beruft der Maire seine Collegen mitten unter den Schrecken der Belagerung und nach der fürchterlichen Feuersbrunst der kaum verflossenen Tage.

Die Schilderung dieser historischen Begebenheiten liegt nicht, darf nicht in unserem Plane liegen. Vom militärischen, politischen und analistischen Standpunkt aus ist dies seit drei Jahren mehrfach, zum Theil von befugten Federn unternommen und ausgeführt worden. Von beiden feindlichen Parteien liegen mehrfache Berichte vor; eine Bibliothek von Flugschriften und umfassenden Werken über die merkwürdigen Straßburger Episoden im Jahre 1870 hat sich schon gebildet. Unseres Amtes ist es, nach dem vorgesteckten Ziele so schnell als möglich zu streben und uns auf das Zeichnen der Rolle zu beschränken, welche der Gemeinderath von Straßburg in diesem Kampfe ums Dasein nicht unrühmlich abspielte.

Am Schlachttage von Wörth sollten im ganzen Lande die Wahlen zur Ernennung der Municipalitäten vor sich gehen. In früher Morgenstunde zeigte sich hier in Straßburg eine unbedeutende Zahl von Wählern; es konnte im Laufe des Tages noch kein Resultat erzielt werden; am Abend schon und am folgenden

Sonntage verkündeten die flüchtigen und verwundeten Soldaten wie die Kriegswürfel gefallen. In Straßburg ward der Belagerungszustand erklärt; man erwartete, im ersten Augenblick von panischem Schrecken ergriffen, von einem Augenblick zum andern den Feind vor den Thoren. Von Wahlen konnte vorderhand nicht mehr die Rede sein. Eine Verordnung des Präfekten ertheilt, unter dem Eindruck der übermächtigen Umstände (15. August) dem bisherigen Gemeinderath die Befugniß zu fernerem Fortbestehen. Von dieser Erlaubniß ward kein Gebrauch gemacht; der Maire mit seinen Adjunkten suchte den laufenden und den gebotenen Pflichten zu genügen; dieser Municipalausschuß war im Grunde nur ein willenloses Werkzeug in den Händen des Gouverneurs und des Präfekten.

Während der ersten Augustwoche war man indeß, unter dem Drang der sich überstürzenden Begebenheiten, zur Neubildung einer Nationalgarde geschritten, nur unwillig von ebenher. Der Präfekt ernannte, proprio motu, die Offiziere; verrostete altmodische Flinten wurden ausgetheilt, genug etwa zur Bewältigung eines Brodauflaufs, Spottwaffen dem Feinde gegenüber. Man mißtraute der Bevölkerung, obgleich sie, nach der ersten Ueberraschung, sich zur Vertheidigung und Aufrechthaltung des Bestehenden bereitwillig zeigte. Als die Umzingelung der Stadt in das Dominium der Thatsachen übergegangen, als die ersten Bomben und Granaten in den Vorstädten und an einigen Häusern der inneren Stadt zerplatzten, organisirten sich zwei Compagnien Freischützen mit doppelter Bemannung; die zweite verdankte ihr Dasein der Initia-

tive eines der Stadtadjunkten (Mallarmé) und wurde bald mit ihrem Chef, dem Professor Liès-Bodart, anerkannt.

Ebenso bethätigte sich die Mairie bei der Organisation der freiwilligen bürgerlichen Nachtwachen und Patrollen, nachdem mehrfach in verschiedenen Quartieren ausgebrochene Brände und frevelhaft begangene freche Diebstähle die absolute Nothwendigkeit einer strengen Aufsicht erwiesen. Die heldenmüthige Feuerwehr (Sapeurs-Pompiers) konnte unmöglich allen Anforderungen genügen.

Man hat den Maire vielfach getadelt wegen der Unzulänglichkeit der ergriffenen Schutzmaßregeln, besonders mehrerer öffentlicher Gebäude. Es läßt sich nicht läugnen, daß er, z. B., die Vorsteher der öffentlichen und der Seminarbibliothek unwirsch empfing, als sie von ihm einen regelmäßigen Posten von Löschmannschaften und Feuerspritzen in Anspruch nahmen. Aber schon damals — etwa vom 18. zum 20. August — war der günstige Augenblick verstrichen. Mit dem ungeheuern Apparat der Bücher- und Manuskriptensammlung, mit dem antiquarischen Museum u. s. f. mußte gleich bei der Kriegserklärung, oder doch in den ersten Tagen des Augusts begonnen werden, aber damals hätte Jedermann die unnöthige Vorsicht bekrittelt; wer wagte es, an der französischen Ueberschwemmung der Rheinprovinzen zu zweifeln! auch das Geschrei: nach Berlin! nach Berlin! war von Straßburger- und ausländischen Gassenjungen ausgestoßen worden und hatte die Stimme der Bedächtigen übertäubt.

Die Vorboten einer schmerzlichen Periode mehrten sich von Tag zu Tag; die Sterblichkeit wurde größer,

hin und wieder fielen einige Opfer der Belagerungsgeschütze. Von den drei größeren Kirchhöfen Straßburgs waren zwei von den Vorposten der Belagerungstruppen besetzt, der dritte beinahe unter Wasser. Am 20. August wurde vom Maire die Beerdigung in dem Pflanzengarten befohlen. Dort fanden, am Anfang, die Todten noch einzelne Ruhestätten; bald aber waren gemeinsame Gruben nöthig, und die Geschosse von außen fielen mehrmals auf die Todtengräber oder die Leidtragenden. Die Verordnung über diese wichtige Sanitätspflege war von dem Maire allein ausgegangen; in einer am 23. August erlassenen Proklamation verkündigte der Divisionsgeneral Uhrich, Gouverneur der Stadt, und der Präfekt das nahe Bombardement; den Bewohnern sprachen sie Muth ein, „weil die Augen des Vaterlandes auf sie geheftet seien“; diese etwas pompöse Anrede wurde von Herrn Humann nur in dritter, letzter Linie unterzeichnet. Hierauf folgten die Schreckenstage und die noch schrecklicheren Nächte des 24., 25., 26. Augusts. Die Hauptgebäude der Stadt lagen in Schutt und Asche; einzelne hohe Mauergiebel allein standen noch aufrecht —

Und des Himmels Wolken schauten
Hoch hinein.

Seit einem Monat war die Munizipalverwaltung in den Händen des Maire und der Adjunkten gelegen *), nun aber glaubte Herr Humann nicht mehr allein mit seinen Gehülfen die Last der Verantwortlichkeit tragen zu müssen; er berief die noch in Straßburg gegen-

*) Mallarmé, Kampmann, Leuret, Strohmeyer.

wärtigen Mitglieder — etwa 20 — auf den 29. August, nachdem er vorher die Lokalitäten bezeichnet, wo die obdachlosen Verunglückten ein zeitweiliges Asyl finden würden. Auch hatte er versprochen, es sollte, vom 30. an, Brod unentgeldlich an die gänzlich Verarmten ausgetheilt und ökonomische Suppen für einen Spottpreis verabreicht werden. — Der Bürgermeister mit seinen Helfern hatte gethan was seines Amtes; nun konnte er mit Recht verlangen, daß noch andere Mitbürger sich zu ihm in das Fegefeuer gesellten und jeder, in einem begrenzten untergeordneten Bezirke der Stadt, die Ausführung der vorgeschriebenen Hülfsmittel überwache. Dies war der Hauptzweck der so lange ausgesetzten Zusammenberufung. Zu den 27 noch auf der Liste stehenden Räthen wurden zwanzig andere — fünf aus jedem der vier Stadtkantone — gezogen, ihre Namen dem Präfekten unterbreitet, selbstverständlich gut geheißen, der gegenwärtige Rath aufgelöst und eine Munizipal-Commission von 47 Mitgliedern (worunter alle, pro forma soeben ausgetretenen) auf den folgenden Tag in das Rathhaus beschieden.

Unter den neu aufgenommenen zählte man mehrere durch ihre republikanische, oder doch anti-imperialistische Gesinnung wohlbekannte Bürger; eine rationelle Popularität sich zu beschaffen, lag in der Absicht der oberen Behörde; es war ein vorausssichtiges Abschwenken auf die linke Seite hin. Einzelne abschlägige Antworten erfolgten; die Renitenten wurden auf der Stelle ersetzt.*)

*) Aus folgenden Mitgliedern war definitiv die Munizipal-Commission zusammengesetzt:

Aus dem bisherigen Rath: Charles Boerich, J. Burger.

Zum zweitenmal im Laufe von 22 Jahren war die Munizipalität aus ihren gesetzlichen Befugnissen getreten. Im Jahre 1848 hatte sie während vier Monaten das Heft in Händen, nur in weit beschränkteren Verhältnissen und in weit gefahrloseren Stunden als diesmal. Jetzt ging die Noth an den Mann, das Wasser an die Kehle, oder es brannte vielmehr das Feuer an Sohlen und Fersen. Mit wenig Ausnahmen konnte man wohl behaupten, daß kein persönlicher Ehrgeiz zu diesem temporären, gefahrumsponnenen Interimsamte trieb.

Gleich in der Sitzung vom 30. August — von jetzt an folgten die Berathungen täglich — des Morgens in dem Kabinette des Maires zwischen ihm, den Adjunkten und dem Generalsekretariat — Nachmittags im Rathhaussaale — gleich in der Sitzung vom 30. August wurden Ausschüsse ernannt, zur Beschaffung der Nahrungsmittel und der Asyle für die Obdachlosen, Abgebrannten, zur rechtzeitigen Abschätzung erlittener Verluste, zur Kapitalfrage der Lebensmittel für die Gesammtzahl der Bewohner. Eine ernste Stimmung herrschte in diesen Zusammenkünften, unter

---

Amadäus Caillot, Clog. Destrais. Flach. Goerner, Charles Grün. Henry, Hoerter, Huck, Humann, Imlin, Kablé. Kampmann, J. Klein. Ed. Klose, Kolb. Kranz. Küß, C. Lauth, Lauer (Sohn), Lemaistre-Chabert. Leuret. Lichtenfelder (Sohn), Lipp, Mallarmé, Momy. Oberlin. Ruhlmann. A. Saglio. Schott, Ch. Schutzenberger. Silbermann. Stolz. Strohmeyer.

Neu hinzugetreten: Weyer (Sohn), A. Schneegans. Füllhart. C. André. Kreitmann. Wolf. Lips. Belley. Bergmann. (Handelsmann).

dem Donner der Kanonen, dem Zischen und Zerplatzen der Granaten. Es ist nur ein der Wahrheit gemäß ausgestelltes Zeugniß zu berichten, daß die unregelmäßig ernannten Mandatare, von ihrem Pflichtgefühl getragen, durch die großartig furchtbare Lage wie auf Zauberfittigen gehoben, sich regelmäßig aus den fernsten Quartieren der Stadt einfanden und daß auf der Stirne der vom Brand heimgesuchten, oder von Haubitzensplittern auf ihrem Hin- und Herwege begrüßten sich nur die ruhige Ergebung ihres inneren Gemüthes abspiegelte.

Doch Ein Gefühl war schwer niederzuhalten, eines machte sich von verschiedenen Seiten und zu wiederholtenmalen Luft: das Abgeschnittensein von der Welt jenseits der Wälle, jenseits der Vogesen, jenseits des Rheins lastete wie ein Alp auf den Anwesenden. Auf den Vorschlag eines Mitgliedes wurde der Maire ermächtigt, eine Prämie von 500 Fr. dem Ueberbringer irgend einer authentischen Botschaft, einer französischen Zeitung zu versprechen. Jeder Versuch, den Eisenring der Belagerungslinie zu durchbrechen, blieb fruchtlos.

Nicht in allen Schichten der Bevölkerung, nicht in allen Reihen der Garnison, war dasselbe Pflicht- und Ehrgefühl in den Tagen der Gefahr, nicht dieselbe Resignation vorherrschend. Ohne Rückhalt oder diplomatisches Vertuschen wurden in der improvisirten Gemeindekommission Stimmen laut gegen frevelhafte Entwendungen während den Feuersbrünsten, gegen das Einbrechen verworfener Soldaten in verlassene oder schwachvertheidigte Wohnungen. Man hat diese letzteren — zahlreich waren sie jedenfalls nicht — richtig

mit dem Schimpfnamen der „Flüchtlinge von Fröschweiler" gebrandmarkt. Der Gouverneur wurde zum Einschreiten gegen diese verbrecherischen Verfälle gebeten, und that, was in seinen Kräften, mit der geringen verfügbaren Gendarmerie.

Aus der Tabakmanufaktur bezog die Subsistenz-Kommission mehrere Dampfmaschinen zum Mahlen der Getreidevorräthe, denn bei der künstlichen Ueberschwemmung der Südseite der Stadt befanden sich Fluß und Kanäle wasserarm und verbreiteten Pestgerüche in die nahegelegenen Wohnungen. Am 2. September konnte ein neuernanntes Mitglied über den Zustand der Subsistenzmittel ziemlich befriedigenden Rapport erstatten und für die nächste Zukunft beruhigen. Allein die fieberhafte Qual bei der Todtenstille in der politischen, auswärtigen Atmosphäre, bei dem ununterbrochenen, oder doch nur vorübergehend schweigenden Donner der Geschütze, steigerte sich von Tag zu Tag. Der Maire gab die Versicherung ab, daß der Präfekt und der General keine Nachricht von außen hätten; man glaubte nun einmal den Worten des ersteren nicht: eine Deputation mehrerer Mitglieder begab sich, im Auftrage aller Kollegen, zu dem verschwiegenen Oberverwalter des Departements, das sich jetzt nur an den Fuß der innern Ringmauern erstreckte. Sie wurde mit der vermutheten, lakonischen und vielleicht sehr wahren Antwort abgewiesen, daß keine Spur irgend einer äußeren Nachricht durch die feindliche Wagenburg dringe.

So mußten sich während der zehn ersten Septembertagen die Ungeduldigen vor der eisernen Nothwen-

digkeit beugen. Die täglichen, stündlichen Vorkommnisse waren übrigens der Art, daß sie die Thätigkeit der Jüngsten und der Aeltesten beanspruchten. Mehr als alles Andere bei den fortwährend aufflammenden Bränden beunruhigte die Erklärung des Hauptes der Feuerwehr, des Commandanten Goerner, daß seine zusammengeschmolzene Schaar ihrer Verbindlichkeit nicht mehr genügen könne und er sich zur Berufung von wenigstens hundert neuen Gehülfen gezwungen fühle. In den Protokollen findet sich keine Anzeige, wie er sie zusammengebracht. Das Unzulängliche der angestrengten Mannschaft ist jedenfalls durch die spätern grausamen Unfälle erwiesen. Von Tag zu Tag steigerte sich die Gefahr. Das Gemeindehaus, unaufhörlich von den Geschossen auf der Nordseite durchlöchert, in den Prachtsälen und in den Arbeitszimmern durchfurcht, ward in den Morgenstunden des 9. September noch schwerer heimgesucht. Mit Mühe unterdrückte man in den höheren Räumen wiederholt ausgebrochene Flammen; mehrere lebensgefährliche Verwundungen wackerer, heldenhafter Aufseher, die ihre Pflicht mit seltener Todesverachtung erfüllten, wurden von dem Maire in der Abendsitzung seinen Collegen mitgetheilt und am nächstfolgenden Morgen (10. September) wälzte das brennende Theater seine Rauch- und Feuerbogen dem beschädigten Gebäude zu. In den untern Sälen, wo der Rath seine Sitzungen während dem ersten Monate des Bombardements hielt, waren schon mehrere Granaten zerplatzt und mit Gleichmuth vom Maire auf „seinem kurulischen Stuhle" aufgenommen worden; doch fand man gerathen, die ferneren Zusam-

menkünfte in einem verpolsterten südlichen Archiv-Behältniß abzuhalten und zuletzt in die Räumlichkeiten der Handelskammer am Gutenbergplatze, der bisher weniger heimgesucht war, mit der ganzen Verwaltungsmaschine überzusiedeln. Doch vor diesem unfreiwilligen Exodus sollte das Gemeindehaus noch Zeuge einer historischen, großartigen Scene werden. Im Laufe der merkwürdigen und langgedehnten Sitzung des 10. September hatte man mehrere unerläßliche Vorsichtsmaßregeln besprochen; so sollten z. B. zur Sicherung der Bürger, die im Civilstandsregister Erklärungen über Geburt und Tod ihrer Angehörigen oder Nachbarn einzugeben hatten, in mehreren Quartieren der Stadt Supplementarregister eingeführt werden. — Dann wurde eine Anklage gegen den Central-Polizeicommissär laut: „Es seien von ihm, oder von seiner Umgebung aus, Gerüchte über Siege des französischen Heeres verbreitet und bald darauf als falsch befunden und widerlegt worden." Herr Boerich beantragte einen officiell ausgesprochenen Tadel des unwürdigen Beamten. Man war im Lauf dieser unerquicklichen Debatte begriffen, als der Maire eine vom General Uhrich übersandte Depesche aufbrach und den bedeutungsschweren, diesmal freudigen Inhalt seinen Collegen mittheilte. Es war der wohlbekannte Brief des Bundesraths der Schweiz, mit dem Datum des 7. Septembers, worin das menschenfreundliche Anerbieten der helvetischen Regierung in den einfachsten und deshalb umsomehr ergreifenden Ausdrücken eingeschrieben stand: „Die Auswanderung der Frauen, Kinder und Greise und ihre Unterbringung in die Schweiz zu leiten,"

nachdem die Ermächtigung zu diesem Schritt bei dem Feldherrn der Belagerungsarmee eingeholt worden. — Die Depesche trug die Unterschrift des Präsidenten Dubs; die Namen der Biedermänner, welche die schwierige Mission übernommen, — die Herren Roemer, von Zürich, Büren, von Bern, Bischoff, von Basel — waren schon bezeichnet; in einer Zuschrift kündigten sie selber ihre Ankunft an: auf den folgenden Morgen in Eckbolsheim, zu Straßburg um die Mittagsstunde. Die That folgte dem ausgesprochenen Versprechen mit Blitzesschnelle nach. Der Schweizer hielt an dem alten Wahlspruch fest: Ein Mann, ein Wort.

Die Mittheilung dieser Botschaft war kaum beendet, da ertönte, laut und dröhnend, wie aus einer einzigen Brust, der Jubelruf aller gegenwärtigen Mitglieder des Bürgerrathes: „Es lebe die Schweiz! die Schweiz lebe hoch!“ — War es doch die erste Freundesstimme von außen, die seit Wochen nur an Kanonendonner gewöhnten Ohren wie mit Morgenglockenklang überraschte! War es doch von außen her der erste Hoffnungsstrahl, der in die graue, verpestete Pulveratmosphäre des schwer heimgesuchten Straßburgs fiel! War es doch in arger Prüfungsstunde eine Erinnerung der historischen Bünde zwischen der alten Reichsstadt Straßburg und den freien Städten am Fuße der himmelhohen freiheitgekrönten Alpen! Glücklich sind sie, die vierzig Männer, denen es vor Allen gestattet war, diese Friedenstaube mit dem Oelzweig sich niederlassen zu sehen auf den Sitzungssaal! glücklich sie, denen es zukam, die allerersten, ihrer Familie, ihren Freunden

ihren Mitbürgern allen das lang ersehnte Wort zu verkünden: „Man vergißt uns nicht!“

Hoch lebe die Schweiz! O! dieser Dankruf bricht noch hervor aus der Brust so vieler von dem herrlichen Nachbarlande aufgenommenen Bewohner Straßburgs! er tönt noch jetzt aus allen Gauen Frankreichs, deren todesmüde letzte Vertheidiger vier Monate später in denselben gastlichen Räumen der helvetischen Städte und Dörfer Pflege fanden für ihre wunden Glieder und aufrichtende Trostesworte für ihre wunde gebeugte Seele.

Die Schweizer Delegirten haben über ihre Aufnahme zu Straßburg und über ihr Verfahren in einer eignen interessanten Broschüre Bericht erstattet . . . . Aus den unteren Räumen waren die Bewohner herbeigeeilt, Zeugen zu sein, am Weißenthurmthor und in den Straßen, des Einzugs der „Freunde der Schweiz“. Beim Niederlassen der Fallbrücke erschallte aus tausend und abertausend Kehlen derselbe Ruf, welchen die Vertreter der Gemeinde des Abends vorher ausgestoßen; Händedruck um Händedruck wurde gewechselt; die etwas lange, pomphafte, aber doch herzliche Dankrede des Maires wurde von den Schweizern mit wenigen spartanischen Worten erwiedert und im Erdgeschoß des Hotel de Commerce die einleitenden Maßregeln zur Auswanderung besprochen. Bereits um fünf Uhr Abends mußten die Delegirten, von Segenswünschen begleitet, die bedrängte Stadt verlassen, aber sie hatten, mit Erlaubniß des deutschen Obercommandanten, den Sturz des Kaisers, die Katastrophe von Sedan und die republikanische Umwälzung in Paris mitgetheilt.

Aus den lang verschlossenen Fenstern flatterte im Nu die Tricolore und von der neuen Regierung erwarteten die Bedrängten wundervolle baldige Rettung. Den Fernsehenden konnte das Endergebniß nicht zweifelhaft sein.

In einer Abendsitzung der Municipalität (11. September) wurde ohne Verzug die praktische Ausführung des schweizerischen Anerbietens berathen; schon am folgenden Tage hatten sich 1500 Auswanderungslustige auf der ausgelegten Liste eingeschrieben und nach einer geheimen politischen Debatte begab sich, am 12. September, eine Bürgerdeputation zu General Uhrich; Frankreichs Lage war selbstverständlich der Hauptgegenstand dieser wichtigen Unterredung.

Die freimüthige Antwort des greisen Kriegers ließ sich in wenig Worten fassen: „Er könne die Republik nicht anerkennen, bevor ihm der directe Befehl seines Oberen, des Kriegsminister, zugekommen; doch sträube er sich nicht gegen die unwidersprechliche Thatsache; denn auch bei dem Präfekten waren Berichte aus der Hauptstadt hinterlegt worden. Er, der Gouverneur von Straßburg, werde auf seinem Posten verharren und die Vertheidigung der Festung, so lange sie haltbar, fortsetzen.

An demselben Tag meldete sich der Departementalchef, Baron Pron, bei dem Gemeinderath, und theilte seine Depeschen mit: „Er sehe sich nicht mehr als Präfekt der republikanischen Regierung an, werde aber, im Landesinteresse, bis auf weitere Instruktionen, seine Stelle versehen." Eiskalt wurden seine Worte aufgenommen: in den Mienen fast aller Anwesenden

konnte er sein Schicksal lesen; im Verlauf von zweimal vierundzwanzig Stunden sollte es sich entscheiden.

Der Rath wollte nähere, bestimmte Erkundigung einziehen. Es wurde beschlossen, zwei Delegirte nach Paris zu senden. Küß und Kablé waren zu dieser Mission bezeichnet und erbötig (13. September). General von Werder verweigerte die Erlaubniß zur Abreise (14. September).

Auf den Centralpolizei-Kommissar entlud sich die seit Wochen zurückgehaltene Entrüstung. Im Rath wurde seine unverzügliche Absetzung verlangt. Die Departementalverwaltung sagte nicht auf der Stelle zu, und ließ dem Unwürdigen Zeit, mit den bald eintreffenden Geleitscheinen für die Auswandernden nach Willkür zu verfügen.

Auch die Demission des Präfekten wurde beim Gouverneur verlangt. Herr Humann weigerte sich standhaft der Ueberbringer dieser Forderung zu sein.

Aus dem deutschen Generalquartier von Mundolsheim entsendeten unterdeß die Schweizerdelegirten ein Schreiben, mit den Bedingungen und Vorschriften für die Auswandernden. Vierhundert Personen, womöglich Begüterte, sollten auf der ersten Linie stehen. Der Brief wurde in der Sitzung des 13. Septembers verlesen, die Bestimmung der Kategorien und der Maßregeln an eine Kommission verwiesen.

Den Schluß dieser Sitzung bildete eine unerwartete Erklärung des Maire: „Er lege sein Amt nieder; er dürfe bei seiner wohlbekannten Zuneigung zu den Orléans, und als bisheriger Napoleonischer Maire, keine politische Stelle unter dem neuen régime versehen."

— Vergebens bekämpften einige Mitglieder den Entschluß des Abtretenden; er beharrte darauf und wurde, sonderbar genug, vom republikanisch gesinnten August Schneegans, mit gewichtigen Gründen unterstützt. Mit dem Maire traten gleichzeitig die bisherigen Adjunkten von dem Schauplatz ab.

Der Entschluß dieser Municipalbeamten war, wo nicht durch die Umstände geboten, so doch auf natürlichem Wege durch dieselben herbeigeführt. Man schritt unverzüglich zu der Wahl ihrer Nachfolger. Der anerkannte Chef der republikanischen Partei, Dr. Küß, wurde einstimmig zum Bürgermeister ernannt, und ihm die Herren Leuret, Flach, Weyer und Zopf als Adjunkten beigesellt. Letzterer leitete mit Umsicht und unverwüstlichem Humor die Auswanderung: er hatte sich im Laufe der Belagerung, hauptsächlich mit der Speisebereitung und Vertheilung befaßt, und in diesen ernsten Augenblicken eine lokale Rolle gespielt. Dabei vergaß er nicht einen gewissen Anstand zu bewahren, zeigte sich immer sehr korrekt gekleidet, und stand auf höflich-freundlichem Fuße mit den deutschen Geleitsofficieren, die er bei vier oder fünf Auszügen der Emigrirenden, vor den Thoren oder in den nächsten Militärstationen zu bearbeiten sich bemüßigt fühlte; denn nicht ohne Störung und vorläufige Mißverständnisse liefen diese Operationen ab. Es war ein gewisser Grad von ungestörter, jovialer Gemüthsruhe, und improvisirter diplomatischer Gewandtheit erforderlich, zur Abwickelung des complicirten Geschäftes. Zu dem Gemeinderath referirte sodann Abends der Heimkehrende mit naturwüchsiger Eloquenz über das

Vollbrachte, und erntete, befriedigt, den Beifall seiner Kollegen.

Allein der volle Ernst der Lage drückte immer noch auf die Gemüther des Raths und der Bürger. — Durch die Entfernung von etwa 2500 Personen erwuchs der Gesammtheit der Bevölkerung, für den täglichen Unterhalt, eine geringe Erleichterung; das Beschießen der Stadt und der Wälle wurde nicht unterbrochen; die in Paris improvisirte Republik konnte nicht Wunder wirken, noch eine Armee zum Entsatz der umzingelten Festungen aus der Erde stampfen. Lorbeer und Blumenkränze legte man wohl in endlosen Processionen zu den Füßen der Bildsäule Straßburgs auf dem Ludwigsplatze nieder; ja, an theatralischer Inscenirung ließ man's nicht fehlen; durch ein Dekret der Regierung de la défense nationale wurde Herr E. Valentin zum republikanischen Präfecten des Niederrheins, und Herr Moritz Engelhardt — nicht zu verwechseln mit dem Herausgeber der Herrad von Landsperg *) — zum Maire von Straßburg ernannt.... Beiden Beamten war es anheim gegeben, sich auf eigene Faust durch die Vorposten und Batterien der Belagerungsarmee durchzuschleichen; aber es ward ihnen keine spartanische dreihundertköpfige Heldenschaar beigegeben, sich einen Durchbruch in die bedrängte Stadt zu erkämpfen.

Unwillkürlich bin ich den sich überstürzenden Begebenheiten etwas vorausgeeilt; ich kehre zum Gemeinderath zurück.

*) Er war dessen Neffe.

Am 15. September hatte der neue Bürgermeister über eine mit General Uhrich gepflogene Unterredung berichtet: er hatte von dem alten Haudegen die Anerkennung der Republik errungen und beiläufig die Zusicherung erhalten, der Präfect werde freiwillig abtreten und nur den Generalsecretär für die laufenden Geschäfte zurücklassen.

Diese Erklärung fand der Gemeinderath unzulänglich: er wollte durch ein Mitglied aus seiner eigenen Mitte in der Präfectur Posto fassen und wählte zu diesem temporären Amte einstimmig den Chefredacteur des „Niederrheinischen Kuriers", Herrn Charles Börsch, der sich Anfangs gründlich und aufrichtig gegen diese Ehre sträubte, die er, in früheren Zeiten, als Schmuck und willkommene Last getragen hätte. Auch auf ihn war das Sprüchwort anwendbar: Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.

Da man nun einmal in die Republik übergesiedelt, fand sich der Rath gedrungen, aus der Klasse der Gewerbe sich noch vier Mitglieder beizugesellen.

Die Sitzung des 16. September eröffnete mit einer Trauerbotschaft. Von den vor wenig Tagen in der Mairie Verwundeten waren zwei erlegen;*) auch Commandant Goerner hatte den Tod einiger Feuerwehrmänner zu berichten. Ueber den Gesundheitszustand der Stadt gab dagegen der Adjunkt Zopf bessere Nachricht. In sieben für die Volksklassen geöffneten

*) Die Namen der pflichttreuen Diener waren: Legler und Desroches.

Räumen waren seit mehreren Wochen 126,000 Rationen unentgeltlich, und in den sogenannten „ökonomischen Küchen" gegen eine unbedeutende Vergütung, ebenso eine Masse von Suppen mit Zubehör und Wein ausgegeben worden. — Auch General Uhrich stellte der Subsistenzkommission auf 14 Tage hinaus Brodrationen, Bettdecken und Schuhe zur Verfügung.

Inmitten dieser Sorgen fand der Rath dennoch Zeit und Muth, sich mit einer theoretischen Frage zu befassen. Der Augenblick schien günstig für eine Geltendmachung des Eigenthumsrechts der Stadt auf das sogenannte „kaiserliche" Schloß. Man legte die Revendication des Maires in das Protokoll nieder und zwar in einem Momente, wo der ganze Prachtbau von einer Stunde zur andern nur noch als Trümmerhaufe bestehen mochte. Es kostet einige Anstrengung, sich zu diesem spartanischen Gleichmuth und zu der Höhe dieser juridischen Ansprüche zu erheben.

Mit dem 20. September trat die Gemeindecommission in einen neuen Bezug zu der Präfectur. Der verwegene Valentin hatte mit fabelhafter Kühnheit und Ulyssischer Schlauheit durch die deutschen Truppen hindurch, zu Land und schwimmend, einen Weg gefunden, war von den Schüssen der französischen Vorposten unbeschädigt geblieben und zum General Uhrich geführt, vor welchem er sich als künftiger Kollaborater an dem Vertheidigungswerke Straßburgs entpuppte. Er wohnte, stante pede, einer Gemeindesitzung im Hotel du Commerce bei. Der erste Eindruck war ihm nicht günstig; er glich eher einem Handlungsreisenden, sagte dem Schreiber dieser Zeilen ein Rathsmitglied, als einem

homerischen Helden; bald aber imponirte er durch ein felsenfestes Benehmen. Zum Willkomm schossen ihm — unbewußt — die deutschen Batterien das Präfecturgebäude über dem Haupte zusammen; der aufwirbelnde Brand verscheuchte ihn aus dem officiellen Kabinette und dem nicht übel für Damen eingerichteten Keller in das Nebengebäude der Schreibstuben, während der Rest der Mobilien in das gegenüberliegende Archiv geflüchtet und in verpesteten Krankenräumen mit Skripturen und anderm Zubehör aufgestapelt wurde.

Der interimistische Präfect legte seine Stelle nieder; nicht so der Maire von Straßburg. Auch er war nominell durch Herrn Moriz Engelhardt ersetzt. Dieser letztere hielt sich in Schlettstadt auf; er hatte sich nicht, wie Valentin — und verübeln kann ihm das Niemand — durch die deutschen Truppen und französischen Flintenschüsse hindurchgewagt, und wäre er auch in Straßburg per tot discrimina rerum gelandet, es hätten ihm dort Widersacher mit geistigen Waffen entgegen gestanden.

Die Sitzung des 12. September wurde durch einen stürmischen Protest gegen die „unpatriotische" Ernennung eingeweiht; Dr. Küß war augenscheinlich der Mann der Lage. In einem Briefe an General Ubrich verlangten seine Kollegen für ihn die Bestätigung des Bürgermeisteramtes in seiner treuen, kräftigen Hand. Der General erwiederte den folgenden Tag, „es habe Küß während und nach der Belagerung Maire von Straßburg zu bleiben." Mit Bravorufen wurde die Antwort aufgenommen und dem greisen, heldenhaften General ein Ehrendiplom des „Bürgerrechts von Straßburg" überreicht.

Noch vier schwere Leidenstage waren durchzukämpfen. Die noch aufrecht stehenden Häuser in der nördlichen Vorstadt waren nun fast sämmtlich niedergebrannt, ebenso die Kasernen im Quartier St. Niklaus. Die Zahl der Obdachlosen und Verwundeten stieg täglich, stündlich; in der Sitzung des 26. drang der ehemalige Maire Herr Kratz auf die Anlage von Succursalen zur Pflege der Verstümmelten, aber wo und wie? Die Rathlosigkeit stieg mit der Noth. In einer folgenden Sitzung wurde beschlossen, die Verwaltung des Bürgerhospitals anzusprechen, oder für Aufnahme der Verwundeten die Kirche Saint Nikolai zuzurichten. Mehrere Stimmen verlangten in gegenwärtigen anormalen Umständen, von der Hospizverwaltung die Anstrengung aller Kräfte, und nöthigenfalls eine Verwendung der zurückgelegten Kapitalien oder der Grundwerthe.

Ueber die Unzulänglichkeit der polizeilichen Aufsicht wurde gerechte Klage geführt; ein Mitglied des Raths bestätigte das Auftauchen einer Bande von Missethätern, die auf systematische Plünderung ausgingen. Unabweisliche Fakten wurden von anderen Mitgliedern als Belege angezeigt. Es war hohe Zeit, daß die Prüfung zu Ende ging, obgleich einige hyperpatriotische, meist von Außen stammende, mithin unbetheiligte Matamore auf die fortgesetzte Vertheidigung der Stadt drangen. Es war darauf blos zu erwiedern, daß eine doppelte Bresche geschossen und das Vertheidigungscomité den General Ubrich zur Kapitulation bestimmte. Ubrich und Küß hatten das Herz auf dem rechten Fleck und glaubten sich indeß nicht verpflichtet, der Stadt Straßburg das Loos von Magdeburg oder Sarragossa zu bereiten.

Der Rath hatte sich in den Nachmittagsstunden des 27. September getrennt, in voller Unkenntniß der kritischen Lage, welche in demselben Momente den Gouverneur bewog, auf dem Münsterthurm die weiße Parlamentärfahne aufzuhissen.

Eine heftige Gährung, das Symptom eines nahen Aufstandes trat zu Tage; zur Beschwichtigung der gereizten Massen schlugen der Maire und seine Gehülfen ihre Popularität in die Schanze. Diesmal siegten die Besonnenen über die Feuertöpfe. Die Nacht verstrich ohne Empörung und in früher Morgenstunde konnte sich Dr. Küß mit den Herren Börsch und André in das Generalquartier nach Mundolsheim begeben und dort die unumgänglichsten Verhaltungsregeln für die nächsten Tage einziehen. Während ihrer Abwesenheit tagte die Gemeindecommission unter dem Vorsitze eines Adjunkten; sie vernahm mit ziemlicher Fassung den Bericht über die mit General Ubrich gepflogene Unterredung des Maire und die unabweisliche Nothwendigkeit der nächtlich abgeschlossenen Kapitulation. Als Dr. Küß von seinem Ausflug nach Mundolsheim in die Rathsversammlung zurückkehrte, beschwor er seine bisherigen Kollegen, ihm in der dornenvollen Laufbahn, die er nunmehr einzuschlagen hätte, fernerhin beizustehn. Neue Pflichten, und nicht die leichtesten, ständen jetzt bevor. Schon des Morgens hatte Herr Alphons Saglio den präsidirenden Adjunkten über die künftige Stellung und Existenz der Gemeindecommission befragt und die vorläufige Antwort erhalten, daß sie vermuthlich fortbestehen solle und müsse, bis geregelte Zustände eingetreten. Dr. Küß sprach in demselben Sinne und

trug blos auf die sofortige Wahl neuer provisorischer Adjunkten an. Die Herren André, Eissen, Kablé und Schneegans wurden zu dem nicht beneidenswerthen Posten ernannt (30. Sept.). Von nun an hörten die täglichen Sitzungen auf.

Der Maire berief seine Kollegen nur, wenn ihre Gegenwart dringend geboten war.

Für Straßburg begann mit den drei letzten Septembertagen 1870 eine neue Aera, wie Tag für Tag, gerade vor 189 Jahren, das politische Wesen der alten Reichsstadt einer fast totalen Metamorphose unterlag. Seltsame, nicht ganz unvorhergesehene, aber doch betäubende Umwandlung der Geschicke!

Welche Pflichten hatte jetzt ein Maire von Straßburg zu erfüllen? Wie er in Friedenszeit die Interessen seiner Vaterstadt wahrte, so lag ihm unter dem neuen Regiment ob, vermittelnd einzutreten zwischen seinen Mitbürgern und den unabweislichen Forderungen des Krieges: denn Alles blieb noch monatelang in der Schwebe oder auf der Degenspitze ruhend. Er hatte Fügung unter das Schlachtenloos zu predigen und bei dem Sieger an das Billigkeitsgefühl zu appelliren, wenn dem Repräsentanten des totalen Gesetzes und Rechts die Forderungen allzuhoch gestellt erschienen, oder wenn an einem Scheidewege die eine Straße ebener und fahrbarer als die andere, vom nunmehrigen Gebieter gewählte, sich darbot.

Die Hauptangelegenheiten wurden in der ersten Zeit durch die Einquartierung und Beherbergung der deutschen Truppen herbeigeführt. Mit der gewissenhaftesten Vorsicht konnte bei der Vertheilung derselben

nicht jedem einzelnen Mißstand vorgebeugt werden. Zu bestimmen, wie viel Mann jedem einzelnen Hause anzuweisen, war im ersten Augenblicke ein schwer zu lösendes Problem. Man verfuhr, mit genauer Berücksichtigung des verfügbaren Raumes, der anwesenden Bewohner und der muthmaßlichen Vermögensumstände; den partiellen Ungerechtigkeiten und Fehlgriffen wurde abgeholfen; doch mußte täglich für 12,000 Mann Quartier beschafft werden; der Beistand einzelner Glieder des Raths wurde selbstverständlich in Anspruch genommen und leistete unverkennbare Dienste. Auch wurden sofort in den ersten Octobertagen Kommissare für Abschätzung der erlittenen Verluste und Schäden an Mobilien und Immobilien ernannt. Ein Mitglied beantragte die Wiederaufnahme des Octroi an den Stadtthoren, denn „es sei nicht mehr als billig, der Stadt in ihrer jetzigen pekuniären Bedrängniß durch diese Maßregel eine Erleichterung zu verschaffen."

Am 9. October wohnte der erste deutsche Präfekt, Graf von Luxburg, mit seinem Generalsekretär, Herrn Flad, und einem Assessor, Dr. Löning, der Sitzung des Raths im Gemeindehause bei, und besprach sich, als Jurist, über den Schadenersatz und die dringlichsten Maßregeln zur Wiederherstellung eines regelmäßigen Ganges in der lokalen Verwaltung. Auch in den Straßen der Stadt, wo Trümmerhaufen die freie Bewegung hemmten, auch in den beschädigten, oder halbzerstörten Häusern mußte rasche Ordnung geschaffen werden; nur fehlten die Arbeiter; denn im ersten Augenblick nahm die Militärbehörde alle verfügbare Kräfte in Beschlag; daß auf telegraphischem Wege

sechshundert Werkleute aus Berlin verschrieben seien, verkündete Graf Luxburg, und dankte in herzlichen Ausdrücken der Versammlung, die sich einer nicht leichten Verpflichtung so bereitwillig unterzöge.

Eine Sitzung am 24. Oktober wurde fast ausschließlich mit Kreditbegehren ausgefüllt.

Für Belagerungskosten forderte der Maire	100,000 Fr.
für den Unterhalt der Garnison . . .	80,000 „
	180,000 Fr.

Da während drei Monaten an den Stadtthoren nichts eingegangen, und jedes andere Einkommen sistirt war, mußte der bedrängte Verwalter auf das natürlichste und zur Hand gelegene Hülfsmittel greifen. In der Bankfiliale hatte die Stadt 676,000 Fr. zu Gute: aber das Sequester lag auf diesem Depositi, wovon der Maire zu augenblicklicher Zahlung der angedeuteten Tagesbedürfnisse begehrte. Die provisorische deutsche Verwaltung hob für diese Summe das Sequester auf. Dann war aber auch für die erste, bescheidenste, vorläufige Reparatur der abgebrannten Münsterbedachung eine Summe nöthig, wofür das Frauenhaus Rath zu schaffen hatte.

In den späteren November- und Dezembersitzungen kamen diese benöthigten Ausgaben wieder im einzelnen und oft in größerem Maßstabe vor: es waren unvermeidliche, unerquickliche Tage. Einigen Mitgliedern wurde die undankbare Arbeit der Vertheilung der Lasten nicht nur unbequem; sie glaubten noch vor Ende des Jahres sich der zuerst freiwillig übernommenen Pflicht entziehen zu müssen. Es läßt sich mit den Ermüdeten nicht rechten: zum Festhalten an solcher Aufgabe ge-

hörte eine gute Dosis von Resignation und unermüdlicher Thätigkeit. Dem damaligen Maire bleibt das seltene und unbestrittene Verdienst, jene Bürgertugenden in der schweren Zeit bewahrt zu haben.

Gegen Ende des Jahres wurden neue beträchtliche Summen für den Antheil der Stadt an Festungs- und Kasernenbau und Unterhalt der Garnison verlangt. Das Angreifen des Grundvermögens der Stadt wollte man um jeden Preis vermeiden: so schlug denn der Maire ein Anlehen bei der Bank vor, kam aber zugleich bei der obern Behörde gegen jene Ausgaben ein. Die Stadt wurde von dieser Bürde entledigt und die schon erfolgten Ausgaben ersetzt.

Im Laufe Octobers hatte der Generalgouverneur des Elsaß eine Kommission von Sachverständigen — Einheimische und Deutsche, Geistliche und Laien — für die Münsterreparaturen eingesetzt, und von diesem Vereine war ein Aufruf für Beisteuer an Deutschland ergangen. Gegen diese Maßregel protestirte Herr Charles Börsch leidenschaftlich in einer Novembersitzung; die Intervention der Verwaltungsbehörde schien ihm ein Eingriff in das sechshundertjährige Eigenthumsrecht der Stadt. Im Gemeinderath konnte sein theoretischer Protest nicht weiter berücksichtigt werden: doch höheren Orts lenkte man, proprio motu, in andere Bahnen ein.

Das Münsterbaucomité wurde nur wenigemale zusammen berufen; die auswärtigen Beiträge flossen spärlich zu; somit blieb der Verwaltung und Kasse des Frauenhauses die fernere Sorge für das Riesenmonument überlassen.

Fortwährend, der ganzen Sachlage gemäß, blieb die Municipalverwaltung mit Geldangelegenheiten beschäftigt. Noch bevor sich Küß verabschiedete, gab der Wiederaufbau der Präfectur zu einer Streitfrage mit dem deutschen Präfecten Anlaß: erst später, nachdem eine beträchtliche Indemnitätssumme bestimmt war, konnte der theoretische juridische Zwist geschlichtet werden. — Mit der französischen Bankfiliale war die Gemeindeverwaltung zu derselben Zeit in beständigem Verkehr; es galt ein Anleihen von einer halben Million abzuschließen, denn bereits am Schluß des 70ger Jahres waren die Ausgaben und Verpflichtungen der Stadt für Militär-, Departemental- und Kommunalbeamte, und sonstige Erfordernisse auf 914,000 Fr. angeschwollen.

Unter dieser Sorgen kam der Tag der Deputirtenwahl, der 7. Februar 1871: nicht nur hatten die deutschen Behörden dieser Aeußerung der öffentlichen Meinung in Elsaß-Lothringen kein Hinderniß in den Weg gelegt; sie wollten augenscheinlich bei dieser officiellen Gelegenheit dem Zustand der Gemüther auf den Grund sehen.

Im Niederrhein ging der Name des Dr. Küß fast einstimmig aus der Wahlurne hervor. Angegriffen im tiefsten Lebensmarke, gewarnt, gebeten von treuen Freunden sich nicht vom heimathlichen Boden zu entfernen, bereitete er sich in stiller, stummer Resignation zur Abreise. Er folgte einer innern Stimme, die ihn auf das Kranken- und Sterbebette, an den Ufern der Girende rief, und von dort in die Heimath zurück sein Sarggeleite zu einem Triumphzuge erhob.

Am 10. Februar präsidirte er zum letztenmale den Gemeinderath in seiner Vaterstadt und setzte sich hierauf mit einigen seiner Kollegen auf die Eisenbahn, die ihn nicht mehr lebend zurückbringen sollte. Herr Julius Klein wurde von ihm zum Stellvertreter delegirt und als solcher vom Rath und vom Präfecten anerkannt. Am 2. März gab dieser interimistische Vorstand beängstigende Nachricht über den Zustand des in Bordeaux erkrankten Freundes; unwillkürlich ahnte der versammelte Rath, ahnte die besorgte Stadt den tragischen Ausgang. Bereits am 4. März war die Hiobspost von dem Hinscheiden des allseits geachteten und gepriesenen Bürgermeisters hier angelangt und seine Kollegen im Gemeindehause konnten ferner nur die Anstalten zum bevorstehenden Leichenbegängniß besprechen.

Bereits sind mehr als drei Jahre verstrichen seit dem Trauertage, zu dessen ernster Feier die tiefergriffene Bürgerschaft sich herbeidrängte; es war ein Leichenzug, wie er wenigen Großen dieser Erde beschieden, ohne Prunk, einfach und würdig, den Charakter des Verstorbenen abspiegelnd.

Die Municipalität sorgte für seine Wittwe, seine Kinder und sein Grab. „Ich beneide meinen Nachfolger", so hatte sich Herr Humann in der Sitzung des 10. März ausgedrückt: „ich beneide ihn um sein Ende; auch ich, während der Belagerung, wollte sterben; aber dies schöne Loos ward mir nicht zu Theil." Der Vorgänger von Küß hatte wahre Worte gesprochen; es ist nicht jedem Hochstehenden vergönnt, zu rechter Zeit, auf dem Gipfelpunkte des Lebens, zu sterben,

ehe er verkannt wird, ehe die wandelbare Volksgunst ihm den Rücken kehrt oder ihn ins schattenhafte Reich der Vergessenheit zurückstößt.

Herr Klein suchte in die Fußtapfen seines Freundes zu treten, zu vermitteln, wie er, zwischen den neuen Behörden und der Einwohnerschaft. Sein Standpunkt, auch seinen Kollegen gegenüber, war im höchsten Grade schwierig und undankbar. Während seiner temporären Geschäftsführung stellte er an die Regierung zu wiederholten Malen das Begehren, neue Gemeindewahlen zu gestatten und von einer täglich schwerer werdenden Last die in Tagen der Noth eingesetzten Verweser zu befreien. Erst im Laufe des Juli (1871) konnte willfahrt werden. Nach bisherigem französischem Gesetze wurde zur Renovation des Rathes geschritten. Bevor Herr Klein mit seinen nächsten Mitarbeitern schied, glaubte er sich berechtigt, in einfachen Worten summarisch die Leistungen, die unter mancherlei Hemmnissen und Anfeindungen von ihm vollbracht wurden, in's Gedächtniß zurückzurufen. Mit Fug konnte er betonen, daß auf die verheißenen Indemnitäten schon eine bedeutende Abzahlung erfolgt, daß die Auslagen der Gemeindekasse zum Theil schon zurückerstattet, zum Theil gesichert seien, daß die Einwohnerschaft von der Last der Einquartirung befreit und die zerstörten Gebäulichkeiten bereits theilweise aus ihrem Schutte neu erstanden.

Zum Voraus gab er die Erklärung ab, daß er den Funktionen des Maires entsage.

Am 6. September folgte die Installirung des aus den Juliwahlen hervorgegangenen Gemeinde-

raths*) und am 9ten desselben Monats die Wahl eines Maires. Von dreiunddreißig gegenwärtigen Votirenden gaben siebenundzwanzig ihre Stimmen dem Herrn Ernst Lauth, der indeß eine Bestätigung der deutschen Behörden zu erwarten hatte; diese erfolgte im Laufe Oktobers; am 18. wurde der Neugewählte von seinem Vorgänger eingeführt, der abgehenden Verwaltung die obligate officielle Danksagung ausgesprochen und als Adjunkten die Herren Imlin, Weyer, Hueber und Goguel vom Maire bezeichnet. Am 27. Oktober präsidirte dieser zum ersten Mal; er hatte schon den Standpunkt umschrieben, den er einzunehmen gedachte, und sich auf das Andenken seines geehrten Vaters gestützt, der vor 23 Jahren (1848) während einigen kritischen Monaten das Bürgermeisteramt versehen.

Wir stehen hier am Eingang der Tagesgeschichte, welche den Tagesblättern, nicht der objektiven, ruhig abwägenden Erzählung anheimfällt. Schreiber dieser Zeilen fühlt sich nicht berufen, in die Mitte der vor unseren Augen sich abrollenden Begebenheiten einzudringen und sich ein Urtheil zu erlauben, das vielleicht in wenig Jahren als voreilig sich erweisen dürfte. Er hat sich beflissen, wahr zu sein, doch mit Vorliebe

*) Er war aus folgenden Mitgliedern zusammengesetzt: die HHrn. Klein, Hoerter, Weyer, Barth, Grouwel, Clog-Mertian, Huck, Destrais, Hueber, Schweighauser, Schneider, Petiti, Humann, Hatt, Bergmann, Kablé, Goguel, Roerhlisberger, Stromeyer, Seyboth, Ruhlmann, Burger, Himly, Lichtenberger, Wolff Sohn, Dietrich, Imlin, Touchemolin, Levy, Krafft, Brunswick, Eissen, Flach.

eher die Licht- als die Schattenseiten der Personen und Zustände hervorgehoben. Und so führte er denn vor den Augen seiner Leser die wichtigsten Momente des 70jährigen Bestandes unseres Gemeindewesens vorüber; seine ersten schüchternen Anfänge unter dem Konsular- und Kaiserregime, seine bisweilen an byzantinische Adulation streifenden Schmeicheleien vor dem allmächtigen Herrscher, seine progressive autonome Thätigkeit unter den älteren Bourbonen während der mit Unrecht verschrieenen Restaurationsepoche, seine systematische republikanische Opposition unter Ludwig Philipps milder Regierung, seine einlenkende Richtung, dem Socialismus von 1848 gegenüber, seine zeitweiligen, konfessionellen Eingriffe unter dem zweiten Kaiserreich, seinen von obenher angeregten und begünstigten Unternehmungsgeist in den öffentlichen Bauten unter demselben Regime und seine männliche Haltung in den Tagen und Nächten der Feuerprobe.

Der wissenschaftliche Congreß zu Straßburg

im September und October 1842.

Im Leben der Städte, wie der Individuen, gibt es Stunden oder Tage, worin ihr eigenthümlicher Charakter sich lebhafter und bestimmter ausspricht, als im gewöhnlichen Zeitenlaufe. Straßburgs intellectuelle und politische Bestimmung: ein vermittelndes Bindeglied zu sein zwischen den Nationen diesseits und jenseits des Rheins, trat unwiderleglich hervor während dem wissenschaftlichen Congreß im Spätherbst 1842. Es war ein Silberblick in hiesiger Localgeschichte, es war mehr als dies: friedselige, optimistische Gemüther konnten im Laufe jener flüchtigen Dekade — denn gerade zehn Tage dauerte der Congreß*) — an eine künftige, baldige Versöhnung der Gegensätze, an das Verschmelzen der Eigenschaften beider Völker glauben. Nicht nur an eine Emancipation der Provinzen von dem niederdrückenden, unheimlichen Einfluß der Hauptstadt an der Seine schien in der Begegnung so vieler ausgezeichneten, begabten Intelligenzen prophetisch und

*) Vom 28. September bis 9. Oktober.

symbolisch angedeutet: eingesunken schien die Scheidewand der Vogesen, der Rheinstrom in seinem mittleren Laufe überbrückt, und ein geistiges Band, wie von unsichtbaren Händen gewoben und gefestet, bildete von einem Ufer bis zum andern eine elektrische Kette der Verständigung, des Ideenaustausches, der gegenseitigen Toleranz, des neidlosen Anerkennens fremdartigen Verdienstes. Allein das Ganze war doch nur ein kurzer Silberblick, eine trügerische fata morgana. Dieser trostlose Ausgang soll indeß der Schilderung jener zehntägigen Conferenzen nicht den geringsten Eintrag thun; mit wenigen Worten werden wir beiläufig die Frage berühren: Warum die glänzende Morgenröthe sich so schnell in nebeligen Dunstkreis verbarg, oder, an einen herrlichen Vers von Racine anknüpfend:

Comment en un plomb vil l'or pur s'est-il changé . . .
Wie sich in schlechtes Blei das feine Gold verwandelt . . .

Daß wir nicht in's Blaue reden, nicht fabeln, indem wir dem wissenschaftlichen Congreß zu Straßburg eine so große Bedeutung beilegen, dazu diene als Beleg die Aeußerung mehrerer hochbegabten Männer — aus Deutschland, Frankreich, England, Italien, welche sich entweder persönlich einfanden, oder mit aufrichtiger Anerkennung des vielseitigen, encyclopädischen Fragenprogramms, an die versammelten Mitglieder*) ihren Glückwunsch übermittelten. So schrieb z. B. der ehrwürdige, von Alter und Krankheit gebeugte Menschenfreund Degerando an den Schriftführer der Versammlung:

*) Etwa fünfzehnhundert Subscriptionen waren eingesandt worden, an tausend Mitglieder wohnten bei.

„In Gedanken bin ich bei Ihnen; Sie wissen es wohl; die intellectuelle Allianz Deutschlands und Frankreichs war das erstrebte Ziel meiner langen Laufbahn; Sie wissen, daß seit vierzig Jahren, nach dem Maß meiner schwachen Kräfte, ich dazu mithalf. Sie wissen, wie sehr ich wünschte, es möchte unsere theure Stadt Straßburg als Vermittlerin dieses Bundes auftreten; denn ihr gebührt diese Rolle. Und nun tritt der Gedanke, den wir so lange gehegt und gepflegt, er tritt in das Leben. Tausendmal Dank für Ihre Bemühung zur Anplanung dieses schönen Tages. Zweifelsohne wird die Festlichkeit viele deutsche Gelehrte, die mir gewogen, nach Straßburg führen; sprechen Sie denselben ebenfalls meinen Dank aus."

Die nämlichen Ideen und Gefühle, nur mit andern Worten umschrieben, wiederholten sich in Briefen, ausgehend vom berühmten Naturalisten Oken in Zürich, von Director Schadow aus Düsseldorf, von Mittermayer, Kreutzer, Zachariä aus Heidelberg, vom Geheimrath Wendt aus München, dem Archivdirector Friedmann aus Nassau, welcher Letztere, den Kosmopolitismus der Wissenschaft betonend, an die bekannten Verse von Lamartine erinnert:

Je suis concitoyen de tout homme qui pense.

Das Resultat selber überstieg die gewagtesten Hoffnungen. In's Leben gerufen durch den berühmten Archäologen, Herrn von Caumont, hatte dieselbe Gesellschaft (le Congrès scientifique de France) schon neunmal in verschiedenen Provinzialstädten Frankreichs, zuletzt in Lyon, getagt, aber nie war die Zahl der Theilnehmer auch nur auf den dritten Theil der

„Argentoratensischen" Versammlung gestiegen, und nie hatten sich bis jetzt in einer französischen Grenzstadt in demselben Maße eminente Vertreter der Wissenschaft und Künste, von vier Nationen, zusammengefunden. Das gelehrte Paris, das von jeher das Todtschweigen der verachteten Provinzialen auf eine perfide Art zu handhaben gewußt, fühlte sich diesmal bemüßigt, in den Coulissen des „Instituts" oder in den Bureau's der Ministerien gnädigst davon zu sprechen. Und zwei Bände, mit Denkschriften und interessanten Protocollen der Generalversammlungen und der acht Sectionen des Congresses befrachtet, konnten später Zeugniß ablegen für die Rührigkeit der Glieder und ihren sol den Gedankenaustausch in dem kurz abgemessenen Zeitraume.

Hier drängt sich uns vor Allem die Frage auf: wie und durch welche Arbeiten betheiligte sich Deutschland an dem wissenschaftlichen Congresse, an diesem internationalen Friedensvereine, der fürwahr nicht die achtundzwanzig Jahre darauf eingetretene beiderseitige Bitterkeit errathen ließ. . . .

Da stoßen wir denn zuerst auf die ideenreichen Aufsätze Schadow's, des damaligen Directors der Kunstakademie von Düsseldorf. Er war unstreitig eine der eminentesten Persönlichkeiten des Congresses. Er ließ sich über die Einflüsse des Christenthums auf die Monumente der Kunst vernehmen und charakterisirte, wie er allein es damals durfte und konnte, die Malerschulen von Düsseldorf und München. Seine Ansichten, die Organisation der Künstlervereine in Deutschland und deren Uebertragung auf französische Zustände,

stießen indeß auf Widerspruch; sie wurden besonders von Dr. Bruch, dem Dekan der theologischen Fakultät, der sich viel mit Kunstgegenständen beschäftigt hatte, eingehend bekämpft.

Professor Schnaase, der seitdem in der Literatur der Kunstgeschichte eine ausgezeichnete Stellung errang, las über die artistischen Doctrinen der Renaissance, und Schmid über den mysteriösen Ursprung der Ogivalarchitektur. Geheimrath Baehr von Heidelberg theilte seine Ansicht über die Heidenmauer des Odilienberges mit und sprach über den Verfasser der Biographien, welche unter Cornelius Nepos' Namen cursiren. Der Philolog Fuchs aus Dessau erging sich über die Literatur der Volksdialekte, Dr. Lewald exponirte die Ideen Plato's und Aristoteles über den Ursprung der Sprache, Kreutzberg wagte sich an die damals schon zukunftschwere Frage des Arbeiterloses und der Stellung der untern Klassen den Arbeitgebern gegenüber; die weltberühmten Heidelberger Juristen Zachariä und Mittermayer, Professor Buss von Freiburg, Warnkönig u. A. m. ließen sich über staatsrechtliche Fragen und über vergleichende Gesetzgebung hören; Dr. Loebell unterwarf Guizots Ansichten über den Einfluß der nordischen Barbaren auf die moderne Gesellschaft einer neuen Erörterung. Der Verfasser der Hexenprozesse, Professor Soldan, lieferte einen der lehrreichsten historischen Aufsätze über den Templerorden.

Wir müssen uns hier, wie immer in ähnlichen Skizzen, auf diese Andeutungen beschränken. In den Sitzungen der Morgenstunden, in den mündlichen, meist

extemporirten Discussionen, bethätigte sich absonderlich die encyklopädische, in's Detail gehende Erudition der deutschen Congreßmitglieder und ließ nachhaltigen Eindruck und Gewinn bei den Hörern zurück. Die Professoren und gebildeten Dilettanten von Straßburg, Elsaß und Lothringen hatten sich vorzüglich auf Beantwortung der Fragen des Programms geworfen und mehr als einhundert derselben im medizinischen, naturhistorischen, mathematischen, philologischen, kunstgeschichtlichen, archäologischen und lokalhistorischen Fache mit eingehender Kenntniß beantwortet. Eine fast gleiche Zahl, die nicht eingeschrieben und erst im Laufe des Congresses eingereicht worden, erfuhr ebenfalls eine extemporirte Besprechung.

Die Einreichung dieser Aufsätze und Improvisationen in die Unterabtheilungen des Congresses kam in einer von Hrn. Silbermann während der Schlußsitzung vorgelegten statistischen Uebersicht zu Tage. Auch hier müssen wir verzichten, nur annähernd aus dieser reichen Vorrathskammer von wissenswerthen und gewichtigen Stoffen das Beste aufzugreifen. Es genüge, zu wiederholen, daß von den Gebildeten aller Stände und von den Fachmännern während dem Sommersemester 1842 das Bestreben Wurzel gefaßt, sich den fremden Gästen auf dem Gebiete des Wissens ebenbürtig zu erweisen.

Wir bescheiden uns hier auf die summarische Andeutung derjenigen Memoires, welchen, durch verständige Auswahl und Berücksichtigung des gemischten Auditoriums, die Ehre zu Theil wurde, in den Nachmittagssitzungen, das heißt in den »assemblées générales«, vorgetragen zu werden.

Der Generalsecretär, Professor Hepp, hatte am 28. September die Sitzungen mit einer Rede eröffnet, worin er die wissenschaftliche, literarische und kulturhistorische Bedeutung des Congresses hervorhob und seine eigene Unzulänglichkeit bei der großen Aufgabe, die ihm mit der vorläufigen Organisation der Versammlung auferlegt war, zu betonen. Nun ist hier die Bemerkung unerläßlich, daß der modeste Schriftführer sich bereits seit acht oder zehn Monaten seinem ehrenvollen, aber anstrengendem Amte mit aufreibendem Eifer hingegeben, eine in's Maßlose anwachsende Correspondenz mit in- und auswärtigen Behörden, mit den gelehrten Vereinen im Innern Frankreichs und den angrenzenden Ländern geführt, die vorläufigen Wahlen und die Berathungen der acht Sectionen in Gang gebracht, die materielle Seite der künftigen Versammlungen, die Aufnahme der Gäste nicht nur berücksichtigt, sondern zum Voraus Mittel und Wege gefunden, wodurch Straßburg in günstigem Lichte erschien und den herbeiströmenden Fremden einen nachhaltigen Eindruck splendider und herzlicher Gastfreundschaft hinterließ. Zu diesem Zwecke hatte er sich intelligente, bereitwillige, aufopferungsfähige Kollaboratoren aus allen Ständen beigelegt, in der Straßburger Municipalität, bei Maire, Präfekt und oberer Militärbehörde Unterstützung gefunden und sich der großen Aufgabe allseitig gewachsen gezeigt. Ein Jahr unausgesetzter Thätigkeit und noch die folgende Beschäftigung mit der Ausgabe der Verbalprozesse und der Vorträge . . . es war seines Lebens Gipfelpunkt. Seitdem trat Prof. Hepp nach und nach in gänzliche

Abgeschlossenheit und entschlummerte, achtzigjährig, nach der Belagerung.

Unter den literarischen Mittheilungen, die den Kongreß eröffneten, geruhte man einen Aufsatz von lokalhistorischem Interesse zu bemerken und günstig aufzunehmen. Es führt derselbe die Aufschrift: „Stadt und Universität Straßburg im Jahre 1770", d. h. dem Jahre, in welches Göthe's hiesiger Aufenthalt fiel. Die augenscheinliche Absicht des Verfassers war die Vorführung der literarischen und wissenschaftlichen Celebritäten jener merkwürdigen Epoche und der Einfluß, den sie, Stadt und Land, auf dem 20jährigen, nachmaligen Großmeister der deutschen Dichtkunst ausgeübt. Ein kolorirtes Gemälde Straßburgs am Wendepunkt zweier Epochen, der alten, noch echt germanischen, der jüngeren, ins Französische übergehenden, bildete die Einleitung zur Schilderung der Universität. Beiläufig wurden auch die Institutionen der absterbenden Reichsstadt berücksichtigt.

Herr Julius Sengenwald las eine gründliche Abhandlung über die moderne Konkurrenz vor, über ihre Licht- und Schattenseite, ihre Vortheile und Nachtheile, die er in versöhnlichem Sinne gegeneinander abwog und zugleich praktische Verfügungen gegen den Mißbrauch andeutete. In würdigem und doch elegantem Style gehalten, wies dieser Vortrag dem Verfasser eine ausgezeichnete Stelle in diesem literarisch-wissenschaftlichen Turnier an. Auch Professor Bufs von Freiburg hatte sich an demselben Gegenstand in der betreffenden „staatsrechtlichen" Sektion betheiligt.

Ueber die Gründung und innere Einrichtung der

Kolonie Ostwald referirte Herr C. Börsch; er that, was der Gründer, Herr Schützenberger, in persona nicht wohl thun konnte; er panagyrisirte die erste Idee und deren Ausführung. Viele Mitglieder des Kongresses hatten die Lokalität selber, unter der Führung des Maires, in Augenschein genommen. Wie und warum diese Stiftung ihrem ursprünglichen Zwecke entfremdet und in eine Erziehungsanstalt für junge Sträflinge umgewandelt wurde, haben wir schon in früheren Aufsätzen hinlänglich angedeutet.

Eine völlig zeitgemäße, paralleliſirende Abhandlung über die Elastizität der Dampfkraft und den Elektromagnetismus theilte Prof. Kopp — der nachmalige Volksvertreter — mit, und erntete von dieser gemischten Versammlung durch die Faßlichkeit seines Vortrags verdienten Beifall.

Unter den ausgesprochenen Wünschen, welche den verschiedenen französischen Ministerien übermittelt wurden und mehr oder weniger Berücksichtigung fanden, können wir hier keine Auswahl treffen; aber einen Vorschlag dürfen wir nicht übergehen, er ist um so bedeutsamer, gerade weil er es zu keiner Erfüllung brachte und wie ein todtgebornes Kind die auf den Kongreß gegründeten Hoffnungen Lügen strafte.

Man beschloß nämlich auf den Vorschlag der HHrn. Börsch und Buss, die Stiftung einer „encyklopädischen rheinischen Gesellschaft." Dieser Verein sollte gleichsam die periodische Fortsetzung des wissenschaftlichen Kongresses bilden, sich mit der Herausgabe einer gemeinschaftlichen Revue oder Zeitschrift befassen und jährliche Zusammenkünfte während einigen Tagen der Oster-

woche in irgend einer deutschen oder französischen Stadt an dem Rheinufer halten. Eine Kommission war mit der Berathung der Statuten beauftragt. Nun wurde leider gleich von allem Anfang der unverzeihliche Fehler begangen, nur in Straßburg ansässige Professoren und Gelehrte zu Mitgliedern des Ausschusses zu ernennen.

Von vornherein war dies zwar eine unwillkürliche, doch unvorsichtige Abschwächung der Theilnahme, welche die Gelehrten des deutschen Nachbarlandes dem Unternehmen entgegenbrachten. Ein noch größerer Fehler lag in der Bestimmung, daß nur französische Aufsätze in die Revue aufzunehmen seien, mithin die deutschen Mitarbeiter sich einer Uebersetzung zu unterziehen hätten. Somit war von vornherein die Gesellschaft in ihrem Keime erstickt. In Straßburg selbst erschlaffte der Eifer aus mehr als einem Grund; es fand sich zuvörderst keine Arbeitskraft, die sich ausschließlich dem zeitraubenden, schwierigen Geschäfte widmen konnte; die materielle und moralische Unterstützung von oberher fehlte; und wer mag es der damaligen französischen Verwaltung verargen, daß sie an diesem halbgermanischen Unternehmen nicht einmal halbweg Gefallen fand.

Als sich der Kongreß am Abende des 9. October 1842 trennte, hatten wohl wenige bei der pathetischen Schlußscene die Vorempfindung, daß sich der Ausführung des in begeistertem Momente gefaßten Entschlusses vielfache unvorhergesehene Hindernisse in den Weg stellen würden.

Man erging sich vor dem letzten Abschied in gegenseitiger Danksagung: die einen für empfangene gastliche Aufnahme, die andern für die wohlwollende Gesinnung

der französischen, deutschen, schweizerischen und italienischen Gäste. Es war — ich bediene mich eines vulgären, aber hier wohl treffenden Ausdruckes — es war Allen wohl ums Herz. Die scientifische, ausgiebige Ernte war in der That nicht die einzige Frucht dieses temporären Zusammenlebens gewesen; eine nicht unbeträchtliche Zahl der eingeschriebenen Mitglieder war mit Frau und Kind nach Straßburg gekommen; es hatten sich allabendlich in den geräumigen Sälen des „Palais", in den Hotels der Notabilitäten, in den bescheidenen Wohnungen der Bürgerschaft und der gelehrten Welt mannigfache Cirkel gebildet, worin sich beide Hauptnationalitäten, wie im geistigen, so auch im Familienverkehr gegenseitig schätzen lernten oder mit inniger Zuneigung entgegenkamen. Wer hätte an jenen Abenden, auf Bällen, in Concerten, bei Banketten oder am einfachen patriarchalischen Imbiß je gedacht, daß nach kaum einer einzigen hingeschwundenen Generation sich die Liebe und Freundschaft in Haß und Antipathie verkehren, daß sogar auf dem neutralen Gebiete der Wissenschaft gebildete Männer sich in feindlichen Demonstrationen ergehen, daß sanfte weibliche Wesen in Schmähungen gegen Andersdenkende oder Andersprechende sich auslassen würden. Von höheren Mächten war dies unserer eitlen, in materiellen Genüssen versunkenen Zeitgenossenschaft vorbehalten. Wenn und wie es sich zum Bessern wenden dürfte, darauf bleibt der Friedliebende die Antwort schuldig ... nur schmerzt es, von Fortschritt sprechen zu hören, wo der Rückschritt so offenbar, und das neunzehnte Jahrhundert, dessen erste und mittlere Hälfte mit so großer Hoffnung sich

trug, wie durch eine dämonische Kraft in den Abgrund der Anarchie und eines zwiefachen religiösen und politischen Fanatismus hinuntergeschleudert wird.

Mit so trostlosen Gedanken diese Skizze des wissenschaftlichen Kongresses zu schließen, fiele uns allzuschwer. Wir nehmen die Freiheit, in deutscher Uebertragung einen Nachruf wiederzugeben, der sich an die heimkehrenden Gäste wenden sollte, aber sich bescheiden vor den andern Abschiedsrednern in Schweigen hüllte. Der Schreiber hatte blos den Anspruch, in gedrängter Kürze die Hauptresultate der Versammlung vorzuführen, die Gipfelpunkte zu beleuchten. Dem mannigfachen Stoff gerecht zu werden, muß der Wißbegierige an die gedruckten Annalen des Kongresses selber die Hand anlegen; er wird mit der Ueberzeugung scheiden, daß in jenen Herbsttagen noble Gedanken und Gefühle zur Sprache kamen, und daß, sollte auch vielfache Täuschung mit untergelaufen sein, sich so zu trügen nicht zur Schande gereichen kann.

Der Nachruf, auf den wir anspielen, war folgendermaßen gefaßt: *)

„Ein Jahrtausend ist verflossen, seitdem zwei Könige, zwei Brüder sich unter den Mauern Straßburgs mit ihren Heerschaaren zusammenfanden. Es waren dies Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle.**) — Mit dieser welthistorischen Beredung begann eine neue Epoche: die deutsche und die französische Nationalität war damit gegründet und abgegrenzt; beide Völker-

*) Congrès scientifique de France. Tom. I, p. 141 u. ff.

**) Die Zusammenkunft fand am 14. Februar 842 statt.

schaften, die unter Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen noch zusammen gelebt, fanden sich von dort an, durch ihre Sprachen und ihre Interessen getrennt in zwei große Komplexe.

„In Gegenwart Ihrer Armeen, auf dem Boden der ehemaligen römischen Citadelle, leisteten jedoch beide Fürsten einen feierlichen Eidschwur, treu zu bleiben der gemeinsamen Abkunft. Ludwig der Deutsche sprach die Formel in französischer, Karl der Kahle in deutscher Sprache; der Zuruf beider Völkerschaften bestätigte den Eid der Könige.

„Von dort ab begegneten sich beide Nationen, bisweilen als Verbündete, öfters auf dem Schlachtfelde, als Gegner; der Eidschwur Ludwigs und Karls hatte den ephemeren Bestand der politischen Pakte.

„Heute, zehn Jahrhunderte nach dem Vertrage von Straßburg, begegnen sich wieder, in Straßburg's Mauern, die Delegirten zweier Nationen; es sind die friedlichen Sendboten der Wissenschaft, der Literatur, der Künste, die sich hier die Hand zum Bruderbunde gereicht; in ihren Reihen glänzte keine kriegerische Waffe; in den Schranken dieses Turniers war die Beredsamkeit allein zum Kampfe berechtigt; auf das Wetterleuchten der Intelligenz folgte hier kein zernichtender Blitzstrahl. Alle die wir hier versammelt, bestrebten uns die Diener, die Kämpen der Wahrheit zu sein. . . .

„Dem Versprechen eines gemeinsamen Strebens, abgelegt auf dem wissenschaftlichen Kongreß von Straßburg im Jahre 1842, wird eine längere Dauer gewährt sein als dem Königspakte von 842. (!!) Auf

dem Felde der Wissenschaft ist nur Eine Rivalität wahrscheinlich: der erste das Ziel zu berühren; dem Gelehrten und dem Künstler ist die Ehrbegierde nur erlaubt, wenn sie sich mit Uneigennützigkeit paart. . . .

„Man darf wohl ungestraft an alle Theilnehmer der Verhandlungen in allen Sektionen des Kongresses, die Frage richten: wurden je im Laufe auch der lebhaftesten Improvisation die Schranken der gegenseitigen Duldung übersprungen? haben unsere deutschen Brüder nicht unseren transvogesischen Staatsverwandten jegliche Anerkennung gezollt? haben nicht die Söhne des mittäglichen Frankreichs und Italiens, mit ihrem angeborenen Enthusiasmus die Resultate der Forschungen unserer nordländischen Gäste aufgenommen? . . . hat nicht in diesem festlich geschmückten Raume der Meister von Düsseldorf reichlichen, lautschallenden Beifall geerntet, da er in genialem aber einfachen Ausdruck die Grundsätze vorlegte, die ihn auf seiner Künstlerbahn, in seinem Ringen nach dem Schönen leiteten? hat er uns nicht alle gefesselt, durch die Offenbarung der Quelle seiner christlichen Begeisterung?

„Mehr als einmal wurde behauptet, daß der einzige Gewinn solcher wissenschaftlichen Zusammenkünfte sich auf das Anknüpfen interessanter Bekanntschaften mit achtbaren, liebenswürdigen Männern beliefe. Nun, auch dieses Ergebniß allein wäre nicht zu verachten, doch fürwahr das einzige ist es nicht. Werfen Sie, meine Herren, werfen Sie nur später, zutrauensvoll, und mit Selbstbefriedigung einen Blick auf die Verbalprocesse unserer Sektionen; sie werden finden, daß die Zeit nicht inmitten unnützer Erörterungen aufging;

sie werden gewahren, daß in unseren Vorlesungen und Improvisationen mehr als ein dunkler Punkt des wissenschaftlichen Gebietes sich klärte. — Auf dem Felde der Naturwissenschaft haben sie den Schüler, den Freund des illustren Agassiz vernommen, und sich mit seiner neuen Gletschertheorie befreundet*); sie sind mit ihm in die urweltlichen Krystallpaläste hinuntergestiegen; sie haben die bis jetzt mysteriöse, und nun blosgelegte Architektur begriffen und das Sickern der Gewässer in den Gletscherspalten gehört. Ein jugendlicher, erst vor Kurzem aus der skandinavischen Halbinsel zurückgekehrter Geologe**), ist uns zwischen den erratischen Blöcken jenes Heimathlandes der Runen ein belehrender Führer geworden; er wies an den schwedischen Felsen die vorhistorischen Revolutionen nach. Ein wohlwollender Greis***) forderte für die untergeordneten Wesen der Schöpfung einen Funken jener höheren Intelligenz, in deren Alleinbesitz der stolze Mensch sich wähnt. Französische Gelehrte führten uns in die Geheimnisse der Meteorologie, und umschrieben die Grundgesetze der Atmosphäre. — In einer anderen Klasse unseres Kongresses beschäftigte man sich theilnehmend und schüchtern zugleich mit dem Loose der Arbeiter, und suchte, durch praktisch ausführbare Mittel, die Stürme zu beschwören, die aus diesen unteren Schichten der Gesellschaft drohend emporsteigen: daß die lebhaft besprochenen Vorschläge mehr als Palliative seien, wünschen und hoffen wir.

*) Vogt.
**) Daubrée.
***) Brehm.

Es muß der Gesetzgebung gelingen, die einzelnen Versuche eines edelmüthigen Patronats zur allgemeinen Regel zu erheben. (!) In einem anderen, die Leidenschaften weniger aufregenden Fache, suchten einige unserer Kollegen die Sprachgesetze zu erforschen*). Eloquente Stimmen erhoben sich gegen die Abgeschlossenheit des französischen Provinziallebens, und wiesen auf die Mittel hin, diesen Zustand zu bessern. — Die Analysis versuchte sich an mehr als einer schwierigen Rechtsfrage und an Erziehungsproblemen. Auf dem geschichtlichen Felde grub man in den dunkeln Schachten nach, wo sich die Legende der Templer und Wilhelm Tells birgt**). Die alten epischen Ueberlieferungen unterwarf man einer gründlichen Untersuchung. Die Kunst und die Archäologie fanden auf viele Seiten hin ihre eifrigen Vertreter. Geschäftige Hände befreiten die Druidensteine unserer Gebirge und Wälder von ihrem tausendjährigen Moose. Den Chor unseres ehrwürdigen Münsters besuchten zu wiederholten Malen gewiegte Archäologen und Kunstfreunde, und zeichneten in präcisen Umrissen die beste Restaurationsmethode. In allen Sektionen des Kongresses reichten sich Theorie und Praxis getreulich die Hand; so ward das Verschmelzen beider Nationalitäten auf wissenschaftlichem Boden mit dem besten Erfolge gekrönt; in gleichem Maße wurde der Synthese und der Analyse ihre Berechtigung zu Theil; Begeisterung einte sich mit der schaffenden Arbeit: „Hand in Hand ging die Realität und das ideale Streben."

*) Fuchs, Bergmann.

**) Soldan, Daguet, Stahl.

Matter.

Deutschland im Jahr 1845.

Von einem elsässischen Franzosen beurtheilt.

Ungefähr ein Jahr vor der Februarrevolution gab der Universitätsrath und Generalinspektor Matter zwei Bände über die moralischen, politischen und literarischen Zustände Deutschlands*) heraus. Nun war seit dem epochemachenden Werke der Frau von Staël, d. h. seit mehr als drei Decennien, in Frankreich kein zusammenhängender Ueberblick über Deutschlands geistige und zum Theil materielle höchst complicirte Lage erschienen; die Arbeit des elsässischen Gelehrten konnte gewissermaßen als ein Versuch angesehen werden, eine zweite Rundschau über das mysteriöse, von der genialsten Frau des Jahrhunderts entdeckte Land zu fällen, und das Ergebniß, anspruchslos, doch womöglich erschöpfend mitzutheilen. Mit Frau von Staël in die Schranken zu treten, daran dachte Matter gewiß nicht; dazu

*) De l'état moral, politique et littéraire de l'Allemagne par M. Matter, Inspecteur général honoraire et Conseiller ordinaire de l'Université. 2 vol. Paris, chez Amyot.

gebrach es ihm an Wärme des Gefühls, an Enthusiasmus, an großartigen Ideen und Style, mit einem Wort an Genie. Immerhin blieb ihm eine schöne Aufgabe, ein weites Feld der Beobachtung. Er hatte auf einer längern, über ganz Deutschland sich erstreckenden Reise, inmitten des vierten Decenniums, mit den meisten Illustrationen der gelehrten Welt Unterhaltung gepflogen, war hohen und höchsten Personen vorgestellt worden, hatte unendlich viel Notizen gesammelt, und konnte somit hoffen, nachdem er aus dem vorliegenden Stoffe für seine Pariser Collegen viel Neues aufgegriffen, solches in einem belehrenden Werke zu verwerthen.

Er war überdies im Besitz eines Privilegiums, welches der berühmten Genferin abging; deutsch war die Muttersprache Matters; er sammelte aus erster Hand, was die Verfasserin «de l'Allemagne» nur durch das Medium ihrer Freunde, der Brüder Schlegel sich aneignen konnte. Nun ist Matters Arbeit nicht nur nicht bedeutungslos; vielmehr reproducirt sie die religiöse, philosophische, artistische, literarische, soziale Lage Deutschlands während den vierziger Jahren bisweilen mit photographischer Genauigkeit, und drängt dem Leser fast in jedem Kapitel den unwillkürlichen Parallelismus auf zwischen dem damals lose zusammengehaltenen Staatenbund und dem heutigen, mächtigen Bundesstaat.

Doch bevor wir einige Blicke auf das Werk selber werfen, erübrigt es den Verfasser für wenig Augenblicke ins Auge zu fassen. Er gehört zu der Klasse der elsässischen Gelehrten, die im ersten Quartal des

laufenden Jahrhunderts die Metamorphose ihres deutschen Grundwesens in das französische Adoptivkleid durchkämpften — ob zu ihrem höhern Gewinn, will ich nicht bestimmen.

Jakob Matter war, wie sein Studien- und Zeitgenosse Willm, der Sohn eines Ackermanns; er stammte aus Alteckendorf, im mittleren Elsaß. Bei ihm hatte sich die Umwandlung schon frühe, in den ersten Jahren der Restauration vollzogen. In Göttingen verweilte er, etwa um 1812, als zwanzigjähriger Studiosus; er gedenkt seines deutschen Universitätslebens in obenangezogenem Werke auf eine liebenswürdige, fast herzliche Weise. Doch frühe schon gewann er die Einsicht, woher ihm materieller Vortheil entsprießen und eine glänzende Laufbahn sich öffnen dürfte. In der Benützung des Stoffes deutscher Gelehrsamkeit ahnte er für sich ein ergiebiges Feld. Ueber das Ziel hinausschweifend, schuf er sich zum Franzosen um, nur mit etwas Affektation; dieser Grundzug blieb sein Lebenlang an ihm haften. Seinen Ursprung verläugnete er, per fas et nefas. Zum Belege dieser Wahrnehmung kann Schreiber dieser Zeilen einen fast unglaublichen Zug anführen. Vor nahezu dreißig Jahren widerfuhr ihm das Glück mit dem Studieninspektor in einer Diligence auf der Landstraße zu fahren, die sich in ganz unbedeutender Entfernung von Alteckendorf hinzieht. Der Inspektor warf einen Blick auf die Gegend und richtete an seinen Wagengefährten, mit anscheinend gleichgültiger Miene, die unverfängliche Bitte, ihm die Ortschaften zu bezeichnen, die sich mit ihren Kirchspitzen vom nahen Horizont heben. Hörer traute seinen Ohren kaum, gab aber

mit gleicher Miene, d. h. ohne zu lächeln, den begehrten Bescheid. Wir theilen diese Anekdote mit, keineswegs in der Absicht, dem Charakter des Verfassers so mancher moralischen, pädagogischen, eruditen und mystischen Schriften zu nahe zu treten: jener Zug war nicht einmal eine Schwäche: es war — wir haben leider im Deutschen keinen äquivalenten Ausdruck dafür — es war eben eine Affektation.

Nun hat sich aber die von ihm erstrebte Metamorphose in seinem Style — wenigstens im Style des oben angezogenen Werkes — nicht ganz vollzogen. Dem Generalinspektor genügte es nicht sich der Korrektheit zu befleißigen; er gibt sich den Anschein des salonfähigen Conversationsstyles; er affektirt eine selbstgefällige disinvoltura, die ihm, in Pariser Cirkeln, gewiß nicht als verdienstliche Eigenschaft ausgelegt wurde. Dieser Tünche bedurfte er indessen nicht, denn obige Arbeit ist überreich an trefflichen Bemerkungen. Etwas systematische Vorliebe zu seinem gallischen Adoptiv-Vaterland ausgenommen, ist er für Deutschland gerecht: er wägt die Vor- und Nachtheile beider Nationen, z. B. im Erziehungswesen, oder im gegenseitigen intellectuellen Austausch, auf der Goldwage ab.

Matter wurde, nach Emmerichs Tode, etwa dreißigjährig, zum Professer der Kirchengeschichte am protestantischen Seminar zu Straßburg ernannt (1820); am Anfang der Juliregierung wurde er als Studieninspektor nach Paris berufen. Schon vorher hatte er sich in der gelehrten Welt durch seine Geschichte der alexandrinischen Schule das Indigenatsrecht erworben und später durch seine Geschichte des Gnosticismus und

gekrönte akademische Preisschriften seinen Ruf noch mehr begründet. In der Hauptstadt verweilte er etwa fünfzehn Jahre und kehrte dann — das Warum haben wir nie ganz ins Klare gesetzt — nach Straßburg zurück, wo er seinen Katheder im Seminar ausdrücklich vor seiner Versetzung nach Paris sich vorbehalten hatte. In diesem letzten Abschnitt seiner gelehrten Laufbahn beschäftigte er sich mäßig mit seinen philosophischen Collegien und Schülern, dagegen sehr viel mit Bibliographie, oder mit St. Martin und Swedenborg, zu deren Glauben und Ansichten er hinzuneigen schien.

Am Eingang seines Werkes über Deutschland stehen zuvörderst zwei inhaltreiche Kapitel:

1) Frankreich in Deutschland. Die französische Sprache jenseits des Rheines. Unsre (i. e. Frankreichs) wissenschaftlichen und gelehrten Werke. Unsre Romane und Zeitungen. Unser Theater.

2) Deutschland in Frankreich. Die deutschen Studien. Die deutsche Bevölkerung in Paris. Lothringen und Elsaß.

Die Schlußfolgerung, welche der Verfasser aus dieser geistreich durchgeführten Parallele zieht, besteht in dem gewichtigen Ausspruch, daß, wenigstens dem Anscheine nach, Deutschland besser in Frankreich vertreten ist (oder war), als letzteres in Deutschland. Hier müssen wir wörtlich übersetzen:

„Deutschland scheint zwei Provinzen an uns abge„treten zu haben; doch in der That hat es sich nicht „gutwillig dazu verstanden. Noch jetzt äußert es einige „Sehnsucht nach diesen abgelassenen Gaben, die unter „ungünstigen Umständen ihm entrissen worden, und nun,

„in gegenwärtigem Zustande Europas (a. 1845—47)
„würde es sich nicht mehr zu einer solchen Abtretung
„verstehen. Wenn es gälte, zwei Länder, die von
„der Natur nicht für es bestimmt waren, für
„sich zu behalten, würde es willigsich auf den Vortheil
„verzichten, eine Bevölkerung von zwei Millionen
„Seelen, die verdem sein (historisches) Loos getheilt,
„und zum Theil seine Sprache bewahrt, in das corpus
„der französischen Nation geworfen zu haben."

Eine kaum verhüllte Ironie liegt schon in diesen Worten; aber fast noch deutlicher spricht der Verfasser in folgenden Sätzen sich aus:

„Zu dieser unwilligen Munifizenz fügte Deutsch-
„land noch andere unwillige Geschenke, — nützliche,
„glänzende Geschenke — glerreich für uns (für Frank-
„reich nämlich). Es hat uns eine Menge von illustren
„Persönlichkeiten abgetreten: Fürsten und Prinzessinnen,
„Krieger und Diplomaten, Gelehrte und Künstler:
„und Frankreich beeilte sich, dieselben in seinem Busen
„aufzunehmen: es öffnete den Einen den Palast der
„Pairskammer oder des Instituts; Andern reichte es
„den Marschallsstab; allen gab es Ehrenämter."

„Und nicht auf jene unwillkürliche Freigebigkeit
„beschränkte sich Deutschland: noch täglich schickt es uns
„einen Klassenschub von Werkmeistern. Alle unsre
„Städte beherbergen deutsche Arbeiter; Paris hat einige
„deutsche Pfarreien, hat Vereine, Kaffees, Lesekabinette,
„wo die Deutschen verberischen. Bedeutende, ausge-
„zeichnete deutsche Familien bewohnen Paris und in
„diesen Cirkeln treten deutsche Schriftsteller auf, bringen
„dorthin ihre Erstlingsversuche: es gelangen somit

„gewisse deutsche Werke erst nach überstandener, französi-
„scher Kritik und Censur in das wahre Heimathsland
„ihrer Verfasser. Paris umfaßt ganze Quartiere
„solcher Eingewanderten (immigrants) und es wohnen
„daselbst mehr Deutsche als in Baierns Hauptstadt (vor
„bald 3 Decennien) oder in der Centralstadt Wiens."

Und Deutschland thut wohl daran; denn wir
„schätzen seine Arbeiter, die bei uns bessere Werke zu
„Stande bringen, als in ihrem „Daheim." Das Faktum
„ist richtig und folgenschwer, und politisch-bedeutungs-
„voll. . . . . Ich bin noch nicht zu Ende: Deutsch-
„land zählt in unserer Mitte enthusiastische Panegeriker
„und Vertreter — französischen Geblüts — in den
„Reihen seiner Gelehrten, seiner Literaten, seiner Phi-
„losophen; ich gehe noch weiter: in den höchsten Re-
„gionen, in den Regierungskreisen wird Deutschlands
„Sprache und Literatur zu den intellektuellen und inter-
„nationalen Bedürfnissen des Landes gerechnet."

Aus diesen Prämissen, die wir überdies abgekürzt,
welche Folgerungen zog der Verfasser vor bald dreißig
Jahren? Man sollte denken, nicht wahr, daß Deutsch-
land in Frankreich mehr geschätzt, geliebt, bewundert
wird, als umgekehrt Frankreich in Deutschland? Man
sollte meinen, daß in einem Lande, wo vor dreißig
Jahren schon die deutsche Sprache in mehr als drei-
hundert öffentlichen Anstalten, und in jeder dieser
Schulen, in dreifacher Gradation, nach sorgfältig gepfleg
tem Programme docirt worden, wir sollten meinen,
daß da ein Umschlag in allen Ansichten stattfinden
mußte und muß; daß die Sprache, worin Kant und
seine zwei oder drei ebenbürtigen Zeitgenossen dachten,

worin Lessing eine polyhistorische Kritik ausübte, worin Goethe und Schiller dichteten, daß eine solche Sprache auch jenseits der Vogesen in Herz und Blut gedrungen, und die Bande gegenseitiger Achtung und Freundschaft aus den höheren Kreisen auch in die mittleren Schichten, auch zum Theil in die unteren Volksklassen eingebürgert, daß auf alle Zeiten hinaus ein Bund Mitteleuropas gegen nördlichen Kosakenanprall oder südliche fanatische Inquisitionsgelüste geschlossen sei.

Zu diesen Folgerungen kam nun Matter mit Recht vor 30 Jahren nicht; schon damals zerriß er den Schleier jeder vorwaltenden Täuschung. Er bewies, daß die Neigung zum intellektuellen Deutschland nur von den Regierungskreisen ausging, und deßhalb das ausgestreute Samenkorn auf harte nackte Felsen fiel. In Deutschland dagegen, wo Regierungen und Universitäten nicht autoritätsweise eintraten, fühlte und fühlt sich jeder Gebildete verpflichtet, mit französischer Sprache und Literatur sich zu befassen; fast jeder — — wir sprechen nicht allein von Diplomaten oder befähigen Persönlichkeiten — fast jeder Angehörige des Gelehrtenstandes, der Verwaltungskreise, der Handelswelt, der Industrie lernt französisch, kann mit mehr oder weniger Accent in französischer Sprache seine Gedanken, seine Wünsche, sein Begehren ausdrücken; Deutschland zählt in seinem weiten Umkreise überall freiwillige oder unfreiwillige Repräsentanten französischer Bildung.

Es ist uns nicht vergönnt hier dieses Thema des Weitern auszuführen; wir stehen kaum an der Eingangspforte des geräumigen Gebäudes, worin Matter

seine Leser herumführt: Noch unter diesen Propyläen sagt er einige Worte über die damaligen Zustände in Elsaß und Lothringen, zeigt absonderlich in den Städten die immer höher wachsende Fluth der französischen Sprache, zeigt wie das Deutsche sich in den Katechismus geflüchtet, aber auch dort, in diesem letzten Asyle, nach und nach verdrängt werde. Wie denn auch etwa ein Lustrum früher, ein protestantischer Professer in Straßburg, fast verzweifelnd, sich gegen einen halbfranzösischen Literaten ausließ: „Nein! unser deutsches Christenthum wenigstens sollen sie uns lassen!"

Diesen Zuständen gegenüber verhält sich Matter nicht als ganz unpartheischer Beobachter; man hört und sieht ihm an: Er wolle und hoffe den baldigen Sieg der französischen Sprache, ohne gänzliche Rückweisung der deutschen. Er hegt diesen Wunsch im Interesse seiner Mitbürger, damit die relative Inferiorität dem gallischen Eindringling gegenüber aufhöre. Nun, dieser Wunsch war in den letzten Decennien so sehr in Erfüllung gegangen, daß in den Städten der deutsche Sieg als das unheilvollste Ereigniß vermaledeit und die Angehörigkeit zu dem gebeugten Frankreich als eine religiöse Bürgerpflicht auf den Dächern, am häuslichen Herde, in Flug- und Zeitschriften gepredigt und eingeschärft wurde.

Der Grundgedanke von Matters Werk liegt in einem vielverheißenden Ausspruch: „Deutschland ist groß geworden durch Religion und Moral; auf allen Feldern des Wissens und des Glaubens, im Erziehungswesen sind religiöse und moralische Ideen der Ausgang und Endpunkt aller Systeme; Deutschland will

und führt eine Propaganda, das ist gewiß; es ist die Vertämpferin der Ideen, die sich Bahn brechen durch alles und jedes Hinderniß." — Sollte dies eine ungerechtfertigte, durch die modernsten Ereignisse nicht bestätigte Ansicht sein, so möge man bedenken, daß Matter vor 30 Jahren beobachtete und schrieb, daß er, zur Orthodoxie hinneigend, viele Erscheinungen von diesem Standpunkte aus beobachtete, daß Friedrich Wilhelm IV. auf Preußens Thron saß und daß der eingefleischteste Pessimist damals nicht den furchtbaren Abgrund von 1848 geöffnet sah. Dann verkannte und verhehlte Matter keineswegs das Streben nach politischer Einheit, welches in Deutschlands besten Köpfen und Gemüthern sich regte; er verdeckte ebensowenig die einstigen Gefahren des Socialismus und Kommunismus, aber er sah mit dem Auge des Geistes einen Schutzengel über dem Lande schweben, den Engel des evangelischen Christenthums. Ihm schien, es reihe sich um jene Zeit die deutsche Philosophie unter die ausgebreiteten Fittiche der Religion: Religion und Philosophie waren in seinen Augen die fürsorglichen Säugammen Deutschlands; an ihren Brüsten sättigten sich die Geister; die Substanz der damaligen Metaphysik war zu einer Philosophie der Religion geworden, und eine Reaktion gegen die bisherigen oft triumphirenden Ansichten mache sich geltend. Daß er die Erscheinung des Neokatholicismus, des Neoprotestantismus, des Neojudäismus eingehend bespricht, ist selbstverständlich und die Richtigkeit seines Urtheils über Ronge, Lisliceenus u. s. w. kann noch jetzt von jedem unbefangenen Leser bestätigt werden.

Mit einer seltenen Divinationsgabe ahnt Matter die Incidenzen, die unter unsern Augen seit drei Jahren im Schooße der katholischen Kirche in Deutschland zu Tage traten. „Das katholische Deutschland", sagt er, „hängt an der traditionellen Kirche, aber nicht am „Papst. Im Grunde ist Deutschland Eines der katho„lischsten Länder Europa's". — Dem deutschen Katholicismus von Nonge, diesem platten, von Pantheismus umschleierten Rationalismus, spricht er die Lebensfähigkeit ab; eher sympathisirt er mit den Ansichten Czerkys. Die mannigfachen Abstufungen und Schattirungen der damaligen protestantischen Kirche beschreibt er gewissenhaft, und neigt augenscheinlich zu Bunsens Ansichten. Gegen die Trennung von Kirche und Staat eifert er, denn, „obgleich die Kirche keine staatliche „Institution, ist sie doch im Staate gegründet, und „hat mithin Anspruch auf den Schutz des Staats, mithin „aber Verpflichtungen."

Auch die philosophischen Schulen, oder vielmehr die verzettelten, unter keinem Centralpunkt mehr gesammelten Doktrinen, durchläuft er mit meist vorurtheilslosem Blick. — Sehr schief dagegen ist sein Urtheil über den sogenannten Humanismus, und wenn er bei dieser Gelegenheit den Standpunkt Goethe's als überwunden hinstellt, so beweist dies leider für uns, daß es ihm, dem poetischen Genie gegenüber, an einer gewissen Spürkraft fehlte, daß ihm der eigentliche Maßstab für solche Größen abging. — Wir ließen dieses schon am Eingang dieses Aufsatzes durchschimmern. Matter hat sich als Celletter und Registrater in jedem Zweige der Wissenschaft umgesehen: die

Fähigkeit für irgend wen oder irgend was zu begeistern, müssen wir ihm absprechen. Sogar seine Vorliebe für die dogmatische Seite des strenggläubigen Protestantismus ist vielmehr ein Erzeugniß seines Kopfes als der Ausdruck und das Bedürfniß seines Gemüthes.

Mit Vorliebe behandelt er die Pädagogen, das Universitätswesen und als eingefleischter Bibliograph schenkt er den Bibliotheken eine umgehende Beachtung. Ungeheuchelten Dank zollte er den bereitwilligen Aufsehern der Bibliotheken und Museen, und erwähnt nur Eine schlechte Aufnahme, die ihm in einer Prager Klosterbibliothek geworden.

Auch die landschaftliche Seite der verschiedenen Regionen Deutschlands ist nicht außer Acht gelassen. Die künstlichen Anlagen von Potsdam und Berlin, die sächsische Schweiz, die herrlichen Umgebungen Wiens, des Salzkammerguts, sind mit wenigen Zügen in ihrer Eigenthümlichkeit geschildert und bilden den Schluß des vielseitig anregenden und belehrenden Werks.

Worin aber Herr Matter, sonderbar genug, sich gänzlich mangelhaft erweist, und zu Fehlschlüssen verleiten läßt, das ist die Lage Frankreichs. Er sieht nicht, oder will nicht sehen, auf welch morsche Stützen Ludwig Philipps Thron gegründet war: er wirft vorübergehend, keck und stolz, wie ein Doctrinär, die Bemerkung hin: In Frankreich handle es sich nur um Verwaltungsförmlichkeiten und ministerielle Kabinetsmetamorphosen. Beim Läuten der Sturmglocken vom Februar bis Juni 1848 wurde er freilich etwas unsanft aus seinem Mittagsschlafe aufgeschreckt, und konnte, wenn er auch nur die Klubs von Straßburg besuchte,

sich überzeugen, daß seine Patronen Guizot und Duchatel den vorandrängenden Reformen nicht genügend Rechnung getragen, und selbstgefällig die der Julidynastie vom Schicksal zugestandene Frist um einige Jahre abgekürzt.

Doch wir haben es nicht mit Frankreich zu thun.

Die politische Lage Deutschlands und dessen Zukunft beurtheilt er viel umsichtiger; er prophezeit der Journalistik Deutschlands eine glänzende Zukunft, und spricht sich unverhohlen gegen die Engherzigkeit der Censur aus. Die Machthaber der verschiedenen Regierungen des damaligen Bundesstaats, — so ihnen Matters Arbeit in die Hände kam, — hätten ihm füglich den Widerspruch aufweisen können, der in seinem Befürworten einer freien Presse, und seinen strengen Ansichten über die permanenten Geheimbündler lag. Plan und Farbe dieses zweibändigen Werkes waren jedoch der Art, daß eine Wirkung auf das größere Publikum nicht zu befürchten blieb; somit wurden die wohlgemeinten Rathschläge des französischen Elsässers bei Seite gelegt und von den laufenden Tagesinteressen verschlungen. Die Wogen von 1848 wälzten sich, wie über manches andere, auch über diese polyhistorischen Kapitel

Aus den Tagen der Belagerung Straßburg's.

Von Max Reichard.

Schreiber dieser Zeilen ist von keiner Flugschrift über die Belagerung Straßburg's auf gleiche Weise tief ergriffen worden, wie durch vorliegende Erinnerungs- oder Tagebuchblätter Herrn Pfarrers Max Reichard. Schon bei der Belagerung Sebastopol's war der Verfasser als Almosenier in der französischen Armee anwesend, und hat die dortigen Ereignisse in einer anziehenden kleinen Broschüre erzählt; er stund somit den hiesigen Kriegsscenen nicht als Unbekannter, nicht als Novize gegenüber; in jeder Zeile oben angezeigten Büchleins fühlt der Leser einen tüchtigen, männlichen Sinn heraus; er fühlt das Gottvertrauen, welches den Zeugen so vieler tragischen Auftritte nicht einen Augenblick verläßt. — Aber neben diesem, einem Geistlichen geziemenden Grundton, ist noch eine andere mehr weltliche Eigenschaft unverkennbar, wir meinen die moralische Auffassungsgabe, und das getreue Photographiren des Angeschauten und Erlebten.

Das Tagebuch beginnt mit der Kriegserklärung (15.—19. Juli 1870), und folgt den sich überstürzenden Begebenheiten mit immer steigender Spannung bis zur

Umzingelung der Stadt, und zur endlichen Wiedereröffnung der Thore. Dritthalb verhängnißvolle Monde ziehen vor den Augen des Lesers vorüber, ergreifend in ihrer furchtbaren Realität für alle, die jene Epoche in Straßburgs Mauern zugebracht, und den Fernestehenden, die nur von außen her den Wechselfällen folgten, die Lage treu abspiegelnd. Eine christliche Resignation zieht sich durch das Ganze; die Farben sind dadurch nicht abgeschwächt, nur in milderem Tone gehalten; die Contouren aber treten in ihrer geschichtlichen Wahrheit hervor.

Die Monographie des General Ubrich, Gouverneur der Festung, die im ersten Augenblicke nach der Uebergabe ins Publikum gestreuten Tagesblätter von Fischbach und Schneegans — um nur diese zu nennen — gehen von einem ganz andern Standpunkt aus. General Uhrichs Schrift ist beinahe eine Vertheidigungsrede mit officiellen Dokumenten und Beilagen: Fischbach und Schneegans, der letztere besonders, betheiligen sich als französische Patrioten. Max Reichard bringt von Haus aus, Sympathien für Deutschland mit; was gar nicht die Bedeutung mit sich führt: er sei den Begebenheiten vorausgeeilt und habe den Sieg der Belagerer gewünscht; aber er kann nicht einstimmen in das blinde Wuthgeschrei der Menge; er sieht ein geschichtliches Verhängniß über dem Haupte der unvorsichtigen kaiserlichen Regierung sich gewitterschwer sammeln, sich furchtbar entladen, und als die Bresche an die Stadtmauer gelegt, der drohende Sturmangriff bevorsteht, und der greise, todesmuthige Oberkommandant sich zur Kapitulation entschließt, als die Thore sich öffnen,

bevor die Petarde sie aufgesprengt, da säumt der Geistliche keinen Augenblick seiner Pflicht und seiner innern Ueberzeugung gemäß, dem Herrn der Heerschaaren für die Rettung zu danken. In das freie Feld eilt er hinaus, gleich am ersten Tage, und wonnetrunken athmet er die Abendluft ein, die nicht mehr von Pulverdampf verfinstert, nicht mehr von Lazarethen und Kellerräumen vergiftet, mit ihrem Herbstarom in die Brust des Wonnetrunkenen einströmt.

Es wäre eine undankbare Arbeit unter den vorgeführten Bildern und Begebnissen die vorzüglichsten auszuwählen; den täglichen Eindrücken ist die Schilderung aller entnommen. Der Verfasser war unerschütterlich geblieben in seinem Glauben an endliche Rettung, und führte, mit ganz kurzen Unterbrechungen ein regelmäßiges Tagebuch. Es mögen unter den Bewohnern Straßburgs sich manche herausfinden lassen, die mitten im Andrang der stündlichen Noth, und der immerwährenden Beängstigung, sich stark und aufgelegt fühlten zu ähnlichem Niederschreiben. Doch wenigen war es gegönnt, so viele verschiedene Punkte in der bedrängten Stadt zu beobachten, wie unserm Verfasser. Berufsgetreu zog er in den verschiedenen Krankensälen umher, und suchte seine nach ihm verlangenden Beichtkinder in den abgebrannten Vorstädten, in Straßen und Gäßchen und ausgesetzten Hauptplätzen, wie oft mit Lebensgefahr! auf. — Solche Besuche oder Entdeckungsfahrten in die abgeschlossenen Wohnungen, lebhaft erzählt, vergegenwärtigen die lang sich hinziehenden Leiden, das crescendo der Entbehrung und Befürchtung. Wenn mir indeß eine Wahl gestattet wäre,

aus dem Vielen oft neuen und überraschenden, vom Verfasser dargebotenen, so möchte ich besonders auf die Ankunft der Schweizerdelegirten hinweisen, auf dieses dramatische unerwartete Intermezzo — man verzeihe mir den weltlichen Ausdruck inmitten dieser ernsten Scenen. Die Schilderung ist aus dem Leben gegriffen, und wir stimmen mit Hrn. Max Reichard in den jubilirenden Dankruf, den er ausstößt, als nun endlich von der Außenwelt eine Kunde in die abgeschiedene Festung dringt, und die Theilnahme der Eidgenossenschaft erfrischend, ermuthigend auf die Mehrzahl der Bevölkerung einen wohlthätigen Einfluß ausübt. Unter den drei Schweizergesandten erkennt Herr Pfarrer Reichard einen persönlichen Freund, den Hrn. Obrist v. Büren, und erhält von ihm die erste Nachricht über die Kapitulation von Sedan, den Sturz der napoleonischen Regierung. Wie ein Lauffeuer verbreitet sich die fast unglaubliche Kunde, eine Hiobspost für Wenige, eine hoffnungsvolle Friedenstaube für Viele, eine täuschende Fata Morgana für andere. Max Reichard benützt einen der abgehenden Flüchtlingszüge, seine Kinder auswärts bei einem Bruder in Sicherheit zu bringen; dieser Sorge entladen, bleibt er mit seiner Gattin seinem Berufe treu, und verbringt, neugekräftigt, die noch übrigen Leidenswochen, oft noch in tiefer Bekümmerniß aber auch mit der Zuversicht auf baldige Erlösung. Auf längere Zeit scheint dann wieder die Ankunft des republikanischen Präfekten Valentin die heldenhafte Vertheidigung auszudehnen; aber der Brand des Präfekturgebäudes, die Zerstörung der nördlichen Außenwerke, das Zusammenbröckeln des

Walles am Steinthor, das Ausfüllen und Ueberbrücken der Festungsgräben, die decimirte Besatzung, alles drängt doch am Ende zu einer unvermeidlichen Uebergabe, und am Abend des 27. Sept. verkündet die weißaufgerollte Fahne am zerschossenen Münsterthurm, daß der letzte Widerstand gebrochen.

Es widersteht mir an einem Werke zu mäkeln, welches den Charakter der Improvisation durchaus nicht verläugnen will. Und doch muß ich mit der Sprache heraus. Der Verfasser gab seinen Bericht zuerst in einer deutschen Revue (dem Daheim) abgekürzt; in vorliegendem Bändchen ist er weitläufiger, für viele Leser vermuthlich willkommener. Wer indeß in Styl und Gedanken klassische Abrundung wünscht, und der öftern Wiederholung derselben Ergüsse, derselben Empfindungsweise abhold ist, wird sich eher für den ersten Entwurf erklären. Wir haben in neuester Zeit, mehr und mehr verlernt präzis zu sein; in Romanen und Reiseberichten mag das gelten, die Geschichte auch die Zeit — und Tagesgeschichte kann nur gewinnen, wenn sie sich in ihrer Darstellung zu beschränken weiß.

Wie meisterhaft und klassisch aber der Verfasser theilweise schreibt, davon hier eine Probe:

. . . „Eine Weissagung des Friedens mochten wir gern im Bilde erblickt haben, das sich wenige Tage vor unsern Augen entrollte, als wir mit einigen Freunden die zerstörte Citadelle besuchten. Auf dem höchsten Walle stehend, sahen wir zu unseren Füßen die ganze Fülle des Jammers, wovon diese Trümmer Zeugniß ablegen. Kein Stein auf dem andern, keine

Spur von Leben, nicht einmal von einem Grashalm mehr, überall zerfetzte Kleider, zerbrochene Waffen, gesprengte Kanonen, Brandstätten in allen Häusern, in der Kirche, bis in die sichersten Kasematten herein: das ist das Bild des Krieges, wie er hier auf kleinem Raum koncentrirt, in furchtbarstem Ernst uns entgegentritt! Und während wir diese Todespredigt vernehmen, hat sich über uns von einem Ende des Himmels bis zum andern ein wunderschöner Regenbogen gebildet, der die beiden Ufer des Rheins verbindet zu friedlichem Bunde, den Himmel mit der Erde wie versöhnt, und über dem grauenhaften Bilde der Zerstörung die Friedensverheißung unseres Gottes leuchten läßt:" „Ja, es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer!"

Noch eines als Schlußbemerkung — und dies soll fürwahr nicht als Vorwurf gelten. Gegen eine gewisse, höher stehende Persönlichkeit, besonders im ersten Verlauf der Belagerung ist Herr Reichard sehr streng. Wir zweifeln aber nicht an der Glaubwürdigkeit der angeführten Anekdoten, und das daran geknüpfte Urtheil; und somit sind die Geißelhiebe gerechtfertigt. Der Leser des Büchleins wird unsere Andeutung leicht herausfinden.

David Richard

und

das Irrenhaus zu Stephansfeld.

An der Eisenbahn von Straßburg nach Saarburg dehnt sich nahe bei Brumath links ein langer Fichtenwald, und dem Walde gegenüber zeigt sich vor den Blicken des Vorüberfahrenden eine Masse von Gebäulichkeiten mit dem alten Ogiv-Thurm der Komenthurey der Ritter zum Heiligengeist-Orden. Das ist Stephansfeld, das Irrenasyl von Elsaß-Lothringen. Der größte Theil der modernen Gebäude entstand auf Antrieb und unter der Aufsicht David Richards, des Vorstandes des Asyls von 1840—1859. Während zwei Decennien bekämpfte dieser edelmüthige Menschenfreund unermüdet hinter diesen Mauern den Erbfeind der Menschheit, den Dämon des Wahnsinns. Es stunden damals etwa 600 Irre unter seiner Leitung. Die göttliche Wohlthat der Vernunft für sie wieder zu erringen, setzte er sein Leben ein; er ging zu Grunde in seinem Beruf; doch bevor er sich in das Grab niederlegte, konnte David Richard von sich bezeugen — und dies Bezeugniß bekräftigten viele tausend Stimmen — daß er Balsam auf manche Wunden gegossen, daß seine sanfte

Stimme die Wuth vieler Besessener besänftigte, und manche Unglückliche, deren Vernunft nur vorübergehend getrübt oder gestört war, für eine regelmäßige Thätigkeit wiedergewann.

Diesen wundersamen Einfluß errang David Richard, indem er die breitgetretene Straße der Ueberlieferung verließ. Einer der ersten, ergriff er in Frankreich eine kühne Initiative. Durch lange anthropologische, phrenologische, physiologische Vorstudien angeregt und befähigt, durch eine unerschütterliche Ueberzeugung gestählt, schritt er voran, bespöttelt von den Ungläubigen und Furchtsamen, ermuthigt und unterstützt durch verwandte Geistes- und Arbeitskräfte. Nicht mit einem Male errieth und begriff David Richard seine Bestimmung; in seiner Jugend suchte er andere Bahnen; noch am Eingang des Mannesalters war ihm sein eigentlicher Beruf nicht klar. Er hatte das Vorgefühl und den Willen irgend einer Gründung zum Wohle des Volks, der ärmeren, enterbten Gesellschaftsklassen; allein der letzte Impuls kam von außen her; die angeborene Kraft wurde ihm gleichsam geoffenbart.

Von einem unsichtbaren Arm war er getragen und unterstützt, und sein schweres Tagewerk erleichtert durch einen irdischen Engel an seiner Seite. David Richard hatte das seltene Glück, in seiner Gattin eine auf Leben und Tod ergebene Freundin zu finden; seine Lebensgenossin verstand den Zweck und die Pflichten des Daseins wie Er. Wenn sich der Direktor von Stephansfeld, ermüdet, Abends in sein Arbeitszimmer zurückzog und die nächtliche Stille nur durch den geregelten

Schritt der Aufseher und Wächter des Irrenhauses unterbrochen ward, erstand vor seinen Augen seine ganze Vergangenheit mit ihren ernsten und ihren lieblichen Gestalten. Das Gefühl der Zuneigung, des Zutrauens, das er unwiderstehlich der Jugend und dem Alter einflößte, hielt den täglichen schmerzlichen Erfahrungen und Verrechnungen die Wage. Richard suchte und fand Erquickung in seiner Vergangenheit; liebenswürdig-bescheiden errieth er nicht die Segnungen der Zukunft.

Die frühere Laufbahn D. Richards, bevor er die Leitung von Stephansfeld übernahm, bietet weniger sichtbare, praktische Ergebnisse, aber jedenfalls erfordert sie hier eine Besprechung. In den Vorarbeiten des Jünglings erkennen wir die Bestimmung des künftigen Vorstandes eines Irrenhauses; in seinen oft zufälligen Verbindungen, in den Gegenständen seiner Studien, ließe sich wohl die unsichtbare Hand erkennen, die ihn seinem Ziel entgegenführte.

David Richard ist zu Genf geboren (den 1. September 1806); sein Vater war ein Handelsmann; er stammte von protestantischen Flüchtlingen, die Frankreich, ihr Vaterland, nach der Aufhebung des Edikts von Nantes verlassen. Seine Mutter war aus Lyon gebürtig und Katholikin. Ich erwähne diesen Umstand, der bestimmend auf einen Hauptakt seines Lebens, seine spätere Bekehrung, wirkte. — Nach seiner Geburt wurde Frau Richard von einem Milchfieber ergriffen und in Folge dieser Krankheit verlor sie den Verstand. Von seiner ersten Kindheit an mußte D. Richard die fürchterlichen Szenen und Störungen mit-

erleben, die ein solches Ereigniß im Innern einer bürgerlichen Familie mit sich führt. Die Erstlingsfreuden des Lebens blieben ihm fremde; mit dem Dichter Tristans und Isoldens konnte er in die Klage ausbrechen, daß sein Lebensmai vergiftet und jeder Blüthe beraubt sei. Doch gerade der tägliche Anblick dieses Familienelends, dieses Irrsinns, der mit den Jahren zunahm und zur endlichen nothwendigen Entfernung der armen Mutter aus dem häuslichen Kreise zwang, erweckte in dem Herzen des Sohnes den Wunsch, einst zur Heilung der Kranken mitzuwirken. Schon früh lernte er so den Schleier lüften, welchen der Wahnsinn über die Intelligenz des Menschen wirft; schon frühe behauptete er die Gegenwart, das fortwährende Leuchten des göttlichen Vernunftstrahles hinter der Schwächung oder Verdüsterung der materiellen Organe. Die kindliche Liebe offenbarte ihm die geheimnißvolle Gedankenwelt mit ihrem Schaffen und ihren störenden Krankheiten. Heidnische, sinnreiche Allegorien zeigen uns die irdische Liebe, wie sie die Binde über die von Leidenschaft verblendeten Augen wirft; warum sollten wir uns gegen den Glauben auflehnen, daß eine geheiligte, reine Zuneigung die Blicke zu schärfen und in die Tiefen des Seelenlebens einzudringen vermag.

D. Richard betrieb die klassischen Studien in seiner Geburtstadt. Die große, reiche Landschaft um den Genfer-See, die Tendenzen der heimathlichen Akademie, entwickelten frühzeitig in ihm die Neigung für Naturwissenschaft. Damit verband er die Liebe für alte und neuere Literatur. An diese erste Jugendzeit knüpft sich seine freundschaftliche Anhänglichkeit an

Charles Didier, der später einen subalternen Rang in der zeitgenössischen französischen Literaturwelt einnahm und für Richard ungünstige Folgen mit sich führte.

Mit dem zwanzigsten Jahre mußte Richard seinen friedlichen Studien entsagen und die Vaterstadt verlassen. Die Vermögensumstände seiner Familie geboten ihm, sich eine eigene Existenz zu schaffen; er nahm in einer walachischen prinzlichen Familie, die sich in Pisa angesiedelt, eine Stelle als Hauslehrer an. Von 1826—1829 erfüllte T. Richard getreu und eifrig die Pflichten seines Amtes; ein liebenswürdiger Zögling, ein wissenschaftlich gebildeter Vater, eine intelligente Mutter erleichterten ihm seinen Beruf. Zuletzt fühlte er aber, daß er nicht länger, einigen pekuniären Vortheilen zu gefallen, in dieser Lage verweilen dürfe; er wolle sich bestimmteren Studien widmen. Einen Augenblick hatten Italiens Himmel und die Nähe von Florenz ihn geblendet; in seinen Mußestunden hatte er sich der Malerei ergeben und in der Kunst seinen Beruf gesucht; zu seinem Glücke kam er bald von diesem Irrwege zurück, er folgte seinem natürlichen Hange und begann mit dem Eintritt des Winters von 1829 seine medizinischen Studien zu Rom. Es sind mir wenig Angaben über den dortigen Aufenthalt Richards in die Hände gekommen; er scheint die Hörsäle der Sapienza und die Klinik der Spitäler aufmerksam und regelmäßig besucht zu haben. Die Ersparnisse, die er in Pisa gemacht, erlaubten ihm, sich sorglos diesem Universitätsleben zu überlassen; doch begann bereits dort seine finanzielle Lage sich zu ver-

schlimmern, und zwar durch einen Einfluß, der sein ganzes Leben hindurch für ihn höchst nachtheilig und bedauernswerth sich erwies. Zwischen ihm und Charles Didier hatte sich ein Verhältniß gestaltet, das nur vor dem Eintritt in das ernstere Leben möglich ist. Der letztere hatte sich nach Pisa zu Richard begeben, der ihn bei den Eltern seines Zöglings einführte. Didier träumte eine Zukunft, wie solche nur den Koryphäen des Parnasses beschieden; es war eine überspannte, von Grund aus egoistische Natur. Richard glaubte fest an die poetische Mission seines Jugendgenossen; weit entfernt, ihm die Irrfahrten abzurathen, welche Didier in alle Winkel der italienischen Halbinsel unternahm, bestärkte er ihn, großmüthig, in seinen Hoffnungen auf künftigen Ruhm. Kamen dann Briefe aus Sizilien, Apulien oder Kalabrien, da wurde, mit kindlicher Resignation, Richard zum Bankier dieses modernen Ulysses. Didier reiste zwar zu Fuß und mit spartanischer Genügsamkeit; doch waren auch so seine Mittel unzureichend für das Zigeunerleben; und hätte nicht Richards Beutel großmüthig ausgeholfen, der Fußwanderer wäre mehrmals in das Loch der Vagabunden gekrochen.

D. Richard beklagte sich nur über eines: daß er nicht liberaler gegen den armen Reisenden sich auslassen könne. Aufopfernde Hingabe war der Grundzug seines Charakters. Didier lebte unvorsichtig in den Tag hinein. Richards Nachsicht und Generosität kannten keine Grenze.

Nun müssen wir eingestehen, daß die originellen Reise-Episteln ganz dazu beschaffen waren, der Ima-

gination des seßhaften Studenten Zauberschlösser vorzuspiegeln; ihm fehlte damals die Lebenserfahrung und die tiefere Kenntniß des menschlichen Herzens. Ein Weltkundiger hätte von dort ab den unbedachtsamen, undelikaten Pilger durchschaut und geahnt, es würde eine so geformte Natur der Eigenliebe und dem Schriftstellerstolze auch seinen besten Freund aufopfern. D. Richard sollte als Familienvater zu spät für seine häusliche Ruhe einsehen, daß er die Früchte seiner Ersparnisse und sogar einen Theil seines kleinen väterlichen Vermögens in einen bodenlosen Abgrund geworfen.

Im Herbst von 1830 verabschiedete sich D. Richard von seinen Freunden in Rom, Florenz, Pisa und Genf. Sein Entschluß stand fest; er wollte in Paris die Hospitäler, die Lehrkurse der Fakultäten und des Pflanzengartens regelmäßig besuchen und in seinen Freistunden den Lieblingsstudien sich hingeben. C. Didier sollte sich in der Hauptstadt zu ihm gesellen.

Es waren die ersten Monate der Julirevolution kaum verflossen; die Fluth der Leidenschaften ging hoch; die Ehrgeizigen jeder Rangstufe, die verschämten und die unverschämten, die mäßigen und die tollen, strömten dort zusammen; es war ein Pandemonium, worin der junge Genfer sich in den ersten Tagen so gut als möglich umsah und einrichtete. Er kaufte das Handbuch seines Namenvetters und ließ sich im allbekannten Hôtel Corneille beim Odéon nieder. Groß war zuerst seine Verblüffung in den glänzenden und kothigen Straßen, wo die Pflastersteine kaum in ihre alte Stelle wieder eingefügt waren. Nicht lange blieb ihm Zeit

zu diesem verzeihlichen Umherschweifen. Bald sucht er einige Genferfamilien auf, stellt sich dem Professor Duméril vor, besucht die Kollegien von Cruveilhier, Velpeau, Royer-Collard. Seine sympathische Fiber empört sich bei der Zergliederung eines lebendigen Kaninchens durch Professor Ségalas; bei der rohen Gleichgültigkeit und der grausamen Neugierde der Zuschauer und Zuhörer im Amphitheater von Dupuytren überläuft ihn das schauderhafte Gefühl sich unter gebildeten Barbaren zu wissen. In seinem interessanten Tagebuch, dem regelmäßigen Vertrauten seiner Eindrücke, seiner vielfachen Studien und der oft romanesken Zwischenfälle seines Studentenlebens, erlaubt er sich über seine Professoren ein ruhig abgewogenes Urtheil. Gleich nach seiner Ankunft in Paris sucht er eine Lücke auszufüllen, die ihm von seinem Aufenthalt in Rom geblieben. Dort war in der Sapienza und Spitälern die Anatomie der Leichname nicht erlaubt; in Paris verschafft er sich Cadaver, in Gemeinschaft mit Studiengenossen, und vom Februar 1831 ab tritt er als Interne (Gehülfe) in das Hospital der Pitie.

Um diese Zeit verfügte er schon über sein modestes väterliches Vermögen, und er ging gerade nicht sparsam damit um, wenn es galt, seinem Freunde beizuspringen oder seine eigenen Studien zu erleichtern. So kaufte er gleich in den ersten Wochen die 49 Lieferungen von Cloquets Werke, zugleich aber verschaffte er sich Aliberts „Physiologie der Leidenschaften", „damit ich", so schreibt er in sein Tagebuch, „nicht ganz in der Materie aufgehe".

Als Gegengewicht zur Anatomie dienen ihm die

Vorlesungen von St. Marc Girardin und Andrieux, auch verfolgt er den Gang der gleichzeitigen Literatur. «Rouge et noir» von Beyle (unter dem Pseudonym Herrn v. Stendal's bekannt) fällt in seine Hände: er notirt in sein Tagebuch: „das ist ein Lehrkurs der Verstellung". Seine ehrliche Natur hatte sich empört; es war bei ihm der Angstschrei der Seele. So war der geistreiche und mephistophelische H. v. Stendal in sechs Worten von einem unbekannten Studenten richtig aufgefaßt. Nie waren zwei contrastirende antipathische Charaktere so sehr aufeinander gestoßen, als hier auf den Blättern eines merkwürdigen, teuflischen Romans. — D. Richard beurtheilte gleicherweise die Romane von Eugene Sue; sein Herz zuckte krampfhaft bei der bittern Ironie und den Schlußfolgerungen des „Atar Gull", dieser paraderen gehässigen Spottschrift auf die akademischen Preiskrönungen. Richard erklärte sich bestimmt für die vom Philanthropen Montyon ins Leben geführte Stiftung: „Ich glaube nicht, sagte er, daß solche die Tugend befördert, aber sie dient zur Bestätigung tugendhafter Handlungen und giebt nicht zu, daß wir an unseren jetzigen gesellschaftlichen Zuständen verzweifeln."

Gleich in den ersten Zeiten seines Pariser Aufenthalts ward er durch einen Freund bei Hortense Allard eingeführt.

Gegen das Ende der Restaurationsepoche war diese verführerische Aspasia zu dem Mittelpunkt eines männlichen gebildeten Cirkels geworden, der zugleich ihre Person und ihre literarischen Producte bewunderte. Richards Verhältniß zu dieser reizenden An-

drogyne, der enthusiastischen Schülerin der Frau von Staël, blieb in den Grenzen des brüderlichen Zutrauens: doch konnte der junge Medizinalgehülfe der Pitié dabei in der Kenntniß des weiblichen Herzens bedeutende Fortschritte machen; es wurden ihm sonderbare — naive Geständnisse zu Theil. Nach einem Abend, den er unter vier Augen mit Hortense zugebracht, wurde er von der Unterredung über die Maßen hingerissen und bezaubert. Die Patientin hatte sich zu einer „Confession" in J. J. Rousseaus Manier verleiten lassen; nur war sie hundertmal liebenswürdiger als der längst verstorbene Genfer Mitbürger Richards. Hortense Allard hatte den Muth (ich bediene mich eines verblümten, abgeschwächten Ausdrucks) vor ihrem bezauberten Zuhörer, die Gefühle eines jungfräulichen, zum erstenmale liebenden Mädchens zu analysiren; ich meine die physiologischen, moralischen und intellektuellen Eindrücke, von dem Beginn der Leidenschaft bis zum Augenblick der entscheidenden Krisis. Es waren dies, um es frei zu gestehen, ganz sonderbare Mittheilungen, die in dem Tagebuch des Studiosus selber nachgelesen werden müßten.

„Während dieser Unterredung", so läßt er sich darüber aus, „war ich einen Augenblick wie geblendet; meine Augen hefteten sich unwiderstehlich auf die ihrigen; ich hörte nicht mehr, ich konnte nicht mehr sprechen, meine Brust athmete schwer, all' meine Willenskraft mußte ich zusammenraffen, um mich nicht zu ihren Füßen zu werfen; aber ich wußte, daß sie liebte, d. h. daß ihr Herz anderswo in Banden lag; mein Selbstbewußtsein erwachte und wir sprachen fortan über Politik."

Wohl war ihm gerathen, über Politik zu sprechen; denn später wurde er durchaus über den Charakter und die Urtheilskraft dieser Priesterin der unregelmäßigen Leidenschaft ernüchtert.

Es war indeß in den Sternen geschrieben, daß D. Richard eine gedeibliche, ernsthafte Verbindung mit einem andern emancipirten und revolutionären Wesen anknüpfen sollte, und zwar mit einer Frau, die ungemein befähigter und unendlich höher als Hortense Allard stand und die seltenen Eigenschaften des künftigen Directors von Stephansfeld auf den ersten Blick zu ihrem vollen Werthe schätzte. Wir werden im Laufe dieser Skizze auf das Verhältniß der George Sand mit Richard zurückkommen.

Er war täglich in der Pitié und in den anderen öffentlichen Pariser Krankenanstalten. Doch fand er daneben Zeit, sich mit thierischem Magnetismus, mit Anthropologie und Phrenologie zu beschäftigen. Er hatte die Bekanntschaft Spurzheim's gemacht.

Dieser Zögling Gall's erkannte in dem eigenthümlichen Wesen Richards das ruhig abwägende Urtheil des reifern Alters verbunden mit dem Feuereifer des Jünglings. In dieser Periode seiner progressiven Entwickelung schwankte D. Richard noch zwischen dem Pantheismus und dem Spiritualismus, doch neigte sich die Wagschale bereits auf die Seite der nobeln Grundsätze, welche die Würde und die bessere zukünftige Bestimmung des Menschen nicht dem unbarmherzigen Götzen des Materialismus aufopfern.

Spurzheims neu angeworbener Schüler behauptete seine persönliche Unabhängigkeit dem imposanten Meister

gegenüber. Wohl nahm er, durch seine vorläufigen früheren Studien dazu gedrungen, specielle Organe für die Hauptthätigkeiten der Seele an, doch in seiner innersten Ueberzeugung lebte das Ich, mit unwidersprechlicher Gewißheit, als einheitliches Lebensprincip, und stand als Vermittler und Herr über den einzelnen Gehirnsfunctionen Er bildete sich ein eigenes System, worin er das Studium der Phrenologie mit dem thierischen Magnetismus verknüpfen wollte, und auf dieser Unterlage eine neue Anthropologie begründen.

Er wurde ein thätiger, uneigennütziger Mitarbeiter der «Revue encyclopédique», mehrerer medizinischer und phrenologischer Zeitschriften; es brachten ihn seine gehaltreichen Aufsätze und sein offener Charakter mit mehreren Koryphäen der Professoren-Welt*), mit Denkern, Phrenologen, Saint-Simonisten und unabhängigen Philosophen in Verbindung. Die anthropologische Gesellschaft nahm ihn unter ihre Mitglieder auf und übergab ihm, gleich bei seinem Eintritt, das Amt eines Vice-Secretärs, das er treulich verwaltete, und zu einer seiner Hauptaufgaben machte.

Die Flüchtlinge aus aller Herren Länder füllten damals die Straßen und die Salons von Paris. Von seinem Aufenthalt in Rom her fand sich Richard mit mehreren Italienern dieser Gattung in Kontakt. Meist waren es enthusiastische Jünglinge, unausführbaren

*) Er besuchte Andral; bei Louis, Gruveilhier, Cloquet war er gut aufgenommen. Broussais war ihm zuwider, er konnte sich nicht an dessen unangenehm-freie Redeweise gewöhnen; doch besuchte er dessen Kollegien.

Träumen hingegeben. Die meisten Bekannten und Freunde Richards gehörten zur regierungsfeindlichen Opposition; auf diesem abschüssigen Wege ließ er sich indeß nicht über die Grenzlinie, die sein strengmoralischer Sinn von selber gepflanzt, hinuntergleiten.

Mitten unter diesen zahlreichen Beschäftigungen, diesen im Kampf und Widerstreit liegenden Ideen, zwischen diesen theils freundlichen theils leidenschaftlichen Verbindungen fiel wie eine Bombe die Cholera (April 1832), und trieb den Gehülfen der Pitié einem unvorhergesehen, gefährlichen Wirkungskreise zu. Er begann mit der Pflege kranker Nachbarn, ward selbst von dem Uebel befallen, nach einer Frist von zwölf Tagen hinreichend hergestellt, um seine opfermuthige Thätigkeit wieder aufzunehmen und in den Hospitälern ein Bild des Chaos zu finden, „wo nichts vorgesehen, nichts vorbereitet worden, wo sich die widersprechendsten Systeme in der Behandlungsweise hart nebeneinander breit machten."

Beim Ausgang aus dieser fürchterlichen Krisis, in den ersten Sommermonden, empfand Richard das Bedürfniß, sich in frischer Waldluft zu baden. Mit Didier unternahm er einige Fußreisen in der Pariser Umgebung und besuchte gastfreundliche Familien zu Meaux und zu Versailles; hier besah er den Ballsaal „Frankreichs Grütli."

Der Kreis seiner wissenschaftlichen Bekannten erweiterte sich; im Herbst 1832 knüpfte er mit zwei Celebritäten an, die beide auf seine Laufbahn und seine Entwickelung einen unberechenbaren Einfluß ausübten; ich meine Geoffroy Saint-Hilaire und vor allen Lamennais.

Der große Naturforscher, der Rivale Cuviers, wurde für David Richard ein Sporn und eine Stütze. In Geoffroy-St.-Hilaire's Familie fand der junge Phrenologe, neben der Wissenschaft, eine gastfreundliche, herzliche Aufnahme. Zwischen dem Genfer Jüngling und dem Professor des Pflanzengartens entstand eine wahre Intimität. Der Hausherr und seine zahlreiche, herrliche Familie schätzten, nach kurzer Prüfungszeit, die ausgezeichnete Herzensgüte D. Richards; dieser konnte auf Augenblicke sein vereinzeltes Dasein in Paris vergessen. Der Ideen-Austausch zwischen Geoffroy-St.-Hilaire und dem Schriftführer der anthropologischen Gesellschaft gab diesem einen vorhin ungeahnten Schwung; er glaubte fester an seine eigenen Ideen, wenn sein eminenter Beschützer sie aus seinem Munde annahm. Richard erschien nicht mehr in den Salons als ein jugendlicher Utopist; er behauptete ungezwungen seine Stelle.

In einer Soirée des Pflanzengartens boten die Damen, eine nach der andern, ihre lieblichen Köpfe dem Schüler Spurzheim's zur phrenologischen Untersuchung. Richard notirt die Scene in seinem Tagebuch: „Ich zog mich nicht übel aus der Klemme, ich sprach wenig, und absonderlich nicht von allen Eigenschaften."

Die mächtige, synthetische Gabe, die den Grund-Charakter Geoffroy-St.-Hilaire's bildete, mußte auf Richard unwiderstehlich wirken, denn er neigte schon in seiner wissenschaftlichen Methode auf diese Seite hin. Bei ihm war der Geist der Analysis einem divinatorischen Instinkte untergeordnet; er suchte und fand

oft das geheime Band, das Vermittelungsglied zwischen weit entlegenen Doctrinen. Von diesem Augenblicke an bildete sich in Richards Geiste, als spezifischer Glaubensartikel, die Idee: er wolle auf gleicher Linie Anthropologie, Phrenologie, Physiologie und Psychologie, als Alliirte, voranbringen. Ein so hochgestelltes Ziel mußte den Adepten dieser vierfachen Wissenschaften selbstverständlich den regelmäßigen Studien der medizinischen Fakultät entfremden. Er beeilte sich nicht, die akademischen Grade zu erwerben; das war unstreitig ein Fehler: Er schritt voran, einzig und allein sein Ideal ins Auge fassend. Nun kam überdies zu diesen vielfachen Studien, deren Resultate in phrenologischen, von der gelehrten Welt gewürdigten Aufsätzen niedergelegt wurden, die Erlernung der deutschen und englischen Sprache. Es gährte unaufhörlich im Kopfe dieses siebenundzwanzigjährigen Forschers.

Ich durfte nicht verhehlen, daß D. Richard eine Zeitlang zum Pantheismus neigte. Mit Orioli, dem italienischen, gelehrten Flüchtling, diskutirte er öfter die Urbestandtheile der Seele, blieb aber unerschüttert in seiner bessern Ueberzeugung. Durch seine Freundschaft mit Lamennais wurde er in seinem Spiritualismus gekräftigt.

Der bretonische, damals noch zur Hälfte rechtgläubige Philosoph suchte seinen jungen Schüler für die katholische Doctrin zu gewinnen; der günstige Augenblick indeß war nicht gekommen; erst fünfzehn oder sechszehn Jahre später sollte Richard den salto mortale machen, und in den Schooß der Kirche, zu der ein Theil seiner Familie sich schon bekannte, zurückkehren.

Richards persönliche Erscheinung war keine gewöhnliche; wie hätte sonst der jugendliche, für Lamennais noch unbekannte Schwärmer, bei dem alternden Einsiedler von La Chesnaie, bei dem berühmten Schriftsteller, so schnell eine familiäre Zuneigung erworben. Lamennais, von Rom gefürchtet, war damals auf dem Punkte, seine „Worte eines Gläubigen" dem Publikum zu übergeben, und in der radikalen Partei sein Ansehen bedeutend zu vergrößern. Weltlichen und geistlichen Gewalten gegenüber wollte er als religiöser Tribun auftreten.

Einen genauen Einblick in das Verhältniß zwischen Lamennais und Richard zu gewinnen, müßte man in die ersten Jahrhunderte des Christenthums hinaufsteigen, und bei irgend einem, von wenig Zöglingen umgebenen, Anachoreten ein ähnliches Bild des gemeinsamen, stillen Zusammenlebens auffinden. Mehrmals verweilte Richard bei seinem verehrten väterlichen Meister in La Chesnaie während den Wochen oder Monden seines Urlaubs. Auf einem seiner Umzüge in der Bretagne, im Jahre 1835, traf Richard in der Diligence von Rennes eine noch in den besten Jahren stehende „Schwester des St. Joseph-Ordens", die in Cayenne einen gefährlichen Wirkungskreis ausgefüllt und am Vorabend einer zweiten Reise zu den Negern in der pestilentialischen Colonie stand.

Es entspann sich ein Briefwechsel zwischen der Sendbotin der barmherzigen Congregation und dem jugendlichen Freunde des bretonischen Philosophen. Vergebens trennte der Ocean beide Sinn- und Geistesverwandte. Richard verdankte dieser Begegnung in La Chesnaie sein zukünftiges, häusliches Glück.

In Paris hatte sich indeß Richards intellectueller Wirkungskreis immer mehr ausgedehnt. Seiner Collaboration an der Revue encyclopédique verdankte er die nähere Bekanntschaft mit Carnot, Lerminier, Fortoul, Reynaud, Pierre Leroux, Enfantin. Dieser Letztere, Vater der St. Simonisten, war ihm gleich zu Anfang wenig kongenial: Richard durchschaute den Träumer oder den Charlatan; bald bestätigten unwiderlegliche Symptome und Eröffnungen, die ihm aus dem intimeren Zirkel Enfantin's zu Theil wurden, die Abneigung des Phrenologen und seinen Argwohn: er zog sich von Hortense Allard zurück, die sich systematisch dem Vater Enfantin aufdrängte.

Sie fühlte sich wahrscheinlich berufen, das Musterbild des emancipirten Weibes aufzustellen, und den Sendboten des wieder zu Ehren gebrachten Fleisches in seiner Mission zu unterstützen.

Richard dagegen ging je mehr und mehr zum Spiritualismus über und mußte somit den unfruchtbaren Experimenten einer gesellschaftlichen Revolution den Rücken kehren. Auch seine gemäßigteren Freunde, die hoch standen im Gebiete der Wissenschaft und in der öffentlichen Gunst, brachten ihn auf keine anderen Gedanken; die Ueberlieferungen des frommen Vaterhauses und persönliches Nachdenken festigten seinen Glauben. Ein unwiderrufliches Zeugniß für die geistige Unabhängigkeit Richards und sein unerschüttertes Herz wage ich in dem ungetrübten, sonnigklaren Verhältniß zu finden, das ihn mit der ausgezeichnetsten, berühmtesten Zeitgenossin, mit George Sand, jahrelang verband. D. Richard hatte das seltene Glück, die

Aufmerksamkeit der so viel umworbenen Frau zu fesseln und ungesucht ihre Sympathie zu erobern. Es mußte das ganze Benehmen des jungen Genfers, sein uneigennütziges Aufgehen in der Wissenschaft inmitten der ehrsüchtigen Vergnügungswelt von Paris, seine jungfräuliche Zartheit und Reinheit, einen magnetischen Zauber ausüben auf das genievolle, hochstehende Wesen, dem ein Schwarm von Höflingen, von groben Materialisten oder heuchlerischen Spiritualisten die Atmosphäre verdüsterte. In den Augen der G. Sand erschien Richard wie eine aus höhern Regionen in Stickluft versetzte Alpenpflanze; sie glaubte sich verpflichtet, dem jungen Phrenologen theilweise zu ersetzen, was ihm in Paris entging. Licht und Boden konnte sie nicht umschaffen, aber eine ungeheuchelte sympathische Achtung legte sie für ihn zu Tage und widmete ihm eine zarte und schwesterliche Freundschaft. Nur eines unter mehreren Symptomen dieses schönen Bundes: Richard fand sich, einige Jahre später, in einer Uebergangsperiode, in wahrer Verlegenheit, wie der Vogel auf dem Zweige.

George Sand, die eine Einsicht in die Lage gewonnen, bot ihm, in einem über alles Lob und über jede Bekrittelung erhabenen Briefe, ein Asyl in Nohant, ihrem Landsitz in Berry. „Du kannst", so schrieb sie ihm, „der Ruhe pflegen wie Du willst, umherziehen, wie Du magst, oder theilnehmen an der Erziehung meines Sohnes und nach Belieben und Bedürfniß blindlings aus meiner Kasse schöpfen." Das Ganze war in einem unnachahmlichen, taktvollen, aufrichtigen Tone gehalten, der ganz geeignet war, den Empfänger

zu bezaubern. Richard hatte Selbstüberwindung genug, dem Antrag nicht zu folgen und in Paris den Ausgang eines diametral verschiedenen Vorschlags abzuwarten, der ihn für das Elsaß gewinnen sollte.

Allein ich bin den Begebenheiten vorausgeeilt.

Unter den berühmten Männern, die Richard besuchte, findet sich auch Victor Hugo. Die einfache Natur des Genfer-Jünglings konnte sich nicht mit dem hochtrabenden Wesen des Dichters vertragen, der nur Schmeichler in seiner Nähe duldete. Die Zeit dieser flüchtigen Bekanntschaft fiel in den Moment der Inscenirung des Drama's: «le roi s'amuse». „Nicht einer der Vertrauten Victor Hugo's", schreibt Richard in sein Tagebuch, „wagte es, ihm zu bedeuten, daß er auf einem Irrwege; — Jedermann weiß, daß er zu dreiviertel verrückt ist." Das Urtheil ist hart, aber nicht ganz unrichtig: nur fiel Richard seinem Freunde Didier gegenüber in denselben Fehler, den Hugo's Schmeichler begingen. Lange glaubte er, der Jugendfreund sei für eine glänzende Laufbahn bestimmt; als die Schuppen von seinen Augen fielen, als sein Zutrauen in die Genialität und Moralität des unglücklichen Schriftstellers erschüttert war, konnte er sich, aus unverzeihlicher Delikatesse, nicht entschließen, den Schleier zu zerreißen und, auf die Gefahr eines Bruches hin, seinem alten Bekannten das Phantom, dem er nachjagte, rücksichtslos vorzuhalten. Um jene Zeit, das heißt, im ersten Lustrum der Juli-Regierung, war T. Richard noch immer der republikanischen Partei befreundet; er war Mitarbeiter an dem „Bon Sens" und besprach dort wie in der «Revue encyclopédique»,

phrenologische Sujets. Die italienischen Flüchtlinge waren nicht geeignet, ihn zu monarchisch-conservativen Ideen hinzulenken. Bei Fossati machte er die Bekanntschaft des Dantekenners und Bearbeiters: Tomaseo's, der in seinem südlichen Enthusiasmus, den D. Richard mit Dino Compagni, dem Freunde des großen florentinischen Dichters, verglich.

Ich würde in eine trockene Namensregistratur verfallen, wollte ich die Notabilitäten alle aufzählen, mit denen D. Richard besonders in den Soirées des Pflanzengartens in Berührung kam. Oft wurden jene Abendgesellschaften von süßen Nachtigallstimmen aus südlichen Ländern belebt; Richard blieb solchen Eindrücken nicht verschlossen und in seiner Correspondenz von Stephansfeld tauchen wieder die männlichen und weiblichen Künstler auf, die ihn in der anmuthigen, abwechselnd frivolen und ernsten Pariser Atmosphäre bezaubert.

Von allen diesen Banden war es doch eines, das vornehmlich für Richard zur lebenslänglichen Fessel wurde, seinem Geiste die meiste Nahrung zuführte und seinem wohlverzeihlichen Selbstgefühle am meisten schmeichelte. Es war zweifelsohne seine Verbindung mit Lamennais, den er zum erstenmal bei dem belgischen Flüchtling Herrn v. Potter gesprochen und mit dem er, von 1834 ab, in beständigem Briefwechsel stand.

Ich werde in dieser unschätzbaren Sammlung einige Blätter benützen; sie werden die originelle Figur des Bretagners am besten hervorheben. Wie zutrauensvoll er sich gegen den jüngern Freund erwies, spricht aus jeder Zeile; zugleich mögen wir daraus ersehen, wie

seinerseits Richard auf den berühmten greisenhaften Mann einen unwiderstehlichen Zauber ausübte.

Für Lamennais war die Zeit des offiziellen Bruches mit der römisch-katholischen Kirche und dem Papstthum gekommen: er suchte in ländlicher Gartenarbeit, im Studiren, im Komponiren, ein Gegengewicht gegen die schweren auf ihm lastenden Sorgen. Denn nicht ohne gewaltige innere Kämpfe vollzog sich dieser Umschwung. Richard war im kritischen, rechten Augenblick, wo man sich nach Freuden umsieht, in die Nähe des religiösen Tribunen gekommen.

Am 21. Januar 1835 schreibt Lamennais von La Chesnaie aus: „Ich wollte, mein lieber Freund, etwas länger auf Ihr gutes, einnehmendes Schreiben antworten. Ihr Brief ist überreich an wohlthuenden Stellen. Aber nun seh' ich, daß ich das Vergnügen, mich mit Ihnen zu unterhalten, zu weit hinausschieben müßte; es drängt mich, auf der Stelle zu sagen, wie sehr mich die Ergüsse Ihres zärtlichen, offengelegten Herzens ergriffen." Dann gibt Lamennais Bericht über seine Gesundheit, die damals viel zu wünschen übrig ließ, und fährt fort: „Da wir wieder getrennt leben, muß ich Ihnen für die Aussicht, die Sie mir geben, unsere Trennung abzukürzen, vielen Dank wissen. Kommen Sie so bald als möglich hierher, mein Lieber: ruhen Sie sich aus, oder besser, arbeiten Sie hier. Thun Sie das, wenn die Knospen Blätter treiben, es ist auf dem Land ein köstlicher Augenblick.

„Es sollte mir leid thun, wollten Sie nicht bei allen Gegenständen dem Zug Ihrer eigenen Einsicht folgen. Mit einander kann man die verschiedenen Ge-

sichtspunkte, die ein und derselbe Gegenstand bietet, aufsuchen, sich dieselben zu besserer Erkenntniß bezeichnen und klar machen; so weit, aber nicht weiter erstreckt sich der gegenseitige Einfluß zweier Intelligenzen . . .

„Mir scheint es nicht unmöglich, zu einem ganz vernünftigen Resultat über viele Hauptpunkte zu gelangen, sobald man sich in den unserm Verstande vorgeschriebenen Grenzen hält. Der Ausdruck wunderbar (merveilleux) ist für mich zweideutig, will man darunter verstehen, was nicht ist und nicht sein kann; es läßt sich nicht annehmen, daß in der menschlichen Natur eine angeborene Eigenschaft (faculté) besteht, die ihn zu solchem Glauben hintreibt; denn das wäre eine Fakultät des Widersinnigen, der Unvernunft, der Narrheit. Aber, versteht man unter dem Ausdruck „wunderbar" das Ideale, Unendliche, oder mich eines andern Ausdrucks zu bedienen, das „Unbegreifliche", da wird das sogenannte Wunderbare zu der höchsten Eigenschaft, welche den Menschen erst zu einem intelligenten Wesen stempelt; doch dies erfordert eine längere mündliche Besprechung . . .

„Wir beschäftigen uns mit neuen Baumpflanzungen, aber diese Alleen werden Ihnen, wenn Sie kommen, nicht viel Schatten geben. Leben Sie wohl, mein theurer Freund, und zählen Sie meinerseits auf meine zärtliche Anhänglichkeit." — Und gleich acht Tage darauf:

. 23. Januar 1835.

„Mit großem Vergnügen las ich im [illegible] einen Theil Ihres Aufsatzes über die Phrenologie und über Bonaparte. Das Journal veröffentlicht indeß

nicht, was für mich das Interessanteste, ich meine die Analysis der Hirnschale, die zu so heftigen Erörterungen Anlaß gab. Ich glaube wohl an das Fundament der Wissenschaft, die Sie so gründlich studiren; doch über dieses erste Fundament hinaus, weiß ich nicht, ob schon ein fester Aufbau zu hoffen ist. Nicht die Anatomie benennt die Organe; die Psychologie benennt sie; und in diese letztere hab ich nicht viel Zutrauen. Die Psychologie scheint mir sehr oft die „Akten" mit den Fakultäten zu verwechseln: ist dem so, wie können wir die speziellen Organe dieser sogenannten Fakultäten auffinden? bereits durch das Aufsuchen derselben läuft die wahre Seite der Wissenschaft Gefahr, mit fremden Träumereien verwechselt zu werden..."

26. Januar 1835.

„. . . Die Erwähnung meines Namens in Ihrem letzten Aufsatze hat blos einen Nachtheil: sie ist allzu schmeichelhaft. Meine Eigenliebe wird dabei ins Spiel gezogen: ich muß auf der Hut sein. Was Rousseau betrifft, haben Sie recht; er war aufrichtig, in meinem Angriff bin ich zu weit gegangen; die Kontroverse riß mich hin. Es lag viel Genie in seinem Kopf; aber die Logik fehlte ihm oft, und die Logik ist unerbittlich wie die Nothwendigkeit.

„Und nun sei von Ihnen selber die Rede. Wenn Sie traurig sind, mein Bester, verschließen Sie sich ja nicht. Wozu wäre die Liebe gut, wollte man nicht die Leiden des Freundes theilen. Gerade in solchem Fall verlange ich Mittheilung. Ich fühle gar wohl, was Ihr Stillschweigen an Delikatesse und Zärtlichkeit birgt. Künftig verschonen Sie mich nicht: ich werde

dafür dankbar sein. Meine Seele hat Raum für Ihren Schmerz.

„Das Band, das Sie zwischen Phrenologie und Magnetismus knüpfen, finde ich sehr annehmbar. Die unbekannten Grundlagen des letzteren scheinen mir weniger fest, aber eröffnen größere Aussicht. Die deutschen Philosophen sprechen viel von einem Mittelzustande, der auf den Tod folgen soll. Mir scheint der Magnetismus die Wissenschaft, die zu diesem Zustand hinüber führt; mit anderen Worten, die magnetischen Fakten bilden vermuthlich das Komplement der Anthropologie, sie suchen die Probleme unseres künftigen Zustandes zu lösen, das mit dem jetzigen Leben unsichtbar, aber eng, zusammenhängt. Ueberhören Sie den Spott der sogenannten Gelehrten und gehen Sie ruhig Ihren Weg fort."

12. Februar 1835.

„Wollte man nicht immerfort die Menschen aus ihrer Erschlaffung, die im Grunde nur ein Egoismus ist, aufrütteln, da ginge die Gesellschaft in Despotismus unter; jeder wissenschaftliche Fortschritt wäre gehemmt, die schändlichste Verwilderung nähme überhand. Und fühlte ich auch die Verpflichtung nicht, dem entgegenzuarbeiten, so könnte ich nicht andererseits meinen Zorn bewältigen, bei den täglichen freieingestandenen Uebergriffen jeder öffentlichen Gewalt (hier spricht der einseitige, leidenschaftlich erregte Tribun). Unmöglich könnte ich schweigen beim Anblick der vielen Leiden des armen Volkes, beim täglichen Anhören schmerzlicher Klagen, des langgedehnten Seufzers und Nothschreis

der gepeinigten Menschheit. Die Gesetze der Schöpfung zu erforschen, ist nicht vom Uebel; aber das erste Gesetz ist das Gesetz der barmherzigen Liebe: dieses heilige Feuer darf nie erlöschen.

„Was Sie, mein Freund, über meine Lage der katholischen Kirche gegenüber sagen, ist ganz richtig; wohl weiß ich, daß sie für das Publikum etwas Dunkles hat. Mich zu erklären, ist die Zeit noch nicht da: zuvörderst widersteht mir der Gedanke, mich vor der gleichgültigen, spottsüchtigen Menge bloszustellen; dann ginge ich einer neuen Zwistigkeit entgegen. Wozu das? . . ."

10. April 1835.

„Ich erwarte Sie auf Anfang Mai. Das Land ist dann herrlich; und dieser Umstand ist für Sie wie für mich nicht gleichgültig. Seit einigen Tagen haben wir Sommerhitze; der Sauerdorn, die Johannisbeerstaude, die Lärchenbäume, fast alle Fruchtbäume bedecken sich mit Blättern; die Knospen der andern schwellen zusehends. Diese Periode der allgemeinen Auferstehung, der Blumenflor, die schwirrenden Insekten, versenken die Seele in sanfte, unbestimmte Träume; die Einbildungskraft versteigt sich in die Sphäre der unbekannten Mächte, die über die antiken genievollen Bewohner Hindostans den Zepter führten."

Während der zweiten Hälfte des Jahres 1836 befand sich T. Richard längere Zeit in La Chesnaie; er beschäftigte sich fast ausschließlich mit Phrenologie und dachte an die Gründung einer Zeitschrift «Le Progrès». Mit diesem halbmüßigen Aufenthalt verknüpft sich eine schon erwähnte Begegnung, die auf seine Zu-

kunft, sein inneres und äußeres Leben epochemachend wirken sollte. Ein Briefwechsel beginnt mit der muthigen Missionärin, die zum zweitenmal nach Cayenne sich einschiffte, um dort in dem Negerhospiz Mana den Entbindungssälen vorzustehen. — Ich muß hier Richard selber sprechend einführen.

La Chesnaie, 29. September 1835.

„Madame!

„Sie erwarten von mir eine Ermuthigung zu der beschwerlichen Reise, die Sie aus Ergebenheit für die Frau Superiorin zu unternehmen bereit sind. Ich fühle mich wenig geneigt dazu, denn ich kann für Ihre schon erschütterte Gesundheit nichts Gutes voraussehen. Eine mir persönliche Lebensregel werde ich aber ebenfalls auf Sie beziehen: ich erlaube mir keinen Tadel, wo, wie hier, ein guter Zweck vorliegt.

„Die Gründung von Mana ist einer der edelmüthigsten, christlichsten Versuche; dort liegt, wie die Superiorin sich ausspricht, eine unerschöpfliche Quelle wahren Ruhmes. Bis jetzt hat die Civilisation wenig für die Wilden oder die Sklaven gethan: es herrscht in der Welt ein grausames, die Herzen beschwichtigendes Vorurtheil: der Neger sei von der Natur zur Sklaverei bestimmt, er könne nie und nimmer den Weißen gleich gestellt werden; es können die kindischen wilden Völker nicht gezähmt, nicht zur Gesittung geführt werden; ihre Zerstörung sei das einzige Auskunftsmittel. Ich gebe mich keiner eitlen Täuschung hin; ich weiß wie schwierig jeder Fortschritt in der Völkerfamilie errungen wird. Bis jetzt fehlte in den

Gründungen, die auf dem Fuß von Mana angelegt sind, die wahre, barmherzige Liebe, die Mutter der Geduld. Man wollte im Sturm erobern, was nur durch Ausdauer langsam zu Stande kömmt; man wollte an einer einzigen Generation verwirklichen, was nach den Gesetzen der Natur blos durch nachhaltige, wohlthätige Einwirkung von drei oder vier Generationen erreicht werden kann. Das Weib ist die erste Führerin des Kindes; die Geschichte des Alterthums schreibt ihr auf jeder Seite die erste Sittigung der Welt zu; mehr als der Mann besitzt das Weib die Gabe der Einschmeichelung; sie erleichtert den Gehorsam: ihr ist das herrliche Loos beschieden, die Neger und die Wilden zur Sittlichkeit zu erheben und das göttliche Gefühl der Freiheit in der entwürdigten Seele des Sklaven zu wecken. Wenn ich von dem „Weibe" spreche, so meine ich fürwahr nicht die eitlen, unbedeutenden Wesen, die in unseren Städten ihre nichtswürdigen Launen und ihr Nervenweh zur Schau tragen: ich meine Frauen, wie Sie und Mad. Javouhey. Was Sie beide zusammen bezwecken, nein, ich kenne nichts höheres, nichts, das heiliger wäre. So groß auch die Widerwärtigkeiten, die Leiden ihrer Reise, Sie werden sich beide in den trüben, mühseligen Stunden durch den Gedanken an Ihre große apostolische Mission aufrichten . . . .

„Den Wunsch der Frau Oberin, vor ihrer Abreise Herrn von Lamennais zu sprechen, habe ich meinem verehrten Freunde mitgetheilt. Er wird Sie zuvorkommend in seiner Einsiedelei von La Chesnaie empfangen. Im Monat November bin ich gewiß noch

hier, und Sie denken wohl, daß mich diese Zusammenkunft nicht unbetheiligt läßt. Es ist ein glücklicher Zufall, der eine Dame und einen Mann, welche den Bund zwischen Religion und Freiheit so wohl, ja besser als irgend wer in Frankreich verstehen, zusammenführt. La Chesnaie liegt etwa anderthalb Stunden von Dinan, die Wege sind schlecht, aber für Sie beide, die vielgereisten Frauen, bedeutet das nichts.

„Zum Voraus danke ich für Ihr gütiges Anerbieten, Mohren- und Negerschädel von Guinea und verschiedenen Indianerstämmen zu sammeln. Wenn Sie womöglich Angaben über die Race, das Vaterland, das Alter, das Geschlecht, den Charakter jedes Individuums beibringen könnten, so würde eine solche Sammlung unschätzbar für die Wissenschaft. Ich weiß, daß ein solches Unterfangen nicht leicht ist; Sie bezeigen einen so guten Willen, daß ich das beste zu hoffen wage. . . .

„Es ist beinah ausgemacht, daß ich noch einige Monate bei meinem Freunde verweilen werde. Wenn Sie nach Dinan kommen, wollen wir uns über unsere Korrespondenz besprechen. Dankbar wäre ich für eine kurze Notiz über die Entwickelungsgeschichte der Kolonie Mana; dann wage ich es, Ihnen in Gedanken zu folgen. Der Himmel stehe Ihnen bei und gebe Ihnen zu Ihrer Wanderung das verdiente Gedeihen. Meine Wünsche begleiten Sie; Sie sind eine Ausnahme in Ihrem Geschlecht; ich fühle mich durch eine lebhafte und reine Sympathie mit Ihnen verbunden."

Die Oberin der Kolonie Mana und Fräulein Rivoire kamen im Laufe Dezembers auf zwei Tage nach

La Chesnaie, und Richard begleitete sie nach St. Brieux zurück.

Folgenden Abschiedsbrief schrieb er aus seinem ländlichen Zufluchtsort:

La Chesnaie, 23. Dezember 1835.

„Ihr lieber Brief kömmt mir soeben zu, beste Schwester; ich antworte, mit der Hoffnung, daß diese Zeilen Sie noch in Brest erreichen. Geehrte Freundin, Sie haben das beste Theil erwählt: Sie schöpfen an der wahren Quelle: Ihnen spendet Gott die Kräfte und den Muth, dessen wir beide bedürfen. Seitdem wir uns das traurige und bittere Lebewohl zugeflüstert, habe ich viel für Sie gebetet, und ich darf es Ihnen wohl gestehen, mit ungewohnter Innigkeit. Ihre Güte, Ihre Ergebung ist engelgleich, in Ihrer Nähe fühle ich, daß ich ein besserer Mensch werde. Das ist das Eigne der unvergänglichen Zuneigung. Ihre Abreise ist eine harte Probe; noch härter wird sie durch die zwei letzten in Ihrer Nähe zugebrachten Tage; denn jetzt verstehe ich Sie immer mehr. In St. Brieux brachte ich eine in Traurigkeit verschwimmende Nacht zu. Es war keine Verzweiflung, aber ein mit Resignation gemischter Schmerz: an Ihrer Stärke raffte ich mich empor; es war ein ununterbrochenes Gebet zu Gott, daß er Sie schütze und segne. Am folgenden Morgen fühlte ich mich gestärkt, zutrauensvoll. Sie erinnern sich wohl noch an den Handelsmann, mit dem wir zu Nacht speisten. Es ist ein ehrlicher, guter Mensch, tief ergriffen von Ihrem heiligen Beruf. Er öffnete mir sein Herz, er sprach mir

von seinen religiösen Zweifeln. Ich glaube, ihm wohlgethan zu haben. Unbewußt hatten Sie da ein Bekehrungswerk begonnen, das ich gern zu Ende geführt hätte; so wäre mir das Glück zu Theil geworden, Ihnen wenigstens in einem Punkt beizustehen . . . .

„Ich bin erst Montag Abends um 10 Uhr hier angekommen; den Weg von Lambasle nach La Chesnaie habe ich im Schneegestöber gemacht; meine letzte Reise-Etappe war eilf Stunden Wegs. Fast den ganzen Tag hindurch traf ich auf Niemanden; aber diese Einsamkeit war für mich belebt: Sie waren gegenwärtig.

„Denken Sie an Ihre Gesundheit, nicht für Sie — dieser Beweggrund wäre unzureichend für Sie — aber für mich, für all die Hilfsbedürftigen in Ihrer Nähe. Sie vergessen nicht, beste Schwester, daß wir einmal zusammen an irgend einem Werke der Barmherzigkeit arbeiten sollen; für die Zukunft müssen wir unsere Kräfte sparen.

„In La Chesnaie sind Sie ein Gegenstand der Bewunderung: man spricht von Ihnen mit dem Ausdruck der tiefsten Ehrfurcht; das thut mir unendlich wohl. Mein Freund bringt Ihnen zu wiederholten Malen, durch meinen Mund seine Wünsche und seine ermuthigenden Worte zu. Denke ich an mein Glück, so große Seelen wie Sie und Ihn zu kennen, da fühl' ich lebhaft die mir auferlegte Pflicht, mich zu veredlen, nicht allzutief unter Ihnen stehen zu bleiben. Muth! Muth! meine treffliche Schwester: Sie gehen einem herrlichen Ziele entgegen; ich folge Ihnen auf Schritt und Tritt immerfort: auf Leben und Tod, und darüber hinaus."

Sehr leicht zu errathen ist das vielseitige Interesse, welches die muthige Sendbotin dem Freunde Lamennai's einflößte; doch in jener Zeit lag noch außer aller Berechnung, wie standhaft dieses innige Gefühl sich Jahre lang erweisen sollte, wie es, durch die Trennung sogar gekräftigt, bei Richard zur guten Stunde über jede andere Berechnung, über jedes Bedenken siegte.

Zu guter Letzt hatte er wohl das stille La Chesnaie wieder verlassen, sich in den Pariser Strudel zurückbegeben; er mußte wohl auf irgend eine Auskunft bedacht sein. Er hatte, von platonischer Liebe für die Wissenschaft beseelt, bis jetzt sich von gebahntem Wege fern gehalten, und hingerissen von der fieberhaften, betäubenden Atmosphäre des intellektuellen Pariser Lebens, über die materiellen Auskunftsmittel des Journalistenberufs sich jedenfalls in trügerische Träume gewiegt. Mit unglaublicher Entsagungskraft hatte er die Kosten einer gemeinsamen Haushaltung mit seinem Jugendfreunde bestritten. Er fühlte, daß er so den letzten Heller des väterlichen Vermögens aufzehrte und, bis sich eine Stelle im Pflanzengarten oder Genf öffnete, sich anderswo umsehen müsse. Im Frühjahr 1836 ließ ihm ein Pair von Frankreich, Herr von Preissac, Präfect der Gironde, die Stelle eines Kabinetchefs in Bordeaux anbieten. Wohl mochte er ungern seinem unabhängigen Leben Valet sagen. Doch hatte er seinen Entschluß nicht zu bereuen. Bald in Bordeaux, bald in Paris mit seinem neuen Gönner sich aufhaltend, zog er aus dieser Lage für seine Entwickelung entschiedene Vortheile, wurde mit der Verwaltung

vertraut und durfte bald die so erworbenen Kenntnisse im Elsaß verwerthen. In der k. wissenschaftlichen Gesellschaft von Bordeaux nahm er alsobald eine der einflußreichsten Stellen ein. In täglicher Verbindung mit den ausgezeichnetsten Männern, von seinem Obern und dessen Familie geachtet und geliebt, fand er in diesem Posten für Geist und Gemüth die erwünschte vielseitige Nahrung und für seinen Wohlthätigkeitssinn die beste Gelegenheit zu Dienstleistungen; überdies, was nicht zu verachten, war er jeder materiellen Sorge enthoben. Mit dem Abbé Dupuch, dem spätern Bischof von Algier, wurde er um diese Zeit befreundet; beide Männer, von gleichem Bestreben beseelt, mußten sich bald verständigen. Mehr als eine Notabilität in der Geschäfts- und Handelswelt zu Bordeaux, alle wissenschaftlichen Celebritäten fühlten sich zu dem gewissenhaften Arbeiter hingezogen, der in die trockensten Angelegenheiten etwas von seiner Seele übertrug.

Im Innern der Präfektur wurde der damalige Generalsekretär, H. v. Contencin, der später im Ministerium eine hohe Stelle einnahm, der ergebene Freund von D. Richard. Oefters Ausflüge in das herrliche Departement der Gironde brachten in sein tägliches Leben erwünschte Zerstreuung; und wenn dann Briefe aus Guyana mit Naturaliensammlungen anlangten, ihm das liebevolle Herz, das er sich in La Chesnaie erobert, gleichsam nahe brachten, da mochten die Bilder eines künftigen, häuslichen Glücks vor seinen feuchten Augen schweben. Auf diese lieben Sendungen antwortete er mit jugendlichem Feuer; eine gesteigerte

Verehrung sprach aus diesen schönen Ergüssen einer reinen Natur, worin sich der Cultus der Wissenschaft und des Schönen mit der Liebe zum Guten wundersam verschmolz. Glücklich dürfen wir den preisen, welchem ein so beneidenswerthes Loos zu Theil wurde, solche Gefühle im tiefinnersten Herzen zu hegen, und paradiesische, den tugendhaften Seelen vorbehaltene Genüsse, vorahnend zu empfinden. Schreiber dieser Zeilen ist nicht berechtigt, und er würde sich von selbst untersagen, den textuellen Inhalt dieser naiven Correspondenz wiederzugeben: es spiegeln sich darin zwei verwandte, durch den Ocean getrennte, durch die Bande der christlichen Liebe mit einander verknüpfte Wesen; zwei Herzen, die von ihrer künftigen Bestimmung, an einem gemeinnützigen, volksthümlichen Werke zusammen zu arbeiten, eine fast bestimmte Ahnung in sich tragen. Wie oft wurde nicht, und mit Recht behauptet, daß die Erfindungen des Romans nicht den Reiz der Realität erreichen; in den Briefen D. Richards und der Missionärin von Mana fand ich dafür eine ungesuchte Bestätigung.

Die Kisten, welche Fräulein Rivoire, mit naturhistorischen Raritäten angefüllt, nach Bordeaux expedirte, wurden von dem Pariser Museum mit großer Anerkennung aufgenommen; die Verwaltung des Pflanzengartens sprach ihren officiellen Dank dafür aus, und übermittelte durch Richard Geldanweisungen, die jedenfalls nur theilweise die nicht gefahrlosen Mühen der Sammlerin vergüteten. Mlle. Rivoire, indem sie sich um Neger- und Indianerschädel umsah, mußte dem Aberglauben der Eingebornen Trotz bieten. Richard glaubte sich verpflichtet, seiner kühnen Freundin so miß-

liche Ankäufe geradezu zu verbieten. Als Gegengabe für Pflanzen, Samenkörner, Vögel, Reptilien u. s. w. schickte er wissenschaftliche und religiöse Bücher, literarische Produkte, chirurgische Instrumente, Andenken aller Art, ja sogar Putzsachen, Toiletten-Gegenstände. Ihm lag daran, den günstigen Eindruck von La Chesnaie in der Erinnerung von Fräulein Rivoire nicht abschwächen zu lassen. Er wünschte das Bild des abwesenden Vaterlandes mit dem Abgang jedes Schiffes wieder in Cayenne aufzufrischen; und das war doch ein erlaubter Wunsch, dem er in Bordeaux mehr als anderswo genügen konnte. Im Jahr 1838 war Fräulein Rivoire nach Martinique, in ein weniger ungünstiges Klima, und in ähnliche Verhältnisse übergesiedelt. Brachte ihm ein Seefahrer von der freiwilligen Verbannten direkte Nachrichten, da fühlte er sich doppelt gehoben, und dankte der Vorsehung, daß er in einer großen Seehandelsstadt die Erinnerungszeichen aus erster Hand erhielt. Den Freunden in Paris, in der Schweiz, in der Bretagne theilte er auf der Stelle die erfreuliche Botschaft mit; es war ihm zum Bedürfniß geworden, mit den Frauen und Männern, die seinem eigenen Lebenslauf folgten, in Freud und Leid verbunden zu bleiben. Lamennais hatte übrigens eigenhändig an Fräulein Rivoire geschrieben (1839) und sich bei ihr erkundigt, ob mit einem mäßigen Vermögen, der Ankauf und Aufenthalt in einem ländlichen Winkel auf der Insel Martinique zu verwirklichen wäre. Es war ein elektrischer Draht, der sich zwischen diesen wahlverwandten Wesen an den entgegengesetzten Gestaden des Weltmeeres hinzog.

Bisweilen gab auch George Sand ein Lebenszeichen.

So gelangte einmal von ihr eine Empfehlung an D. Richard, sich bei dem Präfekten der Gironde mit der Empfehlung für eine ehrenwerthe, verschwiegene, bedürftige Frisiteuse zu befassen. „Ich wende mich an Deine noch jugendliche, frische, barmherzige Liebe", schreibt sie ihm: „bei mir geht dieses Gefühl auf die Neige."

Richard glaubte wohl nicht an diese Behauptung.

In der letzteren Hälfte desselben Briefes gibt George Sand ihrem Freunde höchst anziehende Berichte über das Leben in Nohant, „wo für ihn immer eine Zufluchtsstätte bereit ist."

Die zukünftige Existenz D. Richards schien gesichert, da fiel ein unerwarteter Schlag auf das Haupt des Präfecten. Am Schluß einer Sitzung des Generalraths von 1838 (October), wurde H. von Preissac abberufen: er hatte am Anfang der Session sich, bei einer strittigen Präsidentenwahl, für den beliebten Candidaten der Lokalität, und nicht für dessen Mitbewerber (den Herzog Decazes) erklärt.

David Richard übergab, im folgenden November, die Schlüssel und die Cartons des Cabinets dem Nachfolger seines bisherigen Chefs, und blieb einstweilen bei einem Freunde in Bordeaux; seine Zeit opferte er ganz der scientifischen Gesellschaft, wo er das Amt eines Schriftführers bekleidete. Wir überspringen die einzelnen Vorkommnisse eines Interimsjahres, während dessen er sich vergeblich um einen zoologischen Katheder in Bordeaux bewarb. Im Frühjahr 1840 wurde ihm,

durch Vermittelung des H. Léon de Malleville, das Anerbieten des niederrheinischen Präfecten, Herrn Louis Sers, gemacht; er entschied sich für das Irrenhaus zu Stephansfeld. Seine medicinischen und phrenologischen Vorkenntnisse befähigten ihn ausnehmend für diese Lage. Als Vorstand und Director eines halbverwahrlosten Instituts glaubte er seine Verpflichtung als Christ zu erfüllen; er fühlte sich berufen Thränen zu trocknen, und sich durch ein der Entsagung gewidmetes Leben auf ein künftiges, unsichtbares Dasein vorzubereiten.

Er nimmt Abschied auf lange, in Paris, in Lyon, in Genf; besucht im Fluge die Irrenhäuser der französischen und der deutschen Schweiz und stellt sich, den 10. Juli 1840, seinem neuen Präfecten in Straßburg zur Verfügung.

Um jene Zeit sah ich Richard zum ersten Mal bei einem officiellen Diner, in dem Salon der Präfectur, ohne in persönlichen Verkehr mit ihm zu treten, obgleich der reine, fast engelhafte Ausdruck seiner Physiognomie, sein sinniges zur Seite geneigtes Haupt, das von frühen Schmerzen zu sprechen schien, mich bereits anzogen. Eine angeborene Schüchternheit hielt mich zurück; später wußte ich die verlorene Zeit wieder einzubringen; ich betrachte meinen nähern, freundschaftlichen Verkehr mit ihm als eine der besten Errungenschaften meiner Laufbahn.

Als T. Richard die Zügel der Verwaltung ergriff, diente seit sechs Jahren die alte Commentburei von Stephansfelden als Asyl der Irren des niederrheinischen Departements. Man hatte schon 350,000 Fr.

zur Einrichtung angewandt. Die Zahl der aufgenommenen Geisteskranken betrug etwa 300. In der Sitzung von 1840 beschloß der Generalrath, 140,000 Fr. vom Minister des Innern zu verlangen; es sollte das Asyl zugleich für die Departemente des Oberrheins, der Vogesen, der Meurthe und der Mosel dienen. Die geforderte Summe wurde nur theilweise bewilligt.

Zum Beginn waren Präfect und Director nicht ganz einverstanden. Richard, in seinem Feuereifer, drang auf Verbesserung des Dienstes, auf neue Bauten. Der Präfect suchte den noch jugendlichen Beamten zu zügeln; er ließ seinen Absichten Gerechtigkeit widerfahren, aber befürchtete die schnell anwachsenden Auslagen.

T. Richard, als er die Schwelle von Stephansfelden überschritt, hatte schon festgesetzte Principien über die fürchterliche Krankheit, die er mit dem Arzte der Anstalt zu bekämpfen berufen war. Im Geisteskranken suchte Richard immer noch den Menschen auf: er war überzeugt, daß in vielen Fällen die Tollheit nicht das ganze Gehirn ergreift; daß mit den noch nicht umflorten Eigenschaften und Werkzeugen der Seele sich die angegriffene, verfinsterte Seite derselben bekämpfen ließe. In seinem Herzen und seinem Kopfe verglich er die Irrsinnigen mit noch nicht ganz entwickelten Kindern, bei denen das Zutrauen und die Liebe zu den Eltern den Gedanken nachhilft. Und so ist es in der That: bei viel Wahnsinnigen, wenn auch ihre Intelligenz zu Grabe gegangen, überlebt die Fähigkeit zu lieben den Ruin der Verstandeskräfte. Im Schooße der Berge fährt so die Quelle zu rinnen fort,

auch wenn die Röhre, die sie ans Tageslicht fördern sollte, zerbricht, oder ein Erdsturz den frühern Lauf hemmt.

Den Vergleich mit der Kinderwelt trieb indeß den Vorstand von Stephansfeld nicht auf die Spitze. Er wußte sehr wohl, daß bei den Kindern die Entwickelung des Verstandes die Hauptsache bleibt, daß bei den Irrsinnigen dagegen die verschobene Denkkraft wieder in die rechte Bahn zu leiten ist. Und wie oft war Richard gezwungen, vor ganz verstockten Herzen die Vergeblichkeit seiner ferneren Bemühung einzugestehen!

Jedenfalls war in seinem Systeme die Anwendung der früheren grausamen Behandlung unmöglich geworden. In seinen Augen war ein Irrenhaus nicht wie früher eine Vorkammer der Hölle. Keine Schläge! keine Ketten! nur für Tobsüchtige geschlossene Kammern und vorübergehend die Zwangsjacke; allein auch diesen heruntergekommenen Wesen gegenüber glaubte er sich zur Aufspürung der letzten heiligen Reste des gesünderen Seelenlebens verpflichtet. Er gehörte zu der seltenen Menschenklasse, die sich der Hoffnung nie auf immer verschließen; und seine Ueberzeugung fußte auf seinem Glauben an das Unsichtbare; den Punkt des Archimedes fand er anderswo als in seiner irdischen Umgebung.

Ohne Wanken hatte er die Hand ans Werk gelegt. Die Haupt-Irrenanstalten von Paris, Neuen, Italien und der Schweiz waren ihm bekannt. Mit dem ersten Blick übersah er, was ihm Stephansfelden bieten konnte; dem Präfecten brachte er seine Ueberzeugung bei: die materielle Arbeitskraft der erwachsenen Irren

zu benützen. Es wurden zu diesem Zweck die umliegenden Aecker gemiethet; im Frühjahr 1841 begann mit bestem Erfolg die Feldarbeit; ebenso im Innern der Anstalt die Einrichtung von Werkstätten. Ermunterungen, Belohnungen, Ersparnisse, nach dem Muster ähnlicher Einrichtung in den Gefängnissen, beflügelten den Eifer der armen Irren; so drang in die traurige Wohnung des Wahnsinns ein Wiederschein, ein Strahl des geregelten bürgerlichen Lebens.

Die Leere der langen Winterabende wurde durch Schul- und Musikübungen ausgefüllt. Ein etwas gewagter Versuch, den Bewohnern von Stephansfeld gemeinsame Spaziergänge ins Freie zu vergönnen, wurde von gutem Erfolg gekrönt; es galt damals für eine unerhörte Neuerung. Die Einwohner der nahen Ortschaften sahen nicht ohne Befremden und einige Befürchtung die armen Irren, unter der Leitung weniger Wächter, im offenen Felde. In all' seinen Unternehmungen fand Richard an den barmherzigen Schwestern, die schon in der Anstalt eingeführt worden, und an einem jungen, ergebenen Arzte thätigen Beistand;*) in weniger als einem Jahre war die Einwirkung Richards unbestreitbar; er selbst glaubte jetzt an seine geregelte Zukunft, und beschloß, seine Kräfte durch die Wahl einer christlichen Gattin zu verdoppeln. Den 15. December 1849 schrieb er nach St. Pierre de Martinique, und bat die schon mehrmals erwähnte wohlbekannte Schwester, künftighin sein Loos und seine Arbeit mit ihm zu theilen. Es war ein eindringliches,

*) Herr Julius Röderer.

überzeugungsvolles Schreiben, das wohl nicht anders als mit einem Ja beantwortet werden konnte. Nach dem langen Verzuge der damaligen Verkehrsmittel erbrach er, am 4. Mai 1841, den sehnlichst erwarteten Brief, und ein Jubelschrei macht sich Luft; denn er steht am Ziel heißester Wünsche. Fünfzehn Jahre unendlichen Strebens und vieler Entbehrung sinken wie ein wüstes Traumgesicht hinter ihm in das Nichts zurück; vor ihm öffnet sich eine unbegrenzte heitere Aussicht; die Tagesmühe selbst soll ihm nun zum Genusse werden; eine Gefährtin, in denselben Kämpfen erwachsen, wird solche ja mit ihm theilen.

„Denken Sie ja nicht an ihre gebleichten Haare, schreibt er zurück: auch die meinen, meine Beste, sind nicht mehr jugendlich: Wir sind beide durch manches Unwetter, mit immer frischem Herzen gezogen; das Herz wird unser Alter verjüngen." Zugleich gibt er über das Innere von Stephansfeld und die Persönlichkeiten der Beamten jede nöthige Auskunft: er sagt, was er gethan, was er zu vollbringen hofft. Schon fünf Monate zuvor, als er der Missionärin seine Hand anbot, hatte er seine bescheidene Lage nicht verschwiegen; die Einsamkeit in der Anstalt, die Hindernisse die zu überwinden, in helles Licht gesetzt; aber im tiefsten Innern lebte ihm, bei alledem, die Hoffnung: es werde die rein und innig geliebte Freundin seine Bitte nicht versagen. Auch über die Verschiedenheit der Glaubensbekenntnisse hatte er sich ausgelassen, war jedem möglichen Einwand zuvorgekommen. „Ich wünsche, schreibt er, daß Heiterkeit und Zutrauen das Schiff, das Sie herüberführt, mit Ihnen besteigen." In seines Glückes

vorgeahnter Fülle sieht er die Freundin schon im Asyl angelangt, im Besitze der kleinen Wohnung, die er für Sie zurichtet, mit ihm, in den Mußestunden an seinen bisherigen Studien theilnehmen, die mitgebrachten Sämereien im Garten der Anstalt, zur Freude und Belehrung der Bewohner, hervorkeimen. „Unser Leben wird künftig Eins und dasselbe sein!"

Die allseitig liebensbedürftige Seele Richards ist uns bekannt: wie hätte er an diesem Wendepunkt das Gefühl, das ihn beseelte, in sich verschlossen! Sein erster Gedanke, nachdem er den Brief aus La Martinique beantwortet, mußte sich zu den Freunden wenden, die ihm in den Tagen der Trauer beigestanden. In die Schweiz, nach Italien, nach Frankreich sandte er dankerfüllte, freudetrunkene Missive. George Sand war fast allererst bedacht. Die Antwort dieser leidenschaftlichen Freundin auf Richards Mittheilung zeigt unverhüllt ihre damalige Ansicht über das Institut der Ehe, wie solches in unserer jetzigen bürgerlichen und religiösen Gesellschaft besteht; in mehreren ihrer ersten Schriften hat sie ja dieselben Ansichten genugsam hinterlegt und erörtert. George Sand's an Richard bei diesem Anlaß gerichtete Briefe tragen das Gepräge der nobelsten Aufrichtigkeit; die Verfasserin der Indiana, der Valentine und der Lelia, wäre es erlaubt, solche zu veröffentlichen, könnte dabei nur in günstigem Lichte erscheinen.

Die unwiderstehliche Abneigung dieser berühmten Frau gegen die Ehe, entsprang aus persönlicher, schmerzhafter Erfahrung, aus dem Schauspiel so vieler unglücklichen in dem Bereich ihrer Bekannten geschlossenen

Ehen, und vor allem aus der in dieser Hinsicht erstaunlich mangelhaften Selbstkenntniß des eigenen Busens. George Sand stieg nie zu dem eigentlichen verborgenen Quell des Unsegens und Unheils hinunter; sie verfolgte nicht das Uebel bis an die Wurzel. Sie wollte nicht einsehen, daß das menschliche Herz in seinem natürlichen Zustande ein von Grund aus verdorbenes, sündiges; sie hatte nie eine christliche Ehe in der Nähe beobachtet. Dieses Ideal einer christlichen Ehe, Richards Verbindung mit seiner Freundin, Mlle. Rivoire, sollte es ins Leben führen. Als George Sand ihren Brief mit den Worten schloß: „Gott erleuchte und unterstütze dich — sag' mir die Wahrheit, wie's dir auch geh'n mag!" . . . wußte sie nicht wie feurig Richard diesen Segen, diese innere Erleuchtung durch einen Strahl von oben begehrt hatte. Wenig Monde später konnte er seine alte Freundin über seine glückliche Wahl völlig beruhigen.

„So bist du denn zufrieden!" ruft sie in einem späteren Briefe. „Nun du mich und meine Befürchtungen Lügen strafst, so halte ich dich nicht für *verehelicht*, aber vor Gott mit einer Frau verbunden. Gott und die Liebe fesseln Dich. Darauf beruht Alles."

Auch Lamennais, welcher damals im Gefängniß von St. Pelagie ein Preßvergehen abbüßte, hatte bei Richards naher Verheirathung nicht geschwiegen. Sein Brief lautet ganz anders als die Episteln der George Sand; der philosophische Tribun theilte die Abneigung der Verfasserin der Lelia gegen die Ehe keineswegs; im Gegentheil glaubte er, das Glück hienieden

sei einzig und allein in solchem Bunde zu finden. Er schreibt:

Sainte Pelagie, 1. Juni 1841.

Im ersten Augenblick scheint mir die Heirath immer etwas sonderbares: aber bald sage ich mir, daß Sie keine bessere Wahl treffen konnten. Sie werden, ich zweifle nicht daran, in ihrer neuen Lage, an der Hand einer Gattin, die mit ihnen gleichgestimmt, all' ihre Neigungen theilt, das einzige Glück finden, das uns hier beschieden ist. Nun bin ich über ihre Zukunft ganz beruhigt. An meine Zukunft denke ich kaum: sie steht in Gottes Hand: ich suche die mir noch gegönnten Tage heitens zu benutzen. Ich weiß nicht ob Sie mein kleines Buch: „über die Religion" erhalten haben: ich bin mit dem Schluß eines andern Werkes: „Ueber die Vergangenheit und die Zukunft des Volkes" beschäftigt. Beide Opuskeln bilden die Theile Eines Ganzen. Das letztere ist eine Philosophie der Geschichte, und sucht die Lösung der jetzt schwebenden Fragen. Die „Skizze" werde ich erst fortsetzen, wenn ich wieder frei bin: noch hab' ich sieben Monate hier zu bleiben. Meine Gesundheit ist erträglich. Juni, Juli, August sind die bösen Monate: die Hitze wird in meinem Kerker unerträglich. Es sollte mich freuen, Sie und Mlle. Rivoire hier zu sehen: doch lieber in einer Oertlichkeit, wo wir freier und länger uns sprechen können. Nach neun Monaten entschließt man sich endlich meinem Neffen Auge einen Prozeß zu machen: der Ausgang ängstigt mich: es existirt keine eigentliche Belastung: man scheint also die Richter in der Hand zu haben. Um so mehr sind wir gehalten,

unserem Vaterland eine bessere Zukunft zu bereiten; an mir soll es nicht fehlen. Noch hätte ich mit Ihnen mich über vieles zu besprechen; doch was läßt sich in einem Brief sagen: ich käme an kein Ende. Leben Sie herzlich wohl."

Sollte ich sagen, Richard habe nach seiner Heirath ein neues Leben begonnen, so wäre das nicht richtig; er fährt, selbander, fort in dem schon seit einem Jahre begonnenen Werke. Im Monat September 1841 hatten sich Bräutigam und Braut zu Paris getroffen; die Seereise war für die Braut höchst beschwerlich gewesen; allein das Glück nach sieben Jahren der Trennung verwischte bald die Angst der Erwartung. In den ersten Octobertagen erfolgte der Einzug in Stephansfeld: die Beamten, die Schwestern hatten der langerwarteten Gehülfin einen herrlichen, herzlichen Empfang bereitet; ein Schritt über die Schwelle mochte der Gattin des Vorstandes die Gewißheit beibringen, daß der Mann ihrer Wahl wie ein Sendbote der Barmherzigkeit verehrt werde. Der Entschluß, den sie gefaßt, war in ihren eigenen Augen und durch den öffentlichen Beifall gerechtfertigt. Schon war die Metamorphose, die in Stephansfeld sich vollzog, im Elsaß, in Lothringen, in Paris bekannt. Richards Collegen in Frankreich konnten ihn als würdiges Musterbild in ihre Reihe aufnehmen. Von gleichgesinnten Seelen erhielt er Beweise des wachsenden Zutrauens, von der obern Behörde Zeichen der Erkenntlichkeit.

Aber die Aufgabe, die er über sich genommen, war auch unendlich schwer. Tägliche, stündliche Berichte

an seine Behörde, stündlicher, fortlaufender Umgang mit den Beamten und Bewohnern des Hauses, dabei blieb seine Thätigkeit nicht stehen. Mit den Verwandten der Irren, mit seinen Collegen unterhielt er eine ununterbrochene Correspondenz; dem Ideengang der äußern Welt blieb er nicht entfremdet; unumgängliche Besuche in der Nachbarschaft, Hülfsleistungen und kleine Armen-Stiftungen in Brumath brachten in seinen Lebenskreis eine Bewegung, die zwar keine Einförmigkeit aufkommen ließ, aber doch auf die Länge seinen eigenen Organismus angriff. Jahrelang hatte er die Gewohnheit, die wichtigsten Briefe, die er absandte, zu autographiren: mit diesen unschätzbaren Blättern läßt sich dem Laufe seiner täglichen Beschäftigungen folgen.

Ergreifend vor allem sind seine Berichte über empfohlene Kranke. In diesen intimen Mittheilungen über den geistigen und physischen Zustand der Patienten, dieser unselig gestörten Organismen, ist der Blick des Seelenarztes bemerkenswerth; einfach in seinem Ausdruck, und doch beredt, spricht er die reine Wahrheit aus, tröstet, beruhigt, läßt bessere Tage hoffen. Nach diesen Berichten war es mir ermöglicht, mehrere Lebensläufe zu verfolgen: alle sind wohl unaussprechlich traurig, aber lehrreich. Die meisten Fälle beziehen sich auf unvorgesehene Glückswechsel, auf Familienunglück: auf physische, unabwendbare Zufälle: oft aber lassen sie sich zurückführen auf dummen Eigendünkel, auf egeistischen, tollen Ehrgeiz, auf unbezähmte Leidenschaft, auf die Sucht, die Geheimnisse jenseits des Grabes zu erspähen. Unter den interessantesten

Gestalten, die vor meinen Augen, aus diesem Fegfeuer sich hervorhoben, rechne ich ein junges, vom Dämon der Poesie ergriffenes Mädchen, eigensinnig auf dem Gedanken bestehend: es liege ihre Zukunft in dieser Laufbahn, und sie seie so unglücklich, weil sie in einem Zustande der Gottlosigkeit verharre. Das unselige Geschöpf wähnte sich dem Heiligkeits-Ideale, das ihr vorschwebte, durch die Enthaltung jeder kräftigen Speise zu nähern: die sonderbare Abneigung konnte nur auf weitem Umwege, durch liebevolle Theilnahme bekämpft werden, und glaubte man gewonnenes Spiel zu haben, entstanden bei der Kranken neue Gewissensskrupel: das menschenfreundliche Bemühen mehrerer Monaten ging dann in einem einzigen Anfall von Wahnsinn wieder zu Grunde. Das unsägliche, Jahrelang fortgesetzte Bemühen des Vorstands und seiner engelgleichen Gefährtin, seine Empfehlung bei geistlichen und weltlichen Persönlichkeiten um das bedauernswerthe Mädchen, nachdem es hergestellt, irgendwo unterzubringen, seine Sorge für das künftige Loos der Armen, all' dies ließe sich nur aus den gehaltreichen Briefen ersehen, welche diese Episode in Richards bewegter Laufbahn veranlaßte.

Wenige Monate nach der Verehelichung Richards besuchte ich, von ihm und Doctor Röderer geführt, die Säle und die Gärten von Stephansfeld. Ich hatte mich auf ein schreckhaftes Bild gefaßt gemacht und war erstaunt, meine vorgefaßte Befürchtung auf ein bescheidenes Maß zurückgeführt zu sehen.

Der Vorstand selber war indeß für mich der Hauptgegenstand, und zwar der interessanteste meiner un-

willkürlichen Beobachtung. Zutrauen und Ehrfurcht bemächtigen sich meiner, als ich diese heitere, ruhige Gestalt inmitten der Gruppen der Bewohner des Asyls, in den Sälen, auf der Hausflur, in den Pflanzungen einherschreiten sah. Es war ein Sonntag-Abend. Wo er sich zeigte, überall Beweise der Verehrung, die er diesen Unglücklichen einflößte; dem fieberhaft aufgeregten, und den dumpf Hinbrütenden schien er gleicherweise den Balsam der Hoffnung mitzutheilen: er war für sie der Repräsentant der Regel und des Gesetzes, das Symbol der allgemein anerkannten Autorität, der gesunden Vernunft; für ihn waren diese Wesen nur unmündige Kinder, keine heruntergekommene Verirrte. Ausnahmsweise wurde er auch von irgend einem unzufriedenen, unruhigen Wahnwitzigen angehalten; der Eine führte Klage über einen harten, groben Wächter; der Andere behauptet: er sei ungesetzmäßig gefangen. Der Verstand antwortete stets in sanftem, kurzem, liebreichem Tone; es war die Antwort eines Vaters, der keine Rechnung über sein Verhalten oder die vorgeschriebenen Befehle abzulegen hat; doch stets begleitete ein Ausdruck des Mitleids und des Wohlwollens die kurze Rede. Lange gellten mir die Schimpfworte eines exaltirten Narren in den Ohren; er hatte sich mitten im Garten auf einen Rasenbügel geschwungen und bedrohte von dort aus seine Mitgefangenen und die vorübergehenden Directoren. „Sie befürchten keinen andern Ausfall von ihm," fragte ich schüchtern den Verstand. „Nein! er wird sich müde schreien!" „Und sie fürchten nicht das ansteckende Beispiel?" „Keineswegs; die anderen begreifen sehr wohl, daß der Arme

von Sinnen ist." Vor wenig Jahren noch wäre ein derartig Besessener eingeschlossen, geschlagen, jedenfalls hart behandelt worden; hier konnte er sich heiser schreien und brachte dabei nicht mehr Aufregung in die Masse der kranken Bewohner der Anstalt, als ein Trunkenbold, der an einem Sonntag-Abend auf der Straße dahinschwankt. So feste Wurzel hatte schon damals in Stephansfeld die eingeführte moralische und physische Gesundheitspflege gefaßt.

Ein anderer symptomatischer Zwischenfall trug sich zu, während wir durch einen Erholungssaal der weiblichen Irren gingen: eine der armen Insassen legte die Hand auf meine Schulter, als wollte sie mir den Mantel abnehmen; eine andere verwies ihr auf der Stelle diese Bewegung durch ihre Dazwischenkunft, und der Director dankte ihr lächelnd für diese Aufmerksamkeit. „Sie sehen", sagte er zu mir gewendet, „man weiß hier ganz gut, was schicklich und was unschicklich." In dem Korridor, vor dem abseits gelegenen Zellengefängnisse, das übrigens nur sehr wenig Bewohner zählte, hielt Richard vor einer Zelle still; der Insasse trat an das Gitter und steckte seine Hand hindurch: „Ihr begehrt Tabak", fragte ihn Richard, und ohne die Antwort abzuwarten, öffnete er seine Tabaksdose und leerte einen kleinen Vorrath in die Hände des Armen. „Aber seht einmal", sagte er zu ihm, „wie ihr ungehorsam seid: da habt ihr wiederum das Stroh umhergestreut, und die Matraze zerrissen. Ich gebe euch Tabak, damit ihr fromm seid." Ich fühlte, ich will es nur gestehen, einen Herzkrampf, als Zeuge dieses kurzen Auftritts: er ergriff mich, denn

so tief auch der Besessene gesunken, sichtbar blieb seine instinktmäßige Unterwerfung unter den väterlichen Oberaufseher, der ihn leise schmälte, aber sichtbarlich emporrichtete.

So sehr ich an Richard hing, so interessant auch das philosophische Studium des Wahnsinns sein mag, ich hatte nicht wie Paul Janet den Muth, sobald in das Innere von Stephansfeld wieder einzudringen. Mehrmals machte mir der Director freundliche Vorwürfe, doch meinen Widerwillen konnte er nicht bekämpfen.

Mir schienen die Bewohner von Stephansfeld eine Kolonie Schiffbrüchiger, Gestrandeter, von ihrem Vorstande in ihrem entblößten Zustande unter Dach und Fach Geflüchteter. Die erwiesene Wohlthat fiel auf keine undankbare Herzen. Wie innig Richard von der Gesammtheit geliebt, erwies sich, als seine Gattin von den Schmerzen der ersten Niederkunft ergriffen, stundenlang zwischen Leben und Sterben schwebte. In der Hauskapelle hatten sich die Schwestern versammelt und sandten ihr Gebet zum Himmel, um Erlösung für die Dulderin; ihnen auf dem Fuße nach folgten die Bewohner der Anstalt; der egoistische Schmerz der Kranken wich vor der allgemeinen Stimmung; und als man zuletzt erfuhr, dem Director sei ein Sohn geboren und seine Gattin am Leben, da machte ein Freudenschrei im ganzen Irrenbezirke sich Luft.

Kurze Zeit vor diesem Familienereigniß hatte Richard von George Sand ein frisches Zeichen der Anhänglichkeit erhalten: „Gesegnet sei, die dich so innig liebt", schrieb sie ihm: „gesegnet, die dir in allem so harmonisch ähnlich.

Es wäre in meinem Leben eine unsägliche Freude, sie zu sehen und ihr für das Glück zu danken, das sie dir gewährt, dir, den ich mehr als die meisten meiner Freunde liebe und schätze."

In demselben Briefe kündet sie ihm die Gründung der «Revue indépendante» von Pierre Leroux an, und sucht ihren Freund zu einem weitläufigen Berichte über Stephansfeld und die dort ausgeführte Behandlungsweise zu bewegen. George Sand glaubte die Heilung des Irrsinns und der verbrecherischen Instinkte seien gleichermaßen möglich; der Mörder und der Wahnsinnige seien derselben Krankheit verfallen; sie leiden, glaubte sie, an einem Fehler des Organismus, und ihre Heilbarkeit sei der menschlichen Intelligenz anheimgegeben ... Nach ihrer Ansicht seien die Todesstrafe und das absolute Zellensystem für den Verbrecher eben so tadelnswerth, als die Einschüchterung und strenge Absonderung für die Irren. Man kann, auch ohne die Ueberzeugung der berühmten Schriftstellerin bezüglich der Todesstrafe zu theilen, doch ihren edelmüthigen Gesinnungen gerecht werden und sich leicht vergegenwärtigen, wie ersprießlich und wohlthätig solch ein Ideenaustausch für Richard in seiner Abgesondertheit wurde. Mit inniger Theilnahme mußte er wohl die Beschreibung des Familienlebens in Nohant in sich aufnehmen, mit tiefer Rührung wiederholt die Blätter durchlesen, worin G. Sand liebenswürdig und naiv über ihre Kinder sich ausläßt: „Gott wird all' diese Seelen neugebären; es sind keine ganz unwürdige Seelen; auch die meine ist es nicht, so viel Stürme sie auch erlitten, so viel sie auch geschwankt. In diesem

Leben bringt mich nichts mehr zur Verzweiflung, erschreckt mich nichts mehr absonderlich. Ich wandre dahin, wie an einem Nebelmorgen, auf den eine schöne Sonne folgen muß."

Ich kehre zum Director von Stephansfeld zurück. Bald nach der ersten Niederkunft seiner Frau konnte er die allgemeine Zuneigung, den willfährigen Gehorsam seiner Pflegebefohlenen zum zweiten Mal erproben. Es waren im Bezirke der Anstalt, ganz vor Kurzem, Scheunen und Vorrathskammern mit großem Kostenaufwand gebaut worden. Am Eingang einer Sommernacht, um 10 Uhr Abends, schlug der Blitz in die Gebäulichkeiten; in wenig Minuten stunden sie in voller Flamme. Der Unfall brachte selbstverständlich im ersten Augenblick die ganze Anstalt in Bewegung; nicht ein Gefangener suchte zu entfliehen; die Kräftigsten unter den Irren betrugen sich wie eine geschulte Feuerwehr und brachten die Getreidevorräthe in Sicherheit. Als die Hülfe aus den benachbarten Ortschaften herbeikam, war die Hauptgefahr schon beigelegt. Die Aufregung in den Krankensälen beschwichtigte sich bald; aber der materielle Schaden war beträchtlich. Die Geistesgegenwart hatte dem Director während der Schreckensnacht nie gefehlt; aber es blieb ihm davon eine andauernde Erschütterung, die ihn gegen andere spätere Unfälle weniger geharnischt ließ.

Auf Geduldproben war er zum Voraus gefaßt; sie sollten ihm nicht fehlen. Ich spreche nicht von persönlichen Gefahren; diesen bot er muthig die Brust. Ein spanischer Priester, den man nach Stephansfeld brachte, war mit geheimen Waffen versehen; er stürzte

sich auf den Director; mit Mühe wurde der Tobsüchtige entwaffnet. Einer der Wächter wurde bei einer andern Gelegenheit das Opfer zu großer Zuversicht. David Richard beharrte aber in seinem Systeme; mörderische Anfälle kamen nicht weiter vor.

Aber in der innern Verwaltung des Hauses wurde er zwei oder dreimal schändlich durch untreue Rechnungsführer betrogen: das waren dann schwere Tage und Wochen. Andererseits konnte der Director auf ergebene, unwandelbar treue, brüderlich gesinnte Beamte zählen: scharfsinnig wählte er, unter den Kranken selber, Mitarbeiter, die seinem Systeme die Krone aufsetzten: lieferten sie doch den Beweis, daß eine sanfte, gerechte Behandlung der Irren gute Früchte bringe.

Die ganze erste Periode der Verwaltung von David Richard (1840—1848) ist durch unbestreitbaren Erfolg bezeichnet. Die Zahl der Aufgenommenen stieg auf das Doppelte; die treffliche Anstalt wurde über die Grenze der Provinz hinaus bekannt, und zwar ohne den Beistand oder die Reklamen der öffentlichen Blätter.

Hätte im Jahre 1840 ein Optimist vorausgesagt: Bevor ein Decennium verstrichen, werden die Irren sich frei in Wäldern und Feldern ergehen, werden einen weiten Umkreis von Aeckern bewirthschaften: im Innern des Hauses werden mehrfache Handwerksstätten errichtet sein; unter den Frauen und Mädchen der Anstalt werden sich zahlreiche Gehülfinnen für die Schwestern heranbilden und theilnehmen an der Führung des Haushalts; der Primär-Unterricht wird zur Wiederherstellung der kranken Köpfe bedeutend beitragen; neben dem regelmäßigen Unterricht werden lautgehaltene Vorträge und

Lectüren die Aufmerksamkeit der Zuhörer fesseln und dem Gefühle ihrer eigenen Leiden entfremden; religiöse Gesänge werden von denselben in der Hauskapelle, mit Orgelbegleitung, angestimmt werden, in den Erholungsstunden häusliche Festchöre ertönen . . . . .

Wer hätte damals nicht solche Prophezeiung mitleidig oder ironisch lächelnd aufgenommen?

Und hätte nun gar dieser Optimist, diese Versprechen noch überbietend, und in die Ideen des Directors sich vertiefend, vorhergesagt, daß diese Bewohner eines Irrenhauses sich wie vernünftige, für die Gesellschaft wieder gewonnene Wesen, zu bestimmten Tagen in dem Salon Richards versammeln würden, daß dort das Schachspiel, das Brettspiel während einigen Stunden die eingeladenen Gäste fesseln, daß Gesang und Musik diese der Geselligkeit gewidmeten Augenblicke noch kürzen würden; daß während den Fastnachtsabenden dort Lustspiele aufgeführt, daß in den Reihen der Gebildeten sich der eine oder der andere, ich will nicht sagen zur Dichtung, aber zur Verzifizirung versteigen, und die Geburtstage des obersten Beamten feiern würde, fürwahr das Publikum hätte sich von solcher Gasconnade abgewendet, und doch kam dieses unglaubliche Programm zur Ausführung.

Sobald Richard zu dem klaren Bewußtsein seiner Bestimmung sich erhob, entsagte er jeder hierarchischen Beförderung. Im Jahre 1844 wurde ihm die höhere Stellung eines Generalinspectors der Irrenanstalten angeboten; er wäre dadurch einen Theil des Jahres seinen Pariser Freunden und den hochgebildeten Kreisen, die er so sehr schätzte, wieder nahe gerückt; seine Antwort

auf die erste Anfrage war sogleich abschlägig. „Ich fühle, daß ich bei den mir Anvertrauten die Stelle eines Pflegevaters versehe. Die Anstalt ist noch auf besseren Fuß zu bringen; es bleiben noch Gebäulichkeiten für wenigstens 200,000 Fr. auszuführen: mein Beruf ist hier."

Doch fügen wir gleich hinzu: Dieser Beruf war nicht in dem Inneren von Stephansfeld abgeschlossen. Richard hatte das Amt eines Beichtigers übernommen; von Nah und Fern wandten sich Freunde und Bekannte an ihn. War Einer in dem weiten Kreise von einem Seelenleiden befallen, er suchte bei Richard Trost und Linderung, und Er öffnete dem Kranken den Schatz seiner unerschöpflichen, christlichen Liebe. Und wie viele Dulder ergriffen seine hülfespendende Hand!

. . . . Eine ehrwürdige Tochter Pfarrer Oberlin's, Frau Rauscher, stand in öfterem Briefwechsel mit ihm: wir errathen leicht weshalb. Von Zeit zu Zeit kam die bejahrte Matrone zum Director von Stephansfeld, erholte sich Rath bei ihm und vergalt ihm Gleiches mit Gleichem. Richard hatte das Steinthal, wie ein frommer Pilger, besucht: Oberlin's Andenken war ihm hoch und werth; er fand in ihm einen protestantischen François de Sales.

In Richards Korrespondenz kommt noch ein anderer Name häufig vor; es ist der von Antigone von Mancy. Die Briefe dieser frommen Dame sind von einem Hauche der Entsagung und der Heiligung durchwebt. Sie hatte für David Richard einen unerschöpflichen Schatz von Mutterliebe, die er leider nicht

mehr bei seiner eigenen, wahnsinnigen Mutter finden konnte. Eine Zeitlang hatte er diese in Stephansfeld aufgenommen; seine Rettungsversuche scheiterten. Man mußte die Unglückliche in das Krankenhaus von Lyon zurückführen. Richard glaubte, in ihr einen sonderbaren Zwiespalt zu entdecken; es schien, als ob ihre Gehirnhöhle in zwei ganz verschiedene, feindliche Hemisphären getheilt wäre. Für sie war jedes „Individuum ein doppeltes Wesen; gut und liebenswürdig, wenn man nach ihrem Willen that, hassenswerth bei jedem Widerstand. „Die Logik bewährt sich auch in der Unvernunft", sagte Richard, diesem progressiven Zersetzungsprozesse gegenüber, den er leider nicht hemmen konnte. Die Gabe Wunder zu wirken, besaß er nicht, und in seinem Unvermögen beugte er das Haupt vor einer höhern Macht. Doch weniger als vielen anderen war ihm Demuth anzubefehlen. Ruft er doch in einem Briefe an Lamennais schmerzhaft aus: „In den Geistes-Krankheiten ist noch alles tiefes Geheimniß. Meist sind wir genöthigt die Symptome zu bekämpfen, da wir nicht das Grundübel erreichen. Bei den meisten Irrsinnigen ist der Wille gelähmt und wird nur durch einen äußeren Anstoß in Bewegung gesetzt. Doch, wo ist sie aufzuspüren, die Urkraft, die ihnen abgeht? sie sind nicht stark genug, sich zu freiwilligem Gebet zu erheben: kaum fühlen sie, was ihnen fehlt. Der am schwersten zu heilende Wahnsinn ist der aus einer Lücke in den Grundfakultäten entspringende."

In allen an Lamennais gerichteten Briefen Richards webt ein Geist der Ehrfurcht, der sich nie ver-

läugnet, auch da der Meister auf einen ganz andern religiösen Weg als der Jüngling einherschreitet. Unverwüstlich lebte in Richards Gedächtniß die Erinnerung an die Aussichten, die ihm der Einsiedler von La Chesnaie auf das weite Gebiet der Gedanken eröffnete. Mit Ungeduld erwartete er jedes neue von Lamennais ausgegebene Werk und besprach sich darüber mit dem Verfasser. Vor das Bild „des muthigen Philosophen" führte er oftmals seine Kinder.

Ein hoher schwer erworbener Ruf, im Gebiete der Wissenschaft oder der Literatur stimmt mich unstreitig zur Verehrung; auch dem Gefühle der unzerstörbaren Dankbarkeit glaub' ich nicht entfremdet zu sein; somit scheint mir das Verhältniß Richards zu Lamennais ein ganz natürliches, gebotenes; und doch mag ich in seinen Briefen lieber die Erfahrungen, die Entdeckungen, die er in obscuren Kreisen macht, die Geständnisse, die ihm zugehen, die Gewissensscrupel, die ihm vorgelegt werden.

Mir ist hier eine Grenzlinie vorgezogen, die ich nicht überschreiten darf; ich kann den Schleier, der über so viel fürchterliches Unheil geworfen ist, nicht lüften. Doch ist mir gestattet, in dieser psychologischen Vorrathskammer eine Wahl zu treffen, anzudeuten, wie Richard sein eignes Leben, das Leben seiner Freunde und seiner Beichtkinder verstand.

Ein junger Mann, aus einer großen Fabrikstadt, wendet sich eines Tages an ihn, und zwar in sonderbarer Angelegenheit. Es hatte derselbe einen anonymen Brief an ein Mädchen geschrieben und darin eine unendliche glühende Leidenschaft geheuchelt. Nichts

ist wohl niederträchtiger, dummer und strafbarer, als ein anonymer Brief. Die Elenden, die sich solches erlauben, verdienten, käme man ihren Fingern auf die Spur, eine exemplarische, schülerhafte Strafe. Genug, bewußtes Mädchen hatte sich die Sache sehr zu Herzen genommen, es hinterdachte sich und mußte nach Stephansfeld gebracht werden. Der anonyme Briefsteller erfuhr die Katastrophe, fühlte sich schuldig und klagte sich reuevoll, zerknirscht, bei Richard an. Der Director glaubte an die Aufrichtigkeit des Sünders, an sein Seelenleiden und sucht ihn auf einem Umwege zu beruhigen: „seine Eitelkeit spiegele ihm Trugbilder vor; das bewußte Mädchen sei einer ganz anderen unglücklichen Leidenschaft als Opfer verfallen; ihre Aufführung sei tadellos, aber die Veröffentlichung ihrer Neigung habe ihre Ruhe zerstört, ihren Verstand getrübt.

„Und nun, auf Sie, mein Herr, zurückzukommen", fügt Richard hinzu, „weil Sie mich mit ihrem Zutrauen beehren, gebe ich Ihnen den wohlgemeinten Rath; büßen Sie Ihre unfreiwillige Sünde ab, nicht durch unfruchtbare Reue; streuen Sie in Ihrem Umkreis Wohlthaten aus, wenden Sie sich an die ewige Trostesquelle; ihre Seele wird sich beruhigen und klären."

Es steht zu hoffen, daß der bewußte Jüngling dem Rathe des Verstandes folgte und gewiß keinen anonymen Brief mehr schrieb.

Der Philosoph Pierre Leroux hatte unter Richard's Aufsicht einen der Trunksucht ergebenen Wahnsinnigen gestellt. Richard bekämpft mit gewohnter Selbstver-

läugnung den Dämon, der sich des lasterhaften Kranken bemächtigt hatte, und schickt von Zeit zu Zeit Bericht über den Zustand des Schützlings. Hier finden wir nun, neben der Tragik von Stephansfeld, einigermaßen ein komisches Gegenstück.

„Es wird schwer halten, unserm Subjecte beizubringen, daß Sie nicht immer seine tollen Launen befriedigen können. Er bildet sich ein, es müßte ein großer Philosoph auf Gold gebettet sein, nichts sei ihm unmöglich. . . ." „In einer gut verwalteten Gesellschaft sollte das wohl stattfinden" fügt Richard ironisirend hinzu, „wie schön wäre das! die Macht der Intelligenz über die materielle Welt!" Mehrmals wurde der Kranke in Freiheit gesetzt, scheinbar geheilt; kaum sich selber wieder überlassen, verfiel er in seine alte Angewöhnung, gerade wie die Opiumraucher, die verdummt mit Tode abgehen.

Einem alten Freunde, dem ein schnell verschleudertes, aber zum Voraus aufgezehrtes Erbe zugefallen, und der sich und seine leider nicht schuldlose Gattin in dem Strudel der Pariser Welt verlor, schreibt er mit katonischer Strenge folgendes Donnerwort: „Du schließest die Augen vor der steigenden Fluth der öffentlichen Verachtung; wenn die Wellen über dein Haupt gehen, werden deine Feinde dich verhöhnen, deine Freunde dich betrauern; dann aber kömmt jede Hülfe zu spät."

Ein ganzes Jahr lang stellte sich Richard, den beiden Gatten gegenüber, als der Vertheidiger der unerbittlichen Moral hin; es war leider ein unfruchtbarer, unnützer Kampf. Richards Briefe in diesem

bürgerlichen Drama, sind meisterhaft beredt: er erscheint darin als ein Priester, als ein Prediger in der Wüste. Die unbezähmbare Leidenschaft des Sinnengenusses und der Eitelkeit behaupten ihm gegenüber das Feld.

Unter ganz anderen Umständen wurde ihm der Sohn eines elsässischen Pastors zugewiesen. Für diesen Jüngling war gute Aussicht auf Heilung: er gehörte in die Klasse der Monomanen, deren Gehirn nur theilweise angegriffen ist. Richard, wir wissen es schon, glaubte fest an specielle Gehirnorgane; er griff mit dem aus vergangener Erfahrung geschöpften festen Glauben, die Krankheit dieses Armen an dem speciellen wunden Gehirnstheile an. „Der junge Mann träumt mit offenen Augen", schrieb er an seine mütterliche Freundin Rauscher; „das ist nicht selten, der Irrsinn besteht oft nur in der Vermengung zweier, bei normalem Leben geschiedenen Zustände." Der Knabe konnte seinen Eltern wieder geheilt zugeschickt werden. Mir ist nicht bekannt, ob die Heilung sich dauerhaft und vollständig erwies; die Rückfälle sind häufig: der wiederhergestellte Irre findet nicht immer in seiner Familie oder im täglichen Leben wie im Irrenhaus die zarte Pflege, die für seinen moralischen und physischen Zustand geeignet ist. Wie viele dieser emancipirten Kranken wünschen nicht in die liebevolle Atmosphäre zurückzukehren, die sie im Bezirk von Stephansfeld umgab? Gehören diese Unglücklichen in die ärmere Gesellschaftsklasse und fallen sie der Gemeinde zur Last, da werden sie ein Gegenstand der Verachtung: es wird den Verwahrlosten nur mit Härte

begegnet und sie taumeln unwiderruflich in den Schlund zurück, dem sie kaum entronnen. Für diese Klasse stiftete vor Jahren Richard eine Patronatgesellschaft, und zwar mit dem rührigen Eifer, den er an solche Herzens- und Geistesangelegenheiten wandte. Er organisirte mit Hülfe seiner Freunde und des größeren Publikums eine sogenannte loterie de charité, die seiner Erwartung entsprach.

Ueber diesen täglichen Wirkungskreis hinaus stiftete er, mit seiner Gattin Beistand, zu Brumath Hilfsgesellschaften, ein kleines Hospiz und eine Kleinkinderbewahranstalt.*) Damals (1847) waren solche Asyle im Elsaß nur vereinzelt anzutreffen. Als der Präfect, der sich nicht leicht der Bewunderung oder dem Enthusiasmus überließ, das letztere besuchte, ergriff ihn unwiderstehliche Rührung, und er bezeugte sie dem Direktor durch wiederholten Druck der männlichen Hand.

Ich kehre in den inneren Bezirk von Stephansfeld zurück. Es wurde etwas weiter oben eines jungen, von religiöser Monomanie ergriffenen Mädchens Erwähnung gethan. Die Arme machte sich auf das nahe Ende der Welt gefaßt. Seiner mütterlichen Freundin Rauscher schrieb Richard über das unglückliche Wesen: „Sie hat einen hartnäckigen Willen, der die besten Gefühle ins Ungeheuerliche steigert. Der Herr Bischof

*) Der eigentliche Gründer des Brumather Hospiz war Hr. Pfarrer Köhler; jedoch stand ihm Richard durch Rath und That bei.

ist an ihr gescheitert: sie stößt jede menschliche Zuneigung zurück, denn nach ihrer Ansicht thäte sie der Liebe zu Gott Abbruch, und Gott allein will sie sich ergeben". Unterdessen starb die Mutter Julia's, so hieß die Arme, eine wohlthätige Erschütterung erfolgte in dem Gemüthe der Kranken, es wurden ihr lichte Augenblicke zu Theil, sie fing an zu verstehen, daß sie Pflichten gegen jüngere Mitglieder ihrer Familie zu erfüllen habe. Aus eigenem Antrieb verlangte sie in die Außenwelt zurückzukehren. Richard übergab sie einer Verwandten, die in einer Kongregation zu Senlis ähnliche Dienste wie Frau Richard in Stephansfeld leistete.

Zwei Jahre vor der Februar-Revolution, die in Richards Leben eine neue Epoche heraufführte, fand er sich mit Pater Lacordaire zu Straßburg in vorübergehendem Kontakte.

Er besprach mit dem beredten Dominikanermönche den Einfluß des Reichthums und vertheidigte eine den Aeußerungen des berühmten Redners diametral entgegengesetzte Thesis. „Edelmüthige Gemüther werden nicht durch den Genuß eines großen Vermögens verschlechtert", rief er aus, und zwar in einem Augenblick, wo durch traurige Erfahrung auf diesem Boden er zu andern Ansichten berechtigt gewesen wäre. Die Predigten Lacordaire's bewunderte er durchaus nicht in ihrer Totalität; die schöne Form ließ er gelten, viel weniger den Inhalt. Ob er, freimüthig wie Molière's Alceste, sich gegen den Redner selber so ausgesprochen, ist mir nicht bekannt; in einem Brief an einen gemeinsamen Freund war er weniger zurückhal-

tend. So gern Richard sich vor ausgezeichneten Geistern beugte, behauptete er doch immer die Unabhängigkeit, die Freiheit seines Urtheils. Vor der mildthätigen Liebe allein neigte er das Haupt. Den pflichtgetreuen Dorfschulmeister, den Commis, den Aspiranten, zog er zu sich herauf. „Ich glaube nicht", schrieb er an Frau Rauscher, „daß irgend ein Anblick mehr zur Demuth stimmen dürfte, als das Innere eines Irrenhauses, mein täglicher Aufenthalt!" Er hatte den Pater Lacordaire zum Besuch von Stephansfeld eingeladen, vielleicht mit dem Hintergedanken, dem modernen, von hunderttausend Stimmen gepriesenen Chrisostomus einen Wink zu geben über die Nichtigkeit und die Leere des irdischen Ruhms.

Zur selben Zeit (1846—1847) lastete die Sorge eines Fehljahres auf ihm. Die Bauten eines neuen Hauses für die weiblichen Irren erlitten eine Unterbrechung und der politische Himmel verfinsterte sich. Die Revolution in der Schweiz hatte den Direktor von Stephansfeld, der sein altes Vaterland immerfort liebte, schmerzlich beschäftigt. „Meine Sympathien", schrieb er im Jahre 1848, „sind auf Seite der Besiegten. Die Stifter des Bundes erleiden die Schläge ihrer Kinder." Und dann, zu den italienischen Angelegenheiten übergehend: „Die Vorsehung hat einen wohlwollenden Papst auf den heiligen Stuhl berufen. Lamennais muß zufrieden sein: seine Wünsche gehen nach und nach in Erfüllung. Ich weiß nicht mehr, was der Protestantismus bedeuten soll; im Herzen bin ich katholisch, weil der Katholizismus zum Volksfreund wird und die päpstliche Gewalt der Freiheit die Hand

bietet. Ich bin bereit, auf die große Heerstraße des Christenthums zurückzukehren."

So spricht er denn das große entscheidende Wort gelassen aus. Während die politische Welt um ihn her aus ihren Fugen ging, vollzog sich in seinem Innern eine persönliche Krise, weniger stürmisch, denn sie war schon lange vorbereitet, doch ernst genug, denn zu den Sorgen des Familienvaters und des Irrenvorstandes gesellte sich die Sorge über die Kritik, die sein Entschluß, sobald er bekannt geworden, hervorrufen mußte. Ich werde ihn bald auf diesem schwierigen Wege begleiten und den Eindruck des entsprechenden Schritts auf seine älteren Freunde beobachten.

Die Februarrevolution brachte zum Theil solche Freunde an das Ruder. Seinem Grundcharakter treu, machte er nicht den geringsten persönlichen Gebrauch von seinem Einfluß in der politischen Sphäre. Sein Ehrgeiz, wir wissen es schon, reichte nicht über die Pforte von Stephansfeld hinaus; sein Wunsch mußte sich einfach auf die Sicherung der geliebten Anstalt mitten in den erschütterten Zuständen des Departements und Frankreichs beschränken. Der Bürgerkrieg, die öffentlichen Katastrophen, das Familienunglück, die zerstörten Vermögensverhältnisse, der gesteigerte Ehrgeiz, die fehlgeschlagenen tollen Erwartungen mußten überdies den Irrenanstalten zahlreiche neue, unvorhergesehene Pfleglinge zuführen. In solchem kritischen Augenblick konnte es weniger als je dem berufstreuen Vorsteher des Asyls von Stephansfeld in den Sinn kommen, sich in die Fluth des politischen Lebens zu stürzen.

In einem der ersten von ihm im März 1848 geschriebenen Briefe erwies er sich als muthiger Freund und als Anwalt einiger mit Unrecht angegriffenen Beamten. Wie immer nach einem politischen Umsturz, brach in Paris und den Hauptstädten der Provinz die Treibjagd auf die öffentlichen Stellen los. Anklagen, richtige und falsche, flogen nach Paris. Richard fühlte sich gedrungen, seinen Freund Carnot, den Minister des öffentlichen Unterrichts, gegen die Beschuldigung zu wappnen, welche die Existenz des Rektors der Straßburger Akademie*) und des Directors der Normalschule**) bedrohte. Richard fühlte sich zu diesem Schritte bewogen durch das häßliche Schauspiel, welches die damaligen hohen und niedrigen Sykophanten aufführten. Die Februarrevolution an sich tadelte er kaum, er liebte die Juliregierung nicht und glaubte, mit der Gründung der Republik beginne eine bessere Zeit. Sogar nach den furchtbaren Junitagen verleugnete sich sein Optimismus keineswegs. Doch hätten ihn die ersten Nachrichten, die er von Lamennais schon im Monat März empfing, eines Besseren belehren können.

Lamennais schreibt aus Paris, den 10. März 1848:

„Ich danke Ihnen, lieber Freund, für Ihren Brief und schreibe geschwind, kurzweg, denn seit vierzehn Tagen stehe ich auf der Bresche und falle um vor Müdigkeit. Die großen Eroberungen Februars müssen gegen höllische Faktionen gesichert werden. Gott wird uns beistehn, und mögen die Menschen noch so unsinnig

*) Michelle.

**) Vivien.

handeln, die Menschheit wird voranrücken. Die Republik allein scheidet uns von einem sozialen Kriege, sie allein hält uns am Rande eines bodenlosen Abgrundes aufrecht. Dieser Gedanke muß in den künftigen Wahlen vorwalten Frankreichs Heil hängt davon ab; ich hoffe, ja ich bin des festen Glaubens, daß der Lebensinstinkt Frankreich über die jetzigen Tage aufklären wird.

„ . . . Fassen Sie in diesem Augenblick keinen Entschluß über den ernsten Schritt, von dem Sie mir schreiben. Ernsthaft muß derselbe überlegt werden. Warum kann ich Sie nicht persönlich sprechen?

„In meiner „Philosophischen Skizze" habe ich den wichtigen Abschnitt über die Religion beendigt. Sie werden diesen Theil meiner Arbeit, ich hoffe, nicht ohne Interesse lesen.

Ich umarme Ihre kleinen Kinder und Sie selbst recht herzlich. Meine beste Empfehlung an Mad. Richard."

Lamennais' kurzer Brief beantwortete eine längere Auseinandersetzung Richards über seinen Geisteszustand beim Ausbruch der Revolution. Die Begebenheiten haben Richards Ansichten zum Theil Lügen gestraft; aber es athmet das vor seinem väterlichen Freunde abgelegte Bekenntniß einen so naiven Enthusiasmus, daß ich mich, etwas davon mitzutheilen, gedrungen fühle:

„Gott sei gelobt! Er hat dem Volke den Sieg geschenkt und Ihre politischen und religiösen Wünsche zum Theil erhört. Ja, es geht in Erfüllung, was Sie prophetisch seit vielen Jahren gepredigt und wofür

Sie Verfolgung und Kerker und Verleumdung erduldet. Frankreich, Italien, die freien Völker alle, sind Ihnen Dank und Verehrung schuldig: Sie werden durch Ihre letzte Schrift ein neues Anrecht auf die öffentliche Huldigung erwerben. Ich fühle mich unwiderstehlich angezogen durch den Katholizismus im Bunde mit der Freiheit; bei den jetzigen Zuständen scheint er mir ein lebendiger Centralpunkt. Doch ein Bedenken, werthester Freund, muß ich Ihnen mittheilen. Ich richte an mich selber die Frage: Wie kömmt es, wie ist es möglich, daß Sie, der Lehrer, der mich über die Größe des Katholizismus in der Geschichte aufgeklärt, der meines Geistes Finsterniß zerstreute, daß Sie nicht auf die Seite des großen Papstes treten, des Papstes, welchen die Vorsehung der Welt geschenkt? Warum widerstehen Sie den Bitten, welche ihr Freund, Vater Ventura, an Sie gerichtet?

„In den jetzigen Tagen fände Ihre Stimme einen allgemeinen Anklang. Geben Sie die Erklärung ab, warum sie noch zögern, in den Schooß der Kirche zurückzukehren; es wird Ihnen die öffentliche Meinung beistehen. Der Protestantismus löst sich auf; wo ist er? Die Geister sind es müde, vereinzelt im Zweifel zu leben; sie dürsten nach Wahrheit und Einheit. Seit drei Jahrhunderten war wohl kein Augenblick günstiger, die Menschheit unter einem einzigen Hirten zu sammeln.

„Ich liebe, ich ehre Sie mit kindlicher Seele; sagen Sie mir, was ich thun soll; Ihr Rath ist unschätzbar für mich: ein Wort aus Ihrem Munde wird noch den schon lange angehäuften Schatz der Erkenntlichkeit und der Anhänglichkeit mehren."

Aus dem oben angeführten Brief von Lamennais erfahren wir, daß er seinem Freunde die Verzögerung des wichtigen Schrittes anrieth. Hätte Richard zwischen den Zeilen die eigentliche Meinung des Briefstellers gelesen und befolgt, er wäre nicht zu der katholischen Kirche übergegangen. Damals schon hatte Lamennais mit seiner ganzen Vergangenheit gebrochen: im tiefstem Grund der Seele konnte er auch die Februarrevolution nicht gut heißen.

Die bevorstehenden Wahlen beschäftigten D. Richard: er brach das Schweigen zwar nicht durch ein politisches Glaubensbekenntniß, dazu hatte er weder Zeit noch Lust, aber er wünschte den besten Modus anzudeuten, wodurch die Landesinteressen gehörigst vertreten würden. Der Niederrhein hatte 15 Deputirte zu wählen. Während seinem langen Aufenthalt in Paris und seinen Verbindungen mit den Redakteuren des «National», des «Bon sens», der «Revue encyclopédiques», hatte sich Richard mit diesen Fragen vielfach befaßt: er war befugt, eine praktische, rationelle Meinung zu äußern. Am 17. März 1848 überreichte er dem Redakteur des „Niederrheinischen Kuriers" einen Vorschlag, mit einem präzisen Muster-Programm über die wünschenswertheste Vertheilung der Wahlstimmen. Ihm zufolge sollten der Ackerbau, der Handel, die Industrie, die Verwaltung, die Gesundheitspflege, die Hospize, die religiösen Konfessionen, die öffentlichen Arbeiten, je zwei spezielle Repräsentanten in die Nationalversammlung schicken. Das aufgewühlte Land konnte einen so billigen Vorschlag nicht genehmigen: dazu wäre eine relative Ruhe vonnöthen gewesen.

Nach den Junitagen schreibt Richard an Frau Geoffroy von St. Hilaire, um Nachricht einzuholen; dabei bemerkt er nicht unrichtig, daß man es sich zum Glücke rechnen könne, einen offenen Kampf und keine Justizmorde wie im Jahre 93 erlebt zu haben.

Im Oktober 48 ist er hoch erfreut, H. Léon de Malleville als Präsidenten der konstituirenden Versammlung begrüßen zu können. Er verdankte ja diesem Ehrenmann seine Berufung nach Stephansfeld. An Frau von Preissac, eine Freundin desselben, schreibt er bei dieser Gelegenheit folgenden, für seine eigenen Absichten bedeutungsvollen Brief:

„Inmitten der Gährung der Gemüther in Frankreich und Europa giebt mir ein günstiges Symptom gute Hoffnung; mir scheint, das religiöse Gefühl greife um sich; im göttlichen Gesetz beginnt man die „Einheit" zu suchen, die den irdischen Angelegenheiten abgeht. Mehr als einmal freute ich mich, in der Nationalversammlung Anklänge an dieses Gefühl zu finden, man kehrt zu dem Christenthum zurück. Eine christliche Republik, worin sich alle Gutgesinnten zusammenschaaren, das ist mein Ideal! Wirft man die Augen um sich her auf so viel Elend, so unsägliches Leiden, da wird man zu Gott, dem einzigen Helfer und Retter, hinaufgezogen. Von oben her muß ein Hauch diesen Menschenstaub in eins zusammentreiben, und alle, die um Licht, Gerechtigkeit und Friede flehen, befriedigen."

Wenig Wochen nach dieser Aeußerung, die seinen entscheidenden Schritt andeutete, ging Richard zum Katholizismus über. Er benachrichtigte sofort Frau

Rauscher: sein an Sie gerichteter Brief ist in festem Tone gehalten; er gesteht der Tochter Oberlin's, daß die Spaltungen der protestantischen Kirche ihn zur Bekehrung getrieben; daß Oberlin's Beispiel in der abgetrennten Kirche kein maßgebendes Beispiel aufstelle; daß er in der katholischen Kirche eine Reihenfolge von Heiligen und großen Musterbildern vorfinde. Er bemüht sich, der alten Freundin die Ueberzeugung beizubringen: „er sei durch eigene Studien und Forschungen zu diesem Resultate gelangt, und der Einfluß seiner Gattin belaufe sich dabei auf nichts." Ob er seine Ueberzeugungen der Freundin beibrachte, weiß ich nicht: es folgte eine briefliche gegenseitige Erörterung, die zu keinem Austrage mehr führen konnte; die früheren guten Verhältnisse wurden indeß nicht gestört. Oberlin's Tochter und Richard wandelten wie zuvor auf dem gemeinsamen Pfade der christlichen Wohlthätigkeit.

Ich muß hier frankweg eingestehen, daß Richard sich ganz eigene Vorstellungen über die eventuellen Folgen seiner Bekehrung machte. Er glaubte, es drohe ihm, während der politischen Krise, eine Gefahr nach diesem Schritt. Hierin irrte er durchaus; die aufrichtigen Beweggründe Richards wagte niemand zu bezweifeln.

Wenn irgend Jemand auf Richard einen gewissen Einfluß geübt, so war es der gelehrte Forscher Guerrier de Dumast von Nancy. Auch ihm kündet der Director seine Rückkehr in den Schooß der älteren Kirche an. „Sonderbar genug", so läßt er sich aus, „ich der Schüler von Lamennais, ich, dem er jedes Vorurtheil gegen den dogmatischen Katholizismus benommen, ich bin jetzt der Anwalt desselben, gegen den

früheren geliebten Lehrer." Und George Sand? werden mich wohl meine Leser fragen. Wie? hat Richard diese treue Freundin nicht von dem gewichtigen Schritte in Kenntniß gesetzt? Hat er, der eifrige Neugeborene, nicht versucht, das verirrte Schaf zu dem treuen Hirten heim zu führen? Er that es, aber erst nach einiger Zeit; wohl mochte er im ersten Augenblick sich beklommen fühlen, zurückschrecken vor einem Geständniß, das von einer Freidenkerin als eine Schwäche ausgelegt werden mußte. Erst im Jahre 1855 besprach sich Richard mit ihr über den heiklen Gegenstand. In ihren damals erscheinenden autobiographischen Memoiren war David Richard mit enthusiastischem Lobe überschüttet worden, in ihren Augen war er „ein Engel". Dagegen protestirte Richard ganz einfach und ausdrücklich und ergreift die ihm gebotene Gelegenheit im Fluge; er sendet seiner ehemaligen Freundin den gedruckten Brief, worin er vor Jahren dem Herrn Bischof von Straßburg die Gründe seiner Bekehrung entwickelte. Die Sendung begleitete er mit folgenden Worten:

„Ich bin durch Krankheit und vielfache geschäftliche Sorgen hingehalten worden; für die schmeichelhaften Abschnitte, die Sie mir Unwürdigen und Obskuren in Ihrer Autographie widmen, wollte ich Ihnen meinen besten Dank zu Füßen legen. Einer Selbsttäuschung kann ich mich nicht hingeben. Ein Dämon bin ich nicht, aber noch viel weniger „ein Engel". Ihre Nachsicht geht zu weit. Doch verhehlen will ich nicht, daß Ihr überschwängliches Lob mir zu Herzen ging. Aus der Ferne das Echo seiner eigensten Gefühle zu vernehmen, ist nun einmal sehr angenehm; auch unver-

diente Belobung aus dem Munde eines Freundes rühret unendlich; Sympathie braucht man in diesem Leben. Sie dichten mir, ich weiß es, die heiligen Eigenschaften an, die für Sie das Ideal der Freundschaft bilden. Dem edlen Ziele, das Sie mir vorhalten, muß ich, werde ich zustreben, das sei mein bester Loskauf! Vor den Augen Gottes und der Welt muß ich mich meiner Fehler je mehr und mehr entledigen. Die Welt verlangt das Unmögliche von den allzusehr Belobten. Wie gut oder schlecht ich mich nun aus dieser Klemme ziehen mag, tausend Mal Dank, daß ich Ihnen immer noch gegenwärtig bin.

„Ach, theuerste Freundin, warum bin ich kein Engel? Auf meine Zuneigung für Sie, auf mein höheres Bewußtsein mich stützend, würde ich Ihnen zurufen: „Legen Sie Ihre Hand in die meine, heben Sie Ihre Augen zum Himmel empor: zusammen wollen wir hinwandern durch die eiskalte, finstere Welt, Lob singen Gott in der Höhe, und seine Vorsehung, seine Güte durch unser Eingreifen in das Leiden der anderen bethätigen. Ich würde Ihnen zurufen: Ihr Genie ist unbegrenzt, in die Tiefen der Gemüther dringt Ihr Scharfblick, in ihren Gemälden spiegelt sich die Natur. Sie erschüttern die Seele in ihrer Grundfeste, Sie sind edelmüthig und ohne Falsch, das Niedere, das Gemeine, das Eigennützige stimmt Sie zur Trauer oder stachelt Sie bis zur Entrüstung: Sie sehnen sich nach dem Ideale, dem Vollkommenen; dort nur ist Ihre Heimath, dort allein findet Ihr hohes Gemüth seine Befriedigung. Dieses Ideal ist für Sie, für jeden Gutgewillten, erreichbar; es liegt

offen im Christenthum, im Katholizismus, in dieser göttlich geoffenbarten Philosophie, vor welcher jedes andere System zum Kinderspiele wird. Nicht anderswo suchen Sie Ihr Ideal, beugen Sie sich in Demuth und Sie werden fernerhin wachsen im Geiste; beten Sie zu Gott um Erleuchtung, er wird Sie zu unsterblichen Werken, groß wie sein Name, begeistern. Wenn Sie einlenken auf diesen Pfad, wenn Sie darin beharren, da, ich weiß es, wird Gott sich herablassen auf Sie, sie werden zunehmen an Stärke, an Glückseligkeit, an Hingabe; die vom heiligen Geist Ihnen eingegebenen Schriften werden in den fernsten Aeonen nicht untergehen."

Bei diesen Worten verstummt jeder Kommentar. Auch George Sand's Antwort, die ich leider nicht ganz mittheilen könnte, ist mit dem Stempel der höchsten Beredsamkeit gekennzeichnet. Im Fluge geschrieben, ist sie dennoch der Ausdruck einer unerschütterlichen, persönlichen Ueberzeugung; auch wer die Ansichten der „Meyerin von Nohant" nicht theilt, würde ihrem freimüthigen Bekenntniß dennoch seine Anerkennung nicht versagen. In beiden Persönlichkeiten verkörpern sich die zwei Systeme, die immer und einzig in dem Reiche der Geister sich entgegenstehen: der unabhängige Gedanke und die Unterwerfung unter die tausendjährige Autorität, die in der römischen Kirche wurzelt. George Sand weist sanftmüthig und doch fest die Versuche Richards zurück; sie wird nicht in die universelle Kirche heimkehren.

Richard mochte wohl die abschlägige Antwort voraussehen. Ein gestählter Geist, wie wir uns George

Sand vorzustellen berechtigt sind, läßt sich nicht durch den elegantesten Brief des besten Freundes bekehren; nur ein Donnerschlag, ein überirdischer Blitz aus heiterer Höhe, auf einer Straße nach Damaskus, nur ein ungeheures, unseliges Geschick könnte solch ein Wunder bewirken. In dem gewöhnlichen Lebensgang mochte George Sand wohl den Vermittler zwischen Himmel und Erde entbehren. Sie kam damals gerade von Rom zurück und brachte von dieser Reise einen Eindruck nach Hause, wie ihn der Augustiner-Mönch von Wittenberg empfand*).

In Richards Bekehrung, in seiner Unterwürfigkeit unter die Kirche, erkannte George Sand „den Muth des Herzens". „Was mich betrifft", fügt sie hinzu, „ich verwerfe, was sich zwischen mein schwaches Gesicht und die göttliche Sonne stellt". Sie befaßt sich nur mit der Idee und will nicht, daß irgend eine Disciplin den zu suchen abhalte, der zum Suchen anhält, damit man besser glaube. Sie erklärt der Doktrin, die ihren Freund gefangen nimmt, den Krieg keineswegs; aber sie selber nimmt keine aufgedrungene Regel an. „Glaubst du dich bemüssigt, einen von der gütigen Versehung geduldeten Versucher anzunehmen, so sprich dies nicht aus gegen mich, mein Freund; du würdest damit den Glanz verwischen, der für mich deinen einfach großen Geist umsäumt. Du hast logisch gegen dich selbst gehandelt; du wolltest nicht auf halbem Weg stehen bleiben, nachdem du dein Ideal gefunden."

Es läßt sich die Kontraverse, die sich Georg Sand

*) Sie spricht in einem ihrer Briefe von „Satanas Antonelli."

gegen Richard erlaubte, somit leicht errathen. Ihr Verstand gab dem Freunde Unrecht; ihr Herz sprach ihn frei; sie war gewiß froh, daß er in seinem Gebet ihrer gedachte, und beide somit in mysteriösem Gedankenaustausch blieben. Nicht umsonst hatte sie ihn mit dem Namen eines Engels begrüßt. Nicht von Jedermann mochte sie im Gebete bedacht sein.

In den zahlreichen Bänden der Sammelwerke von George Sand finden sich gewiß wenig Seiten, auf gleicher stilistischer und geistiger Höhe mit den Briefen an Richard; nur einige Proben konnte ich leider diesem Privatschatze entleihen.

Jedesmal, wenn sie an den Fernen schreibt, empfiehlt sie sich seiner Gattin: „Ich liebe sie, weil sie dich glücklich macht". Sie bittet wiederholt um zeitweilige Zeichen seiner Anhänglichkeit. „Sprich mir von Gott so viel du willst, vom Teufel so wenig als möglich, von meinem Ruhme niemals. Es wurde mir bei meiner Geburt ein Strahl von oben zu Theil; in dem Strahle sehe ich nur den hohen Geber".

Der autobiographische Bericht, wor n Richard seine Bekehrung erzählt, war nur als Manuscript gedruckt und an einige Freunde gespendet worden. Es lag durchaus nicht in dem Wunsche des Neophiten, daraus ein Manifest, eine Reklame an seine ehemaligen Glaubensgenossen zu machen. Er vermied das Aufsehen, das andere suchen; es schien ihm eine Verletzung des scheuen, demüthigen Gewissens, vor dem größeren Publikum solche Gedanken bloszulegen. Ich theile hierüber ganz Richards Ansicht. In einer andern Sphäre war dem nicht so; der Director von Stephans-

feld wurde wider Willen auf einen weitern Schauplatz herbeigezogen. Eine Korrespondenz mit Louis Veuillot enthüllt seine inneren Kämpfe, als man ihm die Veröffentlichung seines Schreibens an den Bischof zur Gewissenssache machte. „Ihr Vorhaben", schreibt er im Juli 1855 an Veuillot, „meine Autobiographie in das „Univers" einzurücken, erschreckt mich über die Maßen. Es ist nicht die Furcht, meine Bekehrung öffentlich zu bekennen, die mich zurückhält, aber andere Persönlichkeiten als Freunde und Verwandte in das Innere eines obskuren Lebens einzuführen, das scheint mir eine Verletzung der Seelenschamhaftigkeit. Auch nenne ich andere Personen; ich spreche über Herrn von Lamennais ein Urtheil aus, welches, von den Lippen eines alten Freundes des berühmten Mannes ausgehend, sehr ungeziemend scheinen dürfte. Ich bitte Sie, meine Einwendung im stillen Kämmerlein vor Gott abzuwägen.

„Man glaubt gewöhnlich, die Protestanten seien übelgesinnt, nicht redlich; man stachelt sie auf und zieht sie nicht an sich. Ich kenne deren mehrere, mildthätige und verehrungswürdige. Sie trügen sich theoretisch in der Doktrin; ihr Herz ist eins mit der Seele der Kirche. Sie wären vollkommen, wollten sie in der Einheit aufgehen. Wir müssen für sie beten und hoffen.

„An die Mysterien unserer Religion darf man sich blos zitternd heranwagen. Die festen Köpfe selbst erfaßt dabei der Schwindel, die hellsehendsten Augen werden geblendet. In die Praxis muß man sich flüchten. Dort ist süße Ruhe und Trost; das Beispiel ist die beste Predigt."

Soll ich meine Leser um Verzeihung bitten, mich

so lange über die Bekehrung Richards ausgesprochen zu haben? es schien mir dieser Fall mit so vielen elsässischen Lebensfragen eng verwandt! ich schuldete diese Abschweifung dem Andenken des werthen, ausgezeichneten Mannes, dessen lebendiges, segenvolles Wirken zu beschreiben ich unternahm. Die früheren Glaubensgenossen Richards dürfen ihm seine Sinnesänderung nicht vorwerfen; Richard blieb ihnen brüderlich verbunden. Und die katholische Gemeinde darf ebensowenig sich dem Wahne hingeben, daß Richard die Leidenschaften irgend einer Partei ergriff. Richard war ein Christ; in der Kirche seiner Voreltern fand er, mehr als in der Kirche der Reformation, den vollen Inhalt der christlichen Lehre. Das ist alles. Ihm wurde das seltene Glück, alle seine Freunde auch nach seinem salto mortale zu behalten. Wenig Jahre vor seinem Tode besuchte er Genf, und wurde in der Stadt Calvins von seinen ehemaligen Genossen herzlich bewillkommt, als ob in der langen Zeit sich nichts zwischen sie und ihn gestellt. Sein Herz war so krystallklar, daß Jedermann seine tiefsten Gedanken herauslesen konnte.

In Stephansfeld nahm die kranke Bevölkerung von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat zu. Mit jedem Besuch eines Inspectors konnte Richard auf neue Ausdrücke unbegrenzter Bewunderung zählen. Der Ruhm suchte ihn heim, und doch hatte er keinen Finger ausgestreckt nach dem trügerischen Phantome. Im Jahr 1857 veröffentlichte ein Schriftsteller, ein Denker, Paul Janet, in der «Revue des Deux-Mondes» einen merkwürdigen Artikel über Stephansfeld, worin die Methode

des Vorstandes in der Behandlung der Irren auch für das größere Publikum klar vorgeführt wurde.

In dieser sympathischen Ideengemeinschaft mit befähigten höhern Beamten, mit Menschenfreunden, mit Christenseelen, mit berühmten Autoren lag für Richard das Gegengewicht vielfacher, nicht auszusprechender Seelenleiden und Verluste. Frau Rauscher, Antigone von Manen, mehrere Mitglieder seiner eigenen Familie gingen Schlag auf Schlag mit Tod ab. Lamennais Abscheiden (Februar 1854) war für ihn vielleicht weniger schmerzhaft; es bestand nicht mehr zwischen beiden Freunden dasselbe intime Verhältniß wie vor Jahren: in seinen Briefen scheint der große religiöse Tribune zurückhaltender, obgleich die Formeln der ehemaligen Freundschaft noch beibehalten sind. Um Lamennais hatte sich die Vereinzelung des höheren Alters eingestellt; die düstere Melancholie, die unabweisbare Gefährtin eines siebzigjährigen, mit Gott und sich selbst in Zwiespalt liegenden Greises, warf ihre Schatten auf die Mittheilungen an Richard. Stößt dem Director von Stephansfeld oder seiner Familie irgend ein Unfall zu, da bezeugt Lamennais auf der Stelle sein Beileid; doch sieht man in allen seinen Briefen die dunkeln Todesschatten heraufziehen.

So schreibt er am 3. August 1853:

. . . Das Vergnügen Sie wiederzusehen, nach so langer Trennung war für mich so groß wie für Sie; doch währte die Freude nicht lange. Sollten glückliche Umstände Sie nach Paris zurückführen, Sie hier zurückhalten, da würde, so scheint mir, mein selbstgewähltes Einsiedlerleben, so traurig durch die Leere,

die sich um den Einsamen bildet, ein ganz anderes werden. Die Gegenstände für unsere Unterhaltung wären unerschöpflich. Nichts kömmt in meinen Augen dem Reize des frei ausgesprochenen Gedankens gleich. Was liegt an der Verschiedenheit, an dem Contraste der gegenseitigen Ansichten! Wenn sich nur die Herzen verständigen! Was bliebe zu sagen übrig, hätte man immer die gleichen Gedanken wie die Freunde? Die Hauptsache bleibt das Erforschen, das Streben nach Wahrheit; sucht man redlich, da findet man, soviel uns bei der Infirmität unseres Geistes gestattet ist. Wissen Sie, wo das größte Hinderniß bei diesem heiklen Forschen liegt? Im Einfluß, den uns unbewußt, die Atmosphäre, worin unsere Intelligenz groß geworden, auf uns ausübt. Deßhalb ist der Fortschritt des menschlichen Geistes so langsam, und oft während langen Perioden kaum sichtbar: deßhalb ist das Studium der Geschichte so wichtig, und ihr Verständniß so schwierig. Wir werden geboren, wir leben, wir sterben in einer schlecht gezimmerten Kiste; unser Horizont geht nicht weiter. Die Kühnsten unter uns bohren ein Loch in die Seitenwand der Kiste; ein Lichtstrahl dringt hinein; und die Insassen, geblendet, erschrocken, ergrimmt, schreien Mord und Zeter, verwünschen den Bohrer, und verharren in der tausendjährigen Finsterniß.

„Meine Uebersetzung des Dante ist zu Ende geführt; eine Einleitung ist unbedingt nothwendig; ich habe damit begonnen, wider Willen, nicht daß ich vor der etwas langen Arbeit zurückscheue, aber ich sehe den Zorn meiner Widersacher voraus. Man wird mir das Anbohren der Kiste nicht verzeihen. Was kann ich dafür!

„Angenehm wäre mir's, theurer Freund, Sie inmitte ihrer Familie zu sehen; meine besten Wünsche für euch alle! Mein Alter, meine Gesundheit, meine abnehmenden Kräfte verhindern mich am Reisen. Es bleibt mir nichts übrig, als die Hoffnung, Sie wieder hier zu sehen; ich erwarte Sie spätestens mit nächstem Jahre. Kleine Ausflüge und Spaziergänge habe ich immer vor, führe solche aber nicht aus. Warum denn nicht, werden Sie mir sagen. Ach! eine der betrübtesten Erfahrungen des Alters besteht in der Einsicht, daß man zwanzigmal im Laufe des Tages im Unrecht gegen sich selber ist, und sich doch nicht bessert.

„Man befürchtet hier eine schlechte Ernte. Die Zukunft erscheint auf keine Seite hin rosenfarbig. Wäre ich Eins mit dem Volke, da ginge mein Wunsch dahin, allesammt nach Stephansfeld verpflanzt zu werden. Herzlich der Ihrige."

Mit dem Pflanzengarten blieben David Richards Beziehungen immer gut; Geoffroi St. Hilaire's Tod brachte darin keine Unterbrechung. Für die Wittwe und den Sohn des berühmten Naturforschers hat Richard nur Worte der Verehrung. Herr Isidor Geoffroy St. Hilaire verliert seine junge Gattin; da bricht Richard in heftige Klagen aus. „Bis jetzt", schreibt er an die Schwiegermutter der Abgeschiedenen, „waren Sie in Ihrer schönen, zahlreichen Familie gesegnet; Sie verdienten vollauf dieses Glück; wir konnten uns nicht denken, daß je ein Blatt aus diesem frischen Kranze abfallen würde. Ein unsäglicher Schmerz ergreift uns, jetzt, da die schöne Himmelsblume, Ihre Tochter, in die Heimath verpflanzt ward. Wir beten

zu Gott, er möge Sie befestigen in Ihrem Muth, und Ihren mütterlichen Worten siegreiche Kraft verleihen."

Für Richard verfinsterte sich der Horizont immer mehr, bevor er an die Schwelle des Greisenalters trat. In einem Momente lebhafter, persönlicher Leiden, flüsterte er mir die schmerzlichen Worte zu: „Gott stellt bisweilen seine geliebten Kinder auf eine grausame Probe." Er hielt sich augenscheinlich, inmitten fürchterlicher Familienereignisse, nur durch den unerschütterlichen Glauben an Gottes Gerechtigkeit und Barmherzigkeit aufrecht. Das Pflichtgefühl im täglichen Berufe, die Liebe seiner Gattin wurden ihm zur sichtbaren Stütze. In einem Schreiben an den befreundeten Director von Maréville, den Doctor Morel, legte er, mit wenig Worten, einen Theil seines Glaubensbekenntnisses nieder: „Das wahre Mittel, auch physisch nicht herunter zu kommen, besteht in einem wahrhaft christlichen Leben." Das Geheimniß seiner bis ans Ende ausdauernden Kraft lag in dieser Ueberzeugung.

Richard verschied den 11. Juli 1859, kaum 53 Jahre alt; die Abnahme im Greisenalter ward ihm erspart.

Sein Leichenbegängniß wage ich nicht zu schildern, nicht die starre Betäubung der Kranken von Stephansfeld, nicht die stumme Trauer der Gehülfen, nicht das Herbeiströmen der Freunde von Straßburg und dem Elsaß. Das war nur der öffentliche Ausdruck des Beileids. Wer hat damals die insgeheim vergossenen Thränen gezählt? wer in die Goldwage geblickt, worin eine höhere Hand die Verdienste des braven und treuen Dieners abwägt.

Goethe hat am Grabe seiner Freundin, der Herzogin Amalie von Weimar, Worte gesprochen, die von Sylbe zu Sylbe auf David Richard anwendbar sind:

„Das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hin„scheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr „Verweilen auf der Erde: daß sie uns von derther „gleich Sternen entgegenleuchten, als Richtpunkte, wo„hin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme „unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß diejeni„gen, zu denen wir uns als Wohlwollenden und Hülf„reichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen „Blicke nach sich ziehen, als Vollendete, Selige."

Namen- und Sachregister.

Seite.

Akademie von Straßburg . . 19
Amalie, Herzogin von Weimar 307
Andrieux (Dichter) . . . 112. 235
Anleihen zu Straßburg . 114. 148
Annuaire du Bas-Rhin . . . 19
Anthropologische Gesellschaft von Paris 238
Apffel (von Weißenburg), sein Testament . . . 132. 137. 138
Appel-Hof zu Kolmar 29
Archeologischer Congreß zu Straßburg a. 1859 155
Archivwesen im Niederrhein . 47
zu Straßburg 28. 44
Armen-Kolonien 29
Armen-Kolonie von Ostwald . 125
Ateliers de Charité 129
Auswanderung 56
„ aus Straßburg 174 u. ff.
Bähr (Geheimrath) 196
Bancalis (von), Generalrath und Maire von Gerstheim . . . 54
Banksuccursale zu Straßburg . 187
Barmherzige Schwestern zu Straßburg 140
Barr, Gertweiler, Goxweiler, Burgheim und Heiligenstein; Waldprozeß von Straßburg mit diesen Gemeinden 108
Belagerung von Straßburg 162—183
Schlacht von Wörth 162
Vorläufiges Fortbestehen des Generalraths 162
Belagerungskosten v. Straßburg 185
Berkheim (Baron von), badischer Bevollmächtigter 31
Beschreibung des Unter-Elsasses 65
Beyle, rouge et noir . . . 235
Bibliothek von Straßburg; Zerstörung derselben 164
Bierconsum zu Straßburg . . 34
Bischoff, Delegirter von Basel . 172
Bischweiler und seine Fabriken . 13
Blokade von Straßburg, 1815 . 85
Boersch (Charles), Redakteur des Niederrheinischen Kuriers 112. 121
122. 134. 141

Seite.

Derselbe, provisorischer Präfect des Niederrheins 178
Brackenhoffer, Maire von Straßburg 84
Brantôme, Professor der Chemie 92
Brie (Jean de), Kaiserlicher Präfect 24
Bruch (Doctor), Dekan der theologischen Fakultät 196
Brumath (Hospiz von) u. Pfarrer Köhler 286
Bon sens (le) . . 245. 248. 293
Bouthillier (Graf von), Königlicher Präfekt 24
Büren, Delegirter von Bern . . 172
Burger, Präfecturrath 21
Buß, Professor zu Freiburg i. B. 196
199
Caster (General) 3
Caumont (von), Archäolog 123. 194
Champy, Municipalrath) . . . 98
Chanal, Präfect 55
Chaperon, Ingenieur . . 116. 117
Châtelain, Maire von Straßburg 140
Chauffour, Ignace, Advokat in Colmar 108
Cholera 239
Choppin d'Arnouville, Präfect 36. 40
Codex diplomaticus v. Straßburg 125. 126
Coehorn (Baron v.), Generalrath 70
Concours régional in Straßburg, a. 1859 155
a. 1866 161
Confessionelle Zerwürfnisse zu Straßburg 159. 160
Contencin (de), General-Secretär der Gironde 258
Cottard, Rektor der Akademie von Straßburg 112
Coulaux, Generalrath, Maire von Straßburg 68. 69. 143. 144. 145
verläßt die Mairie 157
Coulmann (Vater), Notar und Generalrath 2
Coulmann (J. J.), Deputirter 2. 54. 57
Coumes, Ingenieur 66

Seite.

Couturat, Ingenieur 35
Dartein (Sylvestre), Generalrath 2 u. 3
Daubrée, Professor der Geologie 39
Decaze (Baron), Präfect . . . 26
Decazes (duc) 261
Degérando, der Philanthrop 193. 194
Departemental-Archiv, neues Gebäude 67
Departemental-Straßen . . . 71
Deputirtenwahl im Elsaß a. 1871 187
Didier (Charles), Literat, Freund David Richard's . 232. 233. 245
Dietrich (Fritz von), erster Maire von Straßburg 77
Dietrich (Generalrath) 16
Dino Compagni 246
Ducros, Divisionsgeneral . . . 161
Duméril, Professor in Paris . 234
Duperreux (Madame), ihre Stiftung im Hospiz 113
Dupuch, Bischof v. Algier . . 258
Dürckheim-Montmartin (Graf v.), Generalrath . . . . . [illegible]

Eckebrecht von Dürckheim (Gebrüder) 158. 159
Einquartierung der deutschen Krieger zu Straßburg . . . 183. 184
Eisenbahnen 44
von Basel nach Straßburg . 45
von Straßburg nach Paris 45—120
Agitation dafür 45
von Vendenheim nach Weißenburg 141
Eissen, republikanischer Commissar 137
Emigranten (elsässische) . . 8. 11
Encyklopedisch-rheinische Gesellschaft, Vorschlag zu ihrer Gründung . . . . . 200 u. [illegible]
Enfantin 243
Engelhardt (Moritz) . . 177. 180
Enquête über Industrie u. Ackerbau 55
Epsig (Pferdepost zu) . . . . [illegible]
Esmangard, Präfect 28
Eugène Sue 235

Faviers (Mathieu de), Generalrath . . . . . [illegible]
[illegible] . . . . . [illegible]
Finck, Professor 92
Flad, deutscher General-Secretär 184
Flüchtlinge von Fröschweiler . . [illegible]
Frauenhaus (das) von Straßburg 15
80
Friedensrichter 12

Seite.

Friedrich Barbarossa 61
Friedmann (Archivrath) . . . 194
Fririon, General 17
Fuchs, Philolog . . . . . [illegible]

Gail (von), Generalrath . . . 54
Gasparin, Minister des Innern und sein Sohn Agenor . . 110
Gefängnißwesen . . . 44. 54. 55
Generalrath (der) des Unter-Elsaß (Conseil général du Bas-Rhin) . . . . . 1 u. ff.
Mitglieder desselben im Jahre 1852 . . . . . 59—60
Geoffroy St. Hilaire . . 239 u. ff.
(Madame de) . . . 294. 305
Isidore Geoffroy St. Hilaire 305
Geologische Karte des Niederrheins 39
George Sand 237. 243 u. ff. 261 267. 268. 275. 276. 296. 298 299. 300.
Gérard, Generalrath und Präsident des Gerichtshofes v. Straßburg 54. 57
Gesangverein (elsässischer a. 1863) 156
Getreide-Ausfuhr in die Schweiz 8
16
Görner, Commandant der Feuerwehr 170. 178
Göthe 307
Goguel, Adjunkt des Straßburger Maires 190
Goldenberg (der jüngere), Generalrath . . . . . [illegible]
[illegible] (Zersplitterung desselben) 67. 68
Grundsteuer im Niederrhein . . 6
Guérin der jüngere, Maler . . 92
Guerrier de Dumast in Nancy 295
Guilleminot (General) 31
Gutenberg-Feier 115

Hallez-Claparède (Léonce), Generalrath . . . . 47—57
[illegible] . . . . . [illegible]
[illegible] . . . . . [illegible]
Hell (von), Admiral u. Generalrath 48
Hepp, Professor; organisirt den wissenschaftlichen Kongreß, 123. 196
Herrmann, Professor 11
Herrmann, Maire von Straßburg 79
seine Absetzung 82
Herzog von Angoulême in Straßburg . . . . . [illegible]

Seite.

Herzog von Berry in Straßburg 86
seine Ermordung 91
Herzog von Bordeaux 91
Herzog v Orléans, seine Heirath 110
111
sein Tod 46
Herzog von Montpensier . . . 50
zu Straßburg 128
Historisch-alsatische Gesellschaft . 65
Hördt, Armenasyl 71
Hortense Allard 235. 243
Hoßiz von Straßburg 13
Hoßiz Elisa, Stiftung der Familie Ratisbonne 153
Hospital-Archiv von Hagenau . 60
Huber, Adjunkt 190
Hugo (Victor) 245
Humann (Georg). Generalrath . 26
28. 33
Finanzminister 46. 121
seine Maßregeln, die Grundsteuer betreffend 119
Opposition der Municipalität 119
120
Humann (Theodor, Sohn), Generalrath 37
Municipalrath . . . 126. 143
Maire v. Straßburg 157
165 u. ff.
legt sein Amt nieder . . . 175

Imlin, Adjunkt 190
Industrie-Schule zu Straßburg 126
Israeliten im Elsaß . . 15. 18
Janet (Paul) 275. 302
Javouhey (Madame) 253
Jung, Bibliothekar 95

Kadaster . . . . . 9 u. 12
Kantonal-Aerzte 89
Karl der Zehnte in Straßburg und im Elsaß 32. 93
Kastner, Ingenieur 17
Kehl, Festung 7
Kentzinger, Generalrath . . . 28
Maire von Straßburg 89. 94. 99
Kergariou (Graf von), Königlicher Präfect 23
Kern, Professor u. Präfecturrath 120
Klebers Degen 91
Klein, provisorischer Maire von Straßburg 189
Klingenthal (Waffenfabrik von) 13
Klubs zu Straßburg 135
Koch, der Historiker, u. Tribun 81
Köchlin (Nicolaus), Unternehmer

Seite.

der Eisenbahn von Basel nach Straßburg 116
Kolbsheim, Schloß 3
Kölner Dampfschifffahrts-Compagnie 117. 118
Festlichkeiten zu ihrem Empfang 118
Kommunal-Güter 14
Kommunal-Werkstätten 57
Kongreß (wissenschaftlicher, zu Straßburg 192
Allgemeine Charakteristik 192—193
Kopp, Professor: über Dampfkraft und Elektro-Magnetismus . 200
Kraß, Maire von Straßburg und Generalrath 54
Municipalrath 126. 134. 135. 186
Kreutzer 194
Kreuzberg 196
Küß, Generalrath . . . 54. 57
Bürgermeister von Straßburg 175
180
Deputirter des Niederrheins . 187
seine Reise nach Bordeaux . . 187
sein Tod und sein Leichenbegängniß 188. 189
Lacombe (der ältere), Notar und Generalrath 3
Lacombe, Maire von Straßburg 106
110
Lacordaire (Pater) . . . 287. 288
Lambert (Joseph), Volksrepräsentant 3
Lamennais (de) 240. 242. 246. 247
253. 268. 281. 290. 291. 293. 301
303
Landschaftliche Szenen in Matters Werk 219
Laumond, Präfect 2
Lauth (Wilhelm), Volksrepräsentant 135
Lauth (Ernst), Maire v. Straßburg 190
Lerouz (Pierre) 276. 283
Levrault, Generalrath, Rektor der Akademie und Buchdrucker . 3
Lewald 196
Lezay-Marnesia, seine Thätigkeit 20
sein Tod 21
sein Monument 63
Liechtenberger, Advokat u. Volksrepräsentant . 54. 55. 57. 58
Municipalrath . . 95. 134. 142
Lienhardt (Johannes), Ackersmann und Generalrath 3

Seite.

Linder, Municipalrath 126
Lippmann, Adjunkt 157
Literarische Gesellschaft von Straßburg 65
Livio, Maire von Straßburg und seine Beigeordneten . . 78. 79
Löbell 196
Löning, Assessor 184
Lokale Gewohnheiten 49
Ludwig XVIII. 22
Lurburg (Graf von), deutscher Präfect 184

Magnan (General) 58
Marschall 68
Malleville (Léon de) . 262. 294
Malouet (Baron), Präfect 26 u. 27
Mana, Negerhospiz in der Guyane 252
Mancy (Antigone de) . 280. 303
Marie Louise (die Kaiserin) in Straßburg 84
Marine-Werkstätte in Straßburg 16
Martin (Eduard), Advokat und Municipalrath 106
Mathieu (Appelrath) 110
Matter, allgemeine Charakteristik 209
—211
Studien-Inspektor in Paris . 211
kehrt nach Straßburg zurück . 212
Einzelne Kapitel seines Werkes über Deutschland . . . 212—217
Migneret, Präfect . . . 64. 67
seine Thätigkeit 65
Militäraufstand in Straßburg, September 1815 . . . 87. 88
Militärschule (medizinische) zu Straßburg 156. 161
Mittermayer 194. 196
Monet, Maire von Straßburg . 78
Morel (Dr.), Direktor der Irren-Anstalt von Marèville . . . 306
Moris, Adjunkt des Maires von Straßburg 94
Montbrison (Bernard de), Generalrath u. Rektor der Akademie 2
Municipalität von Straßburg . 134
Municipal-Commission v. 1854 . 147
im August u. September 1870 166 u. ff.
Municipalrath von Straßburg
im Jahre 1806 82
im Jahre 1816 89
im Jahre 1831 96
im Jahre 1835 106
seine Auflösung a. 1854 . . 146

Seite.

im September 1871 190
allgemeine Charakteristik . . 191
Municipalwahlen zu Straßburg a. 1852 . . . . . 142. 143
Münz, Notar u. Generalrath 54. 57

Napoleon I. in Straßburg im Jahre 1805 . . . . 81. 82
Napoleon, Präsident der Republik zu Straßburg 139
Napoleon III. und die Kaiserin Eugenie in Straßburg a. 1857 154
National (le) 293
Nationalgarde von Straßburg, ihre Auflösung 103. 104. 105. 140
Nationalgarde von Straßburg u. Freischützen-Compagnie a. 1870, die Feuerwehr von Straßburg 162
National-Versammlung (Wahlen zur) 135
Nau de Champlouis, Präfect 33
Nebel (Generalrath) . . 19. 39
Neuhof (katholische Kirche zu) . 105
Niederbronn (Bad) 31
Normalschulen für Mädchen . . 48

Odillon-Barrot 139
Oeffentlicher Unterricht 103. 122. 138
139
Oken (Naturforscher) 194
Octroi von Straßburg 59. 100—102
am Rhein 36
Orangerie von Straßburg . . 18
Orioli 241
Ostermann (Notar u. Generalrath) 4
Ostwald (Armenkolonie zu) 113. 122
127. 200
Ueberführung junger Sträflinge nach Ostwald . . . . 52 u. ff.
junge Sträflinge zu Ostwald . 137
Ostwald und Illkirch (Wald-Prozesse von) 91

Palais (von Straßburg), Streit deßhalb mit der Domänenverwaltung 99. 145. 179
Napoleon III. nimmt es als Kaiserlichen Palast an . . . 145
Pennarum (Generalrath u. Maire von Schlettstadt) 54
Permon (von), Polizei-Präfect in Straßburg 89
Persoz, Professor der Chemie . 105
Pferdezucht 29
Pitois, Divisionschef der Präfectur des Niederrheins . . . 49

Seite.

Präfekturgebäude in Straßburg, Streit mit der Mairie deßhalb 153
Preissac (de), Präfekt der Gironde 257. 261
„ (Madame de) 294
Prêts d'honneur 57
Pron (Baron), Präfect 69. 70. 72
entsagt seiner Stellung . 174 u. ff.
Protestantische Akademie . . . 83
Protestantische Kirche im Elsaß 56

Räß (Coadjutor) . . . 115. 116
Bischof von Straßburg . . 296
Rauter, Professor 97
Rapp (General) . . . . . 87—88
Raspieler, Advokat 93
Rauscher (Frau), Tochter Oberlins 280
285. 288. 295. 303
Rechnungswesen (das) von Straßburg 128
Reibell, General 70
Reichard (Max), Pfarrer; Verfasser der Broschüre: „Aus den Tagen der Belagerung Straßburgs“ . . . . . 221 u. ff.
seine Vorgänger 222
Charakteristik seines Werkes . 222
223
Renaudon, republikanischer Präfect 53
Renouard de Bussièrre (Vater), Bankier und Generalrath . . 19
Renouard de Bussièrre (Alfred), Generalrath . 52. 68. 143
Renouard de Bussièrre (Léon), Generalrath 68
Restauration der Bourbonen 86. 88
Revolution von 1848 . . 133. 134
Revue encyclopédique . 243. 293
David Richard Mitarbeiter . 238
Revue indépendante . . . 276
Rheinarbeiten und -Dämme . 7. 35
37. 43
Rheinfähre zu Lauterburg . . 47
Rhein-Grenz-Regulirung . . 30
Rhein- und Marne-Kanal 31. 49
Rhein- und Rhone-Kanal 19. 93
Rheinbrücke 80
Rhein, Ueberschwemmungen 1851. 1852 . . . . . 61. 62. 63
Richard (David), Director von Stephansfeld . . 41. 227 u. ff.
Charakteristik 227. 229
seine Kindheit u. Jugend 229. 231
Aufenthalt in Pisa 231

Seite.

Aufenthalt zu Rom . . . 231
zu Paris 232
Rivoire (Mlle), David Richards spätere Gattin 254. 259. 260. 268
Roederer (Dr. Julius) 272
Roederer, Senator in Straßburg 85
Roemer, Delegirter von Zürich . 172
Ronge u. der Neu-Katholizismus 218
Rousseau (Jean Jacques) . . 249

Saglio (Florent, Vater), Generalrath 38. 46
Saglio (Alphons), Generalrath 47. 182
Saglio (Michael), Generalrath . 19
St. Marc Girardin 235
St. Marx, Wohlthätigkeitsbureau von Straßburg 127
St. Thomasstiftungen 63
Angriffe dagegen . 149. 150. 151
152. 153
Saum (Generalrath) 19
Schaal (Generalrath) 27
Schadow (vor Düsseldorf) 194. 195
Schattenmann (Generalrath) 37. 51
Schauenburg (von), Divisions-General 19
Schauenburg (Baron von), Pair von Frankreich 51
Präsident des Generalraths . 121
Schmidt (Professor) 196
Schnaase (Professor) 196
Schnegans (Valentin), Municipalrath 102
Schnegans (Ludwig), Archivar . 136
Schuldtilgung zu Straßburg 131. 132
Schuler (Theophil) 154
sein Gemälde des glückhaften Schiffes . . . . . 154—155
Schützenberger (Friedrich), Adjunkt des Maires . . 107—109
Maire von Straßburg 47. 51. 97
102. 110
zerfällt mit dem Präfecten 130. 136
Schweizer-Delegirte zu Straßburg . . . . . 170 u. ff.
Schweiz (Revolution von 1847) 288
Schwilgue und die astronomische Uhr 124. 125
Ségalas (Professor) 234
Sémelé (Graf von), Platz-Gouverneur von Straßburg . 87. 88
Sengenwald (Vater), Generalrath 48
„ Julius . . . 130. 131
über Koncurrenz 199
Sers (Louis), Präfect des Niederrheins . . . . 40 u. ff. 262

Seite.

Shée, Präfect 14
Senator 19
Silberman (Municipalrath) 122. 123
Soldan (Professor) 196
Sparkasse von Straßburg . . 100
Spaziergänge von Straßburg . 107
Spindler, Kapellmeister . . . 84
Spurzheim 237
Statistische Uebersicht des wissenschaftlichen Kongresses . . . 197
Steiner (Agronom) . . . 112. 142
Steuereinnehmer 13. 16
Stellvertretung in der Armee . 56
Stephansfeld (Irrenanstalt von) 35 60. 262
Stöber (Elias), Generalrath . . 4
Stolz (Professor u. Generalrath) 54 58
Strauß-Dürckheim, Naturalist; sein Vermächtniß an Straßburg 158
Straßburg, Stadt und Universität im Jahre 1770, von L. Spach 199
Straßen im Niederrhein . . . 36
Striedbeck (Municipalrath) . . 100
Strohl (Municipalrath) . . . 150
Subscriptions-Liste für die Armee im Jahre 1810 85
Sütterlin (Generalrath) . . . 54

Tabak-Pflanzung 19
do. Monopol 26
do. Manufactur 160
Teste, Minister der öffentlichen Arbeiten 116. 117
Thanvillé (Schloß) 3
Theater von Straßburg 90. 132. 133
Theuerung im Elsaß a. 1846 u. 1847 50
Theuerungsjahr von 1816 25. 129
Tomaico 246
Transit über Straßburg . . . 7
Traut (Anwalt u. Municipalrath) 143
Adjunkt 150
Türckheim (Bernhard Friedrich v., Vater), Banquier, Generalrath und Deputirter . . . 4. 22
Maire von Straßburg . 77. 78
Türckheim (Friedrich von, Sohn), Generalrath 25

Seite.

Derselbe, Maire 94. 95. 98. 99 100. 101. 106
Präsident des protestantischen Directoriums 106

Uebergabe von Straßburg . . 182
Uhrich, Divisionsgeneral, Gouverneur von Straßburg . . . 165
sein Ehrendiplom von Straßburg 180
Union (l'), Gasgesellschaft . . 112
Unterricht (öffentlicher) 10. 11. 12 14. 34. 40. 42. 50

Valentin, republikanischer Präfect 177. 179
Vaulchier (marquis de), Präfekt 27
Verfassungs-Revision 57
Veuillot (Louis) 301
Vizinal-Eisenbahnen . . 65. 66
do. Wege 43
Voltz, Ingenieur, Geolog . . . 39
Professor der Mineralogie . . 95

Warnkönig 196
Wangen v. Geroldseck (Generalrath) 4. 18
Maire 83. 144
Wencker, Kommunal-Archivar . 61
Wendt (Geheimrath) von München 194
West (Cäsar), Präfect . 57. 63. 143 144
Westphälischer Friede; seine Feier in Straßburg 136
Weyer (Adjunkt) 190
Willerhof (Institut) 48
Wissenschaftlicher Kongreß zu Straßburg 123
sein Schluß 201. 203
Nachruf an denselben von L. Spach 203. 207

Zachariä (Professor) . . 194. 196
Zersetzung der imperialistischen Partei im Niederrhein . . . 69
Ziegler (Patrizische Familie) . 109
Zimmer (Notar und Municipalrath) 145. 146
Zivilstands-Register 14
Zopf, Adjunkt 176. 179
Zorn von Bulach (Generalrath) 19

Berichtigungen.

Seite	97,	linea 10:	Champy, statt Chamby.
„	129,	„ 7:	betonte, „ betonen.
„	199,	„ 12:	auf den, „ auf dem.
„	200,	„ 3:	panegyrisirte, statt panagyrisirte.
„	214,	„ 12:	Panegyriker, „ Panagyriker.
„	217,	„ 26:	machte, statt mache.
„	226,	„ 23:	dem darangeknüpften, statt das darangeknüpfte.
„	227,	„ 18:	Zeugniß, statt Bezeugniß.

Straßburg, Druck von Fr. Wolff. — 904

Inhalt.

Seite.

Vorwort . . . . . .

1. Der Generalrath des Unter-Elsaß. Seine Anfänge . 1
2. — Außerordentliche Session im März 1815 . . 22
3. — Unter der Restauration 24
4. — „ „ Juliregierung 32
5. — „ „ zweiten Republik 53
6. — „ „ dem zweiten Kaiserreich 61
7. Die Municipalität von Straßburg. Geschichtlicher Ueberblick der inneren Verwaltung von 1800—1870 76
8. Der wissenschaftliche Kongreß zu Straßburg im September und October 1842 194
9. Matter. Deutschland im Jahre 1845. Von einem elsässischen Franzosen beurtheilt 208
10. Aus den Tagen der Belagerung Straßburgs. Von Max Reichard 221
11. David Richard und das Irrenasyl von Stephansfeld 227

Author Spach, Ludwig
Title Moderne Culturzustände im Elsass.
3 vol. in 1.
11693
HG
S7325m

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU